Historisch-romantische Skizzen

aus

Rom und Griechenland.

Von

Carl August Buchholtz.

Berlin, 1804.

Bei Johann Friedrich Unger

Wenn ich es wage, Ihnen, Madame, dieſe Blätter zu überreichen, ſo würde ich vergebens leugnen, daß ich einigen Werth auf ſie lege; denn wer den Grazien zu opfern wünſcht, bricht die Blumen, die er am ſorgfältigſten pflegte.

Möge es auch nur das beſcheidene Veilchen, nur eine einfache Feldblume ſeyn, die ich Ihnen darzubieten habe; wenigſtens wünſchte ich, Ihnen Roſen flechten zu können, und wenn meine Kräfte meinen Wünſchen nicht entſprechen, ſo blicken Sie mit der nachſichtsvollen Milde auf ſie herab, der dieſe Verſuche ſo ſehr bedürfen! Nehmen

Sie ihn denn freundschaftsvoll entgegen, diesen prunklosen Kranz, ist er gleich Ihrer unwürdig, den ich, durchdrungen von der höchsten Bewunderung und der reinsten Achtung und Ehrfurcht für Ihren höhern Geist und Ihre Tugenden, Ihnen zu winden wagte.

Möge Ihr Geist, wenn Sie diese Zeilen einer Durchsicht würdigen, das alte thatenreiche Rom umschweben, dessen ehemalige Größe wir noch in seinen gesunkenen Trümmern bewundern, und in dessen Ruinen Sie selbst wandelten; und mögen Sie dann, wenn der Schleier sich Ihrem Auge entrückt, der die graue Vorwelt deckt, mögen Sie dann die Gefühle theilen, die auch mich durchbeben! —

Carl August Buchholz.

Vorrede.

Die folgenden Aufsätze, die zum Theil aus den bekanntesten lateinischen und griechischen Klassikern, zum Theil aus obscuren Autoren, wie Lactantius, Suidas, Philostorgius u. s. w. entlehnt sind, sind, wie man das nicht verkennen wird, mit sorgsamem Fleiße und gründlichem Studium geschrieben, und nach mühsamer Feile dem Drucke übergeben. Bei dem unabsehbar weiten Felde, das mir zur Bearbeitung offen lag, konnte mir zwar die Auswahl nicht schwer werden, aber es ließ sich dennoch nicht vermeiden, daß sich nicht hier und da etwas Trockenes einschlich; auch hatte ich bei meinem Plane: historisch-romantische Skizzen zu schaffen, oft und besonders beim Dialog mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die zwar nicht in

die Augen fallen, aber darum nicht minder schwer zu übersteigen blieben.

Der zweite Theil, dessen Erscheinung die Aufnahme des gegenwärtigen bestimmen wird, wird die Gemälde aus Griechenland enthalten, wo ein Alexander, Leonidas, Timoleon, Cleomenes u. s. w., und eine Arbianassa, Aspasia, Lais u. s. w. einen noch reichhaltigern Stoff darbieten wird. — — Ob aber ein anspruchloses Werk dieser Art, das größtentheils nur für in die römische Literatur eingeweihte Jünglinge geschrieben ist, in diesem romanlustigen Zeitalter sein Publicum finden wird, ist eine Frage, die nur die Zeit beantworten kann.

Geschrieben im Sommermonate 1803.

Inhalt.

Das Erdbeben bei Catanea. . . Seite 1

Horatius. . . . . — 7

Die Verbannung der Tarquinier. . — 19

Lucretia. . . . . — 21

Brutus und seine Söhne. . . — 73

Cajus Mucius Scavola. . . — 92

Coriolan. . . . . — 133

Virginia. . . . . — 163

Camillus vor Falerii. . . . . — 191

Titus Manlius Torquatus. . . . — 199

Decius Mus. . . . . — 221

Scenen aus dem punischen Kriege. . — 229

Publius Cornelius Scipio. . . — 231

Metellus und seine Genossen. . . — 245

Bantius und Marcellus. . . — 254

Pacuvius und Perolla. . . . — 274

Vibius Virius. . . . . — 283

Rubellius Taurea. . . . — 297

Spartacus der Räuberhauptmann. Seite 305
Alexander und Septimius. . . . — 333
Catilina's Verschwörung gegen Rom. — 373
Porcia's Abschied von Brutus. . . — 435
Marc Aurels Leichenfeier. . . . — 447
Crispus und Fausta. . . . . — 471
Valeria. . . . . — 481
Rufinus. . . . . — 491

Das Erdbeben bey Catanea.

Pausanias X, 3.

Angſt und Furcht herrſchten in Catanea, ſeine unglücklichen Bewohner ſahen gewiſſen Tod vor Augen, und vermochten dennoch nicht ſich zu retten. Der Aetna hatte ſich entzündet. Mit furchtbarem Geprasſel und ſchrecklichem Donner brach das unterirrdiſche Feuer hervor, und ergoß ſich wie ein Flammenmeer über die Gefilde. Verwüſtung, Untergang und Verheerung folgten ihm; Städte und Dörfer ſanken in Aſche und Trümmer verwandelt; allenthalben thronte die Vernichtung. Auch Catanea war der drohenden Gefahr ausgeſetzt; von allen Seiten ſtrömten die Feuermaſſen herbey, die Wälder und Berge mit ſich fortriſſen. — Nirgends war ein Ausgang, nirgends ein ſchützendes Aſyl. Schon kam der wirbelnde Rauch in dichten Wolken näher

und näher; ſchon ſtürzten brennend die Mauern der Stadt; ſchon wütheten die Flammen in den Häuſern und Tempeln; ſchon irrten die Unglücklichen in banger Verzweiflung und dumpfer Fühlloſigkeit umher, als ein matter Strahl der Hoffnung ihnen zu dämmern begann. — Nahe bey Catanea lag ein erhabener Hügel, auf dem ein dem Jupiter geweyhter, vom Könige Sylvius erbauter Tempel ſtand; er allein ſchien dem drohenden Verderben zu trotzen; er allein blieb unzerſtört, und vom Feuer nicht berührt. — Auf ihn eilten Alle; haufenweiſe ſtrömte das Volk ihm zu, und ſchon glaubte man Alle gerettet, als plötzlich ein lauter Angſtruf, ein lautes Wehklagen in der Stadt ertönte. — Angſtlich erhob ein neunzigjähriger Greis, der mit ſeiner Gattin allein zurückgeblieben war, weil er den Eilenden nicht ſchnell genug zu folgen vermochte, die Hände gen Himmel, und flehte mit den rührendſten Klagen die unſterblichen Götter, wenn auch nicht ihn, doch die treue Gefährtin ſeines Lebens zu

retten. Umsonst! Näher wogte schon die Flamme; näher drang der erstickende Rauch; sinkende Trümmer, glimmende Lava umgab sie; — bewußtlos sanken beide zu Boden!

Mit Gefühlen, die für den schildernden Pinsel unerreichbar sind, sah das Volk die herzerschütternde schreckliche Scene; alle klagten, alle trauerten; aber keiner wagte mehr als zu bedauern! Da trennten sich plötzlich zwey Jünglinge, werth, daß die fernste Nachwelt ihre Namen aufbewahre und mit staunender Ehrfurcht und Bewunderung nenne, vom Haufen, und traten mit dem göttlich großen Entschluß, Retter der Unglücklichen zu werden, und ihr eigenes Leben nicht zu achten, hervor: Amphinomus und Anapis, — so hießen die Edlen — umarmten sich schweigend, und eilten dann den Flammen entgegen. Vergebens riefen ihre Mitbürger ihnen zu, ihr Leben nicht umsonst preis zu geben; vergebens winkten ihnen die Greise selbst, zurückzubleiben; sie achteten des nicht, und sprangen muthig über die brennenden Ruinen. Schon hat-

ten sie die kraftlosen Alten auf die starke, lastgewohnte Schulter geworfen; schon eilten sie mit ihnen vorwärts, als plötzlich eine ungeheuere Feuerwelle daher rauschte, und ihnen jeden Ausgang versperrte. »O ihr Götter!« schrieen sie, und schlangen ihre Arme inniger um die theure Bürde; »laßt sie gelingen, diese hehre That, und breitet schützend euren Fittig über uns!« — Dann drangen sie muthig vor, und siehe! wie vom Hauche der mächtigen Götter bewegt, theilte sich die Flamme, und ließ die Edlen unbeschädigt! Vom lauten Triumphgeschrey der Bürger begrüßt, kehrten die Heroen zurück; — man bekränzte sie mit Blumen; man errichtete ihnen Altäre, und nannte das Feld, auf dem sie diese große Handlung übten, das Feld der Frommen; eine Triumphsäule, die lange Jahre dauerte!

Horatius.

Schon ſtanden die Albaner den Römern gegenüber, ſchon waren die Schwerter gezückt, ſchon der Augenblick nahe, in dem die würgende Schlacht beginnen ſollte. — Da trat Metius, der albaniſche Feldherr, vor ſeine Schaaren, nahte ſich, von einigen Rittern begleitet, ohne Waffen, dem römiſchen Lager, rief den König — Hoſtilius war es, der ſich durch den Ruf ſeiner allbekannten Tapferkeit nach des weiſen Numa Tode auf den Thron ſeiner Väter geſchwungen hatte — hervor, und ſprach:

„Soll Roms Blüthe, ſoll die albaniſche Jugend, der Stolz und die Hoffnung des Vaterlandes, ſollen Tauſende der tapferſten Streiter fallen um eine vermeinte Beleidigung zu rächen? Nein, Tullus Hoſtilius! Nein, das wollen

die Unſterblichen nicht! Laß' uns das Blut unſerer Enkel und Söhne ſchonen, laß' uns auf eine andere Weiſe Roms Geſchick oder Alba's Schickſal entſcheiden! Laß' aus jedem Lager drey der verſuchteſten Krieger hervortreten und kämpfen, und dann entſcheide der Ausgang! Laß uns denn Jupiter, dem Vater und Erhalter aller Dinge, laß bey ihm uns ſchwören den feyerlichen Eid, daß kein Trug obwalte; daß unſer gegenſeitiges Wort durch Jahrhunderte gelte, daß des Siegers Staat über den des Beſiegten herrſche!« —

Eine lange Pauſe. Tullus ſchien nachzuſinnen, dann winkte er ihm Beyfall zu, und Metius erhob ſeine Hände gen Himmel, den Göttern zu danken, und kehrte froh zu ſeinem Heere zurück. — Und alſobald rüſteten ſich im römiſchen Lager die Horatier, und im albaniſchen die Curiatier, — drey Brüder, gleich an Jahren, Muth und Tapferkeit. Der Pontifex nahte dem Altare, vollzog das Opfer und ſprach die

Segensformel über sie; dann ergriffen sie das Schwert, und traten von den Ihrigen im lauten Triumphgeschrey begrüßt, hervor. — »An euch ist's« riefen ihnen die Krieger zu — »an euch ist's, die Götter eures Landes, euer Vaterland, eure Väter, Mütter und Freunde, eure Schwestern und Brüder zu schützen; an euch ist's, uns und unsere Freyheit zu erhalten! Auf! kämpft tapfer, und vernichtet die Sclavenfessel die uns droht; laßt uns frey, im freyen Vaterlande sterben!« —

Stolz auf ihr großes Loos, beseelt von Muth, traten dann die Kämpfer in den Kreis; Aller Blicke waren auf sie geheftet; — der Trompetenklang erscholl — der Kampf begann! — Mit Blitzesschnelle trafen sie zusammen, aber vergebens war ihr Bemühen, keiner ihrer Streiche traf, sie alle glitten am Schwerte des geübten Gegners ab. — Erst nach Ausgang einer Stunde schien der Kampf entschieden zu seyn. — Zwey der Römer waren gefallen, und nur Horatius, der Einzig-Übergebliebene, stand von

Wunden frey, den drey ermüdeten Albanern entgegen. Zu ungleich ſchien der Kampf; laut jubelte Metius mit den Seinen; — lautes Wehklagen erſchöll im römiſchen Lager; kaum daß ſie wagten dem Jüngling Muth einzuſprechen, ſo unwiderruflich ſchien ihr Verderben! Aber noch lauter ward ihre Trauer, als plötzlich Horatius im ſchnellen Laufe die Flucht ergriff. — Getrennt folgten ihm die Albaner, und jauchzten ſchon ob des errungenen Sieges; aber plötzlich wandte ſich der Schlaue, griff den Erſten in einiger Entfernung von den Übrigen an, ſtieß ihm, wie dem Zweyten, das Schwert in's Herz, und eilte dann mit dem frohen Ausruf — »Zwey Opfer ſchon, Jovis Jovis! Auch das dritte will ich dir bringen!« — auf den einzig übrigen Curiatier zu, dem ſchon aller Muth entſunken war, da er, mit Blut und Wunden bedeckt, einem noch ganz unermüdeten Feind gegenüber ſtand. — Kurz war der Kampf; — der Albaner fiel, und Horatius kehrte mit Spolien beladen zu den Seinen zurück, die ihn

mit lautem Freudengeſchrey begrüßten, und um ſo lauter jubelten, je gewiſſer ihnen ihr Untergang geſchienen hatte. — Im Triumphe zogen ſie aus, die Leichname der Ihrigen zu begraben: ſie ſcharrten ſie auf der Wahlſtätte ein, und errichteten ihnen an der Stelle, an der ſie für ihr Vaterland und Freyheit geblutet hatten, ein Ehrendenkmal. Mit verbiſſenem Grimme nahte Metius ſich dem Könige, den er im Geiſte ſchon zu ſeinen Füßen geſehn hatte, huldigte ihm mit anſcheinender Demuth und Unterwürfigkeit, indeß er ſchon mit Plänen ſchwanger ging das drückende Joch abzuſchütteln, und erbat ſich ſeine Befehle. — Froh über den ſo leicht erkämpften Sieg, war Hoſtilius zur Milde geneigt, legte ihm nur einen mäßigen Tribut auf, und erlaubte ihm ſogar die Waffen zu behalten. — Früh, am andern Morgen ſchon, brach er mit ſeinen Schaaren — an ihrer Spitze Horatius — auf, und zog triumphirend in Rom ein. Frohlockend begrüßte das Volk den Sieger; auch ſeine Schweſter kam ihm

glückwünschend entgegen: aber kaum vernahm sie, welchen Sieg er erkämpft habe, kaum sah sie den Feldrock ihres Geliebten, eines der Curiatier, der ihr schon seit Jahresfrist verlobt war, unter den Spolien ihres Bruders, als sie in einen lauten Schmerzensruf ausbrach, ihre Haare zerraufte, und mit den rührendsten Klagen sein Ende betrauerte.

»Unglückliche!« rief Horatius ihr entgegen — »Hast du vergessen, daß du eine Römerin bist? Sein Fall rettete das Vaterland; sein Blut erkaufte unsre Freiheit; sein Tod zerbrach die Sclavenfesseln, die unausbleiblich unser Loos gewesen seyn würde, — und du trauerst? —

»Ha, schweig, Verräther!« rief sie. »Die Stimme, die in meinem Herzen spricht, überschreit deine gleißenden Worte. Fleuch Mörder! Fleuch aus meinen Augen. Zerbrich dein Schwert, denn du schändest es, indem du die Bande der Natur, der Liebe und der Freundschaft zerschneidest; — und

fort mit dem Lorbeer von deiner Stirne, die ihn entehrt!« —

Und unter lauten Verwünschungen riß sie ihm den Kranz vom Haupte. —

»Ha, Elende! Stirb, und deine wahnsinnige Liebe mit dir!« — schrie der beleidigte Jüngling erbittert, und zückte das Schwert, das ihren Verlobten erschlagen hatte. — Sterbend sank sie zu Boden. — Aber kaum war sie geschehen die fürchterliche That, als zentnerschwer die Last des Bewußtseyns auf ihn fiel; zu spät! — Fruchtlos war seine Reue!

Mit Entsetzen und Abscheu war das Volk Zeuge der Greuelscene gewesen, vor wenig Augenblicken noch, hatte es mit Bewunderung und Liebe auf den Befreyer des Vaterlandes gesehn: — jetzt blickte es mit Verachtung und Zorn auf den Mörder eines wehrlosen Weibes, auf den Mörder seiner leiblichen Schwester. — Von allen Seiten drang man auf ihn ein; er ward gebunden und verhaftet. — »Auch das noch?« schrie er; rang wild, seine Ketten

in einander, und betrat in ſchmerzlicher Ve
zweiflung den Kerker. Zu grauſam ſchi
es dem König indeſſen, den Mann, de
der Staat ſeine Rettung, und dem die Bü
ger ihre Freiheit verdankten, — den Mann
der ſo ruhmvoll ſein Leben für das Vate
land gewagt hatte, zu verdammen. De
Geſetz beſtimmte ihm unwiderruflich de
Tod, aber er war zu gefühlvoll, es unt
dieſen Umſtänden in Vorſchlag zu bringe
und ernannte Duumvirn, vor deren Trib
nal die ganze Sache gerichtet werden ſo
te. — Der todte Buchſtabe galt; — ſ
ſprachen das Blut-Urtheil über ihn au
und befahlen dem Lictor, es zu vollſtrecke

Im ſtummen Schmerze war Publi
Horatius, der unglückliche Vater des B
klagten, Zeuge der Verhandlung geweſe
er liebte auch im Verbrecher den einzig
Sohn, und ergriff troſtlos das alleinig
Mittel, das Tullus zur möglichen Rettun
ihm darbot, — er forderte das Volk z
Entſcheidung auf. — Innig drückte er de
Jüngling an ſein Herz; — hob die ve

ihm erkämpften Spolien hoch empor und sprach:

„Vermögt ihr es zu sehen, Römer, daß dieser Jüngling, der euch Freiheit erkämpfte, der bis in die spätesten Jahrhunderte in Roms Annalen seinen Ruhm als Retter des Vaterlandes behaupten wird, der noch vor wenig Tagen im Siegesgepränge, von euch als euer Schutzengel im Triumph begrüßt, die Stadt betrat, die jetzt sein Blut vergießen will; — vermögt ihr ihn sterbend am Pfahle, blutend unter den Geisselhieben des Henkers zu sehn? — Vermögt ihr den Anblick eines Schauspiels zu ertragen, von dem selbst die Albanier ihr Antlitz wenden würden? — Auf Lictor, was säumest du? fessele die Hände, die für des Staates Wohlfahrt und Unabhängigkeit stritten; — verhülle das Haupt, das sich dem gewissen Tode für euch weihte; zerfleische den, der sein Leben für euch preis gab! — Fessele ihn an den verruchten Pfahl, — sey's nun hin-

nen oder außer Rom; — denn wohin könntet ihr ihn führen, wo er nicht Spuren ſeines Ruhmes, nicht Beweiſe ſeiner Thaten, wo er nicht die erkämpften Spolien, nicht das Grabmal der Curiatier, nicht die Mauern, die er erhielt, zu ſehen vermöchte? — Lebt ein Funke von Menſchlichkeit und Großmuth in eurer Bruſt; iſt einer unter euch, der Vatergefühle kennt, — der die Gefühle ahnet, die mein Herz zerreiſſen; o ſo beſchwöre ich euch, begnadigt ihn, vollendet ſein Unglück, und mit ihm das meine nicht, — und laßt den Greis, der ſechzig Jahre in eurer Mitte wandelte, nicht kinderlos leben, — nicht kinderlos ſterben!« —

Groß war der Eindruck, den ſeine Rede verurſachte; — gerührt blickte das Volk auf den leidenden Greis, gerührt rief es ihm Gewährung zu. Horatius war frei.

Die Verbannung der Tarquinier.

Lucretia

Brutus und ſeine Söhne

Cajus Mucius Scävola

Lucretia.

Römiſches Lager vor Ardea.

Sextus Tarquinius. Collatinus. Lucius Junius Brutus. Quintus Marcius. Titus Horatius. Sempronius. Hauptleute, Veteranen.

Marcius. Wie geſagt, Collatinus, nähre kein zu ſtolzes Selbſtvertrauen in dich und unſere Kräfte. Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, und ich zittere nicht! Aber hier — bei dieſer Überlegenheit des Feindes iſt Sieg unmöglich!

Horatius. Du haſt Recht, Quintus. Ardea iſt zu feſt verſchanzt, zu ſtark beſetzt! Zwei Monde ſchon liegen wir hier vergebens, und unſere Vorräthe neigen ſich zu

Ende, unſere Krieger ſind muthlos nach der letzten Niederlage, und die ihrigen triumphiren! Meine Beſorgniſſe künden mir nichts Gutes!

Collatinus. Schämt euch, Römer, ſchämt euch eures weibiſchen Zagens! Ihr, die ihr ſo oft den Lorbeer errangt, ihr zittert vor den Rutulern? euch bangt, einem Feinde gegen über, den billig unſere Knaben jagen ſollten? Daß dies Quirin verhüte! Oder wenn ihr im Fiebertraum Beſorgniſſe hegt, laßt ſie um der Unſterblichen willen nicht laut werden — denn wo die Feldherrn zittern, da werfen die Krieger das Schwert weg!

Marcius. Du trügſt dich! Schande über den, der mich der Feigheit zeiht, Schande über den, der da ſpricht: Ich zittere! Aber dennoch wage ich nicht auf den Sieg zu hoffen; denn unſere beſten Krieger ſind bei ihrem letzten Ausfalle geblieben, und ihr Muth iſt mit unſerer Schwäche geſtiegen! Auch dürfen wir unſere Beſorgniſſe dem Heere wahrlich nicht erſt mittheilen! — Geh

im Lager umher, lauſche ihren Geſprächen, und du wirſt zittern!

Collatinus. Dann wehe uns, und wehe Rom! Wahr iſt's, das letzte Treffen hat uns Männer gekoſtet; aber beim Mars, noch ſind nicht alle Römer gefallen, noch ſind unſere Kräfte nicht dahin! Triumphirt nicht zu früh, ihr Übermüthigen, früh genug ſoll das Verderben euer eigenes Haupt ereilen! —

Erſter Veteran. Recht ſo, Feldherr! Dieſe Sprache ziemt dem Römer. Tritt unter unſere Krieger, ſprich ſo mit ihnen, wecke unſere Hoffnungen, und ich ſtehe dir dafür, du wirſt ihren Muth neu beleben!

Zweiter Veteran. Gewiß!! Der Löwe ſchlummert, aber er wird erwachen! Ich kenne ſie. Reize die Beſſeren mit dem Schattenbilde der Ehre und des Ruhmes — die Andern locke durch Ausſicht auf Beute und Gold! Dann ſammle ſie ſchnell, ehe die Begeiſterung verraucht iſt, und der Rutuler es ahnet — führe uns gegen ſie, und dein iſt der Sieg!

Collatinus. Braver Krieger! Dächten alle wie du, dann würd' ich mit Welteroberungsplänen ſchwanger gehn!

Sextus (traumelt ihnen halb bezecht vom Schenktiſche entgegen). Zeus und Tarquinius! was ſchwatzeſt du hier, Collatinus? Biſt du zum Grillenfänger geworden, und haſt du vergeſſen, daß Trinken die Loſung iſt? Heran zum Pokale! — noch ſchäumet der Falerner — Heran!!

Horatius. Recht, Tarquinius! Mir klebt die Zunge am Gaumen, und brave Krieger müſſen trinken! Mit, Collatinus! — Wir kommen!

Collatinus (ſchwingt den Becher). Heil über Rom! Verderben über Ardea!

Sextus. Ardea? Und immer um das dritte Wort — Ardea und Rutuler? Stehn wir ihnen gegenüber, dann laßt uns an ſie denken, und früher nicht! Jetzt nur trinken und wieder trinken! — He da, Sklaven, Wein!! —

Brutus. Evan Evoe! nicht aber Mars! Becher ſtatt der Schwerter! Jene ſchaffen

ja Freuden, dieſe nur Wunden! So iſt's — nicht wahr, Tarquinius?

Sextus (rauh). So iſt's, Narr! Aber ich verſtehe — der Narr will trinken? — Trinke!

Brutus. Ich ſehe, du verſtehſt dich beſſer darauf, Wünſche zu errathen, als Städte zu erobern' (er trinkt) Ardea's Wohl!

Collatinus. Ardea's Wohl? Faſelſt du? . . . .

Brutus. Mit nichten, ſieggewohnter Collatinus! Nur daß mich die armen Rutuler dauern! Denn wenn ihr alle die Heldenthaten an ihnen verüben ſollt, die eure Zunge ſchon im voraus unternahm, dann bleibt kein Haar an ihnen ganz! Du ſiehſt, ich bin mitleidig!

Mercius. Unter Brutus, — diesmal war deine Narrheit mehr als Narrheit nur!

Sextus (zu einem der) Vitellius!

Vitellius. Mein Prinz!

Sextus (halblaut). Meine Befehle, ſind ſie vollzogen? — Die Dirne, die wir geſtern ſahen! —

Vitellius. Prinz — ich habe Alles aufgeboten; aber in der That, es bleibt dir wenig Hoffnung! — Es ist die Tochter des alten Trebonius. — Du kennst den Eisenfreſſer!!

Sextus. Zeus und Tarquinius! Und hätte ſie zehn Väter, ich muß ſie dennoch haben! Iſt mein Vater darum König in Rom, hab' ich darum Gabii erobert, und ſoll ich darum für's Vaterland ſtreiten, daß eine Lumpendirne mich verſchmäht? —

Vitellius. Nichts kann wahrer ſeyn! Aber, mein Prinz, ſie iſt ſpröde wie eine Veſta, und kalt wie Marmor! — Du wirſt vergebens deine Arme öffnen!

Sextus. Pah! Das Eis ſchmilzt in der erſten Nacht, und drum noch einmal — du verſtehſt mich!!

Vitellius (achſelzuckend). Du weißt, wie treu ich dir ergeben bin — aber kaum daß ich zu hoffen wage!

Brutus (ihm leiſe auf die Schulter klopfend). Traust du deinen Kräften ſo wenig zu? Laß mich an ſeine Stelle gehn, Tarquinius —

ich ſtehe dir dafür, mir ſoll es beſſer gehn! Freilich war ich noch nie Kuppler; indeß — ich bin gelehrig.

Sextus. Fort mit dir, Narr!

Brutus. Laß mich immerhin, Tarquinius! Ich ſetze meine Narrenkappe gegen deinen Fürſtenhut, und meine Kolbe gegen deines Vaters Scepter — ich bringe dir das Mädchen! Denn gleich anfangs würde ich, meinem Amte getreu, darauf bedacht ſeyn, alle deine Vorzüge im hellſten Lichte ſtrahlen zu laſſen. Ich würde ihr ſagen, daß dein Vater König in Rom iſt; ich würde ihr ſagen — — aber beim Zeus, mehr weiß ich nicht! — Zu ſchwach iſt mein Gedächtniß — hilf mir, Sextus! . . . .

Sextus (erzürnt). Schafft mir den Kolbenträger vom Halſe!

Brutus. Wahrheit iſt auch im Narrenmunde bitter — Es ſchweigt der Narr! (nach einer Pause) Aber was iſt denn dir, Sempronius? Du ſitzeſt im Winkel und träumſt, indeß die Andern fröhlich zechen? Was für Grillen plagen dich? Quält dich

Sehnſucht nach deinem jungen Weibe, oder fürchteſt du, daß ſie ſich in deiner Abweſenheit zu tröſten verſteht?

Sempronius. Wärſt du nicht Brutus der Narr, ich würde deine Frage übel deuten. Ich weiß, daß meine Fulvia treu iſt wie Penelope!

Horatius. Ha! ha! ha!

Sempronius (erbitzt). Wer lacht hier?

Horatius. Vergieb, Sempronius — aber beim Jupiter, ich muß nothwendig lachen, wenn man von Weibertreue ſpricht! Ein größeres Hirngeſpinnſt giebt es auf dieſer Erde wohl nicht! —

Brutus. Bei dieſem deinem Glauben würde dein Weib ſchon im erſten Monde ihre Schweſtern rächen. Dann wehe deiner Stirne!

Horatius. Und wo iſt der Ehemann, der ſie nie noch fühlte? . . . .

Collatinus. Bei meinem Schwerte, kein Wort mehr, Horatius! Auch ich habe ein Weib, und wer wagt's ihre Treue zu beflecken? . . . .

Horatius. Dir widerſprechen kann ich nicht, denn ich kenne Lucretia nicht. Das Gerücht nennt ſie ſchön — um ſo ſeltener die Ausnahme, die ſie bildet, wie du meinſt!

Sextus. Ausnahme? . . . Zeus und Sextus! hältſt du denn mein Weib für eine Buhlerin? Glaubſt du, daß Collatin allein eine Penelope beſitzt?

Brutus. Pah! Ihr beide ſeyd nicht Ulyſſes und noch keine zwanzig Jahre von einem Bett fern geweſen! Und wahrlich — Horatius hat Recht. Weibertreue iſt ein köſtlich Ding — und wehe dem, der auf ſie baut! Denn wenn ihr beide zum Beiſpiel jetzt euer Ehegeſpons überraſchtet, da es über des Plumpus Einſturz als eure Ankunft ahnet — wer weiß! . . . .

Sextus (einfallend). Beim Jupiter! das Klügſte, was je ein Narrenhirn erſann! Was meinſt du, Collatinus? Vor den Rutulern ſind wir ganz ſicher — unſre Roſſe ſtehn bereit, und ehe der Morgen grauet ſind wir wieder hier? Dann wird ſich's zeigen, wer mit ſeinem Weibe prahlen darf!

Collatinus. Ich bin's zufrieden! — He, Sklaven, die Roſſe!!

Rom.

Pallaſt des Sextus Tarquinius.

Tita, Sextus Gemahlin, von ihren Sklavinnen und Frauen umgeben, an einem mit Bechern beſetzten Tiſche.

Tita. Froh, ihr Mädchen! Weg mit dieſer ernſthaften Miene! Füllet die Becher und laßt ſie erklingen. (trinkend) Auf die Freuden der Liebe!

Favilla. Es iſt bereits ſpät, Fürſtin — du bedarfſt der Ruhe! Willſt du ſie dir auch dieſe Nacht entziehen?

Tita. Was, Ruhe? Das Lager iſt mir verhaßt, ſo lange ich es allein beſteige. Froher bin ich in eurer Mitte beim Klange des Bechers, beim lauten Geräuſche. So trinke, Favilla — hier droht uns kein läſtiger Cenſor!

Favilla. Vergieb, wenn treue Sorge für deine uns ſo theure Geſundheit mich eine flüchtige Erinnerung wagen läßt! — Dein Gemahl . . . er würde! . . .

Tita (einfallend). Nichts von ihm! Wer weiß, in welchen Armen der treue Haushere ſich wiegt; wer weiß, wie trefflich er die Zeit ſich kürzt. (raſch) Kennſt du den jungen Manilius, Favilla?

Favilla. Wer ſollte ihn nicht kennen? — (bedeutend) Ein ſchöner Jüngling!

Tita (begeiſtert). Wahr! wahr! — Herkules! und doch Apollo! Dieſer ausdrucksvolle Blick — dieſe männliche Geſtalt — o beim Jupiter, er iſt Roms Halbgott! — (nach einer Pauſe) Ich möchte ihn in meiner Nähe ſehn, ich möchte ihn ſprechen dieſen Manilius!

Favilla. Ein Wink, ein Wort, und dieſer Wunſch wird mehr als Wunſch!

Tita (zerſtreut). Glaubſt du, er würde kommen?

Favilla. Kommen! . . . Er würde fliegen, fliegen auf den Flügeln der Liebe!

Zu Tita's Füßen liegen, wer würde ſich die Seligkeit nicht wünſchen!

Tita. Zu meinen Füßen nur? Ha! ich würde ihn mit aller Glut der heiſſen Liebe in meine Arme ſchlieſſen, ihn drücken an dies Herz, das für ihn allein nur ſchlägt! Favilla, du kennſt ja die geheimſten Falten meines Herzens, ich hatte ja nie Geheimniſſe für dich! -- Favilla -- wiſſe — ich liebe ihn! — O wirf einen Blick in dies glühende Blut, wirf einen Blik in dies Liebe athmende, Liebe verlangende Herz, und du wirſt begreifen, was ſich nur fühlen und nicht durch kalte Worte ſagen läßt!

Favilla. Fürſtin! . . . Tita! . . .

Tita. So recht! Tita, Freundin, und nicht Fürſtin! — (umarmt ſie) Meine Wünſche haſt du errathen, ihre Erfüllung bleibt dir überlaſſen — hörſt du, Favilla, nur dir! (ſie reißt eine goldne Halskette ab und reicht ſie ihr dar) Dies zum Andenken dieſer Stunde! Die Stunde, in der mein Herz mir zuruft: Nun biſt du ganz glücklich! — Favilla, die ſoll dir einen beſſeren Lohn gewähren! —

(Sie

(Sie ergreift den gefüllten Becher) Manilius Wohl und Glück! —

Alle. Manilius Wohl und Glück!

Favilla. Und Tita's Wünsche!!

Sextus (und Collatinus mit ihren Begleitern eintretend) Glück auf, Tita! Wir kommen dein Gelag zu theilen!

Tita (betreten). Du Tarquinius? Was führt dich zu so ungewöhnlicher Stunde nach Rom? — Ich wähnte dich im Lager!

Sextus (kalt). Eine Laune! Auch werden wir nicht lange weilen!

Tita. Und auch deine Freunde mit dir? Seyd mir gegrüßt, edle Römer! Nur einen Augenblick verweilt, daß ich für eure Bewirthung Sorge trage! . . . .

Sextus. Du magst der Sorge überhoben seyn. Ein Becher Wein ist alles, was wir begehren! — Aber sieh da! — Pokäle — Wein gar? (bitter) Schwante dir's etwa, daß du Gäste haben würdest?

Collatinus (leise zu ihm). Sey ruhig! Wenigstens doch keine Freier bei dieser Penelope. — Aber laß uns eilen — mein

Herz iſt in Collatia, ich ſehne mich nach dem Moment des Wiederſehens, und wahrlich! neugierig bin ich, ob ich auch ſie beim Becherklange treffe!

Collatia.

Collatinus Pallaſt.

Lucretia, von ihren Sklavinnen umgeben, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.

Glycera. Sey ruhig, meine Gebieterin! Wie iſt es möglich, daß ein Traum, ein leeres, bedeutungsloſes Luftbild zu haften, den Frieden deiner Seele zu ſtören vermag?

Lucretia. Ach, Glycera, was du mir ſagſt, hab' ich mir tauſendmal ſchon ſelbſt geſagt; aber ich erringe meine Ruhe doch nicht wieder!

Glycera. Und dieſer fürchterliche Traum — er iſt? . . . .

Lucretia. Ach nur zu ſchrecklich! Ich ſah ihn im Gewühl der Schlacht, von Fein-

den umgeben, den Tod von allen Seiten drohend, und ach! ich ſah ihn kämpfend fallen. Ein Schrei der Angſt entfuhr mir, und ich erwachte Seit dieſen Augenblicken iſt die Ruhe von mir gewichen; ich ſeh' ihn bedeckt mit Wunden, die ich nicht verbinden kann, ich ſeh' ihn ſterben — ach, und nicht in meinem Arm!

Glycera. Und wie iſt es möglich, daß Lucretia ein Gaukelſpiel gereizter Sinne für mehr als Gaukelſpiel nur hält? Jetzt, da alles ſo ruhig iſt, da man ſeit dem letzten Ausfalle von keinen Feindſeligkeiten hört? Gewiß, ſie ſind nichtig deine Sorgen!

Lucretia. Daß ſie es wären! Mein Herz iſt ſo geneigt es zu wünſchen, denn was man wünſchet glaubt man ja! (nach einer Pause) Wie lange iſt's, Glycera, daß er uns verließ? — Der Gram um ſeine Abweſenheit, der Schmerz, der in meinem Innern nagt, ſtumpft mein Gedächtniß ab!

Glycera. Bereits zwei Monde!

Lucretia. Zwei Monde? .... Eine lange, lange Zeit! Aber getroſt, der ſchöne

Augenblick des Wiederſehens rückt ja immer näher, wenn ihn die Götter mir erhalten! — Ach, Glycera, erinnerſt du dich noch der fürchterlichen Stunde, in der er ſchied? Wie gerührt er mich umarmte — wie alle ſeine Mannheit ſchwand! Wie ſeine Seele ſo ganz an mir nur hing! — Auch meine Gefühle waren ſchrecklich — ich werde ſie nie vergeſſen! Damals wähnte ich, ſeine Abweſenheit nicht überleben zu können, ich ſank bewußtlos nieder, wie die Tuba rief, und nun ſind ſchon zwei Monde verfloſſen, ſeit ich ihn nicht ſah, und an mein Herz nicht drückte! — Zwei Monde!!

Glycera. Bei den Göttern, Lucretia, treuer wie du liebte noch nie ein Weib ihren Gatten! Dieſe ungetheilte Liebe iſt einzig!

Lucretia. Liebe nur? Glycera, das Wort iſt zu kalt für meine Gefühle! Ich liebe ihn nicht, ich bete ihn an! Und auch ich, auch ich bin ſeinem Herzen theuer, ich weiß es gewiß! und wie ſo ſchön iſt dieſe Gewißheit, wie ſo ſtolz das Bewußt

ſeyn, von einem Manne geliebt zu ſeyn, wie Collatinus, den Italien verehrt, den Rom mit Achtung und mit Ehrfurcht nennt! Zwei Jahre ſchon ſind es, ſeit Hymens Fakkel uns loderte, aber noch liebe ich ihn gleich innig, ja ich liebe ihn heißer noch, denn mit jedem Tage, jedem Augenblicke bemerke ich neue Vorzüge an ihm! —

Glycera. Gewiß er verdient, daß du mit dieſer Begeiſterung von ihm redeſt — auch ich ſah nie noch einen größern Mann!

Lucretia. Nicht wahr, nicht wahr, meine Freundin, er iſt ein großer Mann? O wer könnte ihn nicht lieben? wer könnte ſein Freund nicht ſeyn? — Ach, Collatinus, wann wirſt du endlich rückkehren, wann wird er endlich ſchlagen der ſchöne Augenblick!! —

Glycera. Schon iſt Mitternacht vorüber! — Wir haben heute lange gearbeitet — du wirſt der Ruhe bedürfen! —

Lucretia. So ſpät ſchon? Nun denn, meine Freundinnen, ſo löſcht die Lampe und geht zur Ruhe, daß die aufgehende Sonne

uns wach finde! Aber horch — wer pocht? So ſpät? — Eile, Migris, und öffne die Thüre! —

(die Sklavin geht)

Welch ſonderbares Vorgefühl ergreift mich? Welche ſüße Ahndungen beklemmen meine Bruſt? Aber ruhig, mein Herz, was du mir vorgaukelſt iſt Blendwerk meiner Wünſche!

(Collatinus mit ſeinen Freunden hereinſtürzend)

Collatinus (in ihre Arme eilend). Lucretia! Lucretia! Mein theures, theures Weib!

Lucretia (auf's äußerſte überraſcht). Collatinus? Du? — Du? — Seh' ich dich wieder! biſt du es wirklich? — Ha dieſe Freude iſt größer, als meine Hoffnungen und Ahnungen ſie mir zeigten! — (ſie eilt auf's neue in ſeine Umarmungen.)

Marcius (bei Seite zu Horatius). Nun, Weiberfeind, was dünkt dich von dieſem Empfange? Hier ſpricht beim Zeus die lautere Natur, und glücklich wer ein ſolches Weib in ſeinen Armen hält!

Horatius (leiſe). Iſt dies alles Wahrheit, dann iſt Collatinus neidenswerth, und dies die erſte Roſe, die ich ohne Dornen ſah! —

Lucretia. Ha, bei den Göttern, die Überraſchung läßt mich verſtummen und mich vergeſſen, daß Collatinus nicht allein kam. (ſie verneigt ſich gegen die Anweſenden) Verzeihe, mein Prinz, und verzeiht auch ihr, edle Römer, daß Lucretia erſt jetzt euch begrüßt. Der Gruß iſt darum nicht minder herzlich.

Sextus (gefühlvoll). Die Scene, der wir ſo eben beiwohnten, Lucretia, überhebt dich aller Worte! — (bei Seite, ſie verſtohlen betrachtend) Welch ein Weib! —

Lucretia. Vergieb der Neugier, mein Collatinus, die, wie du weißt, uns Weibern eigen iſt: — was führt dich mit deinen Freunden ſo ſpät noch nach Collatia? — Kündeten deine Ahnungen dir meine Wünſche?

Collatinus. Was könnte mich anders in deine Arme führen, als Sehnſucht nach dir, geliebtes Weib! — Aber du wirſt

lachen — diesmal war's eine Wette! (lachend) Und wer hat sie gewonnen, Tarquinius?

Lucretia. Du sprichst in Räthseln, Collatinus! — (erröthend) Eine Wette, die mich betrifft? —

Sextus (einen Schritt näher) Wohl eine Wette, schöne Lucretia! Und beim Zeus, Collatinus, dem ist der Preis, um den ich dich beneide! In Collatia blüht die Blume bescheidener Zucht und stiller Weiblichkeit — in Rom gedeiht sie nicht!

Collatinus (ihn umarmend) Fühle mein Glück — für mich blüht sie!

Lucretia (abbrechend). Aber nicht wahr, ihr seyd ermüdet von den Beschwerden der Reise und sehnet euch nach Stärkung? Dies, Glycera, sey unsere Sorge! — Wer hätte noch vor wenig Augenblicken geahnet, daß uns so bald dies süße Geschäft werden sollte?

(sie entfernt sich mit ihren Sklavinnen)

Collatinus. Auf, Freunde! ungehindert lärme unser Frohsinn! — Der Stunden, wie diese, werden uns nicht viele, und

wenn die Sonne wieder untergeht, harrt Waffengetöse ſtatt des Becherklanges unſer!

Lucretia. Wie? — Schon morgen willſt du mich verlaſſen? Kaum bin ich deines Daſeyns froh geworden, und ſchon ſoll die Abſchiedsſtunde ſchlagen?

Collatinus. Dies zu ändern, Lucretia, ſteht nicht in meiner Hand! Die Stimme der Liebe iſt ſüß, heiliger der Ruf der Pflicht! — Sie gebeut, und wenn der Morgen graut, muß uns Collatia ſchon im Rücken liegen!

Lucretia. Es muß ſo ſeyn — dann keine Ueberredung mehr, was auch mein Herz noch ſagen könnte!

Collatinus. Aber beim Zeus, was plagen dich für Grillen, Tarquinius? Du trinkſt nicht, theilſt unſern Frohſinn nicht, und ſtarrſt auf einen Punkt?

Sextus. Du triegſt dich — oder höchſtens war's doch eine flüchtige Rückerinnerung nur, die mich umſchwebte! — (anſcheinend munter) Was gilt's, ich übertrinke euch jetzt Alle? —

Horatius (bedeutend). Man trinkt bisweilen, die Grillen wegzuſpülen und Ruhe zu ertrinken!!

Collatinus. Gut, daß du mich erinnerſt! Wir Alle werden dieſer wohl bedürfen, und ein kurzer Schlummer wird uns erquicken!

Sextus. Du haſt Recht! — Mehr wie je noch bedarf ich der Ruhe — mehr wie je! Aber ach! ob ich ſie finden werde?

Römiſches Lager.

Sextus Zelt.

Sextus (allein, unruhig umhergehend). Dank den Göttern! — die erſte Stunde, in der ich allein meinen Gefühlen überlaſſen, in der ich fern von jenem geräuſchvollen Getümmel bin, in der die Ruhe mir vergönnt iſt! — Ruhe? — du triegſt dich, Sextus! Wo iſt Ruhe für mich? Auf ewig dahin! Auf ewig! —

Zwei Tage! — ein Nichts im Raum der Zeit, und doch haben ſie mein ganzes Seyn, mein ganzes Ich in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, doch haben ſie mich ſo ganz, ſo ganz umgeſtimmt! Alle meine Hoffnungen, alle meine Wünſche neigen ſich nach einem neuen Ziele, und ach! ob ich es erringen werde? — — Lucretia!! — Ha, wer ſprach ihn, dieſen Namen? Wer rief ihn in's Gedächtniß mir zurück? — Doch was will ich's mir länger verhehlen — in meinem Innern hallt ja nur er wieder, mein Herz wiederholt es mir ja in jedem Augenblicke: Ich liebe ſie!! Ja, bei allen Dämonen des Orkus, ich liebe ſie, und trotz dem, der ſich dieſer Liebe entgegenſtellt! — Wohl hatteſt du Recht, Collatinus, als du ſprachſt: Sextus, ich bin glücklich, denn dieſe Blume blüht für mich! Bei den Unſterblichen, du biſt der Glücklichſte in Rom; aber du ſollſt dich verrechnet haben, ſie ſoll nicht allein für dich blühn! ihr Duft ſoll nicht allein dich beſeligen! — Und o, Horatius, hätteſt du Recht, wäre Weibertreue ein Unding,

wäre Lucretia! — — Ha, ich kann ſie nicht faſſen dieſe Wonne! Denn läge in einer Schaale ihr Gürtel, und in der andern der Scepter über Rom, möchte dann herrſchen wer da wollte, wer da wollte!! Und bei allen Göttern, mir ſoll ſie werden die Stunde, die Purpur und Diadem überwiegt, und gälte es Krone und Leben, ich will an ihrem Buſen den Götterbecher leeren, und müßte ich den Weg zu ihm durch Freundesmord und Vaterblut mir bahnen! — Auf denn, auf zu ihr nach Collatia! — Schon blinkt der Abendſtern — er und die Liebe ſollen mich leiten! Glühſt du wieder am Firmament, dann iſt mein Loos geworfen, entſchieden mein Schickſal!

Collatinus Zelt.

Collatinus. Marcius. Brutus. Sempronius.

Collatinus. Als geſtern der Abend dämmerte, ach da nahte die frohe göttergleiche Stunde! — Und heute? — Wie

ſo ganz anders! — ſo ſchnell wechſelt das Geſchick! —

Brutus. Biſt du geſonnen uns zu erbauen? dann überlaß es mir den Text zu wählen. Ich will — —

Collatinus. Still mit deinen Poſſen! Aber beim Zeus, wo bleibt Tarquinius?

Horatius. Er iſt in ſeinem Zelte! Ich hörte ihn vorhin laut umhergehn, und heftig mit ſich ſelber reden. Wahrſcheinlich, daß ihm die Scene nicht behagt, von der wir geſtern Zeuge waren. Aber horch — er ſelbſt! —

Sextus (eintretend). Glück auf, Collatin. Ich komme, dir Lebewohl zu ſagen!

Collatinus. Lebewohl? Träumſt du, Tarquinius?

Sextus. Mit nichten. Eine unerklärbare Unruhe treibt mich — ich muß nach Rom zu meiner Lita! —

Collatinus. Nach Rom? Jetzt? — Welch unauflösbar Räthſel!

Sextus (emſt). Ich bin mir heute ſelber räthſelhaft; ſo kann es ſeyn, daß ich

auch dir so scheine. Indeß bin ich meines Willens Herr und reise zur Stunde!

Collatinus. Die Sache so betrachtet, darf ich nichts dagegen sprechen. Lebe wohl und reise glücklich!

Sextus (bewegt). Du wünschest mir Glück — du?? — Mögest du es nie bereuen, Collatinus! — (er umarmt ihn mit abgewandtem Gesicht und stürzt dann davon) Auf ein fröhliches Wiedersehen!

(Alle starren ihm nach)

Collatia.

Collatinus Palast.

Lucretia. Glycera.

Glycera. Schon wieder Wolken des Mißmuths auf deiner Stirne? Jetzt, da nur die Freude in deinem Herzen thronen sollte?

Lucretia. Ach, Glycera, sind wir unserer Gefühle Herr? Wohl mir, ich habe ihn gesehen, mein ist die tröstende Gewiß-

heit, daß er lebt. Aber ach! noch umhängt die Rückerinnerung der Trennung mein Herz, und ſie ſtimmt mich zur Trauer!

Glycera. Daß der Menſch doch nie ganz froh iſt! Seine Wünſche werden erfüllt, und ſchon nährt er neue, ſchon blickt er auf's neue ſehnend in die Zukunft!

Lucretia. Du haſt Recht! Unſer Leben iſt eine dauernde Reihe von Hoffnungen und Erwartungen, die hienieden doch nur Stufen und keine Gipfel finden. Wir ſtreben und ſtreben, und erſt im Grabe finden wir Ruhe, im Grabe das lang erſehnte Ziel!

Glycera. Im Grabe? — Wahrlich, du biſt heute dafür geſtimmt, Lucretia!

Lucretia. Ach, Glycera, ich fühle das ſelber! Ich will mich bekämpfen, aber umſonſt, ich bleibe wie ich bin! Eine unerklärbare Angſt beklemmt mich, und mein Auge wird nicht trocken!

Glycera. Du biſt krank! — Gewiß — du biſt leichenblaß — du zitterſt! — Erlaube, daß ich Aerzte rufe!

Lucretia. Nicht doch! Was mich quält sind Ahnungen, und nicht wahr, die dürfen mich nicht ängstigen? Du kennst mich, gutes Mädchen, du weißt, daß ich schwach bin, sehr schwach. — Ruhe allein kann mich heilen, und sie wird es!

(Sextus tritt ein)

Lucretia (erstaunt). Mein Prinz — bist du es? — Auf's neue in Collatia?

Sextus (verwirrt). Der Abend war schön, ich beschloß ihn zu genießen, bestieg mein Roß, und entfernte mich zu weit vom Lager. Einmal verirrt, eilte ich hierher, und komme dich um ein Ruheplätzchen zu bitten!

Lucretia (betreten). Du bist allein hier, und willst die Nacht verweilen?

Sextus. Es scheint mir fast zur Heimkehr schon zu spät — ich bin ermüdet — indeß, wenn du gebeutst —

Lucretia. Mit nichten, Tarquinius, so war es nicht gemeint! Gastfreundschaft ist die erste Pflicht des Hauses — du würdest mich kränken, wenn du mir Gelegenheit entzögest sie zu üben!

Sex-

Sextus. Würdeſt du? — Ha dann verweile ich, dann weil' ich gerne!!

Lucretia. Und wie verließeſt du meinen Gemahl, Tarquinius? Iſt ihm wohl?

Sextus (erröthend) So wohl man ferne von einer geliebten Gattin ſeyn kann! Du wirſt errathen, warum ich dich nicht grüße. Indeß weiß ich's dem Zufall Dank, der mich hieher verſchlug. Mir wird das lang erſehnte Glück, in deiner Nähe zu ſeyn! — (herzuck) Mir iſt ſo wohl in ihr!

Lucretia (lächelnd). Doch muß ich ſie dir entziehen! — Ich bin ermüdet und bedarf der Ruhe — ſie wird auch dir wohlthun! — Eile, Glycera, und führe unſern Gaſt in ſein Gemach! —

Sextus Gemach.

Er wirft die Rüſtung von ſich und geht unruhig umher.

»Ruhe wird dir wohlthun!« ſprachſt du, Lucretia! — Wohl! wohl! doch nur du, nur du kannſt ſie mir wiedergeben! So

naht es denn der große Augenblick — der Würfel liegt in meiner Hand, wenig Athemzüge und er ist geworfen, entschieden mein Geschick! — Ha, welche unsägliche Wonne, welch nie gefühlt Entzücken schwellt meinen Busen! Todt und öde liegt Vergangenheit und Gegenwart vor meinen Blicken, und nur die nahe Zukunft ist mir theuer — von ihr nur darf ich mein Glück erwarten! — Schon wiegt' ich mich in manchem Arm, schon schläferte der Glanz des Purpurs, der mich kleidet, die Treue manches Weibes ein, aber nie, nie noch fühlt' ich, was sich jetzt in mir regt! so heiß, so wahr liebt' ich noch nie! — O Lucretia, daß ich deinen Besitz nur durch Hochverrath der Freundschaft, nur durch Verletzung der Gastfreiheit erkaufen kann, und durch Verbrechen! — Aber nur dieser Weg ist mir gebahnt — ihn muß ich betreten! Wäre Tita nicht an mich gefesselt, wäre Collatinus nicht dein Gatte, beim Zeus, noch heute theilte ich Glanz und Ansehn mit dir, noch heute reicht' ich dir die Hand zum Bunde dar! — Und ist es Ver-

brechen zu lieben? Verbrechen das heiligſte Gefühl, das die Gottheit ſelbſt in unſern Buſen legte? Nein, bei den Unſterblichen, das iſt es nicht! das wollte die Natur nicht! Für einen Marmorklotz, wie Collatinus, deſſen ganze Zärtlichkeit ein frostiger Kuß, eine ſchaale Eheſtandsliebkoſung iſt, biſt du nicht beſtimmt! — Du biſt geſchaffen für heiſſe Liebe! — Ich liebe dich, ich bete dich an, und mein ſollſt du werden, ſtellten ſich auch alle Schatten des Erebus mir entgegen! — Vielleicht, ich wage es zu hoffen, daß mir dein Herz auf gleichem Wege entgegenkommt, daß auch du für mich zu fühlen verſtehſt. Ha, und glimmt der Funke erſt, dann ſoll's mir leicht gelingen, ihre Sinne zu beſtechen, dann ſoll's mir leicht gelingen, den Funken zur Flamme anzufachen!

(Er wirft das Schwert von ſich und verbirgt den Dolch im Busen)

Zum Überfluß, wenn Furien kreiſchen! Und jetzt, auf, auf zu ihr! Was pochſt du ſo, mein Herz? dann erſt, dann wirſt du lauter

ſchlagen, wenn der Geliebten Buſen ſich an dir hebt! — Ich gehe ihm entgegen, dem ſchönen Augenblick! —

Lucretia's Schlafgemach.

Sextus tritt leiſe ein und naht ſich ihrem Lager.

Sextus. Sie ſchläft! — Die Ruhe ihrer Seele liegt ſanft auf ihrem Antlitz ausgebreitet. — Sie ſchlummert ſo ſüß — ſo ſüß — Schlafe denn immerhin — ich will deine Träume nicht ſtören! — Mag mein lüſternes Auge indeß an dieſen unverhüllten Reizen ſchwelgen! —

Lucretia (im Traume). Collatinus! — Halt ein! Halt ein! — Sie morden ihn! — Weh mir, er ſtirbt!!

Sextus. Stellt er ſich mir ſchon wieder entgegen dieſer verhaßte Rahme? — Ach, iſt er ſelbſt im Traume das Idol deines Herzens und deiner Liebe und das Ziel deiner Sorge, dann bleibt mir wenig Hoffnung!

Lucretia (wie vorhin). Nein — nein, ich laſſe nicht von dir! — deine Wunden ſind auch die meinen — ich ſterbe mit dir! Zurück, Barbaren — er iſt mein!

Sextus. Verhaßter Traum — entſchwinde! — Erwache, Lucretia, erwache zur ſchönern Wirklichkeit! — (er berührt mit ſeinen Lippen ihre Stirne)

Lucretia (erwachend). Ah! (ſchlaftrunken) Was willſt du, Glycera? Ach ich träumte ſchrecklich!

Sextus. Nicht Glycera, Lucretia — Tarquinius!!

Lucretia (ängſtlich). Tarquinius?? — (ſie verhüllt ſich tief) Um aller Götter willen, was begehrſt du?

Sextus (mit dem Ausdruck der innigſten Liebe) Lucretia, verdient der Mann, der dich ſo wahr, ſo innig liebt, verdient er keinen herzlichern Empfang?

Lucretia. Liebe? — Liebe? — Darf ich meinen Sinnen trauen? Ha, Glycera — Zu Hülfe! zu Hülfe, meine Frauen — Verräther! Verräther!

Sextus. Du zürnst, Lucretia? — O nicht dieſen Blick des Zorns, Geliebte! — Könnteſt du in dies Herz ſehen, in dies Herz, das nur für dich ſchlägt, o gewiß, gewiß du würdeſt Mitleid fühlen mit dem Unglücklichen, dem eine raſende Leidenſchaft alle Ruhe ſeines Herzens raubt.

Lucretia. Schweig, ſchweig Verräther! — O Glycera, Glycera, wo weilſt du?

Sextus. Ruhig, Lucretia! Glycera iſt fern von hier. Kein Menſch, kein Gott iſt nahe — nur ich!!

Lucretia (in der höchſten Angſt). Kein Menſch, kein Gott? — O Tarquinius — ſey menſchlich — eile — fliehe von hier! Ich beſchwöre dich bei allem, was du feierliches kennſt! —

Sextus. Grauſame — warum gerade dieſe Bitte? die einzige, die zu gewähren ich nicht vermag! Fordere mein Leben, fordere mein Blut, o! nur dies nicht! — Soll eine hoffnungsloſe Flamme mich verzehren? Soll ich vergebens zu dir aufflehn?

Lucretia. Halt ein! Halt ein!

Sextus. Lucretia, um deinetwillen ſprengt' ich hierher, gewiegt von den ſüßeſten Hoffnungen: ich liebe dich ſo wahr, ſo heiß — Nein, bei allen Göttern, hier kann ich nicht getäuſcht werden!

(Er naht ſich ihr und umfängt ſie)

Lucretia (raft ihre Kräfte zuſammen und ſtößt ihn zu Boden) Verruchter! — wage nicht mich zu berühren — ich bin nur Weib, aber Gott und Treue ſtärken mich! —

Sextus (erbittert). Ich liebe dich, Lucretia; aber beim Zeus, treibe mich nicht auf's äußerſte! Ich bin zu allem fähig und entſchloſſen —

Lucretia. Und was vermöchteſt du, Tyrann? Stoß her! Das Leben gilt mir nichts, die Tugend alles! — Was ſäumſt du, Feiger? Ha, gieb mir ihn, dieſen Dolch, wenn du zu ſchwach biſt Blut zu ſehn, und ich will dir zeigen, was eine Römerin vermag! —

Sextus. Du wagſt es mich zu höhnen? Erzittere! Das Leben hat keinen Werth für dich? — Wohlan, ſo laß uns

ſehen, ob Schande etwas über dich vermag! — Sieh dieſen Stahl — bei allen Göttern der Unterwelt, bei meines Vaters Scepter ſchwör' ich dir, ich bohre ihn in deine Bruſt, und wär' ſie zehnfach ſchöner! Ich ſchwöre es dir ferner, daß ich den wohlgebauteſten deiner Sklaven morden und todt an deine Seite legen will! Dann eile ich in's Lager, verkünde laut, daß ich im Ehebruche dich betroffen, und, vom gerechten Zorne überwannt, gemordet habe! — Du horchſt, Lucretia? verſchmähte Liebe weiß fürchterliche Wege ſich zu rächen! Jetzt wähle zwiſchen meiner Liebe und meiner Rache! —

Lucretia (zagend). Das könnteſt du? Unglücklicher, wie tief biſt du gefallen! — O wenn es wahr iſt, wenn dieſe unſeligen Reize dein Herz entzündet haben, wenn du mich wahr, wenn du mich innig liebſt, o ſo beſchwör' ich dich, ſey menſchlich — mißbrauche meine Schwäche nicht! —

Sextus. Es iſt unmöglich! — Der Würfel iſt geworfen, ein Augenblick Verzug,

und dein Leben, deine Ehre hängen an der Spitze dieses Dolches! —

Lucretia. Nun denn — ich bin ein ſchwaches Weib und kann nur bitten! Aber Tarquinius, mein Rächer wird erwachen! — du wirſt bereuen, zu ſpät bereuen, ſo wahr die Blitze der Unſterblichen nicht ewig ſchlafen! (mit Thränen) Ich bin dein!

Zwei Stunden ſpäter.

Tarquins Gemach.

Er legt die Kleidung an und geht verſtört umher.

Umſonſt! — Umſonſt! — Was, wie ich wähnte, meinem Herzen Ruhe geben ſollte, ward eine Quelle der Gewiſſensbiſſe und des Unglücks! Ich fand in deinen Armen nahmenloſe Seligkeit und nahm die Hölle im Buſen aus ihnen mit! — O Lucretia, du haſt wahr geredet, Unglückliche! — ich bereue, deine Thränen laſten ſchwer auf mir, und deine Verzweiflung wird auch

die meine! — Und warum dies alles? Um eines flüchtigen Genuſſes und eines ſchwindenden Rauſches willen? Ach, er iſt verſchwunden, und unſere Ruhe mit ihm, unſer Glück mit ihm auf ewig! — Auf ewig? Thor! ſie wird ſchmollen die erſten Stunden, roth werden vielleicht, wenn ſie ſich im Bade ſpiegelt, und mir im Herzen vergeben!

Und Collatinus? — ſein Zorn — ſeine Rache? — — Knabenfurcht! Sie ſelbſt, beim Zeus, wird den Ruf der Veſta, der um ſie ſchimmert, nicht zertrümmern, ſie ſelber wird ſich nicht zum Mährchen machen! — Ach, ich hoffe das, und doch ſo bange die Ahnungen, die mich ergreifen? ſo quälend die Angſt, die mich beklemmt? O Bewußtſeyn, du liegſt ſchwer auf mir! — Zurück, furchtbare Nemeſis, zurück! — Zu ſpät — ſchon ereilen mich die Eumeniden — Wehe, wehe mir! —

(nach einer langen, gedankenvollen Pauſe)

Hoch ſteht die Sonne am Firmament! Schon iſt es Tag — Zurück in's Lager, und o daß die Zerſtreuung mich betäubte!

Lucretia's Gemach

Lucretia. Glycera.

Lucretia (eilt mit flatternden Haaren und aufgelöstem Gewande bleich und zitternd hinein) Zurück! zurück! — Collatinus, wo bist du? O mein Herz! mein Herz! — (sie sinkt bewußtlos in einen Sessel)

Glycera (ängstlich). Lucretia — Um aller Götter willen, was ist dir? Woher diese angstvolle Unruhe?

Lucretia (springt auf, sinkt aber ermattet wieder zurück) Schweig! schweig! Soll ich an meine Schande erinnert werden? Zurück, furchtbarer Geist, zurück!! —

Glycera. Sey ruhig — ich beschwöre dich! Du bist krank, sehr krank, nur Ruhe kann dich heilen!

Lucretia. Ruhe? — Ruhe? — Ach sie ist im Grabe! — (feierlich) im Grabe nur! — Ha, wie mein Blut siedet, wie meine Adern glühen, wie alle meine Sinne sich verwirren! — — O Tarquinius, du hast eine schwere Schuld auf dich geladen! Tarquinius? — Ha, wer sprach ihn, diesen

Nahmen? Daß er nicht über deine Lippen komme, der Verruchte!

Glycera. Tarquinius? — Vor wenig Augenblicken erst sah ich ihn todtenbleich, an allen Gliedern zitternd, sein Roß besteigen und zurück in's Lager sprengen!

Lucretia. Todtenbleich sagst du? zitternd? — Ereilen ihn die Furien so früh schon? — (nach einer Pause) Und in's Lager ist er zurückgekehrt? Er wagt es? Er kann Collatinus sehen und nicht versinken? ihn umarmen, ihn kosen wohl gar? — Ha, Schlange, die er an seinem Busen nährt! Aber ich will ihn sehn, ich will ihn sprechen, ich will ihn warnen! —

Glycera. Deinen Gemahl? Soll ich Boten zu ihm senden?

Lucretia. Zu ihm! zu ihm! — Aber nein! — Verweile! — — Doch ja — sie schlage, die furchterlichste Stunde meines Lebens! Es wird meinem Herzen viel kosten, dies Bekenntniß; aber es sey! — Der Schleier, Collatinus, der dein Auge deckt, soll fallen! — Eile, Glycera, daß er komme.

schleunig komme. Und Lucretius, mein Vater, mit ihm, und Valerius und Brutus! — Sie alle mögen Zeugen seyn, sie alle sollen meine Rächer werden!

Glycera. Ich eile! Und wohl uns, wenn sie den Frieden rückführen zu uns; wohl uns, wenn ihnen es gelingt, deinem Herzen die Ruhe wieder zu geben, die es verlor!

[illegible] Auftritt.

Lucretia. Glycera. Gleich darauf Collatinus. Spurius Lucretius. Publius Valerius. Brutus.

Glycera. Deine Wange ist so bleich, dein Auge so matt, und deine Knie zittern — fühlst du dich noch nicht besser?

Lucretia (wie aus einem Traume erwachend). Besser? — Ach, bald wird mir besser seyn!

Glycera. Ach, Lucretia, diese unnatürliche Ruhe, diese furchtbare Kälte ist mir

ſchrecklicher als die Bewegung, in der ich vorhin dich fand. Wollten die Götter, Collatinus — — Aber horch! ſie kommen — den Göttern Dank, ſie kommen!

Collatinus (hereinſtürzend) Wo iſt ſie? Wo iſt ſie? — Ha, Lucretia! Lucretia! (er eilt in ihre Arme)

Lucretia. Collatinus! — — — Mein Vater! — Ach!! (ſie bricht in Thränen aus)

Lucretius. Haſt du keinen beſſern Gruß für uns als Thränen, meine Tochter?

Collatinus. Um aller Götter willen, was iſt geſchehn? Dein thränenſchweres Auge hängt ſtarr auf einen Punkt — du ringſt die Hände — um unſerer Liebe willen, ſprich!

Lucretia (ernſt, mit erzwungener Ruhe). Mein Gemahl, dieſe Stunde iſt unſeres Glückes Grab! — Willſt du mich ruhig hören?

Collatinus (bebend). Ich höre!

Lucretia. Zwei Jahre haben wir vereint gelebt, ich frage dich in dieſer Männer

Gegenwart: hab' ich meine Pflichten als Weib, als Gattin ſtets erfüllt?

Collatinus. Stets! — Aber warum dieſe ſeltſame Frage?

Lucretia. Dieſe Zeiten ſind dahin! — Entſchwunden iſt der goldne Traum, dein Nahme entehrt, dein Haus geſchändet, deine Ehre mit der meinen befleckt!

Collatinus. Unglückliche — was ſagſt du? —

Lucretia. Rufe die Blitze der ſchlafenden Rache! — Collatinus Weib lag in eines Fremden Arm!

Lucretius (im ſtarren Entſetzen). Du?? Meine Tochter eine Buhlerin? — Ha, daher dies Sycophantenſpiel von Krankheit und Reue, unſer Mitleid zu reizen! — Unglückliche, und du wagſt es, deine Schande ſelbſt zu künden?

Lucretia (mit Würde). Das Bewußtſeyn meiner Unſchuld giebt mir Kraft dazu! Ich unterlag der Gewalt — ihr wich das ſchwache Weib, und meine Treue blieb unverletzt, wenn auch der Körper fehlte!

Collatinus (außer ſich). Gewalt? — Gewalt? — Ein Athemzug noch, Lucretia, einer noch! Wer knickte dieſe Blume? wer brauchte Gewalt gegen Collatinus Weib? Rede, daß ich die Donner des Himmels ſtehle und mit ihnen ſein verruchtes Haupt zerſchmettre! Wer? Wer?

Lucretia. O daß ſein Nahme nie über meine Lippen kommen dürfte! daß meine Denkkraft verſiegte, daß ich den Frevler zurückgeſtoßen hätte, als er um Gaſtfreundſchaft bettelte! — Tarquinius war es, mein Gemahl, der unſern Frieden mordete! Er ſchlich um Mitternacht an mein Lager und heiſchte Befriedigung ſeiner hölliſchen Lüſte! Ich bat, ich drohte — umſonſt! Ich ſtellte meine Bruſt ſeinen Dolchen bloß, und er ſchwur, da er ſah, daß mich der Tod nicht ſchreckte, mich zu morden und einen todten Sklaven an meine Seite zu legen! Muß ich's dir ſagen, Collatinus, muß ich's dir wiederholen? Was Todesfurcht nicht vermochte, vermochte Furcht vor Schande — er trug den Sieg davon! —

Jetzt

Jetzt richte du, mein Vater, und du, mein Gatte, ob ich ſchuldig bin, und ob der Hohn der Buhlerin mich trifft?

Lucretius. Nein, Nein! Wohl mir, deine Unſchuld iſt erwieſen, meine Tochter! Die Götter mögen ihn ſtrafen, den Frevler, hienieden ſchützt ihn der Scepter!

Collatinus. Die Götter, ſagſt du? Nicht ſo! bei den Unſterblichen, mein ſey die Rache! mein ſey es zu ſchwingen das Rachſchwert! Und ehe ſoll kein fröhlicher Morgen für mich dämmern, eh' ſoll die Ruhe meinem Auge fremd bleiben, bis mein Stahl in ſeinem Buſen wühlt, bis ihn das Verderben ergriffen und die Verdammniß getroffen hat!

Lucretia. Dank dir, Collatinus! Und ihr, edle Römer, wollt ihr das Amt der Rache theilen — verſprecht ihr, mich mit ihm zu rächen?

Alle. Wir wollen es!

Lucretia. Dann ſterb' ich gerne! Ihr habt mich von der Schuld befreit, und auch mein Herz; aber niemand ſoll ſagen: Lucretia

habe ihre Pflichten ungeſtraft preis gegeben, kein Weib ſoll im Vertrauen auf ihre Reinheit hohnlächelnd auf mich herabblicken! Ich bin Römerin — ich kann ſterben, dies ſühne meine Schuld! (ſie zieht einen Dolch hervor und durchbohrt ſich den Buſen)

Collatinus (verzweifelnd). Mein Weib! Mein Weib! (er ſinkt bewußtlos zu Boden)

Lucretius (naht ſich mit gerungenen Händen) Todt? Todt? O mein Kind, mein einziges Kind! Wer ſoll dem alten Vater nun die Augen zudrücken, wer ſoll ſeine Aſche ſammeln, wer ſoll ihn lieben? — Und doch, nur dies vermochte deine Ehre zu retten, nur dies! —

Collatinus (wild aufſtahrend). Mein Schwert! Mein Schwert! daß ich ihr folge!

Brutus (entreißt es ihm). Wahnſinniger! Kann eines Weibes Tod ſo viele Männer zu Knaben machen? — Auf, Collatinus, ermanne dich! Du biſt ein Römer, du biſt dem Vaterlande deine Erhaltung ſchuldig!

Collatinus. Vaterland? — Poſſen.

Knaben-Poſſen! Sieh her, hier liegt mein Vaterland, hier liegt mein Alles!

Brutus. Mann, ich verkenne dich! — Iſt das Collatinus, der ſo oft dem Tode die Stirne bot? iſt das der Römer, der mit ſo ſchwärmeriſcher Liebe an ſeinem Vaterlande hing? —

Valerius (erſtaunt). Brutus — dieſe Umwandelung? — Du, der den Narren im Lager machteſt, du, der mit Kappe und Kolbe Poſſen ſpielteſt, du ſprichſt ſo?

Brutus. Sieh denn her auf mich, Collatinus! Mir mordete der Tyrann Bruder, Schweſter und Freunde, und du verlorſt das Weib allein! Ich mußte durch verſtellten Wahnwitz mein Leben retten, das mir nur theuer war, weil ich nach Möglichkeit der Rache lechzte; ich mußte dem Mörder meines Hauſes ſchmeicheln, ich mußte ſcherzen, wenn das Herz mir blutete, lachen, wenn ich verzweifelte, Poſſen treiben, wenn der blutige Schatten der Meinen mich zur Rache rief. Das alles ertrug ich, und du willſt verzagen? — (nach einer Pauſe) Lebe

Collatinus, lebe, um Lucretia zu rächen — laß deine Mannheit erwachen, um Vergeltung zu üben! —

Collatinus. Rache? — Ha, wie der Laut allein mein Herz belebt, wie alle meine Adern nur für ſie glühen! O Lucretia, ich will dich rächen — ſchrecklich rächen! Jeder Tropfen des Blutes, das du vergoſſen, ſoll ihm neue Qualen und neue Verzweifelung bereiten! —

Brutus. Du biſt Mann und Römer! Wir Alle ſind Zeugen deines Schwures! — (nach einer Pauſe) Und ſo ſchwöre denn auch ich bei dieſem Blute, bei dieſer Leiche, ich will ihn mit dir rächen, dieſen Tod, verfolgen den Tyrannen und ſein ganzes Geſchlecht und ſeinen ganzen Anhang, und ihm die Krone entreiſſen, die er durch Frevel entweiht! — Wer denket wie ich, der rufe mit mir: Rache über ihn!

Alle. Rache, Rache über ihn!

Collatia.

Marktplatz.

Verſammlung des Volkes. Lucretius. Collatinus. Brutus, um eine Bahre verſammelt, auf der verhüllt der Leichnam ruht.

Erſter Bürger. Beim Zeus, was bedeutet dieſer Auflauf, Virbius? In allen Mienen Beſtürzung? Lucretia ermordet?

Zweiter Bürger. Haſt du die traurige Mähre noch nicht vernommen? Die Unglückliche hat ſich ſelbſt entleibt. Aber horch, wer ſpricht?

Brutus (ernſt und feierlich). Ich habe euch verſammelt, Bürger von Collatia, denn wichtige Gegenſtände, große Entwürfe bieten ſich heute zur Berathſchlagung dar. Doch nein! der Überlegung bedarf es wohl kaum, denn wer von euch lechzt nicht mit mir und dieſen edeln Männern, die ihr hier an meiner Seite ſeht, nach dem Augenblicke, in dem wir die Feſſel der Sklaverei zerbrechen, und uns dem Joch der Tyrannei

entziehn wollen! Oder beſitzt ihr Phlegma genug, es mit ruhiger Kälte zu ſehn, wie man Recht und Herkommen mit Füßen tritt, wie man Geſetze verſpottet und vernichtet, die durch Jahrhunderte dem Vaterlande heilig waren? wie man eure Tempel entweiht, eure Weiber und Töchter ſchändet? — Vermögt ihr länger den ſtolzen Tarquinius mit ſeinem Sohne auf dem Throne eurer Väter zu ſehn? wollt ihr noch länger eure Würde als Römer, eure Rechte als Menſchen kränken laſſen? Wollt ihr noch länger als todte Maſchinen der Willkühr eines Deſpoten überlaſſen ſeyn?

(Dumpfes Gemurmel der Menge.)

Ihr empfindet — jetzt iſt alles gewonnen! Seht her — ſeht dieſen blutigen Leichnam —

(er reißt den Teppich vom Sarge)

ſeht her, gemordet iſt das Weib eures Freundes, eures Feldherrn. Ihr Blut ſchreit um Rache gegen Tarquinius! —

Dritter Bürger. Schrecklich! ſchrecklich! — Unſere Wohlthäterin, unſer Genius, unſer Alles!!

Ein Greis. Todt — todt die edelſte der Weiber? Ha, dann grabt ein Grab für mich an ihrer Seite, denn in ihr iſt die Stütze meines Alters, in ihr iſt meine Pflegerin dahin! — Wehe, wehe ihrem Mörder!

Brutus. Wohl, wehe über ihn! Seht her, ihr Bürger von Collatia, ſeht die Verzweiflung ihres Gemahles, ſeht die Verzweiflung ihres alten Vaters, der an der Bahre ſeines einzigen Kindes ſich die Haare zerrauft, ſeht die Trauer aller Edeln und Biedermänner, denen ſie Freundin, ſeht den Schmerz aller Schwachen und Greiſe, denen ſie Wohlthäterin, denen ſie Alles war! — Und ihr zaudert noch, die Brut in ihrem eigenen Neſte aufzujagen? zu vertreiben aus eurer Mitte die Frevler, die eures Glückes, eurer Ruhe, eures Wohlſeyns Mörder ſind?

Alle. Nieder mit Tarquinius! Zum Tode mit den Tyrannen!

Brutus. Nicht ſo, meine Freunde! Tod iſt zu gelinde für ſie, denn er ſtraft nur einmal. Verbannung und Elend ſey

ihr Loos fortan; laßt uns ſie vertreiben aus den Gränzen unſeres Reiches, flüchtig müſſen ſie den Erdkreis durchirren, nirgends müſſen ſie Ruhe finden! Ihr Bewußtſeyn müſſe ſie foltern; ſo lange ſie auf Erden wandeln, und ſelbſt im Grabe folge ihnen der Lohn ihrer Frevelthaten!

(nach einer Pauſe)

Iſt es alſo euer ernſter Wille, frei zu leben und frei zu ſterben, iſt es euer ernſter Wille, die Unglückliche und ihre Freunde zu rächen; dann mit mir, mit mir gen Rom, und ehe die Sonne wieder aufgeht, muß ihre Gewalt vernichtet, zertrümmert ihr Thron ſeyn!

Alle. Gen Rom! gen Rom! Verderben über ſie!

Brutus und ſeine Söhne.

R o m.

Pallaſt des Vitellius.

Vitellius. Aquilius. Titus und Tiberius, Brutus Söhne. Sextus Sabinus. Licinius. Publius Capſa. Aulus Fulvius. Quintus Mardus. (Letztere, Abgeordnete Tarquins.)

Aquilius. Ihr kennt die Urſache dieſer Verſammlung, meine Freunde; ihr wißt, warum ich euch zuſammenberief, und ſo laßt uns ohne Einleitung zu den Entſchlüſſen, die wir faſſen müſſen, übergehn. — — Euch allen iſt die unerhörte Deſpotie bekannt, mit der Junius Brutus und Collatinus unſern rechtmäßigen Herrn und König

aus Rom verbannt und vom Throne geſtoßen haben; ihr alle kennt die unglückliche Lage dieſes um uns ſo verdienten Fürſten, und ſo darf unſer Entſchluß keinen Augenblick wanken!

Vitellius. Gewiß nicht! und um ſo mehr müſſen wir eilen ihn auszuführen, da Verzug nirgends gefährlicher iſt als hier. — Noch ſind mehrere im Volke, die günſtig für Tarquinius geſinnt, noch ſind viele, die mit der neuen Regierungsform unzufrieden ſind. Laßt uns dieſe Gährung benutzen, laßt uns den Funken zur Flamme anfachen, und um ſo gewiſſer verſpricht der Ausgang glücklich zu werden!

Licinius. Du haſt Recht! — Überdies wird ſich muthmaßlich der Kern des Adels, und gewiß der ganze Anhang des Tarquinius, der ihn begleitet hat, auf unſere Seite neigen.

P. Capſa. Nicht ſo, Licinius! Nicht auf Hoffnungen allein, nicht auf Dinge, die dem Wechſel unterworfen ſind, allein laßt uns trauen! nur auf unſern Muth und

unſere Entſchloſſenheit. Die kann uns kein Schickſal rauben! — Und wer wollte nicht für einen Fürſten, wie Tarquinius, willig Blut und Leben wagen?

Q. Mardus. Braver Jüngling! dieſe Geſinnungen adeln dich, und wenn das Schickſal dem Könige einſt wieder lächelt, wenn er den Thron, der ihm ſo ungerechter Weiſe entriſſen ward, wieder beſteigt, wird ſeine Huld dir lohnen!

A. Fulvius. Wohl ungerechter Weiſe! Soll der Vater die Verbrechen des Sohnes büßen? — Und welch Verbrechen? — Ein Liebesabenteuer, von einem muntern Jüngling beſtanden — wie verzeihlich?

Q. Mardus. Wahrlich, Rom iſt undankbar! Die Verdienſte, die der König um den Staat ſo unbezweifelt ſich erwarb, ſie ſollten das Vaterland zu dankbarern Geſinnungen auffordern! Wer war es, der die Volscer mit ſo ausgezeichneten Beweiſen perſönlicher Tapferkeit ſchlug? Wer brachte Sueſſa Pometia, wer Gabii unter römiſche Bothmäßigkeit? Wer baute dem

Jupiter Feretrius jenen prächtigen Tempel auf dem Capitol? Wer trug so vieles zum Wohl des Staates und zur Verschönerung der Hauptstadt bei? — Der Mann, der so viel für Rom that, sollte wahrlich keiner flüchtigen Neuerungssucht geopfert werden!

Licinius. Und wer beherrschte sein Volk je milder als er? Unter seiner Regierung war Alles uns erlaubt, unter seinem Scepter blühte uns die ungebundenste Freiheit! Und jetzt? Ha, wen empört die Härte nicht, mit der wir uns behandeln lassen müssen — wen die Strenge nicht, mit der die kleinste Übertretung an uns geahndet wird?

P. Capsa. Ha, bei den Unsterblichen, rollt Römerblut in unsern Adern, ist nicht jeder Schatten von Muth aus unserer Brust entschwunden, so laßt uns mit Manneskraft und Mannessinn diesen Anmaßungen widerstreben und unsere Freiheit retten. Wollen diese Tyrannen den König verjagen, um seine Gewalt an sich zu reissen und den Nahmen nur vertilgen? Wer von uns ist

feige genug, dies ertragen, dies dulden zu wollen? —

Tiberius. Keiner gewiß! — Du sprachst von meinem Vater, Publius; aber beim Zeus, ich selbst muß dir beistimmen! Seine Tyranneien sind unerhört, und nur ein bestochenes Auge kann verkennen, daß es sein Bestreben ist, uns die Grundsätze der Stoa mit Gewalt aufzudringen und die alleinige Herrschaft an sich zu reissen!

Q. Mardus. Wahrlich, er häuft Frevel auf Frevel, und wenn Tarquinius großmüthig genug seyn könnte, ihm zu verzeihen, so geschieht es nur um seiner edeln Söhne willen!

Titus (nach einer Pause). Hat der Senat eure Forderungen bewilligt?

Q. Mardus. Konnte er anders? Und dennoch hat dein Vater sich nicht gescheut, sich dem lebhaft entgegen zu stellen! Es scheint, als ob ihm das Brandmahl des Kronenräubers nicht genügt, er will sich bis zum offenbaren Raube fremden Eigenthums erniedern! Denn mit welchen Sophismen

könnte er sich rechtfertigen, dem Monarchen sein angeerbtes Vermögen entziehn zu wollen?

Titus. Wahr! Und wehe mir, daß ich seinen Nahmen trage und durch die Bande der Natur an ihn gefesselt bin! Wehe, daß ich einen Mann, wie diesen, meinen Vater nennen muß!

Vitellius. Und verwünscht die Verschwägerung, die unter uns obwaltet! — Aber er muß sterben, sterben, wenn nicht alle unsere Plane scheitern sollen!

Tiberius. Sterben? — Die Stimme der Natur entschuldige mich, meine Freunde, wenn ich zurückschaudere! — Er ist Verbrecher, aber er bleibt mein Vater! — Wo ist das Herz, das einen Vatermord zu fassen vermag?

P. Capsa. Überwiegt Eines Leben, oder Aller Freiheit? Ist der Vater heiliger, oder das Vaterland? — Brutus muß sterben — denn aus seinem Blute quillt unsre Rettung! — Du verbirgst eine Thräne, Tiberius? — (bedeutend) Du bist

ein Mann! — Du haſt geſchworen! — Es gilt das Wohl des Ganzen! —

A. Fulvius (nach einer Pauſe) Sind die Briefe gefertigt, die wir dem König überliefern ſollen?

Aquilius. Sie ſind es! (er überreicht ihm ein verſiegeltes Schreiben) Dies dem unglücklichen Monarchen! Er wird unſre und ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen und unſre Verſprechungen beſtätigt finden! — Um die zwölfte Stunde der übermorgenden Nacht bluten Brutus und Collatinus mit ihrem ganzen Anhang unter unſern Dolchen. Dann dringe Tarquinius, vom Dunkel der Nacht begünſtigt, vor. — Ohne Feldherr, ohne Anführer, ohne Haupt wird die zerſtreute Maſſe leicht überwunden ſeyn und ihrem rechtmäßigen Herrn auf's neue wieder huldigen!

A. Niardus. Ich danke euch im Nahmen des Königes für eure Treue! Seyd verſichert, er wird königlich belohnen!

Aquilius. Nicht dieſe Hoffnung, nur Eifer für die gute Sache und Anhänglichkeit

an einen geliebten Fürſten, und Mitleid mit ſeiner unverſchuldeten Lage beſtimmen unſre Schritte! — Und jetzt die ernſten Geſchäfte bei Seite, denn ſo wie heute ſitzen wir erſt nach vollbrachter Sache wieder zuſammen! (er ſchwingt den Becher) Des Königs Herrſchaft — die Gründung der Monarchie!

Alle. Und die Vernichtung der Deſpotie!

Brutus Wohnung.

Brutus allein,

gedankenvoll umherwandelnd.

So ſtände ich denn endlich am Ziele — ſo wären ſie denn endlich erfüllt, die Wünſche, die ſeit Jahren Phantome meiner Träume waren? So wäre deine Rolle endlich ausgeſpielt, Tarquinius, von deinem Haupte geriſſen die Krone, die du durch Vatermord und Uſurpation errangſt, und meine Rache gekühlt! — Jetzt bin ich glücklich! (nach einer Pauſe) Glücklich? — Kurzſichtiger,

ſichtiger, kennſt du das Geſchick, das die Unſterblichen über deine Tage verhängten? iſt auch deine Rolle ſchon ausgeſpielt? vollendet die Laufbahn, erſt kaum betreten? — Sey's! Und wäre auch mein Schickſal fortan nur rauh, wären mir Dornen geſtreut, wo ich auf Roſen hoffte, doch bin ich jetzt glücklich, jetzt da Roms Geſchick in meinen Händen ſteht! —

Ha, möchte er in Erfüllung gehn, der Wunſch, der mein ganzes Herz ſo einzig füllt, deſſen Erreichung alle meine Kräfte, alle meine Sorgen und mein ganzes Beſtreben geweiht ſeyn ſoll, möchte es mir gelingen, dich zu beglücken, mein Vaterland, zu vertilgen die leiſeſte Spur der Tyrannei, Ruhe und Frieden rückzuführen in deinem Innern und zu befeſtigen auf immer, daß deine Liebe mir lohne und mich geleite bis in's Grab, daß ich am Ende meiner Tage es ſprechen darf, das ſtolze Wort: Roms Glück iſt mein Werk — ich habe nicht umſonſt gelebt! —

(ein Sklave tritt ein)

Sklave. Verzeihung, Conſul, wenn ich dich unterbreche: Cimber, der Sklave des Vitellius, verlangt ein Gehör, da er dir Sachen von Wichtigkeit vorzutragen hat.

Brutus (nach einer Pauſe). Beſcheide ihn auf morgen wieder! — Die Stimmung, in der ich in dieſen Augenblicken ſchwebe, iſt zu ſchön, zu ſelten, als daß ich wünſchen könnte, ſie zu ſtören!

Sklave. Verzeih', wenn ich dir widerſpreche! Er ſchien dieſe Weigerung zu fürchten, und forderte mich dringend auf, dir zu ſagen: des Staates Wohlfahrt hinge an dieſer Unterredung!

Brutus (erſtaunt). Des Staates Wohlfahrt? — ein Sklave? — Er mag eintreten!

(der Sklave geht)

Was iſt das? — Welche ſonderbaren Vorgefühle ſteigen in mir auf? — Geben die Götter, daß ſie mich diesmal triegen!

Cimber (eintretend — nach einer Pauſe). Die Sache, die ich vorzutragen habe, Conſul, und ihre Wichtigkeit überhebt mich aller Entſchuldigung! — Die Götter haben

mich Unwürdigen zum Rettungswerkzeug der Republik erkohren, und du wirſt zittern, wenn du den Umfang deſſen hörſt, was ich zu ſagen habe! — Aber, eh' ich rede, eine Frage: erlaubſt du mir, ganz ſo aufrichtig zu reden, wie die Gefahr erfordert? erlaubſt du mir es auch dann, wenn du mit Gewißheit annehmen darfſt, daß ein Schleier fallen wird, der bis jetzt dein Auge deckt, und daß mit ihm deine Ruhe, dein ganzes irdiſches Glück vielleicht entſchwindet?

Brutus (betreten). Ich bin bereit die Wahrheit ohne Eingang zu hören!

Cimber. Nun denn! — Schon lange bemerkte ich, daß Vitellius, mein Herr, mit mehreren der edelſten jungen Männer, und unter ihnen deine Söhne, heimliche Zuſammenkünfte pflog, die mir aus mehr als einem Grunde verdächtig ſchienen. Der Argwohn ſchien Gewißheit zu werden, als ich ſah, daß heute die Geſandten des Tarquinius der Verſammlung beiwohnten, die bei verſchloſſenen Thüren in einem der abgelegenſten Gemächer des Hauſes gehalten wurde.

Hier zu horchen iſt keine Schande, dachte ich, denn es gilt dem Staat, ſchlich unbemerkt bis an die Thüre und verlor kein Wort.

Brutus (mit unterdrückter Angſt). Und meine Söhne? Und meine Söhne?

Cimber. Sie waren gegenwärtig! Deutlich vernahm ich nun den Plan der Frevler; — um die zwölfte Stunde der Nacht dringt übermorgen Tarquinius unter dem Schutze der Nacht in die Stadt, und das erſte Geſchenk, der erſte Beweis der Huldigung, den die Empörer ihm bringen, iſt — dein und deines Mitconſuls Haupt!

Brutus (mit ſteigender Angſt). Und meine Söhne?

Cimber. Auch ſie ſchwuren dir den Tod! Sie nannten dich einen Tyrannen, der die Freiheit untergraben wolle, und glaubten, das Vaterland entſchuldige den Vatermord! Sie —

Brutus (einfallend). Halt ein, Verräther, du lügſt! Kann der Sohn ſich gegen

das Leben des Vaters bewaffnen, der ihn liebt? Blut gegen Blut?

Cimber. Und doch! — Auch ich erſtarrte, wie ich ſie in jenes ſchreckliche: Brutus muß ſterben! einſtimmen hörte; aber meine Sinne trogen mich nicht!

Brutus. Und der Beweis für das alles, Sklave?

Cimber. Hier iſt mein Kopf! — Indeß, um alle Zweifel zu heben ich ſah durch eine Spalte der Thüre, wie die Verſchwornen den Geſandten einen Brief an ihren König übergaben, in dem du alles beſtätigt finden wirſt, was ich ſagte! — Verhafte ſie — bemächtige dich ſeiner und kein Zweifel wird dir bleiben!

Brutus (im dumpfen Schmerze). Folge mir! —

Vier Stunden ſpäter.

Brutus (mit gerungenen Händen umherirrend). Wohl hatteſt du Recht, Unglücklicher! Du haſt einen Schleier von meinem Auge

gerissen, der meine Ruhe, mein Glück auf ewig zertrümmert! — — So war es dennoch möglich? so konnten meine Söhne dennoch bis zum Verrath des Vaterlandes, bis zum Vatermorde sinken? so konnten sie betäuben die Stimme des Gewissens, zerreissen die Bande der Natur? O selig, selig, wer kinderlos stirbt! selig der, dem seine Gattin nie einen Sohn gebahr! für ihn sind der Menschheit größte Schmerzen unempfindbar!

(nach einer Pause)

War es kündende Ahnung, die mich vorhin an den Wechsel des Geschicks erinnerte? Ja, bei den Unsterblichen, ich fühle es, das Schicksal ist wandelbar! Vor wenig Augenblicken, vor wenig Stunden noch so unnennbar glücklich, und jetzt, verloren in den tiefsten Abgrund, aus dem mich nichts, nichts erretten kann! — Nichts, denn das Gesetz gebietet, der Verräther des Staates muß sterben!! — Sterben? — Soll ich das Bluturtheil meiner Söhne sprechen, brechen den Stab über meine eignen Kinder, morden

ſie, die ich einſt ſo einzig liebte? — Unglücklicher, bedauernswerther Vater — hier iſt keine Wahl! — Roms Glück willſt du gründen, und das Verbrechen beſchirmen? — umſtürzen Geſetz und Recht? — Nein! Nein! — der Vater kann, beſtochen von der gewaltigen Stimme des Blutes, ſelbſt dem Mörder in ſeinem Sohne verzeihen, aber der Conſul muß ſtrafen! ſchweigen das Herz, wo Pflicht gebietet! — — Dahin alſo iſt es gekommen? dahin ſtimmte mein ſchwarzes Schickſal? dahin trieb mich der Wirbel des Verhängniſſes? — O ihr Götter, laßt mich nicht ſinken im fürchterlichen Kampfe, zerreiſſet das Gewebe, das mich umſponnen hält! —

(nach einer langen Pauſe)

Geworfen iſt das Loos — es muß ſo ſeyn! —

(er geht ſchnell ab)

Forum.

Brutus. Collatinus, umgeben von Lictoren. Die Verſchwornen gefeſſelt.

Brutus. Beharrſt du bei deinem Starrſinne? —

P. Capſa. Ich kenne das Tribunal, vor dem ich ſtehe, nicht! Tarquinius iſt mein König und mein Richter, ihm ſchwur ich den Eid der Treue, ihm Gehorſam und Unterwürfigkeit, und nicht dem Manne, der einſt mit Narrenkappe und Kolbe den Poſſenreiſſer ſpielte!

Brutus. Erzittre, Elender! Das Maaß deiner Frevel iſt voll — dir iſt der Tod gewiß!

P. Capſa. Und wähnſt du, ich fürchte ihn? — Hier ſteh' ich frei und unbewehrt, aber ich zittre nicht, und biete dir, trotz deinen Lictoren und ihren Beilen, kühn die Spitze. — Wenn einſt die Menge, die du bethörteſt, aus dem Schlummer der Unthätigkeit erwacht, in den du ſie durch deine ſchlauen Betrügereien lullteſt, wenn einſt der

Zorn der Götter zu deinen Frevels nicht länger ſchweigt, dann, Brutus, dann ſey dieſer Stunde eingedenk und rette dich, wenn ich dir rathen ſoll, auf's neue durch die Schellenkappe.

Brutus. Schweig, Verräther! Tritt näher, Titus, und du, Tiberius!

Tiberius (zitternd). Mein Vater! —

Brutus (ernſt und mit Würde). Tiberius, das Vaterland frägt durch den Conſul: warſt du im Hauſe des Vitellius? Wohnteſt du einer geſetzwidrigen Verſammlung bei, deren ſträflicher Zweck es war, den Tyrannen auf den Thron und das Volk in Sklaverei zurückzuführen, ihm in Eroberung der Hauptſtadt behülflich zu ſeyn und die Conſuln zu ermorden?

Tiberius. Kann Reue ſöhnen, kann offnes Geſtändniß mildern die Schuld: ja!

Brutus. Erkennſt du dieſe Unterſchrift, Tiberius, und du, Titus?

Beide (mit Thränen). Ja!!

Brutus (bei Seite). Unglücklicher — So iſt denn jede Hoffnung hin! — (laut) Dann

iſt es außer Zweifel, daß die Anklage, die euch zeiht: Verrätherei des Staates, Mord der Conſuln, Vernichtung der vaterländiſchen Freiheit, Aufruhr, Empörung und Erneuerung der Deſpotie bezweckt zu haben, gegründet iſt! Das Geſetz beſtimmt euch den Tod — ihn muß der Conſul euch zuerkennen!

Tiberius (flehend). O Mitleid, Mitleid mit unſerer Jugend, mein theurer Vater!

Brutus. Das Geſetz und nicht der Richter bricht euch den Stab!

Titus (die Hände gegen das Volk ausſtrekkend). O Gnade! Gnade! Habt Erbarmen mit uns, Römer! Nicht der Tod ſchreckt uns — ach nur der Tod von Henkershand!

Viele Stimmen. Gnade! Gnade!

Brutus (ernſt). Kein flüchtiges Gefühl des Mitleids entſcheide, wo das Geſetz gebietet! — Victoren, thut eure Pflicht!

(Vitellia, ſeine Gattin, athemlos, mit flatternden Haaren und gerungenen Händen einherſtürzend)

Vitellia. Ha, wohl mir — wohl der Mutter, daß ſie euch noch lebend findet! — (ſie umſchlingt ihre Söhne) Haltet mich, umklammert mich, meine Kinder! Keine Macht der Erde ſoll euch aus meinen Armen reiſſen!

Brutus (erſchüttert). Wahnſinnige, entflieh! —

Vitellia. Ha, Barbar! reize die Löwin nicht, die ihre Kinder vertheidigt! — Sitzt der Vater gegen ſeine Söhne im Gericht — dürſtet dich nach ihrem Blute? — Doch nein, ich will nur bitten, nur flehen: Brutus, wenn je dein Herz nur einen Funken Liebe für mich fühlte, wenn Menſchlichkeit in deinem Buſen wohnt — o dann beſchwöre ich dich bei der Stunde, die ſie uns gebahr, erhalte ſie meiner Liebe, ſchenke ihnen das Leben, das ſie durch dich erhielten!

Brutus. Zu ſpät! — Das Herz des Vaters blutet, aber das Vaterland gebietet und das Geſetz. — Zum letztenmale: fort zum Tode!

Cajus Mucius Scävola.

Mucius Wohnung

Cajus Mucius. Spurius Albinus.

Albinus (eintretend). Und Mucius ſo traurig, ſo nachdenkend? — Und wie, du haſt den Kranz mit der Trauerbinde vertauſcht? Bei allen Göttern, iſt Exta . . .

Mucius. Du frägſt noch, Römer? — Wiſſe denn: ich traure um unſere Mutter!

Albinus. Um deine Mutter? — Du ſcherzeſt! Iſt ſie auferſtanden, um zum zweitenmale zu ſterben?

Mucius. Ich erinnere mich eines Augenblickes, da Spurius Albinus Rom die gemeinſchaftliche Mutter der Römer nannte!

Albinus. Ha, ich verstehe, du trauerst um das Vaterland?

Mucius. Du hast es langsam errathen!

Albinus. Vielleicht, daß du die Hoffnung zu früh aufgabest! Titus Lucretius läßt ein neues Aufgebot an die Waffenfähigen ergehn!

Mucius. Um neue Ströme Blutes vergebens zu vergießen! O Roma, Roma, deine goldene Zeiten sind dahin! Laß uns ein Grab für uns bereiten, ehe etruscische Fesseln uns schänden!

Albinus. Aber beim Zeus, was ist aus dir geworden? Woher diese plötzliche, diese weibische Furcht? Weiber mögen zähneklappen, Männer müssen handeln! Verzage nicht, noch ist nicht alles verloren!

Mucius (spottisch). Verzage nicht! das Haus ist zwar abgebrannt, aber in den Trümmern glimmt es noch! — So lösche doch, so rette! —

Albinus. Nun bei den Göttern, fast

glaube ich fehlgegangen zu seyn! Nein, das ist nicht Mucius der Unerschrockene, der dreimal das Schlachtfeld mit dem Siegeskranze verließ, oder wenn er es ist, so hat er aufgehört Mann zu seyn und die Spindel mit dem Schwerte vertauscht'

Mucius. Du irrst! Mucius ist Mucius geblieben, aber Rom hat aufgehört Rom zu seyn! Meine Thatkraft ist nicht erlahmt, aber jenes erschlafft Schande über den, der mich feige schilt, denn ich bin es mir bewußt, daß Kraft in meinem Arm und Muth in meiner Brust wohnt, aber soll ich allein ganze Heere schlagen? Ich kann sterben, ich kann frei und unbesiegt als Römer fallen, aber mein abgeschiedner Geist würde das unterjochte und nicht das freie Vaterland umschweben! Drum noch einmal — deine goldene Zeiten sind dahin, o Rom, und wehe uns, daß sie es sind! — Geh auf den Markt, geh auf das Capitol, und du wirst begreifen, wie allgemein die zagende Muthlosigkeit ist! Porsenna wird einen leichten Sieg davon tragen, denn

ſeine Gegner werden vor Furcht vergeſſen, daß ſie Arme und Schwerter haben!

Albinus. Du mahlſt dir alles zu-fürchterlich! Eine kraftvolle Rede, mit Feuer gehalten, eine lebhafte Aufforderung vermag es vielleicht, den ſchlafenden Löwen zu wecken! — Ich wiederhole dir, noch iſt nicht Alles verloren!

Mucius. Ich ſage dir: Alles! Die Menge zu entflammen, wer trauete ſich das nicht zu? — Sieg oder Tod würde es vielleicht in jedem Munde ſchallen, wenn der erſte Augenblick des Enthuſiasmus da iſt! Wie aber, wenn er verraucht? wenn das Andenken an die Gefahr wieder ſchreckt? — Ich kenne unſere Römer — Was gilt's? ſie würden ruhig nach Hauſe gehn und träge umherſchleichen, wie jetzt! — Ich würde ihnen rathen, ihre Spinnrocken in's Feuer zu werfen, um ihre Vaterlandsliebe daran zu wärmen!

Albinus: Du verſtehſt dich darauf, Beſorgniſſe zu erwecken. Aber iſt denn gar kein Mittel zur Rettung?

Marcius. Du denkſt wenigſtens ſpäter daran wie ich!

Albinus. Nein, bei den Göttern, junger Mann, das nicht! Aber ich bin gewohnt zu überlegen, ehe ich mich entſchließe, und zu prüfen, ehe ich rathe!

(nach einer Pauſe)

Laß dir eine Fabel erzählen, Cajus! ſie iſt einfach und kurz; dein ſey es, die Lehre daraus zu ziehn!

„Der Fuchs lag mit den übrigen Thieren im Kriege, die, vom Tiger gegen ihn geführt, zu Felde zogen. Dieſem, als dem Stärkſten, hatten ſich Alle unterworfen, und ſeinen Befehlen gehorchten einmüthig Alle. Lange kämpfte der Fuchs vergebens gegen ſie, denn des Tigers Stärke trotzte ſeiner Schlauheit; aber endlich gelang ihm doch, was er kaum noch zu hoffen wagte. — In einer Nacht, als die Thiere, die des ſchwächeren Feindes lachten, umherſtreiften, nahte der Liſtige ſich unbemerkt ihrem Lager, ereilte den ſchlummernden Wolf und mordete ihn. — Erſchrocken wußten die Thiere, die

ihren

ihren Rathgeber und Anführer verloren hatten, nicht, was zu beginnen ſey, und leichter ward es ihm jetzt, ſie zu zerſtreuen!« — Haſt du mich verſtanden?

Mucius. Nur halb!

Albinus. So höre denn die andre Hälfte! Wenn Einer, wenn der Kühnſte aus unſerer Mitte es verſuchte, das Unmögliche möglich zu machen, wenn er ſich heimlich in's etruſciſche Lager ſchliche und Rom von ſeinem größten Feinde befreite, würde er nicht Roms größter Wohlthäter werden? — Freilich, hinterrücks morden iſt des Mannes unwürdig! aber das Vaterland ſpricht ihn frei — der Freiheit Rettung, das erſparte Blut ſeiner Freunde, Väter und Brüder rechtfertigt ihn tauſendfach!

Mucius (froh zuſammenfahrend). Albinus, welche Gottheit hauchte dir den Gedanken ein? —

Albinus. Beneide mich! Ich trete auf als Retter meines Vaterlandes! Porſenna falle von meiner Hand, und bahne mir den Sternenweg des Ruhmes!

Mucius. Nein, bei den Göttern, Albinus, ſo nicht! Schon der Gedanke macht dich unſterblich, und ſichert deinen Ruhm in Roms Annalen auf ewig! Schon jetzt beuge ich ehrfurchtsvoll mein Knie vor dir! Mir, mir die Ausführung!

Albinus. Mucius, es iſt unmöglich!

Mucius. Nein, nein, Albinus, es iſt die erſte Bitte, die ich an dich thue, o bei den Göttern, ſchlage ſie mir nicht ab die erſte! Auch wenn ich ſiegreich heimkehre, dennoch wirſt du mehr gethan haben als ich, dennoch wirſt du größer ſeyn als ich! O Spurius, o mein Freund!

Albinus (nach einer Pauſe). Fühle, Cajus Mucius, was ich dir zuſage; ich opfere dir meinen Ruhm, mein Alles! Gehe du hin, und befreie Rom; meine Thränen, für des Vaterlandes Wohl geweint, meine Wünſche, meine Hoffnungen folgen dir! Fühlſt du, was dieſe Worte ſagen?

Mucius (in langer, herzlicher Umarmung). Ich fühle es! — Mit dieſem Kuſſe haſt du mich geweiht!

Posthumius (eintretend). Seyd mir gegrüßt, Römer! — Ich bringe üble Botschaft — Porsenna ....

Mucius (schnell einfallend). Ist er dahin? Haben die Götter sich gegen meine Wünsche verschworen! Rede, rede! — ende diese Ungewißheit, die mich quält!

Posthumius. Liegst du im Fiebertraum? Wollten die Götter, er wäre dahin, daß er kein neues Unheil uns bereiten könnte! — Dieser stolze Etrusker, den, wie es scheint, die Unsterblichen zu ihrem Liebling sich erkohren haben, hat unsere Vorposten angegriffen und das Land umher verwüstet. Das Lager ist muthloser wie je — Herminius ist gefallen und hundert der tapfersten Veteranen mit ihm!

Mucius. Herminius, mein Waffenbruder? dahin?? — Doch, wohl mir, Porsenna lebt ja noch, und ich!! (wild auffahrend) Bei meinem Leben, Posthumius, ich räche ihn, und stellten sich alle Schatten des Orkus mir entgegen!

Posthumius. Noch einmal, fieberst du? — Was vermöchtest . . . .

Mucius. O frage nicht, Posthumius, frage nicht, mein Herz ist zu voll! — Geht, geht, ich bitte euch, daß ich dem Jupiter Fidius opfere und den Quirinus anflehe, daß er segnend auf mein großes Vorhaben lächle!

Versammlung des Senates.

Ein Eilbote. Gleich darauf Cajus Mucius.

Erster Senator. Herminius wäre gefallen, sagst du Unglücksbote?

Der Bote. Nur zu gewiß! Wollten die Götter, ich dürfte euch so üble Nachricht nicht bringen!

Zweiter Senator. Und wie durften sie es wagen, dem versammelten Heere Trotz zu bieten, ohne mit ihrer ganzen Macht zu wirken?

Der Bote. Bei dem ernstlichen Willen

anzugreifen, würden ſie es ohne dieſe ſchwerlich gewagt haben. Aber höre! Herminius ſieht, wie ein Haufe von einigen funfzig Etruskern ein paar hundert Schritte vom Lager die Vorpoſten angreift. Schnell läßt er eine Manipel aufſitzen, ihm nachzueilen, und begleitet ſie ſelbſt; aber der feige Troß entflieht, und ſpornte die Unſrigen dadurch nur an, lebhafter zu folgen, als plötzlich aus einem Hinterhalte viele Tauſend der Ihrigen hervorbrechen, den kleinen Haufen der Unſrigen umzingeln, und ohnerachtet ihrer tapfern Gegenwehr bis auf den Letzten niedermachen. Herminius ſelbſt ſtritt wie ein gereizter Löwe, bis er an funfzig ehrenvollen Wunden verblutete.

Erſter Senator. Entſetzlich! Und die Götter ſchweigen zu ſolchen Freveln? — — Trete ab!

(der Bote geht)

Rathet nun ihr ſelbſt, ehrwürdige Väter, was beginnen wir? Sollen wir die erſt eben errungene Freiheit dem Tyrannen wieder preis geben? ſoll der übermüthige Tar-

quinius uns auf's neue unter ſeine Knechtſchaft beugen? ſollen die Etruſker uns zu Paaren treiben, deren Heere wir ſo oft ſchon zerſtreuten? Was beginnen — wie der Schmach entgehn, daß unſere Enkel uns nicht fluchen und die Nachwelt uns nicht brandmarkt?

Dritter Senator. Wahrlich, unſere Lage iſt verzweifelt! — Unſere beſten Feldherrn ſind gefallen — Herminius iſt dahin, und der Muth des Volks mit ihm! Möge er unſere Freiheit nicht mit ſich in's Grab genommen haben!

Zweiter Senator. Und überdies — unſere Truppen ſind muthlos, unſere Vorräthe verzehrt! Was bleibt uns übrig, als um den Frieden nachzuſuchen? — Mein Rath iſt alſo der: eine Geſandtſchaft an Porſenna ergehn zu laſſen, und alle Bedingungen, die er uns machen wird, einzugehn, denn wir ſind unſere, des Volkes Erhaltung dem Vaterlande, unſern Weibern und Kindern und uns ſelber ſchuldig!

Erſter Senator. Nicht ſo — ſo ſpricht

kein Römer! Die Bedingungen Porſenna's eingehn, heißt: den Tarquinius wieder auf den Thron erheben, unſere Nacken in unwürdige Feſſeln ſchmiegen, und unſere Freiheit muthwillig opfern. Noch einmal, laßt uns dem Heere Muth einſprechen und die letzte Schlacht wagen. Mißlingt dann Alles — o ſo laßt uns als Römer kämpfen, als Römer ſterben!

(Ein Lictor tritt ein.)

Lictor. Cajus Mucius verlangt vorgelaſſen zu werden!

Zweiter Senator. Mucius? Hätte er eine neue Schreckenspoſt zu überbringen? Er trete ein.

Mucius. Verzeiht, ehrwürdige Väter, wenn ich eure geweihte Verſammlung und eure geheiligten Entſchlüſſe unterbreche —

Erſter Senator. Ohne Eingang — die Abſicht deines Hierſeyns? — Rede!

Mucius. Habt ihr den Tod meines Waffenbruders Herminius vernommen?

Erſter Senator. Frage uns, ob wir wiſſen, daß Porſenna Rom belagert!

Mucius. Wohl denn! Ich ſchwur, ſeinen Fall zu rächen, und komme, um eure Einwilligung zu meinem Vorhaben zu bitten! . . .

Zweiter Senator. Wünſcheſt du, an Herminius Stelle das Heer zu führen? — Das Vaterland kennt deine Tapferkeit und will deine Verdienſte belohnen! — Kämpfe tapfer, wie Herminius — nur glücklicher!

Mucius. Du irrſt! — Nicht darum kam ich hieher. Ich brüte über größere Plane! Auch ohne Feldherr zu ſeyn, ohne Heere zu führen, will ich Roms Befreier werden! Allein will ich den Wolf in ſeiner Höhle jagen, allein ihn morden. (mit Nachdruck) Roms größter Feind, Porſenna, falle von meiner Hand!

Erſter Senator. Junger Mann, du biſt tollkühn! Verſprich weniger und halte mehr!

Mucius. Nicht ſo! Ich habe meine Kräfte geprüft. Dieſen Arm, dieſen Dolch, dieſe Bruſt voll Muth, mehr bedarf es nicht! Noch einmal, eure Einwilligung und

die Erlaubniß, ungehindert über die Gränze und in's feindliche Lager zu ſchleichen!

Zweiter Senator. Sie wird dir! — Der Lictor geleite dich, daß dich die Poſten nicht als Überläufer aufhalten. Rechne auf den Dank des Staates, kehrſt du ſiegreich wieder heim! — Geh, du haſt einen hehren Kampf vor dir! — Die Götter ſeyn mit dir! —

Erſter Senator. Und des Vaterlandes Hoffnungen!

Mucius. Ihr werdet von mir hören. Lebt wohl!

(Er geht mit dem Lictor.)

Mucius Wohnung.

Mucius. Der Lictor. Gleich darauf Sexta.

Mucius (zum Lictor). Noch einen Augenblick gedulde dich, mein Freund! — Es iſt das leztemal vielleicht, daß ich euch ſehe, meine Penaten, und euch, ihr fried-

lichen Götter meines Hauſes. Ich verlaſſe euch, aber mit leichtem Herzen, denn ich gehe der Sternenbahn eines ewigen Ruhms entgegen, ich bin zu großen Dingen auserſehn, ich bin erkohren, Roms Retter zu werden!

(Er wirft das Paludamentum ab, kleidet ſich in gemeine Rüſtung und nimmt den Dolch von der Wand.)

Zwar ziemt dem Manne nur das Schwert, der Dolch iſt ſeiner unwürdig; aber was entſchuldigt das Vaterland nicht? Drum möge die ſpäte Nachwelt auch deiner neben mir gedenken, denn du ſollſt die Bande zerſchneiden, die Rom zu feſſeln drohen! — — Höher hebt der entzückende Gedanke: als des Vaterlandes Schutzgott aufzutreten, mein Herz; aber doch — welch beängſtigendes Gefühl regt ſich in mir? ſo weit verſchieden von der Furcht, und doch ſo quälend! — Doch getroſt! wenn er am Boden röchelt, der ſtolze Etrusker, dann wirſt du freier athmen, meine Bruſt!

(Er naht der Thüre, als plötzlich mit aufgelöstem Haar und flatternden Gewändern Sexta ihm ängſtlich entgegen ſtürzt.)

Mucius. Sexta! — Geliebte! — Du hier in dieſer Stunde? — Ach, jetzt fühlt der Menſch, was der Römer ſich nicht wagte zu geſtehn!

Sexta (ihn innig umarmend). Mucius! Mucius! —

Mucius. Sey ruhig, Geliebte! Wir ſehn uns wieder, das ſagt mir ein untrüglich Vorgefühl, das ſagt mir laut mein Herz! —

Sexta. Wehe! — So iſt es dennoch wahr, was man mir ſagte! — Mucius, du könnteſt mich verlaſſen? — Nein, bei den Göttern, das willſt du nicht! —

Mucius. Ich muß! Das Vaterland gebeut — ich folge ſeinem Rufe!

Sexta. Grauſamer, du haſt mich nie geliebt! —

Mucius. Bei allen Göttern, mein Herz glüht nur für dich, Geliebte; aber des Vaterlandes Stimme iſt heiliger, denn die der Liebe. Lieblich ſind die Kränze, die Liebe flicht; aber ſchöner iſt der Strahl des Ruhmes!

Sexta. Nein, nein! Dein Mund ſpricht das; aber dein Herz fühlt es nicht! Die Liebe hat ja nur Freuden, nur Roſen — Vaterland und Ruhm nur Dornen und Gefahren! Eine Umarmung, ein fühlender Kuß iſt mehr werth, als tauſend Trophäen, als tauſend Lorbeerkränze! — Das iſt wahr, denn es iſt die Stimme meines Herzens, das Durſt nach Ruhm nicht kennt, nur Liebe athmet, nur Liebe will! — O Mucius, bleibe! Erhalte dich mir und meiner treuen Liebe! —

Mucius (ernſt). Es kann nicht ſeyn!

Sexta. Es kann nicht ſeyn? Es ſoll nicht ſeyn? — Und warum? — O daß die Menſchen ſich nicht lieben, wie ich dich! Gewiß, gewiß, man würde Krieg und Waffen nicht kennen! — Mucius, hat meine Liebe, haben meine Bitten gar keine Gewalt mehr über dich? — Du ſchweigſt — du wendeſt finſter den Blick — o Geliebter!!

Mucius. Sexta, willſt du mich um alle meine Mannkraft bringen, willſt du mich um meinen Muth betrügen? Geh,

ich liebe dich; aber dennoch muß ich dich verlaſſen. Meine Beſtimmung iſt: Rom zu retten, zu vernichten die Feſſeln, die ihm drohn!

Sexta. O weile, weile! — Auch in Feſſeln iſt treue Liebe glücklich!

Sextus (entweicht). Feſſeln? — Und du magſt daran denken? — Flieh', eh ich dich verachten lerne!

Sexta (im unbeſchreiblichen Schmerze). Verachten? Verachten? (in Thränen ausbrechend) Geh! —

Murius. Nein bei den Göttern, ſo war es nicht gemeint! (er ſtürzt in ihre Arme) Ich vergaß, daß Liebe aus dir ſprach! Und jetzt leb' wohl — hier oder dort — wir ſehn uns wieder!

(er ſtürzt davon)

Sexta (ihm nach). Murius — mein Murius! —

Römiſches Lager.

Titus Lucretius. Spurius Albinus. Valerius. Poſthumius. Centurionen. Veteranen.

Valerius. Bei den Göttern, Porſenna hat uns heute eine Wunde geſchlagen, die lange nicht verbluten wird! Herminius war der Tapferſte aus unſerer Mitte. Beim Zeus, er kämpfte wie ein Löwe!

Lucretius. Und wie ein Römer — das ſagt Alles! Aber du haſt Recht, Rom wird ihn lange entbehren.

Erſter Veteran. Seht, Brüder, beim Mars, die Etrusker haben Freudenfeuer angezündet; ſeht, wie der Rauch in die Lüfte wirbelt. — Daß ſie daran erſticken müßten!

Zweiter Veteran. Oder daß wir ſie in die Flammen ſtürzen könnten. — Verderben über ſie!

Valerius. Wir wünſchen vergebens — die Götter ſelbſt ſind wider uns! — Unſere Heere ſind bis auf zwei Legionen herabge-

ſchmolzen, indeß das feindliche Lager drei-fach ſtärker iſt! — Wir werden uns am Ende bequemen müſſen, den Frieden zu erbetteln!

Erſter Veteran. Nicht ſo, Hauptmann, wir können ſterben, aber nicht Sklaven ſeyn!

Valerius. Und deine Kinder und Enkel?

Erſter Veteran. Sind ſie zu Männern herangewachſen, ſo mögen ſie ihre Feſſeln zerbrechen, oder aus dem Beiſpiel ihrer Väter lernen wie Römer handeln, Römer ſterben!

Albinus. Braver Krieger! Zählte Rom der Männer deines gleichen mehrere, wir würden des Etruskers Heere verlachen dürfen! Aber auch jetzt noch, hoffe ich, wir werden bald die Siegesbotſchaft anſtimmen!

Lucretius. Du wagſt zu hoffen? — Möge dein Glaube dich nicht trügen!

Albinus. Er wird es nicht! — Kennſt du den Cajus Minius?

Lucretius. Wie kommſt du auf dieſen?

Wohl kenn' ich ihn. Er iſt ſchön wie Apollo, ſtark wie der Alcide und tapfer wie der Kriegsgott! — Dreimal iſt ihm die Lagerkrone geworden!

Albinus. So wiſſe, dieſer junge Held will Roms Befreier werden! Noch heute ſchleicht er ſich verkleidet in's etruſciſche Lager, und ſtößt den König nieder, wenn er ihm nahe kömmt. Alles geräth in Verwirrung — er entflieht, und wir überfallen ſie, ehe ſie ſich geordnet haben, und nach dem Verluſte ihres Anführers wiſſen, wem ſie folgen ſollen!

Lucretius. Bei meinem Eid, Albinus, ich beginne zu hoffen! — Aber trügen mich meine Augen — er ſelbſt!!

(Cajus Mucius nahet ſich dem Lager)

Alle (ihm entgegen). Glück auf! Glück auf!

Mucius. Nehmt meinen Dank, Gefährten!

Erſter Veteran. Jüngling, ich bin unter Schwertern grau geworden und verſtehe mich auf Worte wenig! (er ſchüttelt ihm die Hand) Du verſtehſt mich!

Mucius.

Mucius. Ich verſtehe dich!

Zweiter Veteran. Kehre ſiegreich, kehre als unſer Befreier wieder heim, und wir begrüßen dich als Vater deines Vaterlandes, als des Heeres Imperator!

Alle. Wohl! Wohl!

Mucius. Der Würdigſte ſey euer Feldherr! — Erkennt ihr mich für dieſen, ſo iſt es billig, daß ich eure Schaaren führe!

(nach einer Pauſe)

Du, Albinus, biſt der Gefährte meines Ruhmes, du ſeyſt auch der Vollſtrecker meines Willens! Halte das Heer auf jeden Fall zum Schlagen fertig! — Erwarteſt du mich zwei Stunden nach Sonnenuntergang vergebens, dann weihe meiner Aſche eine Thräne, und (leiſe) dann tröſte Sexta! — Verſprichſt du mir das?

Albinus. Ich will ihr Bruder ſeyn!

(Lucretius naht ihm mit gefülltem Becher).

Mucius (nimmt ihn). Ich danke dir, Titus! (er verſchüttet einige Tropfen zur Libation) Zeus dem Befreier, Zeus dem Rächer! — (er trinkt) Des Vaterlandes Rettung!! — —

Und jetzt lebt wohl — ihr seht mich sieg-reich wieder, oder da, wo bessere Lorbeern blühen!

Alle. Die Götter geleiten dich — sie führen dich zurück zu uns!

Etruscisches Hauptquartier.

Porsenna, König von Etrurien. Atilius Graurus, sein Quästor. Sextus Merobius. Manlius Servus. Mardonius. Hauptleute. Krieger.

Merobius. Wie ich dir sage, großer König, sie gingen in die Falle, und büßten ihren Feldherrn und mehrere Hundert der ihrigen ein.

Porsenna. Ich danke dir, mein Getreuer. Nimm zum Beweise meiner Huld mein bestes Streitroß hin!

Merobius. Mehr als dies, mein König, freut mich dein Dank und deine Gnade. Leben, Blut und Athem gehört nur dir! —

Glücklich, wenn das Schicksal mir vergönnt, meine Anhänglichkeit für dich auf schwierigere Proben gesetzt zu sehn!

Porsena. Genug! — Jetzt ein paar Worte unter uns. Meine Frage wird dir sonderbar scheinen — welchen Ausgang hoffst du von diesem Kriege?

Mercobius. Wahrlich, unter allen denkbaren Zweifeln wäre ich auf diesen am spätesten verfallen. Nur durch ein Wunder könnte Rom gerettet werden. Ihre Heere sind geschwächt, ihre besten Krieger, ihre Feldherrn gefallen, gewisse Hungersnoth bedroht sie — es kann nicht anders seyn, wir dringen siegreich in die Hauptstadt ein, sobald du winkst, und führen Tarquinius auf seinen angeerbten Thron zurück!

Porsenna. Sprächst du wahr! Aber ich gestehe dir, eine unerklärbare Ahnung kündet mir das Gegentheil, und in der vorigen Nacht umgaukelte mich ein furchterlicher Traum, der heute noch mich ängstigt!

Mercobius. Ein Traum? Ein weniger als Nichts? — Du scherzest!

Porſenna. O er war ſchrecklich, dieſer Traum! – Ich ſah mich gefeſſelt, überwältigt, und im Triumphe nach Rom geſchleppt!

Merobius. Überwältigt? Von dieſem Häufchen? Wir, die wir dreifach ſtärker ſind? Und vergaßeſt du, wie geſtern beim Opfer die Flamme wirbelnd emporſtieg, und wie der Donner rechts über unſere Zelte rollte? Die Götter ſelbſt ſind für uns, und deine Beſorgniſſe ungegründet, mein Fürſt!

Porſenna. Wären ſie es! — Im Vorbeigehn, wie iſt das Heer geſtimmt?

Merobius. Geh' unter ſie, höre mit welchem Eifer ſie zu kämpfen, und alles, was Römer heißt, zu vertilgen ſchwören, und du wirſt dich ſelber überzeugen!

Porſenna. Vielleicht auch, daß nur des Feindes Schwäche ihnen dieſen Übermuth einflößt. Wahre Tapferkeit ſchweigt und handelt! —

Merobius. Daß du doch alles in einem ſchwarzen Lichte ſehen mußt! Mich

dünkt, ſie haben dir Beweiſe gegeben von dem, was ſie vermögen!

Porſenna. Beweiſe? — Ich erinnere mich, daß die Römer, die ſie jetzt verlachen, ſie einſt in Geſellſchaft unſerer Bundesbrüder, der Vejenter, ohne Schwertſtreich vor ſich jagten, wie die Buben!! Aber laß uns abbrechen. — (nach einer Pauſe) Seit wenn ſind wir dem Heere den Sold rückſtändig?

Mecobius. Seit einem Monde!

Porſenna. Sie mögen ihn jetzt empfangen! Vielleicht daß das Gewühl mich zu zerſtreuen vermag. Du, Mordenius, ſende die Krieger, und du, Atilius, rüſte dich! — .

(Die Thüren öffnen ſich und die Krieger treten ein. Porſenna wirft ſich unmuthig mit verſchränkten Armen in einen Seſſel. Neben ihm Atilius der Knabe.)

Atilius. He da, Cerpelus, was weilſt du? Harrſt du auf doppelten Sold?

Cerpelus. Wenigſtens hätte ich ihn verdient!

Atilius. Verdient? Ha, und womit?

Cerpelus. Ich war es, Aufidor, der dem Herminius den Todesstreich versetzte!

Porsenna. Du?

Merobius. Es ist wahr, mein König, der Römer fiel von seiner Hand; ich vergaß es dir zu melden!

Porsenna. Daß du nie wieder die Thaten der Meinen mir verschweigest! Du bist Hauptmann, Cerpelus! Jetzt geh!

Cerpelus (ehrfurchtsvoll). Mein König! (gerührt) Noch nie hab' ich geweint; aber bei meinem Schwerte, hier muß ich flennen wie ein Knabe! Und diese Thräne, die in meinem Auge glänzt, sie spricht beredter zu deinem Ruhme, wie eine gewonnene Schlacht! — Ich gehe!

Atilius. Der Schwertstreich hat sich verzinset. (zu den übrigen) Seht, Etrusker, so belohnt euer König die Tapferkeit! Wer wollte nicht willig sein Leben für ihn wagen? —

Alle (im wilden Geschrei). Wir alle denken wie Cerpelus! Führe uns gen Rom,

und ehe die Sonne untergeht, ſoll es in ſeinen Trümmern rauchen!

Mucius (naht ſich dem Zelte und blickt verſtohlen hinein. Dann leiſe für ſich) Ha, wie die Miethlinge jauchzen, weil ſie auf ihre Überlegenheit und ihre Heere trotzen! wie ſie prahlen, um ein paar Silberſtücke mehr zu haſchen! Und ihr wollt Rom zertrümmern? Verrechnet, Knaben! Noch giebt es Männer, die ſich euch entgegen ſtellen! (nach einer Pause) Die Götter ſind für mich! Das Gewühl im Lager, das Getümmel, die Löhnung, die ſie beſchäftigt, das alles läßt mich hoffen, daß ich unbemerkt verdringen werde! (er ſchleicht einige Schritte vorwärts) Aber beim Zeus, wo iſt denn dieſer König? Ich ſehe drei Männer, die gleich gekleidet ſind! Welcher von ihnen? — Grauſame Ungewißheit! Soll ich auf's Gerathewohl ſtoßen? das hieße zu viel gewagt! Soll ich fragen? Einfalt! — ich würde mich ja ſelbſt verrathen! — Aber horch!

Atilius. Jetzt geht! Wenn wir unſern

Einzug in Rom halten, dann harrt unſer ein beſſerer Lohn!

Mucius. Beim Mars, dies iſt der König! Du wenigſtens, Tyrann, ſollſt dieſen Lohn nicht ſpenden! (die Menge zertheilt ſich, er drangt ſich unbemerkt bis an Atilius vor, hebt dann plötzlich den Dolch, erſticht ihn, und bricht in den ſtehen Ausruf aus) Dank dir, Erhabner! Rom iſt frei!

Atilius (zuſammenbrechend). Verrätherei! Rache! Rache! (er ſtirbt)

Mucius (hebt den blutigen Dolch und dringt vorwärts) Keiner mir nahe! Ich bin dem Tode geweiht, und werde mein Leben theuer verkaufen! (er wird übermannt und zu Boden geworfen) Bei den Göttern, eine große Heldenthat! Tauſende über Einen!

Porſenna (erſchrocken auffahrend). Beim Zeus Soranus, was iſt das? Atilius ermordet? Das Getümmel — der Aufruhr? Rede, Merobius!

Merobius. Du ſiehſt, mein König, ich ſtaune wie du! Ein Meuchelmörder hat ſich in's Zelt geſchlichen, wahrſcheinlich dich

zu ermorden! Ein glückliches Geſchick hat ſeine Hand irre geleitet und dich deinem Volke erhalten!

Mucius (bebend). König, du?? — Gefehlt! Gefehlt! O ihr rächenden Götter! (er verhüllt ſein Antlitz)

Porſenna (wild). Meuchelmörder — in dem Herz des Lagers? — Welche beiſpielloſe Freveltat? — Fort mit ihm — ich ſelbſt will richten! — Und du, Zeus Eleutherios, ich hebe meine Hände auf zu dir und danke dir für meine Rettung!

Zwei Stunden ſpäter.

Porſenna. Merobius an ſeiner Seite. Cajus Mucius gefeſſelt und von Wachen umringt.

Porſenna (leiſe zu Merobius). Sieh, wie furchtlos, wie frei ſein Blick iſt! Wer ſollte in dieſem Geſichte den Meuchelmörder leſen? (laut) Du kennſt das Tribunal, vor

dem du ſteheſt! Freies Bekenntniß kann vielleicht die Strafe mildern! Alſo: wer biſt du?

(Mucius ſieht ihn mit Stolz, finſter und ſchweigend an)

Porſenna (lebhafter). Ich frage dich zum letztenmale: wer biſt du?

Mucius. Wenn du es ja wiſſen willſt: ich bin ein Römer, das heißt, dein Feind!

Porſenna. Und was bewog dich zum Morde jenes Unſchuldigen?

Mucius. Willſt du es noch einmal hören? — Der Quäſtor hätte immerhin am Leben bleiben mögen, für dich nur war mein Stahl geſchliffen!

Porſenna. Du ſcheinſt meine Langmuth prüfen zu wollen! Aber noch eine Frage: wenn ich dir das Leben ſchenkte, würdeſt du meinen Fahnen Treue ſchwören und mir die Schwachen eures Lagers verrathen?

Mucius (verächtlich). Dank es den Göttern, daß ich gebunden vor dir ſtehe! Ich

würde dir ſonſt die Antwort geben, die Frevlern ziemt!

Porſenna. Elender, du wagſt es mich zu läſtern? — Zittre!

Mucius. Läſtern? — Du haſt dich ſelbſt durch deinen Antrag mehr geſchändet, wie ich es je vermöchte! Zittern? — Und wenn ſahſt du einen Römer zittern?

Merobius. Welch unerhörter Trotz! — Wir werden ihn zu brechen wiſſen!

Mucius. Laß deine Büttel vortreten, Sklav! Ich fürchte ſie nicht!

(Merobius winkt, und der errichtete Scheiterhaufen wird angezündet)

Und damit wähnt ihr mich zu ſchrecken? Elende Sklaven, ihr wißt nicht, was es heißt, nach Ruhm ſtreben, ihr würdet euch ſonſt erinnern, daß der freie Mann Tod und Qualen verlacht! — Ich kam hierher zu morden, aber auch mit dem feſten Entſchluß, zu ſterben, wenn das Schickſal es heiſchte; ich hatte mich dem Tode geweiht. Damit ihr aber ſeht, wie wenig Römer Leiden ſcheuen — ſeht her! er naht dem Feuer.

ſteckt kaltblütig die Rechte in die Flammen und läßt ſie zur Aſche werden)

Porſenna (erſchüttert). Bei allen Göttern, ich muß dich bewundern. Denn wer von euch Etruskern würde gehandelt haben, wie dieſer Römer? Geh, du biſt frei! Du warſt feindlicher gegen dich geſinnt, wie gegen mich! Zwar kamſt du in der Abſicht mich zu morden; aber ich verzeihe dir, denn du kannteſt mich nicht! Aber beim Zeus, wirſt du einer meiner Krieger, gelobteſt du, deinen Arm mir und meinem Volk zu weihen, ich würde ihn ſegnen, dieſen Tag, und Krone und Purpur mit dir theilen! (er löſet ſeine Bande) Noch einmal, du biſt frei! Geh heim und ſage deinem Volke, daß Porſenna Tugend zu ehren und zu lohnen weiß.

Mucius. Ich danke dir! Führt uns einſt das Schickſal auf den Schlachtgefilden gegenüber, ich werde ſtolz ſeyn dürfen auf dieſen Sieg, wenn ich dich überwinde! — Wärſt du nicht meines Vaterlandes Feind, ich würde ſagen, du ſeyſt werth ein Römer zu heißen!

Merobius. Nicht mehr?

Mucius. Nein! denn dies heißt Alles sagen! Aber König, damit du siehst, daß ein Römer nicht allein tapfer und standhaft seyn kann, daß er auch weiß Großmuth zu erkennen und zu vergelten, so höre denn von mir, was Gewalt, was Drohungen mir nie entrissen haben würden! Ich bin ein edler Römer, und trage den ehrenvollen Nahmen Cajus Mucius. Ein Geschlecht, dessen Zweige schon an Roma's Wiege grünten. Lucius Tarquinius beherrschte fünf und zwanzig Jahre mit frechem Stolze mein Vaterland. Der Lohn seiner tyrannischen Despotie ward ihm, wir ermannten uns, und verjagten ihn aus unsern Gränzen. Du, Porsenna, nahmst dich des Frevlers an, du belagertest Rom, um uns aufs neue unterjochen zu lassen, und zeigtest dich dadurch als unsern erklärten Feind. Wir ergriffen die Waffen; aber Krankheit und Mangel an Lebensmitteln schwächte unser Heer. Was also Gewalt nicht vermochte, sollte List bewirken! Ich verband mich mit

meinen Freunden, und Alle ſchwuren mit feierlichen Eiden, nach dem Ziele zu ſtreben, nach dem ich heute ſtrebte! Drum wiſſe: dreihundert, wir, der Kern des römiſchen Adels, haben uns gegen dein Leben verſchworen! Sey denn auf deiner Hut! Unter tauſend Verkleidungen wird man dir nachſtellen, und der Dolch meiner Freunde dich auch in deinem innerſten Gemache treffen! Fürchte keine Heere, keine Schlachten — nur gegen dich Einzelnen rüſtet ſich einzeln die römiſche Jugend. Mich traf das Loos zuerſt! Mein Stahl verfehlte dich, aber was dem Einen nicht gelang, gelingt vielleicht dem Andern! (bei Seite) Die erſte Lüge! verzeihet ſie, ihr Götter! ſie ſchenkt dem Vaterlande vielleicht den Frieden!

Perſenna (erſchüttert) Dreihundert Dolche gegen mich allein? — (nach einer Pauſe) Verlaß mich einen Augenblick!

(er entfernt ſich und mit ihm alle bis auf Nicrobius)

Du haſt gehört, Nicrobius! Mein Leben iſt bedroht! — Was räthſt du mir?

Merobius. In der That, mein Fürſt, kaum daß ich dir zu rathen weiß! Was die Vernunft vielleicht gebietet, das bleibe deiner höhern Einſicht überlaſſen zu entſcheiden.

Porſenna. Ich errathe, was du verſchweigſt! — Die Götter erhielten mein Leben heute, ſie würden zürnen, wenn ich im blinden Vertrauen auf ihren Schutz auch ferner noch es wagen würde! Was bleibt mir übrig, als den Frieden ſchließen? — Zwar habe ich Tarquinius mein Wort gegeben, ihn zu ſchützen und auf ſeinen Thron zurückzuführen; aber ich weiche dem Geſchick! Mucius mag Recht haben, er war die Geiſſel ſeines Volkes; eines Volkes, das ihn nie unter ſich dulden würde! Auch iſt ein Bündniß mit den Römern mir und meinem Staate in jeder Hinſicht vortheilhafter, als ſeine Freundſchaft, die ohnehin einſt vielleicht an der Politik ſcheitern dürfte!

Merobius. Deine Weisheit hat errathen, was ich dachte.

Porſenna. So geleit' mich denn in

mein Gemach, und höre die Aufträge, mit denen du, von Mardonius begleitet, den Römer zu ſeinem Volke begleiten magſt!

Rom.

Verſammlung des Senates.

Erſter Senator. Eine unerwartete wunderbare Begebenheit führt uns zuſammen, ehrwürdige Väter. Rom iſt ſeiner Rettung nahe; Porſenna bietet uns den Frieden an!

Zweiter Senator. Porſenna uns? Und gerade jetzt, da wir auf's Äußerſte gekommen ſind und er gewiſſen Sieg in Händen hat? Welch unauflösbar Räthſel! Beim Jupiter, wäre hier Hinterliſt denkbar, ich würde ſie beſorgen!

Erſter Senator. Laß uns die weiſen Beſchlüſſe der Götter, die ihr großes Werk nicht zerſtören wollen, ehren, ohne zu grübeln! (zum Lictor) Die Geſandten!

Merobius, Mardonius und Cajus Mucius treten ein)

Mero-

Mercobius. Gegen über Rom!

Erſter Senator. Und Frieden mit euch! Wir erwarten euren Vortrag!

Mercobius. Perſenna läßt euch ſeinen Gruß entbieten und durch uns euch melden, daß er geneigt ſey, den Zwiſt, der zwiſchen ihm und Rom obwaltet, zu beenden und den Frieden abzuſchließen.

Erſter Senator. Eure Botſchaft iſt uns willkommen! Zwar wünſcht das römiſche Volk mit uns Beendigung dieſes blutigen Krieges, es kämpft aber für die gerechte Sache, und wurde in dieſem Vertrauen alles wagen. Es kämpft für Freiheit und Vaterland gegen Tyrannei und Anmaßung, und muß alſo alle ſeine Bedingungen erfüllt ſehn.

Mercobius. Nenne ſie!

Erſter Senator. Perſenna gebe ſeinen Vorſatz, den verbannten König auf unſern Thron zurückzuführen, auf, er nöthige ſeine Bundesgenoſſen, ihm Hülfe jeder Art zu verſagen, er ſelbſt unterſtütze ihn weder mit Geld noch Truppen!

Merobius. Porſenna verſpricht es!

Erſter Senator. Er räume binnen zwei Tagen das römiſche Gebiet und verlaſſe den Janiculum. Er laſſe uns endlich zu ſeiner Sicherheit hundert Krieger als Geiſſel. Verſpricht er dies und ſagt uns zu, nie gegen das römiſche Volk und ſeine Bundesgenoſſen die Waffen zu ergreifen, dann ſteht, was uns betrifft, dem Friedensſchluſſe nichts entgegen.

Merobius. Eure Bedingungen ſind gerecht und billig, der König wird ſich nicht weigern, ſie zu erfüllen. Hört jetzt, was er von euch verlangt. Porſenna will keine Entſchädigung, keinen Tribut, keine Geldſummen von euch, obgleich er dies bei ſeiner Überlegenheit wohl könnte; er denkt erhaben genug, das Intereſſe ſeiner Bundesgenoſſen dem ſeinen vorzuziehen, und fordert deshalb nur, daß ihr den Vejentern ihre ihnen entriſſenen Beſitzungen wieder erſtattet. Seyd ihr das zufrieden?

Erſter Senator. Wir ſind es!

Merobius. Zu ſeiner eigenen Sicher-

heit begehrt er gegenſeitig hundert Geiſſel, unter ihnen die angeſehenſten Jünglinge und Jungfrauen, und nahmentlich zwei Männer aus eurer Mitte.

Zweiter und dritter Senator. Es ſey! Wir werden dich noch heute in das Lager des Königs geleiten.

Merobius. Dank den Göttern, der Friede iſt geſchloſſen! (er reicht dem erſten Senator die Hand) Rom und Etrurien ſind Freund, mögen ſie es auf ewig bleiben! Ich gehe, meinem Volke die frohe Nachricht zu verkünden!

Erſter Senator. Dank euch, Unſterbliche! Ich hebe meine Hände auf zu euch und bete an. Das Vaterland iſt gerettet! Geh, Lictor, verkünde dem Volke die frohe Botſchaft, daß es heimgehe und feſtliche Opfer begehe, denn der heutige Tag iſt feſtlich, und unſere ſpäteſten Nachkommen noch mögen ihn ſegnen! Du aber, Cajus Mucius Scävola *), verweile! verweile und

*) A clade dextrae manus cognomen inditum. *Livius.*

höre des Vaterlandes Dank, das zu lohnen wissen wird! Dein Ruhm dauere durch Jahrhunderte, dein Nahme müsse genannt werden neben Romulus, Numa und Cocles, und wie jene müsse die fernste Nachwelt dich segnen und bewundern!

Martial singt von ihm I. 22.

Dum peteret regem, decepta satellite dextra
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.
Urere quam potuit contempto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.
Major deceptae fama est et gloria dextrae,
Si non errasset, fecerat illa minus.

Coriolan.

Noch war das Andenken an die Zerrüttung der Monarchie in Rom nicht ganz verbannt, als neue Gefahren über seinem Horizont zu schweben, neue Unruhen zu drohen begannen, die sich nur zu leicht mit der Auflösung des Staates hätten enden können! —

Lange schon herrschte ein drückender Getraidemangel in Rom; lange schon murrte das Volk, anfangs heimlich und endlich laut, bis endlich alle Besorgnisse zu schwinden schienen, da sehr ansehnliche Zufuhr aus Sicilien anlangte. Allgemein war die Freude; aber bald wich sie dem Zwiespalt; bald entstanden Streitigkeiten im Senate, die Vertheilung betreffend. Das Volk murrte und drohte sogar — aber dennoch blieben die Meinungen getheilt; dennoch blieb es unentschieden, welche Faction die Oberhand

behalten werde. Der beſſere Theil der Väter war freilich für die Wünſche der Menge, aber nur zu viele ſtimmten dagegen; nur zu viele glaubten jetzt eine Gelegenheit in Händen zu haben, das Volk zu drücken und zu demüthigen, und ihm die Rechte zu entreiſſen, die es durch Trotz errungen hatte. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders ein durch ſeine Tapferkeit bei Corioli bekannter junger Patrizier, Cajus Marcius, mit dem Beinahmen Coriolanus, durch die leidenſchaftliche Sprache, mit der er ſeinen Vortrag unterſtützte, aus. — Seine feindlichen Geſinnungen gegen das Volk, und beſonders die Tribunen, waren nur zu bekannt, und auch jetzt ſäumte er nicht, ſie an den Tag zu legen.

»Schande über den,« rief er, »der ſeine Knie vor dem Anſehn und den Anmaßungen dieſer ſtolzen Plebejer beugt! Schande über den, der ſeinem Anſehn auch nur eine Handbreit vergiebt, und ihren ſo ſtolzen als lächerlichen Forderungen ſein Ohr leiht. — Tarquinius

freilich iſt aus unſern Mauern verbannt; aber möchte er immerhin hier ſeyn: die Tribunen theilen ſeine Gewalt unter ſich, und nur ſein Nahme iſt es, den wir entbehren. Glaubt meinen Worten, verſammelte Väter, wenn wir als Männer unſer Wort und unſern Entſchluß geltend machen, werden ſie Himmel und Erde aufbieten, uns entgegen zu ſtehn; werden ſie Rom vielleicht auf's neue verlaſſen; vielleicht auf's neue auf den Aventinum auswandern, um uns zu zwingen; denn aus Erfahrung wiſſen ſie ja, daß wir vor dieſem Schritte zittern, und daß ein Menenius ſeine Weisheit aufbieten muß, ſie in die Mauern zurückzuführen, in denen ſie herrſchen!«

Eine ſo unvorſichtige Freimüthigkeit erregte, wie es nicht anders ſeyn konnte, einen allgemeinen Unwillen, und ſelbſt der Senat machte ihm, ſtaunend über eine ſolche Keckheit, Vorwürfe; laut wüthete der Zorn des Volks; mit lauten Schmähreden verfolgte es den kühnen Jüngling.

„Er gehe mit Planen zum Untergange der Plebejer um,“ ſchrien ſie ihm zu, „er wolle Theurung verurſachen, und nie gehörte Tyranneien wagen! Er bezwecke das Verderben des Vaterlandes; in ihm ſey eine Geiſſel für Rom geboren!“ —

Ja als er die Curie verließ, drangen ſie bewaffnet auf ihn ein, und nur durch eine ſchleunige Flucht vermocht' er ſein Leben zu retten. — Die Majeſtät des Volkes war verletzt, das Anſehn der Tribunen beleidigt; allgemein drang man auf ſeine Beſtrafung, und bald erhielt er den Befehl, ſich vor das Tribunal der Volkstribunen zu ſtellen. — Mit Verachtung beantwortete Coriolan dieſe Vorladung, und weigerte ſich ſtolz, vor dieſem Gerichte zu erſcheinen, deſſen Obergewalt er nicht allein nicht anerkenne, deſſen Ausſprüche er verachte. Wolle man ihn gerichtlich belangen, nun wohl, ſo ſey er Patrizier und nicht Plebejer, und verlange nur, von ſeines Gleichen gerichtet zu werden. Und in der That beharrte

er ſtandhaft auf ſeinem Entſchluſſe, und erſchien nicht, ſelbſt auf den wiederholten Befehl der Tribunen. Aber dieſer ungezügelte Stolz verſchlimmerte ſeine Sache nur, ſtatt ihren Ausgang günſtig zu lenken. Man hielt, obſchon er abweſend war, Gericht über ihn, und verurtheilte ihn einſtimmig zur Verbannung. — Vergebens verſchmähte er jetzt kein Mittel, ſich zu retten; vergebens ließ er ſich zu unwürdigen Bitten herab; vergebens verwandten ſich alle jungen Patrizier, alle ſeine Freunde, und ſelbſt ein großer Theil des Senates für ihn; — ſeine Gegner waren zu tief gekränkt, und ſo war und blieb alles vergebens. Wie dieſe traurige Gewißheit keinem Zweifel unterworfen blieb; wie er begriff, daß ſein Untergang unwiderruflich beſchloſſen ſey, ließ er ſeinem Zorne freien Lauf, und fiel mit den ärgſten Schmähreden, mit dem bitterſten Spotte über ſeine Feinde her. Unter lauten Drohungen verließ er Rom, und beſchwur mit den heiligſten Eiden, die fürchterlichſte Rache an ſeinem undankbaren Vaterlande zu neh-

men. — »Wehe euch,« schrie er, »wenn ich als Feind vor diesen Mauern stehe, die ihr mich jetzt zu verlassen zwingt! dann soll kein Flehen, kein Wehklagen, kein Anerbieten euch retten; und erst dann, wenn mein Fuß sich auf Roms rauchenden Trümmern erhebt; erst dann soll meine Rache gesättigt seyn.«

Man verlachte diese Drohung als leere Worte, und ihn selbst als einen stolzen Prahler; aber nur zu bald veränderte sich schrecklich die Scene.

Nicht lange blieb er unentschlossen, wohin er sich wenden solle; bald waren seine Plane reif. Er eilte zu den Volscern, einem Volke, das schon seit Jahrzehnden nicht im besten Vernehmen mit Rom stand, und bat es, ihn in seiner Mitte aufzunehmen.

»Aus meinem Vaterlande vertrieben; von meinen Mitbürgern verjagt, suche ich Hülfe und Aufnahme bei euch,« sprach er, »ob ich gleich ehemals als Römer euch feindlich gegenüber stand; versöhnte Feinde pflegen die innigsten Freunde

zu werden; um deſto gewiſſer könnt ihr demnach ſeyn, daß ich jetzt nur euch gehöre, nur euch mit ungetheilter Treue meine Kräfte und meine Dienſte weihe.«

Ein ſolcher Mann konnte ihnen nur willkommen ſeyn, und willig nahmen ſie ihn auf. »Kömmſt du mit dieſen Geſinnungen zu uns,« entgegnete der weiſe Attius Tullus, »ſo ſey uns gegrüßt, und ſo ſoll gaſtfreie Aufnahme dir lohnen.«

Und in der That, ſie ward ihm. Tullus nahm ihn auf als ſeinen Sohn, und alle Volsker behandelten ihn als Bruder. Hier lebte Coriolan ſeine ſchönſten Tage; hier lernte er zum erſtenmale, daß nur in ſchmuckloſer Ruhe, nur in patriarchaliſcher Einfalt das wahre Glück des Lebens blüht. Aber dennoch war ſein Haß gegen Rom nicht getilgt; nein, er loderte in dieſer Stille nur in hellern Flammen auf — Tullus theilte ſeine Geſinnungen; auch er war ein unverſöhnlicher Feind Roms, und ſo kam er den Wünſchen ſeines Freundes, ein Heer zur Demüthigung des ſtolzen Staates zu rüſten

leicht entgegen. — Beiden ſchien die Ausführung ihres Lieblingsplanes leicht; aber ſie war mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft, als ſie ahneten. — Die Volsker wollten die Ruhe, die ſie umfing, nicht verlaſſen; ſie haßten Rom, aber ſie wollten keinen Krieg beginnen, deſſen Ausgang zweifelhaft war, und ſo blieben Coriolans Bitten, ſo blieben Tullus Aufforderungen ohne Erfolg. Aber den weltklugen Greis verließ ſeine Schlauheit auch diesmal nicht; auch diesmal wußte er ſie durch eine Liſt, von der ſie keine Ahnung hatten, zur Ausführung ſeiner Plane zu lenken. — In Rom hallte alles vom fröhlichen Getümmel wieder; es ſollten auf Befehl des Senates Spiele zu Jupiters Ehre gefeiert werden, und alle mühten ſich, ihren Glanz zu verherrlichen. Der Ruf davon drang in die benachbarten Staaten; alle wallfahrteten neugierig zur Stadt, und auch Tullus wußte ſeine Landsleute zu bewegen, mit ihm dahin abzureiſen. Kaum war er dort, als er noch am nämlichen Abend eine Privataudienz von

den Consuln verlangte, da der Staat nach seinem Vorgeben in der größten Gefahr schwebte.

»Ich bin ein Volsker,« sprach er, wie man ihn vorgelassen hatte, »und so begreift ihr, wie sehr es mich schmerzt, als Ankläger meines eigenen Volkes auftreten zu müssen; und nimmer, nimmer würde ich mich dazu entschließen können, verbänden mich nicht Ehre und Tugend, verbänden mich nicht die Gesetze des Völkerrechtes dazu. — Ihr schlummert in sorgloser Ruhe, während das Verderben heranschleicht; — unser Volk haßt das eure; viele aus seiner Mitte sind heimlich bewaffnet in Rom! Vergebens habe ich es versucht, ihre Plane zu hintertreiben. — Ihr versteht mich, und so erlaßt mir das übrige; — es fällt meinem Herzen zu schwer, die Meinen als Verräther und Frevler zeihen zu müssen.«

Sein hohes Alter, seine ehrwürdige Miene flößten Ehrfurcht ein, und niemand

ahnete hier Betrug: denn welchen Vortheil konnte es ihm gewähren, seine eignen Freunde, seine eignen Blutsverwandten grundlos zu verleumden? — Es glaubten die Consuln auf seine Aussage Rücksicht nehmen zu müssen; sie versammelten noch in der Nacht den Senat, und ließen nach einem gemeinschaftlich gefaßten Beschluß früh am andern Morgen durch öffentlichen Ausruf allen Volscern bei Lebensstrafe gebieten, noch vor Sonnenuntergang die Stadt und ihr Gebiet zu verlassen. — Welchen Aufruhr dies Gebot, dessen Ursache niemand zu ergründen vermochte, erregte, errath man, und Tullus war nicht der Letzte, der sie erinnerte, wie schimpflich ein solcher Befehl für sie und ihr Land, und wie entehrend es sey, auf eine so schmähliche Art von einem den Göttern geweihten Feste entfernt zu werden, zu dem alle Völker der Erde freien Zutritt hätten. Voll Durst nach Rache verließen die Betrogenen Rom unter lauten Drohungen, und kehrten zu den Ihren zurück. Auch hier erregte diese plötzliche Rückkunft ein allgemeines

meines Aufſehn; aller Zorn erwachte bei der ſchrecklichen Erzählung, und Tullus fachte durch ſeine Aufforderung weislich die Flamme an.

»Laßt uns vergeſſen,« ſprach er, »wie ſtolz uns dieſe Römer ehemals behandelten; laßt uns vergeſſen, wie oft, wie ſchrecklich ſie uns vor Jahren ſchon beleidigten, und nur das Andenken an die jetzt erlittene Schmach, die uns auf ewig brandmarkt, die uns auf ewig zum Spotte fremder Nationen macht, nur die laßt in unſerm Herzen leben; nur dieſen Schimpf laßt uns rächen, nur dieſen! Denn wenn wir jetzt unthätig bleiben, wenn wir jetzt nicht beweiſen, daß wir Männer ſind: ſo müſſen wir befürchten, daß alle Städte Italiens dem Beiſpiele Roms folgen, und uns, gleich ehrloſen Buben, ihre Thore verſchließen; ſo müſſen wir befürchten, daß unſer Nahme das Symbol der Feigheit und das Ziel des Knabenſpottes werde.«

Laut ſtimmten alle ihm bei, Krieg und Rache ſcholl durchs ganze Land, und bald ſtand ein anſehnliches Heer unter den Fahnen, deſſen Oberbefehl einſtimmig dem weiſen Tullus und Coriolan übertragen ward. Bald ſahen die Volscer, was ſie von einem Feldherrn, wie dieſem, zu erwarten hätten, und bald ſegneten ſie die Stunde, die ihn ihnen zugeführt hatte; denn Schrecken ging vor ihm her; Sieg geleitete ihn; Unterwerfung folgte ihm. — Circeji, Satricum, Corioli, Trebia und viele andre römiſche Pflanzſtädte waren bald erobert und in ſeinen Händen. Dann nahte er ſich mit ſeinen ſiegreichen Schaaren der Hauptſtadt, und ſchlug, zum allgemeinen Schrecken, nur fünf tauſend Schritte von ihr entfernt ſein Lager auf. Unfehlbar gewiß wäre ihm ſchon jetzt der Sieg geweſen, denn die Beſtürzung, die im Innern von Rom herrſchte, war zu groß; ſein Nahme allein, ſo wie der Ruf ſeiner Tapferkeit, ſchreckte ſchon, und um wie viel mehr Er ſelbſt an der Spitze eines ſo furchtbaren Heeres? Aber er wollte

ſchrecken, er wollte ſeine Feinde erzittern laſſen; demüthigen, wie ſie noch nie gedemüthigt waren, und erſt dann den entſcheidenden Streich führen. Indeſſen verwüſtete er das Land mehrere Meilen umher, aber auch dies nicht ohne Schlauheit; denn während die Beſitzungen der Plebejer bis auf den Grund verheert wurden, befahl er, die Grundſtücke der Patrizier durchaus zu ſchonen. Was er hoffte, geſchah; bald entſtand Zwieſpalt im Innern; die Tribunen beſchuldigten jene, mit dem Feinde in heimlichen Verbindungen zu ſtehen; und hätte die Belagerung der Hauptſtadt nicht Aller Sorgen auf dieſe allein gelenkt, wäre es ſicher zu ernſteren Thätlichkeiten gekommen. — Mit jedem Tage gewannen die Waffen der Feinde bedeutendere Vortheile; mit jedem Tage drang Coriolan weiter vor und näherte ſich der Stadt mehr, und immer größer wurde die Furcht in Rom. — Die öffentlichen Spiele wurden eingeſtellt; mit zerriſſenen Gewändern und Frauenkleidern gingen die Weiber und Männer einher, und knieten

an den Altären und Stufen der Tempel. Die Conſuln verſammelten den Senat, man erklärte das Vaterland für in Gefahr; man befahl Werbungen auszuſchreiben und Heere zu verſammeln; aber umſonſt waren alle Beſchlüſſe, denn laut erklärte das Volk: es würde die Waffen nicht ergreifen, und noch weniger kämpfen; denn einem ſolchen Feinde obzuſiegen ſey unmöglich. Haufenweiſe umlagerte die Menge die Curie, rief den Senat hervor, forderte unter lauten Drohungen den Frieden, und verlangte, man ſolle in dieſer Abſicht alſobald Geſandte in's feindliche Lager an Coriolan abſchicken. Ihre Wünſche ſtimmten gegenſeitig überein; die Geſandtſchaft reiſte ab, aber ihre Bemühungen waren fruchtlos — Stolz empfing ſie Coriolan, ſtolz hörte er ihren Vortrag. Erſt dann erinnerte er ſie an die Drohung, mit der er Rom verlaſſen habe; erſt dann erinnerte er ſie an ſeine Worte: »kein Anerbieten ſolle ſie zu retten vermögen.« Aber dennoch wolle er die Worte ſeines Schwures ungültig machen, dennoch wolle er ihnen

Gnade ſchenken und ihren Bitten ſein Ohr leihen, wenn ſie verſprächen, die Bedingungen zu erfüllen, die er vorſchlagen würde. Verſchmähten ſie aber dies einzig übrige Mittel ſie zu retten, dann würde ſeine Rache keine Gränzen kennen, dann würde er ſie als Feinde betrachten und behandeln, und ihnen beweiſen, daß die Verbannung, mit der ſie ihn zu ſtrafen gewähnt hätten, keinesweges fähig geweſen ſey, ihn zu demüthigen. — Dieſe Bedingungen ſelbſt, die größtentheils in Forderungen zum Beſten der Volscer beſtanden, waren aber ſo drückend, ſo groß, daß die Geſandten an ihrer Erfüllung verzweifelten und traurig das Lager verließen. — Was ſie beſorgten, geſchah; der Senat glaubte eher das Äußerſte wagen, als hier nachgeben zu müſſen, und weigerte ſich, ſein Verlangen zu erfüllen. Statt deſſen ſandte er eine neue Geſandtſchaft an ihn ab, die ihn wo möglich umzuſtimmen verſuchen ſollte; aber der erzürnte Coriolan ließ ſie nicht vor, und ungehört mußten ſie rückkehren, indeß er

alle Anſtalten zur Belagerung verdoppelte. Mit ihnen wuchs die Angſt in der Stadt; das Volk eilte unter Wehklagen umher, Hecatomben wurden geopfert und alles mögliche aufgeboten, den Zorn der Götter zu verſöhnen; aber umſonſt — es geſchah kein Wunder, und immer näher kam der entſcheidende fürchterliche Augenblick, dem man mit Angſt und Zittern entgegen ſah. Mit verhülltem Haupte und mit dem Friedensſtabe in der Hand gingen die Pontifen und alle Prieſter zu ihm, ihm die Wünſche und Bitten des Vaterlandes zu überbringen und ihn an ſeine Pflichten zu erinnern — aber umſonſt war alles. — »Ihr verſchmähtet meine Bitten, als ich von euch ſchied,« ſprach er, »drum iſt es billig und gerecht, daß ich gleiches mit gleichem vergelte!« — Wie auch dieſe Geſandtſchaft, von der man alles gehofft hatte, unerhört heimkehrte, da entſank Allen der letzte Schatten von Hoffnung und Muth. Nur ein einziges mögliches Mittel blieb übrig, und auch dies beſchloß man zu wagen, um nichts unverſucht

zu laſſen. Der Senat wandte ſich an Coriolans Mutter, Veturia, eine bejahrte ehrwürdige Matrone, und an ſeine Gattin Volumnia, die er über alles liebte. Dieſe ſollten im Gefolge aller Jungfrauen und Weiber es zum letztenmale verſuchen, ſein Herz zu rühren und ihn zu bewegen, dem erſchöpften Vaterlande den Frieden wieder zu geben. — Sie willigten ein und traten alſobald die Reiſe an.

Lager der Volsker.

Attius Tullus. Coriolan. Titus Silanus. Hauptleute. Krieger.

Tullus. So niedergeſchlagen, Coriolan? Deine Miene ſo traurig, ſo bekümmert? — jetzt, da Alles, Alles unſern Wünſchen entſpricht — jetzt, da es uns nur ein Wort, nur einen Wink koſtet, Rom mit allen ſeinen Tribunen zu vernichten?

Coriolan. Vergieb mir meinen Mißs

muth, Tullus; was mich plagt, iſt Grille; aber auch Grillen haften bisweilen, wie du weißt!

Tullus. Grillen nur? . . . Und dieſe wären?

Coriolan. Du wirſt lachen, Tullus, wohl gar ſpotten! Allein jetzt, da alles gelingt; jetzt, da unſere Waffen mit jedem Tage neue Vortheile erringen, neue Siege erkämpfen, jetzt erſt ſteigen Sorgen in mir auf, Tullus! Denn es iſt doch mein Vaterland, gegen das ich kämpfe! und wie der alte Prieſter vorhin zu mir ſagte: »Mein Sohn, die Stimme, die in dir ſpricht, ſpricht für Rom, ich weiß es gewiß! Folge ihr, und Rom wird glücklich ſeyn.« Ach, da fiel mir's ſchwer auf's Herz! — Er hatte wohl Recht! — Sie ſpricht für Rom!

Tullus. Jüngling! die Hoffnung der Volscer beruht auf dir, auf dir allein! Du wirſt ſie nicht betriegen — — nein, bei den Göttern, das wirſt du nicht!!

(nach einer Pauſe)

Coriolan! wie die Tribunen dich verjag-

ten, wie du vergebens bateſt, wie ſie mit ſtolzem Hohn auf dich herabſahn und dich nicht hörten, was empfandeſt du da? was ſchwurſt du da?

Coriolan. Rache! — Aber doch — obgleich mein Blut noch jetzt bei dem Gedanken allein in meinen Adern ſiedet — doch ſpricht in meinem Herzen ein Etwas, das ſich nicht ſagen läßt, und doch ſo laut, ſo unverkennbar ſpricht. — Aber laß uns abbrechen; du ſiehſt, ich bin ein Sonderling! — Nichts neues, Silanus?

Silanus. In der That, Feldherr, gar nichts! — Es möchte denn ſeyn, daß unſern Kriegern mehr wie je nach dem Augenblicke verlangt, in dem du ihnen Rom preis giebſt!

Tullus. Wahrlich! ſie werden nur die Mühe haben zu nehmen; denn ſchwerlich wird bei ſo friedfertigen Geſinnungen der Römer ein Schwertſtreich fallen!

Coriolan. Deſto beſſer für uns und ſie! — Tullus, ich wiederhole meine Bit-

ten, daß kein Weib, kein Greis jammere, kein Knabe winsele!

Tullus. Ja doch, ja! Nimm unser Wort auf's neue. Schon unser Herz bedingt uns das!

Silanus. Aber, bei den Unsterblichen, triegen mich meine Augen? — Sieh da in der Ferne die Schleier wallen! Beim Zeus, eine neue Gesandtschaft!

Tullus. Und nun gar Weiber! Der Himmel erbarme sich unserer Ohren! — — Aber Coriolan, nicht wahr, wir sind Männer? Unser Entschluß ist einmal gefaßt, und was jene uns zu sagen haben, vermögen wir zu errathen, auch ohne sie gehört zu haben! — Sie würden dich vielleicht erschättern, vielleicht gar rühren; drum ist es besser, du siehst sie nicht!

Coriolan. Ich stimme dir bei, Tullus. — Geh' ihnen entgegen, Silanus, und künde ihnen unsern Willen.

(Silanus geht)

Tullus. Coriolan! ich achte und bewundere deine Tapferkeit; aber bei den

Göttern, die Römer denken nicht wie du! Dieſe Feigheit ſchändet ſie. Freiheit oder Tod würde die Loſung der Volscer ſeyn, und ſie ſtecken ſich hinter Weiber und Pfaffen, ſtatt zu kämpfen, wie es ſich für Männer ziemt. — Aber ſieh da, Silanus — ſo ſchnell zurück? Haben dich die Weiber gejagt?

Silanus. Feldherr, ſie beſtehn darauf, vorgelaſſen zu werden. Meine Einwendungen waren vergebens! Deine eigene Mutter, deine Gattin, deine Kinder ſind unter ihnen.

Coriolan (tief erſchüttert). Veturia? — Meine Mutter? — Mein Weib? (bei Seite) Ach daß ſie gerade in dieſer Stunde kommen mußten, in der mein Herz ſchon ohnehin nur zu laut für ihre Wünſche ſpricht! (laut) Tullus, ſeit Monden bin ich von ihnen getrennt — mein Herz verlangt nach ihnen, ich muß ſie ſehn! Ich ſpreche ſie; aber dennoch (mit Nachdruck) ſtehn wir morgen auf dem Capitol!

Tullus. Sey ein Mann, Coriolan! Weiberthränen vermögen viel; Mutterthrä-

nen alles! Du wirſt einen ſchweren Stand haben; — indeß, du haſt deine Kräfte geprüft — es ſey! Ich eile, ſie zu rufen, und kein läſtiger Zeuge ſoll dich ſtören.

(er entfernt ſich; mit ihm die Seinen)

Coriolan (allein) Sey ein Mann, Coriolan! ſprachſt du, Alter! — Ich will es ſeyn — aber beim Zeus, ſie wird mir viel koſten, dieſe Mannheit — ſehr viel!!

(Veturia und Volumnia mit den Knaben treten ein. Coriolan ihnen entgegen.)

Volumnia! mein Weib! ſeh' ich dich wieder? — Biſt du es? — Und ihr, meine Lieblinge! Wie groß, wie ſtark ſie geworden ſind, die Knaben! Ich habe ſie lange vermißt!

Volumnia (tief bewegt). Coriolan, auch wir haben Thränen um dich geweint!

Coriolan (Veturia entgegen). Und auch du, meine ehrwürdige Mutter? Sey mir gegrüßt — geſegnet die Stunde, in der ich dich wieder umarme!

Veturia (ernſt, einen Schritt zurück). Nicht ſo, Coriolan! Eh' ich dich in meine Arme

ſchließe, muß ich wiſſen: ob ich meinen Sohn, ob ich den Römer, oder ob ich den Feind des Vaterlandes, ob ich den Feldherrn der Volsker umarme!

Coriolan. O meine Mutter, ſoll das die Unterhaltung dieſer Stunde ſeyn? Willſt du mein ohnehin ſchon tiefgebeugtes Herz mit Vorwürfen zerreiſſen? Nun denn, beſtürme mich mit ihnen! (ſchmerzlich) Meine ganze Antwort iſt: Morgen iſt Rom nicht mehr!!

Veturia. Nicht mehr? Große Götter! und du wagſt es, mir das zu ſagen? Sieh' her! meine Bruſt iſt frei und unbewehrt — durchbohre ſie, und minder wird mich's ſchmerzen! — Mußten die Unſterblichen darum die Zahl meiner Jahre verlängern, daß ich meinen Sohn als Feind mir gegenüber ſähe? als Feind vor der Stadt, die ihn gebahr, die ihn erzog, die ihn zum Manne werden ſah? — O Coriolan, als du zuerſt mit deinen Schaaren den vaterländiſchen Boden betratſt, als du zuerſt das Schwert zogſt das Land zu zerſtören, das

dich ernährte, bebte dir da nicht das Herz? rief da die innere Stimme, die zu übertäuben du nicht vermagst, rief sie da nicht laut dir zu: halt ein, Verruchter? Und quälten da die Eumeniden dich nicht? Geisselten sie dich nicht mit deinem eigenen Bewußtseyn? Und wie du Roms Thürme sahst, umfing dich da keine wehmüthige Rückerinnerung? Hemmte das Andenken an mich, an deine Gattin, an deine Kinder, an deinen Heerd und deine Laren nicht deine frevelnden Schritte?

Coriolan. O meine Mutter! — halt ein — bei den Unsterblichen! . . .

Veturia. Mutter? Nicht so! Nenne ihn nicht, diesen heiligen Nahmen, denn du erinnerst mich an meine Schande! — Fluch über die Stunde, die dich gebahr! — denn ohne sie wäre Rom jetzt frei; ohne sie würde ich kinderlos, aber auch ohne Fesseln sterben! — Doch nein! es ist unmöglich! dies alles ist nur Blendwerk meiner Sinne; so handelt Veturia's Sohn nicht! — O du, wenn du es bist, Coriolan, wenn du mein

Sohn, wenn du Blut von meinem Blute biſt: dann beſchwöre ich dich bei dieſen Thränen, kehre zurück von der Bahn des Laſters; kehre zurück in die Arme deiner Freunde; kehre in dein Vaterland friedlich zurück, wo Mutter-, Gatten- und Kinderliebe deine Tage verſüßen wird!

Coriolan. Veturia! Veturia! du verlangſt Unmöglichkeit!!

Volumnia. Unmöglichkeit, mein Gemahl? Laß dich erflehen! Höre die Stimme der Natur! Dein Herz iſt gut, o ſchenke es der Tugend wieder, mir und der Tugend!

Coriolan. Volumnia! mein eignes Leben ſteht auf dem Spiele! Verlaſſe ich jetzt die Volsker, verfolgt mich ihre Rache, iſt mir der Tod gewiß!

Volumnia. Der Tod? O nein, mein Gemahl! Ich werde dich in meine Arme ſchließen; ich werde dich mit dieſer Bruſt bedecken! Ich werde ſtark ſeyn, wie eine ſäugende Löwin! Liebe zu dir wird mir Kraft verleihen! — Du zauderſt noch? O meine Kinder! vereint ihr jetzt

euer unſchuldiges Stammeln mit meinen Bitten! Vielleicht rührt euer Lallen des Vaters Herz!

Die Kinder. Vater! Vater! die Mutter bittet ſo ſchön! O komm mit uns, und ſpiele mit uns! Wir ſpielen gern mit deinem Schwerte!

Coriolan. Auch ihr, meine Kinder? auch ihr? Hier unterliegt der ſchwache Menſch! Du haſt obgeſiegt, Volumnia! Ich breche meinen Schwur, und Rom ſey frei! — Aber ich werde ſchwer büßen, ſehr ſchwer! Ich weihe dir ſelbſt mein Haupt, furchtbare Nemeſis! — Du ſollſt als freie Römerin ſterben, Veturia! —

Groß war die Freude, die dieſe unerwartete Sinnesänderung erregte; laut jubelte man in Rom, man beging feſtliche Opfer, man ſtellte Dankfeſte an, und weihte den Weibern ſogar einen Tempel, zum Andenken an die Rettung des Staates, die ihr Werk war. Und in der That, er war gerettet; denn

denn alſobald verließ Coriolan mit ſeinem Heere die Stadt und ihr Gebiet. — Aber ſeine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen; er blutete unter den Dolchen der getäuſchten Volsker, und hatte ſo Roms Freiheit mit ſeinem Leben erkauft.

Virginia.

Drei hundert und zwei Jahre ſchon hatte das ſtolze Rom ſeine ausgebreitete Herrſchaft gegründet, als die Regierungsform ſich auf's neue wandelte, indem die Conſuln den Decemvirn eine faſt unumſchränkte Gewalt überließen. — Mit einer weiſen Mäßigung, mit einer unpartheiiſchen Gerechtigkeitsliebe und einer vollkommnen Einigkeit unter ſich ſelbſt, verwalteten ſie ihr Amt, und erwarben ſich eine ſo allgemeine ungetheilte Liebe, daß Volk und Senat vereint ihre Würde, den Geſetzen zuwider, einſtimmig auf Jahresfriſt verlängerte. Das war es, was ſie wünſchten; und jetzt nahmen ſie die Maske ab. — Nicht allein, daß ſie ſich die empörendſten Eingriffe in die Rechte des Staates, nicht allein daß ſie ſich die offenbarſten Ungerechtigkeiten erlaubten — ja ſie wagten es ſogar am Ende des zweiten

Jahres, ihre Würde mit Gewalt behaupten, und ihren Anmaßungen dadurch die Krone aufsetzen zu wollen. — Zwar setzten sich Männer von Gewicht und Ansehn, wie Valerius und Horatius, dagegen; zwar widersprach der größere Theil des Senats mit aller Kraft; aber wahrscheinlich wären ihre Bemühungen fruchtlos gewesen, wahrscheinlich die Tyrannen durchgedrungen, da der bestochene Volkshaufe in ihrem Solde stand, hätten sie nicht selbst durch einen zu gewagten Schritt ihr Verderben beschleunigt, und es unwiderruflich herbeigeführt.

Einer der elendesten Menschen, die in Rom lebten, war unbestritten Appius Claudius. Hang zu Ungerechtigkeiten, niedrige Habsucht, Unversöhnlichkeit wenn er sich beleidigt wähnte; vor allem aber ein ungezügelter Trieb nach Wollust, die zu befriedigen nichts ihm heilig war, weder die zartesten Bande der Natur, noch die Stimme der Pflicht — waren die Grundzüge seines Charakters. — Aber ohnerachtet dieser beinahe **vollkommnen** Unmoralität war er

dennoch der Liebling des Volks, weil Bestechungen — die, wenn es ſein Intereſſe erforderte, keine Gränzen kannten — anſcheinende Popularität und eine unnachahmlich feine Heuchelei endlich, mit der er ſelbſt ſeine gröbſten Laſter zu verdecken verſtand, laut und günſtig für ihn ſprachen. Von dieſer allgewaltigen Aegide der Volksliebe gedeckt, war ihm ſo leicht nichts unmöglich, und um ſo mehr, da er die verworfenſten Streiche gewöhnlich nur verborgen und im Dunkeln führte.

Schon waren die edelſten Jungfrauen Roms als Opfer ſeiner liſtigen Verführung gefallen, als ſeine gierig ſpähenden Augen ein Mädchen bemerkten, das ſeinen Blicken bisher entgangen war; um ſo ſchleuniger beſchloß er, ſie zu ſeiner Beute zu erkieſen, ungewarnt durch Tarquinius ſchreckendes Beiſpiel.

Lucius Virginius, der Abkömmling einer nicht unangeſehenen plebejiſchen Familie, ein rauher, ſtrenger Biedermann, bekleidete einen Poſten beim Heere in Algidum, wo

er in tiefer Einſamkeit lebte, und ſein ganzes Glück in ſeiner einzigen Tochter Virginia ſuchte und fand.

Virginia, die erſt vor wenig Monden das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte und in der Blüthe der Jugend war, verband mit einer ſeltenen Schönheit ein holdes einnehmendes Betragen, und alle die Reize, die dem Weibe ſeinen angeſtammten Werth verleihen. So viel Vorzüge waren nicht geſchaffen, nur im Dunkeln zu ſchimmern. Gelockt durch ihre Reize, ſammelte ſich bald ein Schwarm von Buhlen um ſie; aber kalt wies ſie alle zurück. — Ohnerachtet des erhabenen Schwunges ihrer Empfindungen und Gefühle ſchien ſie nicht zu ahnen, was Liebe ſey, und nur an ihrem Vater und ihrer mütterlichen Freundin Aurelia zu hängen, die ſeit dem Tode ihrer Mutter, von ihrer zarteſten Kindheit an, ſie genährt und gewartet hatte. — Unter der großen Zahl ihrer Freier war auch ein gewiſſer Lucius Icilius, damaliger Volkstribun, der ſeiner ächten Popularität wegen allgemein beliebt

war. Ihm war es vorbehalten, ihr kaltes Herz zu beleben. Bald gewann der ſchöne, edle junge Mann, der ſo ſichtlich von ihrem Vater begünſtigt ward, ihre Freundſchaft; aus ihr ward früh genug Liebe — denn wie innig ſind nicht beide verſchwiſtert, wie ſchwach iſt nicht die Gränze, die ſie ſcheidet? — und aus der Liebe, der Leidenſchaft heißeſte Glut. Schon war die Verlobung vor ſich gegangen, ſchon der Tag der Vermählung beſtimmt, als plötzlich ein drohendes Ungewitter ſich brütend am Horizonte ihrer Liebe zuſammenzog. Ach! die Ahnungen, die den Buſen der Liebenden ſchwellten: die Wünſche, die Hoffnungen, die ſie nährten, ſie ſollten nie erfüllt werden! —

Appius, durch den Genoſſen ſeiner Greuelthaten, einen gewiſſen Marcus Claudius, den er zu ſeinem Kuppler gedungen hatte, aufmerkſam gemacht auf ſie, und überdies durch ihren Ruf herbeigeführt, ſuchte ſich ihrem Hauſe bekannt zu machen, und fand, von ſeinem Range unterſtützt, nur zu bald Eingang, ob er gleich dem Vater, und

dem Icilius noch mehr, mißfiel. Ohne es zu ahnen, bezauberte Virginia ihn ſchon im erſten Augenblicke, und gewann ihm ein größeres Intereſſe wie je ab. — Reine, argloſe Unſchuld flößt in den erſten Augenblicken ſelbſt dem elendeſten Böſewicht eine gewiſſe Ehrfurcht ein; — auch Appius bedurfte zum erſtenmale eines langen Kampfes mit ſich ſelbſt, ehe er den Entſchluß, ſie zu verführen, faßte. — Aber er hätte dieſes Entſchluſſes nicht bedurft, denn ſeine Hoffnungen wurden grauſam getäuſcht. — Im ſtolzen Selbſtvertrauen auf ſich wagte er es, ihr die Glut ſeiner Liebe zu ſchildern; vergebens bot er alle Künſte der Täuſchung, vergebens alle Gaben der Überredung auf, ſie ſtieß ihn mit Hohn zurück. Aber durch dieſe Weigerung, die er für Buhlkunſt hielt, nur noch heißer entzündet, beſchloß er alles anzuwenden, zum Ziele zu gelangen. Was Schmeichelei, was Raſerei der Leidenſchaft zu ſagen vermögen, ſprach er; er bot ihr die reichſten Geſchenke an, wenn ſie ihn zu erhören verſpräche. Vergebens! Mit unbe-

ſchreiblicher Kälte ſtieß ſie ihn zurück. Er bot ihr ſeine Hand ſogar zum prieſterlichen Bunde dar, und ſie verſicherte ihn, daß ſie ſelbſt dann, wenn kein Aeilius wäre, wenn keine heiligere Pflichten ſie feſſelten, ſie ausſchlagen würde. Er wagte, um nichts unverſucht zu laſſen, die kühnſten Angriffe; und mit einer Verachtung, die keine Worte hat, mit Drohungen, die ihn erzittern ließen, ſchreckte ſie ihn von neuen Verſuchen zurück. So ſchienen ſeine Plane denn zum erſtenmale ſcheitern zu ſollen: ſo blieb ihm denn keine, ſelbſt die leiſeſte Hoffnung übrig; aber dennoch verzagte er nicht. Mit der ganzen Feinheit des Weltmannes zog er ſich zurück, ſuchte durch den erkünſtelten Ausbruch einer verſtellten Reue ihre Verzeihung zu erſchleichen, und beſchwor ſie endlich, das Geheimniß ſeiner hoffnungsloſen Leidenſchaft in einer ewigen Vergeſſenheit ruhen zu laſſen. — Getrieben von Mitleid, und um des Geliebten Eiferſucht nicht zu reizen, verſprach und hielt ſie es. — Anſcheinend beruhigt, verließ er jetzt unter

mancherlei Vorwand Virginius Haus, und um so mehr glaubte sie seinen Worten trauen zu dürfen. Aber dennoch blieb ihr Alles zu besorgen übrig, denn er wich für den Augenblick nur dem Drange der Nothwendigkeit, und beschloß, bei der ersten Gelegenheit, seine Anträge zu erneuern. Unmuthig vertrauete er sich seinem Busenfreunde Claudius, und leider verließ ihn dieser leidige Rathgeber auch jetzt nicht. »Glaube mir, Appius,« sprach der Elende, »als einem erfahrnen Weiberkenner; kein Weib ist unverführbar. Schmeichelei ist der Hauptschlüssel zu aller, und auch der Weiber Herzen. Wenden sie sich auch zum Scheine unwillig ab, sey versichert, ihr Ohr strebt keine Sylbe zu verlieren, und gleich dem Schwamme saugen sie die kitzelnden Worte ein, während ihr Mund mit dir zürnet; beuge dich vor ihren Launen, admirire jedes ihrer Worte, huldige ihrem Steckenpferde, und ich bin bereit, dir meinen Kopf vor die Füße zu legen, läßt sie sich nicht von dir in die Kammer führen, ehe der

Mond wieder wechselt.« — »Umsonst, Claudius! Ich habe Alles, Alles erschöpft; ich habe mehr gethan, wie du sagst; ich habe ihr meine Rechte dargeboten, und sie hat sie stolz verschmäht. — Und sie, an der alles scheitert? Sie, die die Natur ihres Geschlechtes verleugnet, sie ist . . . ? — Als ob du's nicht schon lange wüßtest, nicht lange gewußt, sie mir nicht selbst empfohlen hättest! Es giebt ja nur eine Virginia! — So wie nur einen Appius! Also Virginia? die Tochter des alten Eisenfressers in Algidum? Du hast recht; — ich kenne sie und weiß, daß sie eine seltene Ausnahme bildet. Aber dennoch verzage nicht! . . . Ehe die Sonne wieder untergeht, schläft Virginia unter deinem Dache. — Claudius, welch ein Versprechen! Auf welche Hoffnungen stützest du dich? — Nicht Hoffnung nur — untrügliche Gewißheit! Aber verzweifelte Übel erfordern verwegene Arzenei; habe ich Erlaubniß zu Allem? und willst du im entscheidenden Augenblicke mich mit der Ägide deines decemviralischen Ansehns

decken? — Alles! Alles! gilt es Virginia's Beſitz! .... Aber du weißt, das Volk iſt zu Gährungen geneigt; der Verlobte iſt Tribun, und der Vater Liebling des Heeres .... Ich verſtehe, Decemvir! Auch für den Schein ſoll geſorgt werden. Und jetzt lebe wohl; ich gehe, die Räder des Werkes in Bewegung zu ſetzen; vor Gericht ſehen wir uns wieder! Dort gieb wohl acht auf das, was ich vortragen werde, und vergiß nicht, daß nur Gewährung meines Geſuchs dir die Geliebte zu ſichern vermag. —

Und in der That beſchäftigten Plane ſeinen Geiſt, vor denen die Menſchheit zurückſchaudert, und die nur eine Frechheit wagen konnte, der nichts heilig, nichts feierlich war. — Als ſich das unſchuldige Mädchen am folgenden Tage in Aurelia's Begleitung öffentlich zeigte, nahte ſich Claudius ihr kalt und ernſt, ergriff ſie bei der Hand, und gebot ihr, als ſeiner Sklavin, ihm zu folgen. — Erſchrocken ſank die Unglückliche in Ohnmacht, indeß Aurelia mit der Kraft

der Verzweiflung gerüſtet, ihm ihren Liebling zu entreiſſen und mit ihren Fäuſten zu ſchützen ſtrebte. — Hohnlachend ſtieß er ſie zurück. — Aber jetzt ſchrie ſie angſtvoll um Hülfe, und ſchon ſammelte ſich ſchaarenweiſe das Volk um ſie, und machte Anſtalt, Virginia zu befreien. Mit erheuchelter Faſſung und anſcheinend ruhiger Kälte trat Claudius einen Schritt vor und ſprach zur erzürnten Menge: »Wozu eure drohenden Blicke? Wozu dieſe Anſtalten? Wollt ihr die Handhabe der Gerechtigkeit hindern? Wollt ihr dem Eigenthümer ſein Eigenthum ſtreitig machen? Auf, folgt mir zum Richterſtuhle des Decemvirs, dort will ich mich vertheidigen, dort will ich euch zeigen, mit welchem Rechte ich die Jungfrau meine Sklavin nenne!« — Mit dieſen Worten hatte er die Menge entwaffnet; er führte Virginia mit ſich fort, und lärmend, zum Theil aber auch nur leiſe murrend, folgte ihm die ganze Schaar. — »Ich komme,« ſprach er mit offenem Blick, »Schutz von dir zu erflehen, Decemvir! Ich komme, dich

aufzufordern, deinem Amte gemäß Gerechtigkeit zu üben, und mich in meinem Eigenthume zu ſichern!« — »Rede!« ſprach Appius, »und iſt dein Begehren gültig, ſo rechne auf den kraftvollen Beiſtand der Geſetze!« — »Schon vor neunzehn Jahren,« fuhr Claudius fort, »war eine meiner Sklavinnen ſchwanger und gebahr eine Tochter. Du ſiehſt ſie hier! (Er deutete auf Virginia, die blaß und zitternd am Fuße des Tribunals ſtand, und von Aurelia unterſtützt und getröſtet ward, um nicht zu ſinken.) Lucius Virginius, ihr angeblicher Vater, lebte, wie allgemein bekannt iſt, in einer kinderloſen Ehe, auf der der Segen der Götter nicht ruhte. Endlich ward ihm die Hoffnung, Vater werden zu ſollen; aber ſie ward vereitelt, denn ſeine Gattin genas eines todten Knäbleins, bei deſſen Geburt ſie ſtarb. Mißmüthig beſchloß er, durch einen Fremden zu erſetzen, was die Natur ihm verſagte. Er machte meiner Sklavin Anträge, und kaufte ihr gegen Erlegung einer anſehnlichen Summe Geldes ihr neu-

gebohrnes

gebohrnes Kind ab. Mich täuſchte man durch das Vorgeben, es ſey geſtorben; und, ſonderbare Fügung des richtenden Schickſals! erſt jetzt nach achtzehn Jahren fällt der Schleier von jenem Geheimniß. Virginia's wahre und einzige Mutter, meine Sklavin, erkrankt und bekennt mir im letzten Augenblicke ihres Lebens ihr Vergehen. Ich eilte, Zeugen herbei zu rufen, in deren Gegenwart ſie alles wiederholen mußte, und ſo kann ich durch den geltendſten gerichtlichen Beweis und durch verlangte Schwüre bekräftigen, was ich ſo eben ſprach, und meine Ausſage erhärten!«

Indeſſen waren mehrere der angeſehenſten Bürger herbei gekommen, die ſich zu Virginia's Anwald erboten. — Sie widerſprachen laut, als Claudius darauf antrug, ſeine angebliche Sklavin mit ſich nach Hauſe zu führen, und bewieſen mit den triftigſten Gründen, es dürfe in der ganzen Sache nichts vorgenommen werden, ehe Virginius, den man bis jetzt noch als ihren Vater anſehen müſſe, herbei gekommen ſey, und den

Gegenbeweis zu führen vermöge, oder Claudius Aussage gegen Erwarten bestätige. — Aber Appius lechzte nach dem Besitze Virginia's, und setzte alle Überlegung bei Seite. »Claudius,« sprach er, »hat mich aufgefordert, Recht zu üben, und ich darf sein Anliegen nicht unerfüllt lassen, und um so weniger, da die Gesetze verbieten, Rücksicht auf Person und Umstände zu nehmen, und nur den todten, aber geltenden Buchstaben entscheiden lassen! Mag Virginius immerhin erscheinen, wenn man seine Gegenwart für nothwendig hält; nur verlange man nicht, daß Claudius verhindert werde, sein Eigenthum in Besitz zu nehmen, und damit zu schalten, wie er's für gut findet! Er nehme und führe sie, wie das Gesetz erlaubt, ungesäumt in seine Wohnung.«

Ein so offenbar ungerechter Spruch, dessen Triebfedern selbst dem minder schärfern Auge dämmern mußten, setzte Alles in Bewegung: ein lautes Murren erscholl: aber plötzlich wurde die Scene lebendiger. Unaufhaltsam stürzte Icilius, Virginia's Ver-

löbter, durch die wogende Menge einher, bahnte ſich einen Weg bis zum Richterſtuhle des Decemvirs, ſchloß die zitternde Geliebte in ſeine Arme und drückte ſie an ſein Herz. — Von Eiferſucht beſtürmt befahl Appius ſie zu trennen. Aufgebracht entzog der Jüngling ſich den Umarmungen der Braut, neigte ſich gegen das Tribunal und ſchrie mit donnernder Stimme: »Dies Mädchen, Decemvir, iſt mein, und keine Gottheit, keine Macht der Erde ſoll es wagen, ſie mir zu entreiſſen. Sie iſt mir verlobt; ſie iſt meine Braut, die Braut eines freien Römers; das genügt, ſie hier freizuſprechen, und Schimpf über den, der dagegen ſpricht! Laß alle deine Büttel vortreten; rufe deine und deiner Mitgenoſſen Lictoren vom Erſten bis zum Letzten zuſammen; laß ſie ihre Beile wetzen und ihre Ruthen ſchütteln, deine Plane ſollen dennoch nicht gelingen; ſo lange ſtehe ich dir dafür, Virginius Tochter ſchläft unter keinem fremden Dache; Icilius Verlobte betritt kein fremdes Haus! das ſchwöre ich in

diesen feierlichen Augenblicken, und bin bereit, mit meinem Schwerte auszumachen, was ich sprach! Laß dir's genügen, Barbar, gegen uns, gegen deine Mitbürger zu wüthen; untergrabe Freiheit, Gesetz und Herkommen, nur schone der Unschuld, nur schone der schwächeren Weiber! — Wagst du es aber, deine Tyrannei auch auf diese zu erstrecken; wagst du es, unsere Bräute zu berühren: dann, Appius, dann sollst du zuvor über meine Leiche hinwegschreiten; denn so lange ein Tropfen Blut in diesen Adern rollt, ist er dem Schutze der Unschuld, dem Schutze der Schwächern geweiht!«

Mit zurückgehaltener Wuth hatte Appius ihn angehört; dann sprach er aufgebracht: »Wage es nicht, Icilius, mit deinen Schmähreden fortzufahren; wage es nicht, das Volk zu Aufruhr und Empörung stimmen zu wollen, oder du magst erfahren, daß meine Liktoren Beile führen, die sie nicht erst zu schärfen bedürfen! Willst du Virginia in Freiheit wissen, bis ihr angeblicher Vater erschienen ist; nun wohl! so wende dich an

ihren Herrn, bitte Claudius, daß er sie dir bis dahin überlasse. — Will er es wagen, dann sey es — wo nicht, gilt keine Widerrede — ohnfehlbar wird der Decemvir ihn zu schützen wissen.« — Bei diesen Worten wandte sich Icilius zu Claudius und sprach mit flammenden Blicken: »Ich frage dich, Kuppler, soll meiner Braut Gerechtigkeit widerfahren? oder soll ich mir ein Verdienst um Rom erwerben, und dein verruchtes Haupt an der nächsten Säule zerschellen?« »Sie mag frei bleiben, bis Virginius da ist, aber nur gegen eine Bürgschaft, die mich sichert!« — »Wer unter euch tritt auf als Bürge?« fuhr der Jüngling fort; »er strecke seine Rechte empor, daß ich ihm danke!« — Und alsobald erhob, wie von einem Geiste beseelt, die ganze Menge ihre Hand, und schwur den Eid der Bürgschaft. »Ich danke euch, meine Getreuen,« sprach er gerührt, und schloß die Jungfrau in seine Arme, die ihren Verwandten nun ohne Widerrede ausgeliefert wurde. — — Icilius Bruder und Numitorius, Virginia's

Oheim, zwei rüſtige Jünglinge, ſetzten ſich alſobald zu Pferde, und ſprengten nach Algidum, dem Vater die traurige Mähre ſo früh als möglich zu verkünden, da ſie, und nicht ohne Grund, die Hinterliſt des Decemvirs befürchteten. — Starres Entſetzen ergriff den Greis; er zog wüthend das Schwert, ſchwur eine ſchreckliche Rache an dem Kuppler zu nehmen, und ſeine Tochter der Wolluſt des Tyrannen zu entziehen, müſſe er auch ſein Leben wagen. Sogleich ſprengte er mit ihnen nach Rom, wo ſie um Mitternacht ankamen.

Die Beſorgniß der Jünglinge war indeß nicht ungegründet geweſen; denn Claudius, der natürlich ſeine Gegenwart fürchtete, hatte den Decemvir vermocht, einen Eilboten in's Lager zu ſenden und ſeine Amtsgefährten zu erſuchen, Virginius den verlangten Urlaub nicht allein nicht zuzugeſtehen, ſondern ihn im Gegentheil gefänglich einzuziehn. Aber, glücklich für Virginia, wurde der freche Plan vereitelt; die Botſchaft kam zu ſpät, ſchon war er in Rom.

Die ganze Stadt war in banger Erwartung, ängſtlich harrten Alle des Ausganges und verwünſchten die Lüſte des Tyrannen. Früh ſchon verſammelte ſich das Volk auf dem Markt, und bald erſchien Virginius an der Hand ſeiner Tochter. Er in Trauergewänder gehüllt, mit ernſtem, ſtierem Blicke, ſie mit flatternden Haaren, die Hände gerungen, laut weinend. — Die angeſehenſten Matronen und eine unzählige Menge Anwälde geleiteten ſie, und ſuchten, wiewohl vergebens, ſie aufzurichten und zu tröſten. Gerührt ging der Greis umher, drückte den Bürgern die Hand, und forderte ſie auf zum Beiſtand, auf zur ſchuldigen Hülfe. — »Für euch,« rief er, »für euer Leben, eure Wohlfahrt ſtehe ich im Felde, und wagte tauſendfältig mein Leben, ſtellte tauſend Gefahren mich bloß: und warum das Alles? Sollen wir für Roms Sicherheit kämpfen, und ſoll Rom dennoch das Schickſal betreffen, das nach der Eroberung die Lüſte des Siegers verhängen?« — Eben ſo ſprach Icilius. Laut neigten ſich die Herzen des

Volkes ihm zu; kein Auge blieb trocken, und Alle fühlten das innigſte Mitleid mit der Lage der Unglücklichen. — Plötzlich drängte ſich Appius durch den Haufen, von ſeinen Lictoren umgeben, und ſchien mit Zorn die verhaßte Gegenwart des Alten zu bemerken, der durch ſeinen geraden Biederſinn und ſeine gefürchtete Offenheit als ſein ſchrecklichſter Widerſacher aufzutreten drohte. — Mit unverkennbarem Trotz im Geſichte folgte ihm Claudius, und ſtellte ſich an den Fuß der Sella. Um ihn herum ſtanden die falſchen Zeugen, die er erkauft hatte, um ſeiner Behauptung Gewicht zu geben. »Beharrſt du auf deiner Ausſage, Kläger?« fragte ihn Appius wiederholt, und laut beſchwur ſie der Frevler noch einmal — ſeine Genoſſen mit ihm. — »Dann,« fuhr der Decemvir laut und feierlich fort, »dann iſt Virginia unwiderruflich deine Sklavin! Du haſt den Beweis geführt, den das Gericht verlangt; gehe heim und führe ſie fort; das Geſetz, das du angerufen haſt, wird dich ſchützen und meinen Worten Kraft geben,

wenn es ſeyn muß.« — Bei dieſen Worten erblaßten Alle; Virginia rang die Hände und ſank bewußtlos Aurelien in die Arme, indeß die Weiber ſich um ſie verſammelten und ſie auf alle mögliche Art zu tröſten ſuchten. Virginius ſelbſt ſuchte ſeine Faſſung mit Mühe zu behaupten, nahte ſich dem Tribunal und ſprach ſtark und mit Nachdruck: »Ich bin zu alt, Appius, um Heuchelei und Verſtellung zu üben, und geſtehe dir ſo ohne Scheu und unverholen, daß ich die Triebfedern deiner Handlung nur zu genau, bis auf ihre mindeſten Fäden kenne; nicht für dich, und nicht für deinen Kitzel habe ich meine Tochter erzogen! ich habe ſie für das Brautgemach eines Biedermannes, und nicht für einen Wollüſtling, nicht zur Concubine beſtimmt. Willſt du ſie mir aber mit Gewalt entführen, nun wohl — dann ſey der Folgen eingedenk und gewärtig! Die Weiber hier werden heulen und klagen, aber nicht ſo wir Männer, nicht ſo die wir Krieger ſind! Wir tragen Schwerter an unſerer Seite, und

wiſſen, daß es nur eines Stoßes bedarf, dem Vaterlande ſeine Freiheit wieder zu ſchenken, und in euch ſein Verderben, ſeine Geiſſel hinwegzuraffen!« — Hier ertönte ein lautes Beifallsgeſchrei, die Weiber drängten ſich haufenweiſe um Virginia herum, und trieben unter lauten Verwünſchungen den zitternden Claudius bis an den Fuß des Tribunals. — Appius, ohne ſich durch das alles bewegen zu laſſen, ließ Stille gebieten, wandte ſich dann gegen den Alten und ſprach: »Wie ich ſehe, Virginius, ſtehſt du mit deinem Buſenfreunde Julius im Bunde gegen mich, oder vielmehr im Bunde gegen mich und das Vaterland; Aufruhr iſt eure Loſung, Empörung euer Wunſch; aber eure ſträflichen Abſichten ſollen nicht gelingen; meine Wachſamkeit, meine Strenge ſollen ſie vereiteln. Vergebens ſollen eure Bemühungen ſeyn, mich an der heiligen Verwaltung der Gerechtigkeit zu hindern. Drum auf, ihr Lictoren, zerſtreuet das Volk, und ebnet die Bahn, daß der Herr ſeine Sklavin heimführe!« — Kaum hatte er dieſe Worte

im höchſten Zorne ausgeſprochen, als ſchon die feige Menge zu zittern und freiwillig ſich zu theilen begann. — Vergebens rief Virginius den Schutz ſeiner Freunde auf; vergebens beſchwur er ſie, ihm Hülfe und Beiſtand nicht zu verſagen; vergebens erinnerte er, ſeine Sache ſey die Sache des ganzen Volkes; vergebens wüthete Icilius — Er ſtand allein und verlaſſen da, man ſcheute ſich auf ſeine Seite zu treten, denn man ſah Appius Zorn, und fürchtete ihn, wie die Beile ſeiner Liktoren. Schon ergriff Claudius mit einer empörenden Frechheit und einem niedrigen Stolze, der in allen ſeinen Mienen triumphirte, die Hand der zitternden Jungfrau, und wollte ſich mit ihr entfernen. — Da nahte der unglückliche Greis noch einmal dem Tribunal, und ſprach mit tiefer Rührung: „Verzeihung für einen unglücklichen Vater, Decemvir! wenn ſein Schmerz zu laut und unverholen ſprach, und wenn er im ſchrecklichſten Augenblicke ſeines Lebens der Verſtellung unfähig war. Muß es ſeyn, gebieteſt du im Nahmen des

Geſetzes, ſo ſey es denn! So macht ſie, die ich auf Erden am meiſten liebe, zur Sklavin; reißt ſie aus meinem Arm, nur verſtatte, daß ich in Aller Beiſeyn das letzte Lebewohl ihr ſage; zum letztenmale ſie in meine väterliche Arme ſchließe; zum letztenmale an mein Herz ſie drücke.« — »Es ſey,« ſprach Appius kalt und ungerührt; »was du ihr zu ſagen haſt, ſage; nur kurz!« — Mit einer erſchütternden Feierlichkeit trat der Alte dann ſeiner Tochter näher, faßte ſie bei der Hand, führte ſie einige Schritte vorwärts, entriß einem Naheſtehenden ein Meſſer, und durchbohrte ihre Bruſt mit den Worten: »Fahre dahin, Virginia! Fahre dahin, mein Kind! Nur auf dieſe Weiſe kann ich deine Freiheit und deine Unſchuld retten!« — Mit einem gebrochenen Schmerzenslaut verſchied die Unglückliche; er warf einen ſtarren Blick auf ihr quillendes Blut, und wandte ſich dann mit furchtbarer Wildheit zum Decemvir. »Dich, Appius,« ſchrie er, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam, »dich wird dieſes Blut einſt anklagen; auf

dein Haupt wälze ich die Last des Mordes; auf dein Haupt komme das Jammergeschrei des Vaters; auf dein Haupt diese Thräne, die er weint!« — Ergriffen vom Schreck befahl Appius den Victoren, ihn zu fahen; aber mit gräßlichem Lachen schwang er den blutigen Stahl, und bahnte sich den Weg durch die wogende Menge, die sich freiwillig öffnete, freiwillig ihn begleitete und seinen Schmerz theilte. Icilius ergriff den noch blutenden Körper, schwang ihn in die Höhe, zeigte ihn der Menge, und schrie mit unaufgehaltener Wuth laut auf um Rache gegen Appius, laut um Rache gegen Claudius. Mit ihm vereinten sich die Matronen und Jungfrauen, und beklagten im lauten Schmerze, in lauten Wehklagen das traurige Loos der Unglücklichen. Ihre Empfindungen theilten sich Allen mit; — schnell rottete sich das Volk gegen die Decemvirn zusammen und vereinte sich zu ihrem Untergange. Auch das Heer gerieth in Bewegung, riß die Fahnen aus der Erde und rückte in geschlossenen Gliedern gegen

Rom an. — Appius, von den Eumeniden gegeiſſelt, ſtürzte ſich ſelbſt in ſein Schwert. Sein Tod und die Verbannung ſeiner Genoſſen ſöhnte Virginia's blutiges Ende.

Camillus vor Falerii.

Glühende Vaterlandsliebe, ungeheuchelte Popularität, Tapferkeit, Verdienste um den Staat und häufig errungene Lorbeern machten den biedern Camillus zu einem der Ersten seiner Zeitgenossen. Er war es, der Veji eroberte; er war es, der dem Staate die unermeßlichsten Vortheile zuwandte, der in der Folge, nach der unglücklichen Schlacht bei Allia, die Gallier schlug und Rom errettete, der so viel für sein Vaterland that, und doch mit so beispielloser Undankbarkeit von ihm belohnt ward. —

Auch jetzt belagerte er Falerii, die Hauptstadt der Falisker, und sah schon dem gewissen Siege entgegen, als eine wunderbare Begebenheit die Stadt ohne Blutvergießen in die Hände der Römer führte und den Frieden vermittelte.

Die vornehmſten Falisker pflegten ihre Söhne einem Manne anzuvertrauen, der zugleich über ihre Bildung und über ihren ſittlichen Charakter wachte, und ihr beſtändiger Geſellſchafter war. — Einer derſelben, ein Mann, über den Geiz und Habſucht alles vermochten, glaubte eine anſehnliche Belohnung von den Römern zu verdienen, wenn er ſeine Vaterſtadt an ſie verriethe, und beſchäftigte ſich mit Planen zur Ausführung dieſes ſchwarzen Vorhabens. — Einſt dehnte er den gewöhnlichen Spaziergang, den er mit ſeinen Zöglingen machte, länger wie gewöhnlich aus, führte ſie weiter und weiter, bis er endlich im römiſchen Hauptquartier war. — »Was begehrſt du?« fragte Camillus ſtaunend, als er die zahlreiche Schaar der Kinder bemerkte, die ſich erſchrocken und angſtvoll an ihren Lehrer ſchmiegten. — »Nichts weniger,« entgegnete der Elende, »als Falerii ohne Schwertſtreich in deine Hände zu liefern. Sieh hier die Knaben, deren Väter dort am Ruder ſitzen — ich übergebe ſie in deine Hände, und mit ihnen die

Stadt; denn gewiß wird elterliche Liebe keinen Preis zu theuer finden, kein Mittel verſchmähen, die Geliebten zu retten!« —

Mit unbeſchreiblicher Verachtung im Blick hatte Camillus ihn angehört, dann ſprach er mit erzwungener Kälte: »Verruchter! wie war es dir möglich, das Vertrauen zu mißbrauchen, das jene in dich ſetzten, als ſie dir das Theuerſte, was ſie beſaßen, anvertrauten? Aber wiſſe, du biſt zu einem Feldherrn und einem Volke gekommen, die eine ſolche Bosheit verabſcheuen, die ſich ſelbſt verachten würden, vermöchten ſie ihr ihr Ohr zu leihen. Uns bindet kein Völkervertrag an Falerii, wohl aber das Band der Natur, und das ſoll dauern; denn wie der Krieg, hat auch der Friede ſeine Rechte, und Gerechtigkeit iſt von der Tapferkeit unzertrennlich beim Römer. Nicht gegen Knaben, nicht gegen Weiber und Greiſe, die wir auch nach dem Siege verſchonen, kämpfen wir; wir führen unſre Waffen nur gegen ſtreitbare Männer, und jetzt nur gegen die Falisker, die von uns weder beleidigt,

noch gereizt, das römische Lager bei Veji angriffen; und wenn die Unsterblichen uns günstig sind, wollen wir sie nicht nach deiner Weise mit List und Trug, sondern nach Römer Art, in offner Feldschlacht, durch Kraft und Tapferkeit, durch Muth und Ausdauer bezwingen.« — Sprach's, ließ ihn entkleiden, und unter lautem Gelächter des Heeres, von den Knaben mit Geisselhieben nach Falerii zurücktreiben.

Ein so sonderbares Schauspiel erregte einen allgemeinen Auflauf; — man befragte die Kinder, und schauderte dann vor dem Abgrunde zurück, dem man so nahe gewesen war, ohne es zu ahnen. — Unwille gegen den Verräther, Bewunderung der Großmuth des Feldherrn, Ehrfurcht für Camillus, das waren die einzig herrschenden Gefühle, die in der Menge flutheten. — Vor wenig Augenblicken noch waren sie die unversöhnlichsten Feinde Roms; vor wenig Augenblicken noch hätten sie gewissen Tod der Übergabe vorgezogen — und jetzt, wie so ganz anders waren sie gesinnt! So all-

gewaltig iſt die Ehrfurcht, die die Tugend ſelbſt den rohesten Menſchen unwillkührlich einflößt! Der Senat verſammelte ſich, und faßte mit Übereinſtimmung des Volks den einſtimmigen Schluß ab, eine Friedensgeſandſchaft an Camillus und von da nach Rom abzuſenden. — »Wir erklären feierlich, verſammelte Väter,« ſprachen ſie, wie man ſie vorgelaſſen hatte, »wir erklären, daß wir uns auf eine für euch ehrenvolle Art für beſiegt halten, und bereit ſind, unſere Stadt und uns ſelbſt euren Schaaren zu übergeben; und zwar mit der feſten Überzeugung, die für den Sieger ſo ſchmeichelhaft als ruhmvoll iſt, daß wir unter eurem Scepter glücklicher als unter unſern Geſetzen leben werden. — Durch den Ausgang dieſes merkwürdigen Krieges iſt die Welt mit zwei nachahmungswürdigen Beiſpielen vermehrt. — Rom verſchmähte den gewiſſen Sieg, um Gerechtigkeit und Treue nicht zu brechen, und Falerii verſagt, gerührt von ſo viel Treue und Edelmuth, ihm ſeine Huldigung nicht. — Euer ſey fortan unſer

Staat; wir erwarten Abgeordnete aus eurer Mitte, die bei der Übergabe gegenwärtig ſind, und ſcheiden im ſichern Vertrauen, daß eure Großmuth und unſere Ergebung uns gegenſeitig nie gereuen werde.“ —

Allgemein war das Erſtaunen, das dieſe erwünſchte Nachricht erregte; man nahm Beſitz von der Stadt, und führte das Heer alſobald zurück. — Camillus empfing den lauten Dank des Volkes; aber dennoch dachte man verächtlich genug, wenige Monde ſpäter den Eingebungen des Apulejus zu folgen, der, von Privathaß getrieben, ſein Ankläger ward, und ihn unſchuldig mit dem Exile zu ſtrafen.

Titus Manlius Torquatus.

Allgemein in Rom verhaßt war der Nahme Lucius Manlius. Man beſchuldigte ihn, mit beiſpielloſer Strenge bei den Werbungen verfahren, und mehrere der erſten Bürger unſchuldig eingezogen zu haben; — man zeihte ihn einer Grauſamkeit, die dem Staate verderblich ſey, und einer Herrſchſucht, die ihn verdächtig mache — Marcus Pomponius nahm Rückſicht auf dieſe mannigfaltigen, zum Theil auf Thatſachen gegründeten Gerüchte, und forderte ihn vor ſein Tribunal, die Laſt dieſer Anklagen von ſich abzuwälzen. —

»Mehr als wahrſcheinlich iſt es,« ſprach er, »daß er ſchuldig iſt: denn er iſt nicht allein grauſam gegen Fremde, er wüthet gegen ſein eigenes Blut. Aus Gründen, die einem jeden unbekannt ſind, hat er ſeinen einzigen Sohn, einen liebenswürdigen

Jüngling von hohem Geiſte und edlem Herzen, aufs Land verbannt; er hält ihn in einer Einſamkeit, die der Gefangenſchaft gleicht; er raubt ihm alle Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, nach der er ſchon ſeit Jahren ſtrebt, und wahrſcheinlich nur, um durch ihn nicht verdunkelt zu werden; er behandelt ihn mit einer Strenge, die dem fühlenden Vaterherzen unnatürlich iſt, und verbreitet ſchon dadurch ein helles Licht über ſeinen ganzen Charakter.«

Die Vorladung, die er an ihn ergehen ließ, erregte ein allgemeines Aufſehen in Rom, und zugleich eine allgemeine Freude. Man haßte ihn in gleichem Grade, wie man ihn fürchtete — unvermeidlich ſchien ſein Untergang. — Die wenigen Freunde, die ſich an ihn ſchloſſen, zitterten für ihn, er allein blieb furchtlos; aber um deſto beſorgter für ihn war eben der Sohn, den er ſo tyranniſch behandelte; eben der Sohn, der nur ſeine Härte, nie ſeine Vaterliebe, nie ſeine Zärtlichkeit gefühlt hatte. Alſobald beſchloß der Jüngling, alles aufzubieten,

ihn zu retten, um ſich ſo vielleicht ſeine Liebe zu verdienen; um ihm ſo den Beweis zu geben, an dem er bis jetzt vielleicht gezweifelt hatte, daß ſein ganzes Herz, ſeine ganze Liebe nur ihm gehöre. — Er verſah ſich heimlich mit einem Schwerte, täuſchte die Obhut der Wächter, die der mißtrauiſche Vater beſtellt hatte, und eilte um Mitternacht nach Rom, wo er bei Tagesanbruch anlangte, und unbemerkt die Wohnung des Pomponius erreichte. — Noch lag alles begraben im tiefſten Schlafe; er pochte an die Thüre, forderte Einlaß, und befahl dem Sklaven, unverzüglich ſeinem Herrn ſeine Gegenwart zu melden und ihm zu ſagen: Titus Manlius, der Sohn des Beklagten, habe ihm wichtige Dinge, die jeden Aufſchub unmöglich machten, vorzutragen.

Pomponius ſtaunte ob des frühen Beſuches und ſeiner Gegenwart in Rom; — vermuthete, er ſey der Tyrannei ſeines Vaters entflohen, wolle Schutz von ihm erflehen, und die Anklagepunkte gegen jenen

vermehren und beſtätigen. Getäuſcht von der Hoffnung, er ſey in dieſer willkommnen Abſicht da, befahl er, ihn augenblicklich vorzulaſſen, und beſchloß, ſeinen Wünſchen entgegen zu kommen.

Mit freiem, edlem Anſtande und offnem Blicke trat der Jüngling ein, bat um ein Gehör ohne Zeugen, und ſah es bewilligt. Aber kaum war der Sklave entfernt, als er mit gezücktem Schwerte auf den erſchrockenen Tubun eindrang, die Spitze gegen ſeine Bruſt richtete, und mit furchtbar wildem Tone ihm entgegen donnerte:

»Bei allen unterirdiſchen Göttern, bei meinem Leben ſchwöre ich es dir, Elender, deine Todesſtunde hat unwiderruflich geſchlagen, wenn du mir nicht ſofort mit dem feierlichſten Eide verheißeſt, die Verlobung meines Vaters aufzuheben und ſeine Anklage ungültig zu machen!«

Pomponius war unbewehrt; das blitzende Schwert drohte ihm; gewiſſer Tod war ſein Loos, wenn er ſich weigerte: das kön-

dete ihm das rollende Auge, das die Wildheit des Jünglings. Er gab nach, leistete den verlangten Schwur, und bekräftigte zugleich, nie diese Gewaltthätigkeit, die ihn gezwungen habe, vor Gericht zu ahnden. Dann erst verließ ihn Titus, voll des seligen Bewußtseyns, seinen Vater gerettet zu haben. Und wirklich hatte er seine Absicht erreicht; Pompejanus nahm seine Klage zurück, und Plautius war frei. — Der Edelmuth des Jünglings, der nicht lange ein Geheimniß blieb, erwarb ihm eine allgemeine Achtung und Ehrfurcht, und, um ihn vollkommen glücklich zu machen, die ungetheilteste zärtlichste Liebe seines Vaters. — Die Bahn zu Ehrenstellen ward ihm geöffnet, er selbst focht im nämlichen Jahre Kriegstribun.

Von jetzt an war es sein einziges Streben, sich an Seite des Titus gegen seine Feinde auszuzeichnen, und bald fand er Gelegenheit dazu. — Die Gallier erregten

einen furchtbaren Aufstand, brachen gegen Rom auf, und schlugen ihr Lager jenseits des Anio, im Angesichte des römischen Feldherrn Licinius Calvus, unter dessen Fahnen Titus Manlius stand, auf. — Zwar war eine Brücke über den Fluß geschlagen, aber keiner wagte sie abzubrechen, um sich nicht dem schimpflichen Verdachte der Furcht bloßzustellen. — Bewaffnet mit seiner Keule betrat eines Tages ein Gallier von furchtbar starkem Ansehn ihre Mitte, und rief mit bitterm Spotte den tapfersten Römer zum Zweikampf auf. — Ein tiefes Stillschweigen herrschte im römischen Lager, denn keiner wagte es, sich diesem Streite zu unterziehen, bis endlich Titus, von edler Ruhmbegierde entflammt, mit des Consuls Bewilligung sich waffnen ließ und mit gezogenem Schwerte auf ihn eindrang. — Mit Hohnlachen empfing der ungleich stärkere Gallier den muthigen Jüngling; aber bald mußte er seine ganze Kraft aufbieten, ihm zu widerstehen, und sank endlich blutend unter seinen Streichen zu Boden. Jubelnd

zog ihm Manlius die Rüstung ab, und kehrte, mit Spolien beladen, zu den Seinen zurück, die ihn im lauten Triumphgeschrei begrüßten und mit dem Beinahmen Torquatus ehrten *).

Ein so rühmlicher Beweis seiner Tapferkeit blieb nicht lange ohne Belohnung; er wurde zum Consul designirt, und führte wenig Jahre darauf ein Heer gegen die verbündeten Lateiner und Tusculaner an. — Am Tage vor der Schlacht, die er, ohne auf die Wünsche des Heeres zu achten, mehrere Monden verschoben hatte, sandte er seinen einzigen Sohn Titus, jedoch mit dem strengen Befehle, sich mit dem Feinde durchaus nicht einzulassen, ab, die Lage und Schwächen des feindlichen Lagers zu erspähen. — »Ich kenne dein rasches, ungezügeltes Feuer,« sprach er, »und warne dich; denn wenn es dich dahinrisse, wenn du mein Gebot vergäßest, würdest du den Consul und nicht den Vater dir gegenüber sehen.«

*) A torque quam spoliaverat. *Livius.*

Titus verſprach ſich zu mäßigen, und ſprengte, geleitet von einem einzigen Centurio, dem Plautius Venno, mit ſeiner Cohorte davon. Aber ach! ein unglückliches Geſtirn waltete über ihn.

Titus Manlius. Plautius Venno mit den Ihren in der Nähe des tusculaniſchen Lagers.

Titus. Hörſt du das Jauchzen der Übermüthigen, Venno? Beim Zeus, ſie triumphiren, als ob ſie ſchon die Siegeshymne anſtimmten! — O Plautius, wie mein Blut kocht, wie die Unruhe in allen meinen Adern tobt! wie mich nach dem Augenblicke des Gewühls der Schlacht verlangt!

Plautius. Wenige Stunden noch, edler Jüngling, und die Gelegenheit, die Bahn deines Ruhms zu öffnen, beut ſich dir dar!

Titus. Ruhm? — Ach Venno! zu dieſer ſchwindelnden Höhe verſteigen ſich meine kühnſten Wünſche nicht. — Wenn Torqua-

tus

tus nicht wäre! Wenn mein Vater nicht an meiner Seite kämpfte! — dann! — ja dann! Aber so dunkelt der unerreichbare Glanz ſeiner Thaten das Beſtreben mich auszuzeichnen! Ich ſehe mit Bewunderung auf zu ihm, und heller dann wie je, im Spiegel des Bewußtſeyns, mein Nichts!

Plautius. Schon dieſe Geſinnungen bringen dich ihm nahe! — Zeit, Glück und Erfahrung, und Rom wird ſeinen Torquatus in dir wieder aufleben ſehen!

Titus (nach einer Pause). Venno, wenn du dächteſt wie ich — Brüder! wenn der Muth euch entflammte, der in meiner Bruſt glüht! — Mars und zehntauſend! Wir griffen ſie in ihrem Lager an! — Und ſo gewiß die Unſterblichen über uns walten, unſer würde der Sieg!

Plautius. Schwärmer!

Titus (kälter). Du haſt recht! Was ich ſagte war Schwärmerei — der Traum eines keimenden Wunſches!

(im Begriff ſein Roß zu wenden)

Aber was iſt das? — Sieh den flatternden

Helmbuſch! Ein feindlicher Reuter — immer näher — näher — Beim Zeus, es iſt der Feldherr ſelbſt!

Plautius (ſtaunend). Geminius Metus? — Allein — ohne Begleitung? Feindlich können ſeine Abſichten nicht ſeyn; aber was wird er wollen?

Titus. Um deſto beſſer! Ich werde ihn auf unſern morgenden Beſuch vorbereiten, daß wir den Feind gerüſtet finden. Um ſo herrlicher wird unſer Sieg ſeyn!

Plautius. Keine Unbeſonnenheiten, Jüngling! — Er ſelbſt!

(Geminius Metus heranſprengend)

Geminius (höhniſch). Glück auf, ihr Helden Roms! Hatten eure Roſſe ſich etwa verſtanden, daß ihr endlich den kühnen Entſchluß wagt, euer Lager zu verlaſſen? Oder wollt ihr eure verroſteten Klingen an Dornen und Heidebüſchen verſuchen?

Titus (mit unterdrücktem Zorn). Ich bleibe dir die Antwort auf morgen ſchuldig; dann ſieh zu deinem Haupte!

Geminius. Ha, beim Zeus, wer ſollte

bei ſo offenbarer Feigheit glauben, daß ihr es wagen könntet, ohne zu erröthen — zu prahlen?

Titus (ergrimmt). Feigheit? — Prahlen? — (gemäßigt) Erinnere dich an das Treffen beim Regillus, Stolzer, und erröthe du ſelbſt! — Damals umſchwebte Jupiters Adler ſein Volk — er wird auch morgen unſre Schaaren nicht verlaſſen.

Geminius. Morgen alſo? Morgen will der Knabenſchwarm es wagen, mit Männern zu kämpfen? Laß ſehn, Titus Manlius! laß ſehn, du gewaltiger Römer, wie es mit deinem Muthe ſteht! Regt ſich ein Fünkchen ſeiner in deiner Bruſt, dann zieh', und laß uns im Zweikampf die Vorbedeutung finden, über welche Schaaren das Glück morgen ſchweben wird! — Zieh' und erfahre, daß ein Lucuſter euch, die ihr euch Weltenbeherrſcher nennt, zu beſiegen verſteht!

Titus (bei Seite). Grauſames Gebot meines Vaters! — (laut) Nicht Mangel an Muth, Geminius Metus, noch weniger

ſchmähliche Furcht, die der Römer nicht kennt, beſtimmt mich, dieſen Kampf nicht einzugehn!

Geminius (ſpottend). Nicht? — Dein Schwert iſt ohne Zweifel in der Scheide verwachſen?

Titus. Ich wiederhole dir: auf morgen die Antwort! Heute hindert mich des Vaters und des Conſuls ſtrenges Gebot.

Geminius (lachelnd). Nicht auch der Mutter Befehl? Schäme dich, Titus Manlius, daß du deine Muthloſigkeit unter keinem beſſern Vorwande zu verbergen verſtehſt! Geh heim, wenn ich dir rathen ſoll, und zerbrich dein Schwert! an deiner Seite wirds zum Schandmahl!

Titus (im tiefſten Zorn). Elender — jetzt iſts zu viel! Heran! heran! daß ich ihn tilge dieſen Schimpf, mit Deinem Blute und Deinem Leben ihn tilge!!

Plautius (bei Seite). Jüngling, haſt Du des Vaters Warnung vergeſſen? — Vergeſſen den Befehl des Feldherrn? . . .

Titus. Mit nichten, Venne!! Aber hier

bei den Unſterblichen — hier iſt die Gränze der Pflicht. Soll ich durch meine Weigerung, die er für Mährchen hält, den Nahmen meiner Väter brandmarken? — meine Ehre preis geben, meinen Muth entehren, den Zweifeln bloßſtellen? Nein, beim Jupiter! duld' ich dies, dann kommen ſeine rächenden Blitze, dann des Vaterlandes und jedes Biedermannes Verachtung über mich!

Plautius. Thörichter Ehrgeiz! vermagſt du nicht morgen dieſe Beleidigung durch Hekatomben zu ſöhnen?

Titus. Schweig' du überredeſt mich nicht! — Falle ich, dann ſage meinem Vater: ich ſey im Kampfe der Ehre gefallen! — Erhalten die Götter mein Leben, dann werde ich dem Heere eine frohe Vorbedeutung bringen, und mit ihm vereint dem Vaterlande auch morgen meinen Arm und meine Kräfte weihen.

Geminius. Biſt du mit deinem Stoßgebete am Ende? Mich verlangt's, mein Schwert mit deinem Blute zu röthen!

(Beide ſpringen vom Pferde, und dringen mit

gezogenem Schwerte auf einander ein. Nach einem kurzen Kampfe fällt Geminius.)

Titus (ſchwingt das Schwert über ſein Haupt). Hat deine Keckheit dich ſo ganz verlaſſen? (ſtolz) Ich gebiete dir, um dein Leben zu bitten, oder beim Quirinus, dies iſt dein letzter Augenblick!

Geminius. Zu ſpät — — auch ohne dies — (er bricht zuſammen und ſtirbt)

Titus (mit ſchauerigem Wohlgefallen auf ihn herabblickend). Todt biſt du? — begraben dein Stolz und deine Prahlerei mit dir? — So ſterben alle Feinde Roms; ſo fallen ſie auch morgen! (er nimmt ihm Schwert und Rüſtung) Dieſe Spolien zum Lohn des Sieges! Und jetzt zurück, Venno; zurück in's Lager, daß des Feldherrn Fall die Unſern mit Jubel erfülle; daß alles triumphire ob meines Sieges!

Römiſches Lager.

Manlius Torquatus. Lucius Publilius. Sulpicius Longus. Centurionen. Veteranen.

Manlius. Er weilt lange! — Schon dämmert der Abend, und noch nicht hier?

Sulpicius. Vielleicht daß ihm — — Aber ſieh die Staubwolke da in der Ferne — die Rüſtung blinkend im Glanze der Abendſonne — Ha er ſelbſt!

(Titus heranſprengend)

Titus. Glück auf, mein tapfrer Vater! Glück auf, Gefährten!

Manlius. Sind meine Befehle vollzogen?

Titus. Sie ſind es, Conſul! Aber eh' ich dir Bericht erſtatte, eine fröhliche Nachricht! — Sieh dieſe Rüſtung, ſie gehört dem tusculaniſchen Feldherrn Geminius Metus, der unter meinen Streichen blutete!

Alle (froh zuſammenfahrend). Todt? — Der Feldherr? —

Publilius. Ha, Brüder, um ſo gewiſſer

wird unſer Sieg! Ohne Anführer, ohne Rathgeber; was kann die todte Maſſe da beginnen?

Manlius (ſtrenge). Und du haſt es gewagt, Unglücklicher, die Befehle des Feldherrn zu übertreten? gewagt, einen Kampf einzugehen, den er ſo ernſtlich unterſagt hatte?

Titus. Nicht ſo, mein Vater! Nicht dieſen zürnenden Blick; dein Sohn hat ihn nicht verdient! Mit empörendem Stolze ſprengte Geminius an uns heran, und forderte mich auf zum Ehrenkampfe. Eingedenk deiner Befehle verſagte ich ihn; aber wie er lebhafter in mich drang, wie er mich feige ſchalt, mich einen ſchwachen Knaben nannte, der das Schwert zu führen verlernt hätte, und mit dem bitterſten Hohne meiner Weigerung ſpottete: da entbrannte mein Zorn! Ich drang auf ihn ein, und — der deutlichſte Beweis, daß ich aus deinem Blute entſproſſen bin, Torquatus! — ich ſiegte ihm ob, und ſtrafte den Übermuth des Prahlers!

Plautius. In der That, Feldherr, Titus ſprach Wahrheit! Unter dieſen Umſtänden den Kampf verſagen, hätte ſeinen Muth einer Zweideutigkeit bloßgeſtellt, die ihn auf immer entehrt haben würde!

Manlius. Schweig! — Du, Titus, kanntest des Conſuls Befehl, und übertratest ihn! — Erwarte dein Schickſal!

(ſchnell ab; alle ſtarren ihm nach)

Titus (ſchmerzlich). Iſt dies mein Lohn, Benno? dies der Empfang, auf den ich hoffte?

Zwei Stunden ſpäter

Manlius, von ſeinen Lictoren umgeben. Titus, gefeſſelt. Die Vorigen.

Manlius. Haſt du zu deiner Vertheidigung noch etwas anzuführen?

Titus (kalt). Wo der Vater den Sohn in ſchimpfliche Feſſeln ſchlägt, weil er eine ſeiner Grillen vernachläßigte, der er, ohne

ſich zu brandmarken, nicht nachkommen durfte; wo der Vater nach ſeines Kindes Blute ſtrebt; — (ſehr kalt) da bleibt mir nichts zu ſagen übrig.

Manlius. Du haſt den Befehl des Feldherrn nicht geachtet; — du haſt dem väterlichen Anſehn Hohn geſprochen, und mich dadurch in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, entweder mit der Gewalt des Geſetzes gegen dich zu verfahren, oder durch eine unzeitige Nachſicht Unordnungen zu begünſtigen, und zu vernichten die Diſciplin!

(lange Pauſe; alle ſind in der geſpannteſten Erwartung)

Was hier zu thun iſt, kann keinem Zweifel unterworfen bleiben. — Die Strafe, die deiner harret, muß der Menge als warnendes Beiſpiel aufgeſtellt werden — dein Blut die Stimme des Geſetzes ſühnen.

(Lautes Gemurmel)

Es beſtimmt dir den Tod; ihn mußt du leiden! — Geh, Lictor, und feſſele ihn an den Pfahl.

Titus (zurückſchaudernd). An den Pfahl!!

Alle. Gnade! Gnade!

Plautius. Conſul, du mordeſt nicht allein deinen Sohn; — du raubſt dem Vaterlande einen Helden, dem Heere ſeinen bravſten Streiter! Bedenke das und glaube: Welt und Nachwelt wird einer ſolchen Grauſamkeit, einem ſolchen unnatürlichen Vater fluchen!

Manlius. Er hat das Leben verwirkt — zum Tode mit ihm!

Alle. Verzeihung! — Verzeihung für ihn!!

Titus (ruhig). Schweigt, meine Freunde! Verliert kein Wort an dieſes kalte Herz. — Wenn ihr morgen im Gewühl der Schlacht den ſchönern Tod für's Vaterland fallt, dann gedenkt meiner! Ich beneide euer Loos — und ſterbe!!

Decima Nona.

Vier hundert ſieben und funfzig Jahre hatte Rom bereits geſtanden, und den Ruhm ſeiner Waffen glorreich behauptet, als ſich auf's neue ein ſchrecklicher Feind zur Vertilgung ſeiner Größe rüſtete. Etrurien, Samnium, Umbrien und Gallien ergriff die Waffen, und rüſtete ein zahlloſes, furchtbares Heer. — Eine ſo überlegene Macht war allerdings fähig zu ſchrecken; aber dennoch verlor Rom den gewohnten Muth nicht, und traf die ernſtlichſten Gegenanſtalten zur Behauptung der Freiheit und zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Quintus Fabius Maximus, der viermal ſchon die conſulariſche Würde mit Ruhm bekleidet hatte, war einer der größten Feldherrn ſeiner Zeit; — auf ihm beruhte die Hoffnung des Landes; er wurde mit unumſchränkt-dictatoriſcher Gewalt zum Heer-

führer der geworbenen Schaaren ernannt, und zog alsobald an der Seite des durch seine Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Popularität gleich berühmten Plebejers, Publius Decius Mus, zur Vertheidigung des Staates aus. — Von solchen Helden beschirmt, durfte Rom nicht zittern; — untrüglich gewiß schien allen der Sieg, und lauter Jubel begleitete sie von allen Seiten.

Unverzüglich führte Fabius den rechten Flügel des verbündeten Heeres gegen die Samniter, und schlug sie auf's Haupt; minder glücklich war der tapfere Decius, der den Galliern gegenüber stand. Sie leisteten eine so verzweifelte Gegenwehr und kämpften mit so vielem Glücke, daß den Seinen der Muth durchaus entsank. — Vergebens suchte er ihn durch eine kraftvolle Rede voll Feuer zu entflammen, vergebens versuchte er ihnen seine Begeisterung mitzutheilen; vergebens erinnerte er sie endlich an den gewissen Schimpf, an die unausbleibliche Verachtung, die der Flüchtigen harre! Umsonst! Ihre Hoffnungen waren dahin, und

schon

ſchen warfen einige das Schwert weg; immer weiter drangen die Gallier vor; immer gewiſſer wurde die ſchmählichſte Niederlage. In dieſen kritiſchen Augenblicken, in denen der Würfel geworfen ward, der vielleicht über Roms Geſchick auf ewig entſchied, faßte er den großen heroiſchen Entſchluß, durch eine heldenmüthige Aufopferung ſeiner ſelbſt Rom und das Heer zu retten. Zu bekannt iſt die ſogenannte Devotion, durch die in frühern Jahren der leibliche Vater des Decius ſchon einmal ſein Vaterland gerettet hatte, als daß ich hier das Nähere anführen dürfte. Nur das ſey erinnert, daß ein allgemeiner Aberglaube es unbeſtritten gewiß machte, daß durch die Devotion des Feldherrn dem wankenden Heere der Sieg erhalten und jede Niederlage abgewehrt werde.

»Was zaudern?« ſchrie er dem Heere zu; »bekannt iſt's, daß die Decier nie ſäumten, des Vaterlandes Rettung durch Aufopferung ihres Lebens zu erkaufen! Auf, unter ſie! aber mit mir ſollen die

feindlichen Schaaren der Tellus zum Opfer, zum Opfer den Göttern des Erebus fallen! — Tritt näher, Pontifex!«

Und ſtillſchweigend nahte ſich der ehrwürdige Prieſter, kleidete ihn in die Toga prätexta, verhüllte ihm das Haupt, und ließ ihn, auf einer Waffenrüſtung ſtehend, laut und feierlich die Worte ſprechen:

»Janus! Jupiter! Mars Vater! und alle ihr himiſchen Götter, in deren Händen das Schickſal der geſammten Sterblichen ruht, die ich anbetend verehre, hört meine flehende Bitte, verleiht dem Heere Sieg und Wohlfahrt; zerſchmettert die feindlichen Legionen mit euren Blitzen; ſendet Tod und Verderben auf ihr Haupt, und ſeyd mir günſtig, wenn ich für das Wohl des Vaterlandes, für das Heer und die Legionen mich und die Schaaren des Feindes den unterirdiſchen Göttern weihe!«

Feierlich ſprach Decius die Formel, ſchwang ſich dann auf's Roß und rief:

»Furcht und Schrecken, Flucht und Tod

gehe vor mir her; der Zorn der Götter des Himmels wie des Orkus treffe das Haupt der Feinde und ihre Waffen! Sie alle müssen fallen, getroffen vom Fluche!«

Sprach's, schleuderte mit gewaltigem Arme die Fahne tief unter die Feinde; stürzte ihr dann nach in das dichteste Getümmel; kämpfte mit verzweifelndem Muthe, sank endlich, mit tödtlichen Wunden bedeckt, nieder zu Boden, und fand den Tod, den er suchte.

Mit fanatischer Begeisterung schrie der ehrwürdige Pontifex:

»Auf, ihr Römer! euer ist der Sieg, des Consuls Devotion hat ihn erkämpft! Der Feind ist der Mutter Erde und den Schatten geweiht! Derius ruft ihn hinab; die Furien jagen sie, die Furcht geisselt sie! schon flieht der feige Schwarm!«

In diesem Augenblicke erschienen Cornelius Scipio und Marcius, vom Fabius abgesandt, mit Hülfstruppen; ihre Erscheinung vollendete das Werk; mit Löwenmuthe

ſtürzten die Römer unter die weichenden Feinde; Sieg und Tod gingen vor ihnen her; bald war der herrlichſte Sieg erkämpft!

Mit tiefer Rührung vernahm Fabius Maximus das heldenmüthige Ende ſeines Freundes. — Nicht durch das gewöhnliche Gepränge ehrte er ſein Andenken und beging er ſeine Leichenfeier. Nein! aus der Fülle ſeines Herzens hielt er ihm eine Leichenrede, die ſeinen Ruhm mehr verherrlichte, als das ſchönſte Monument es vermocht hätte, und kein Auge blieb trocken.

Scenen aus dem punischen Kriege.

Publius Cornelius Scipio.

Metellus und seine Genossen.

Bantius und Marcellus.

Pacurius und Perella.

Vibius Virius.

Jubellius Taurea.

Scipio.

Cannä.

Publius Cornelius Scipio. Lucius Bibulus. Appius Claudius Pulcher. Lentulus. Sextus Calpurnius. Cnej. Piſo. Titus Atrinus.

Scipio. Ja, beim Mars Stygius! ſchrecklich iſt das Geſchick, das die Unſterblichen über uns verhängt haben! Aus manchen Schlachten kehrt' ich ſiegreich wieder heim; und o! daß dieſe uns Schmach ſtatt Lorbeern brachte: dieſe, von deren Ausgang wir uns ſo viel, ſo viel verſprachen! O Cannä! dein Nahme wird unſere ſpäteſten Nachkommen noch erröthen laſſen.

Bibulus. Ha! und um wie viel dro-

hender wird die Gefahr für Rom; um wie viel unvermeidlicher unſer aller Untergang, wenn der Punier mit ſeinen ſiegenden Schaaren uns folgt, wenn er uns angreift, wenn das Übergewicht uns erdrückt, und wenn er dann vor Rom geht!

Scipio (einfallend). Nicht doch, Lucius Bibulus, nicht dieſe finſtern Vorſtellungen! Segnend wird Quirinus und ſein unſterblicher Vater ſchützend über Rom ſchweben, und ſeinen Untergang abwenden. Nicht vernichten wollen uns die Unſterblichen; nur uns prüfen, nur unſern Übermuth und unſern Stolz beugen, nur uns an unſere Nichtigkeit und ihre höhere Allgewalt erinnern. War es Feigheit — war es Muthloſigkeit, die uns zur Flucht zwang? Gewiß nicht! Nur unſere zu raſche Kühnheit; nur Mangel an Vorſicht, nur ein zu großes Selbſtvertrauen, und nur des Puniers Hinterliſt war es, die uns in's Verderben ſtürzte.

Lentulus. Gewiß! Und wer wird verzagt genug ſeyn, ſchon jetzt alle Hoffnung zu verlieren? Gelang es uns doch, uns

durchzuſchlagen, und folgten viele doch dem tapfern Terentius Varro. Erhält uns das Geſchick Roms Zierde, Aemilius Paulus, unſern tapfern Conſul, führt dieſer uns aufs neue, dann werden wir, belebt von Muth und Verzweiflung, beſeelt von der Hoffnung, die erlittene Schande zu tilgen, zu rächen unſere gefallenen Brüder, zu gleichen die Scharte, dem ſtolzen Punier zeigen, daß Rom noch Männer zählt!

Appius. Wir wünſchen mit dir, Lentulus; aber kaum daß ich wage hinzuzuſetzen: wir hoffen mit dir! Die Reſte des geſchlagenen Heeres ſind zu ſchwach!

Atrinus. Gewiß! kaum ſind fünftauſend von unſern Legionen entronnen. Ermüdet durch die Beſchwerden des Kampfes, durch Wunden geſchwächt, von allem entblößt, einem ſtolzen Sieger gegenüber: — was für Hoffnungen dürfen uns da bleiben? O hätten wir den Rath des weiſen Cunctator befolgt; wäre Varro minder verwitzig geweſen, und minder tollkühn, beim Zeus, wir würden von zwanzig tauſend braven

Streitern mehr gerettet haben, als nur fünftausend; wir würden jetzt nicht fruchtlos klagen dürfen!

Scipio. Wohl fruchtlos! Titus Atrinus, ist das die Sprache eines Römers? Du warst beim Kampfe der Ersten einer, und jetzt so muthlos, so verzagt? Knaben seufzen, Weichlinge klagen — Männer handeln, Römer streiten! Bleibt uns auch wenig Hoffnung nur, doch kann uns niemand unsern Arm, unsern Muth, unsere Entschlossenheit rauben, und von dieser geleitet, ward oft dem Manne das Unmögliche schon möglich! —

Calpurnius. Trügen mich meine Augen? Seht her, Freunde! Bei den Göttern, er ist es — Fabius Maximus.

(Fabius Maximus tritt ein)

Lentulus. Sey uns gegrüßt, tapferer Fabius! Unsere Hoffnungen leben auf, da wir dich begrüßen.

Scipio (ihn umarmend). Die Hoffnungen werden zur Gewißheit, wenn Fabius mit uns das Schwert ergreift! Ich wünsche

mir und dem Vaterlande Glück; ein großer Mann iſt uns erhalten! — Aber wie? — So finſter dein Blick? und eine halb verborgene Zähre in deinem Auge? Bei den Göttern, wäre es denkbar, ich würde ſagen: Rom iſt erobert, denn Fabius weint!

Fabius. Nicht ſo, Scipio! Dann wäre mein Haupt geſpalten, dann wäre kein Odem mehr in meiner Bruſt, dann läge ich unter den Trümmern ſeiner Wälle, und keine Thränen glängten mehr in meinem Auge! (feierlich) Die ich jetzt weine, ſind die erſten! Sie ſind die Leichenrede meines Freundes Ämilius! Bebt mit mir zurück — Paulus iſt nicht mehr!

Alle. Nicht mehr? Nicht mehr?

Fabius. Wehe mir, daß ich der Trauerbote ſeyn muß! — er iſt nicht mehr!

Scipio. O mein Vaterland! — mögeſt du nicht an dieſer Wunde verbluten! — Aber ſprich, Fabius, was du ſagſt, iſt es Gerücht oder Gewißheit? Vermuthung oder unbezweifelt?

Fabius. Unbezweifelt! Ich war es,

der ihm im Todeskampf zur Seite ſtand; ich war es, der dem größten Römer das Auge ſchloß!

Alle. Du ſelbſt? Ha rede! rede!

Fabius. Ihr wißt es, daß der Punier nach gewohnter Art das Treffen mit Waffen, die ſeiner würdig ſind, mit Trug und Hinterliſt begann! Ein ſchreckliches Blutbad hatten die treuloſen Numidier, die, von ihm abgeſandt, unter dem Scheine des Überganges zu uns kamen, unter unſern Legionen angerichtet. Schon verlor ein großer Theil des Heeres, durch dieſe neue Gefahr geſchreckt, den Muth — ſchon war der Kern des Fußvolkes, ſchon der Kern des Adels, der den geliebten Conſul beſchirmte, gefallen, und er allein blieb ruhig und gefaßt. Ein Steinwurf verwundete ihm das Haupt betäubend, aber dennoch ſtellte er das Heer von neuem, dennoch ſuchte er ihm durch eine mit Kraft und Feuer gehaltene Rede die Begeiſterung einzuhauchen, die ihn ſelbſt beſeelte; dennoch bot er keck dem Hannibal die Spitze!

Scipio. O ihr Götter! warum konnte ich nicht an ſeiner Seite kämpfen? warum nicht theilen ſeine rühmlichen Gefahren?

Fabius. Erzürnt, daß ein Einziger ſo viele der Ihrigen metzelte, drangen die Punier lebhafter auf ihn ein; und bald nöthigten die ehrenvollen Wunden, die ihn bedeckten, ihn, vom Pferde abzuſitzen; — einen gleichen Befehl erhielt die ganze Reuterei, und erſt jetzt begann der Kampf wüthender, lebhafter das Treffen zu werden! Die Uebermacht der Punier war zu groß — mit friſchen Truppen, mit vereinten Kräften erneuerten ſie den Angriff; aber noch ſtritten wir tapfer und furchtlos. Doch jetzt ſchreckte uns plötzlich das Gerücht: Amilius ſey gefallen, von einem feindlichen Speer getroffen! Bei dieſer fürchterlichen Nachricht entſank uns der Muth — wir wandten uns und verließen ſchleunig das Schlachtfeld. — Trauernd über unſer Geſchick eilte ich ſelbein, und o! welch ein ſchrecklicher Anblick ſtellte ſich da vor meine Augen! Auf einem Gränzſtein ſaß einer der Unſern,

bedeckt mit Wunden, blutend und ſchon ringend mit dem Tode! Ich ſprengte heran, und o ihr Götter, was ſah ich da? Amilius war es, unſer edler Conſul, der hier ſein ruhmvolles Leben endete! Unglücklicher, rief ich, war das der Wille der Unſterblichen, daß du, der Einzige, der die Schuld der Schmach, die heute uns betrifft, nicht theilt, daß du ſo ſchrecklich enden mußt? O ſäume nicht — nimm mein Roß, beſteige es, wenn deine Kräfte es erlauben, und eile dann von hier einem ſichern Orte zu, wo Pflege und Heilung deiner harrt! Mag ich auch immerhin in die Hände der Feinde fallen, was liegt an mir?

Piſo. Ha, Fabius! Bei den Göttern, mit Recht heißeſt du der Große! Du biſt ein edler Mann!

Fabius. Und, wer von euch würde nicht an meiner Stelle wie ich gehandelt haben? — »Ich danke dir,« ſprach der Edle; »aber umſonſt, dein Mitleiden erhält mein Leben nicht! Die Manen meiner Väter winken mir — ich werde bald bei ihnen

seyn! Du aber eile, fliege nach Rom, verkünde die traurige Mähre — fordere das Volk auf, sich zu bewaffnen — laß die Stadt verschanzen und die Thore schließen, daß Hannibal, wenn er es wagen sollte vorzudringen, einen wachen, einen gerüsteten Feind finde!«

Scipio. Auch im Tode noch groß, auch im Tode noch Römer!

Fabius. »Deinem Vater aber sage,« fuhr er dann gebrochen fort, »mich drücke das heute vergossene Blut nicht: Varro's rasende Kampflust und nicht Hannibal habe uns gebeugt! Ich sey seiner Erinnerung eingedenk und seinem Rathe treu geblieben; aber der Haufe habe mich mit sich fort gerissen! — Und wohl mir, daß ich sterbe! Rom war stets nur undankbar gegen mich; es könnte mich auch jetzt vor Gericht ziehn, und mich zwingen, durch Varro's Anklage wohl gar mein Leben oder doch meine Freiheit zu erkaufen!«

Scipio. Schande über Rom! — Er sprach Wahrheit! Und du — ?

Fabius. Noch verſuchte ich durch meine dringenden Bitten, durch meine ganze Beredſamkeit ihn zu bewegen, mein Roß zu beſteigen, als plötzlich eine numidiſche Cohorte einherſprengte. Schon von ferne drückten ſie ihre Pfeile auf uns ab; mein verwundetes Roß bäumte ſich, und ſprengte dann unaufhaltſam mit mir davon. Ich wandte meinen Blick, und o! hätten die Unſterblichen meine Sehkraft gelähmt! — unter den Hufen ihrer Roſſe verſchied der größte Mann, den Rom gebahr.

Alle. Schrecklich! Schrecklich!

Scipio. Wohl ſchrecklich — aber ihn zu rächen bedarf es Thaten und keine Worte! O Amilius! o mein Freund! — Mit einem furchtbaren Sühnopfer, mit Hecatomben deiner Feinde, mit Strömen puniſchen Blutes wollen wir deinen Schatten verſöhnen! Wer unter euch denkt nicht wie ich? Weſſen Herz blutete nicht bei einer ſo ſchrecklichen Erzählung? Ja, wem brannte nicht heißer, unverſöhnlicher Durſt nach Rache, als Fabius ſprach?

ſprach? Denkt ihr wie ich — dann Rache! Rache über Carthago!

Alle. Rache! Rache über Carthago! Blut und Leben — alles, alles wollen wir wagen, ihn zu rächen!

Scipio. Recht ſo, Freunde! Und wer wollte an Roms Rettung verzweifeln, da unſere Weiber ſogar männlich denken! Oder ſoll Lucia's Ruhm, ſoll der Ruhm eines ſchwachen canuſiniſchen Weibes den euern übertreffen? — Nein, bei den Unſterblichen! Und war die Schlacht bei Cannä auch würgend, wie die bei Allia, doch ſollen die Folgen dieſer nicht ſo ſchrecklich werden, als jener. Doch ſoll Hannibal kein Brennus werden; doch ſoll Rom nicht untergehen! Stand einſt ein Mann, wie Camillus, als Befreier ſeines Vaterlandes auf — warum auch jetzt nicht? Oder wollen unſere Vorfahren mehr vermögen als wir? — wollen wir feiger ſeyn als ſie?

Calpurnius. Nimmer! Nimmer! — Und du, Publius Cornelius, ſey du unſer Camillus, werde du des Vaterlandes Befreier!

Alle. Wohl! wohl geſprochen! Sey unſer Camillus! Scipio, führe du uns! Kämpfe tapfer, wie Amilius, nur glücklicher!

Fabius. Nimm auch meine Huldigung, tapfrer Scipio! Deine Tapferkeit, dein Biedersinn, deine Vaterlandsliebe — ſie ſind erprobt! Bei Liviniun retteteſt du den Vater, erhalte jetzt das Vaterland!

Alle. Erhalte es!

Scipio. Dank euch, Römer! — Wollt ihr einen Mann, der ſterben, aber nicht fliehen; der für des Volkes Freiheit Alles wagen kann, und dieſe zu retten zu Allem bereit iſt: dann habt ihr ihn gefunden! — Aber des Jünglings raſches Feuer, wenn Weisheit es nicht leitet, kann verderblich werden; drum ſtelle du, Appius, dich an meine Seite; ſey mein Achates, mein Führer, mein Lehrer, mein Genoſſe — und bald werden wir unſern Fuß auf Carthago's geſunkenen Trümmern erheben!

Metellus und ſeine Genoſſen.

Canuſium.

Publius Scipio. Lucius Bibulus. Claudius Pulcer. Lucius Terbonius. Fabius Maximus. Furius Pſilus.

Scipio. Alſo du ſelbſt warſt zugegen? Du ſelbſt warſt Zeuge?

Furius. Ich ſelbſt! Und wahrlich, Feldherr, wenn du nicht ſchnelle Gegenanſtalten triffſt, iſt Rom verloren, ſo gewiß die Götter allmächtig ſind! Mich ſelbſt wollten die Verräther in ihren verruchten Anſchlag ziehn, aber ich ſtrafte ſie mit der verdienten Verachtung! Über ſiebenhundert ſchon ſind verſammelt, und Lucius Cäcilius Metellus iſt

ihr Anführer, die Seele ihrer Plane. Auf Schiffen wollen sie mit ihrem Anhange entfliehen, Italien verlassen, nach Äneas Beispiele, in Asien, wohin sie gedenken, eine Pflanzstadt gründen, und, ehe die Sonne wieder aufgeht, die Anker lichten.

Scipio. Und ihr schweigt zu solchen Freveln, meine Freunde? Wollt ihr es geduldig ansehn, wie der Staat verrathen und Italien preis gegeben wird?

Trebonius. Gewiß nicht! Aber hier zu rathen übersteigt unsere Kräfte.

Scipio. Und doch bedurften wir des Rathes nie mehr! Erreichen jene ihre Absicht, dann hast du Recht, Pilus, dann schwebte das Vaterland nie in größerer Gefahr. — Unsere heiligste Pflicht ist also, die Ausführung zu hindern! Was meinst du, Bibulus, was bleibt uns übrig, sie zu hindern?

Bibulus. Berufe sie zu dir, rede sanft und gütig mit ihnen, mache sie aufmerksam auf die mißliche Lage Roms; erinnere sie

an die Schande, die ihrer harrt, und ſprich als Freund mit ihnen!

Fabius. Oder laßt uns ſie vielmehr keines Wortes, keines Blikes würdigen! — An Männern, die wie dieſe denken, verliert das Vaterland nichts!

Scipio. Nicht ſo, Fabius! Freilich ſind dieſe Elenden unwerth Römer zu heißen; freilich verliert der Staat an ihnen nichts; aber nur zu gewaltig iſt die Macht des Beiſpiels, nur zu wankend der große Hauſe! Wie leicht wird es ihnen ſeyn, die Menge durch glänzende Verſpiegelungen zu blenden; wie leicht wird es ihnen ſeyn, ihren Anhang zu mehren, und ſo der Republik ihre Vertheidiger zu rauben! — Auch dein Rath, Bibulus, ſcheint mir, obgleich er Biederſinn und Herzensgüte verräth, für den gegenwärtigen Augenblik durchaus nicht gemacht! Mit Kraft und Nachdruk müſſen wir ſie auffordern, rükzukehren zu ihrer Pflicht; ihnen Gewalt ſogar entgegenſetzen, wenn ſie zaudern! Denn gegen die Stimme der Freundſchaft ſind Männer, wie dieſe,

wahrſcheinlich taub! — Ihr wählet mich zu eurem Führer, Freunde! folgt meiner Bitte, folgt meinem Rathe, ſo gewiß der beſte iſt!

Alle. Wir folgen dir'

Metellus Wohnung.

Cäcilius Metellus. Sextus Vibaculus. Cnejus Atilius. Servilius. Titus Cantilius. Tiberius Gallus.

Atilius (eintretend). Frohe Botſchaft, Metellus! unſere Schaar wächſt mit jedem Augenblicke, ihnen haben dreihundert der Flüchtlinge von Cannä, lauter muthvolle Jünglinge, die hier angelangt, ſich für uns erklärt, und ſich erboten, uns zu begleiten.

Metellus. Ein neuer Beweis, daß die Götter für uns ſind! — Rom iſt auf alle Fälle verloren. Wo ſind die Heere, die wir dem Punier entgegenzuſtellen haben? Mit welchen Waffen wollen wir den tauſendfach

ſtärkern Feind zurückſchlagen? Es iſt es Pflicht der Selbſterhaltung, die uns auffordert, uns vom allgemeinen Untergange auszuſchließen, und uns zu retten, da keine Hoffnungen uns bleiben!

Cantilius. Und wer zweifelt daran? Aber jetzt nichts mehr, Cäcilius! Es iſt der letzte Tag, den wir in unſerm Vaterlande leben, wir wollen ihn mit Frohſinn feiern! (er ergreift einen Becher) Die Gründung unſers neuen Reiches!

Alle. Es wachſe und gedeihe!

Gallus. Ha, bei den Göttern, ſeht her! Corneline Cinna mit ſeiner Schaar! Sollte er gedenken unſerm Bunde beizutreten? —

Arilius. Eitle Hoffnung! Seht ſeine finſtre Miene — Pilus wird uns verrathen haben, und er ſich uns entgegenſtellen wollen!

Metellus. Entgegenſtellen? Wähnt dieſer barbariſche Feldherr, Knaben vor ſich zu ſehen? Ruhig, meine Brüder, wir ſind

Männer, und tragen die Antwort für jede Beleidigung an unſrer Seite!

(Scipio mit den Seinen eintretend)

Scipio. Glück auf, Cäcilius! Wir kommen Abſchied von dir zu nehmen! (ironiſch) Schon bereit zur Abfahrt? — Ha, Becher ſogar? Vermuthlich beim Abſchiedsmahl auf Roms Wohlfahrt geleert?

Metellus (etwas betreten). Rede deutlicher! Ich verſtehe dich nicht!

Scipio. O wäre Roms Rettung ſo gewiß, als du mich trotz dieſes Leugnen verſtehſt! Ohne Scherz, Metellus, wann iſt die Zeit der Abfahrt? Oder willſt du zum Frevel des Landesverrathes noch den der Heuchelei und Lügen hinzufügen? Willſt du leugnen, was deine Verwirrung, was dieſe zahlreiche Verſammlung, deren Zweck nicht anders als ſträflich ſeyn kann, unwiderſprechlich beweiſet? Ha! dann ſtrafe dich die Schaamröthe, die auf deiner Wange brennt, Lügen!

Metellus. Schaamröthe? Du irrſt, Cornelius Scipio! Zorn und Unwille ſind

es, die auf ihr glühen! Indeß es ſey! Obgleich ich das Tribunal, vor das man mich ſtellen zu wollen ſcheint, nicht anerkenne, noch weniger ſeine Richter, ſo magſt du dennoch meine Vertheidigung hören, und in ihr den Beweis, daß unſere Plane, unſere Entſchlüſſe weder des Staates Verderben noch Landesverrath bezwecken. — Tapfer kämpften, die du hier ſiehſt, bei Cannä; ſie flohen nicht, ſie wichen der Übermacht nur und der Liſt. — Dieſe Schlacht hat Roms Geſchick entſchieden; denn nur im Wahnſinn könnte Hannibal ſeine muthmaßlichen Plane aufgeben; — jetzt, da er ohne Widerſtand den verhaßten Feind zu bezwingen vermag; jetzt, da er die ſeltenſte Gelegenheit findet, den Schwur zu löſen, den er ſchon als Knabe am Altare in Amilcars Hände leiſtete! Verfolgt er ſein Glück — dann iſt unſer Untergang mehr als gewiß; und dieſen zu vermeiden, gebeut, wie ich ſchon vorhin meine Freunde erinnerte, die Pflicht der Selbſterhaltung.

Scipio. Vergieb, daß ich dich unter-

breche. Nur eine Frage: weſſen Erhaltung iſt wichtiger, eure oder die des geſammten Staates?

Metellus. Ohne Zweifel die des Staates! Auch würden wir, wenn dies ſie friſten könnte, wahrlich nicht ſäumen, hier zu bleiben! Da aber wenig Hunderte ein ſo unermeßliches Heer nicht aufzuhalten, noch weniger zu bezwingen vermögen: ſo iſt hier die Gränze der Pflicht. Was ſoll ich's alſo leugnen? Allerdings iſt es unſer feſter Entſchluß, Italien und zwar ſchon morgen zu verlaſſen, da in ihm kein Glück uns blüht. Wir wollen nach Aſien, und dort ein neues Reich gründen, ein neues Rom erbauen! Die Götter werden uns ſegnen, denn ſie ſegneten unſere Ahnherrn. Oder hätteſt du vergeſſen, daß Ilions Untergang und Aneas Flucht, der unſern gleich, Rom ſein Daſeyn ſchenkte? (erbiet) Du lächelſt?

Scipio. In der That, Metellus, es ſcheint auffallend, daß der Mann, der ſich erniedrigt, ſein Leben durch eine ſchmähliche Flucht erkaufen, und in fremden Landen um

Erde und Lebensfriſtung betteln zu wollen, ſich mit Aneas, dem Sohne einer Göttin, vergleicht, der bis zum letzten Augenblicke mit Heldenmuth kämpfte, erſt dann ſeine Vaterſtadt verließ, als ſie ſchon in Trümmern lag, und floh, um ſeinen greiſen Vater zu retten. Und du? —

Metellus (beleidigt). Scipio! bei den Göttern, reize meinen Zorn nicht mehr!

Scipio (sanft kalt). Fühlſt du dich beleidigt? In der That, das freut mich, denn ich darf hoffen, daß noch nicht alles Ehrgefühl in deiner Bruſt erſtorben iſt! Indeß — wir haben in dieſen Augenblicken über wichtigere Gegenſtände zu reden. (ernſt und mit Nachdruck) Cäcilius Metellus — du verläſſeſt Italien nicht.

Metellus. Bei meinem Schwerte, ich ſah dich und Italien heute zum letztenmale.

Scipio. So lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt, ſo lange dieſer Arm nicht erſtarrt iſt, duldet Scipio von keinem Römer, daß er, gleich viel, Rom verrathe oder verlaſſe! Wer eins von beiden wagt,

(er zieht sein Schwert) gegen den ist dieses Eisen gezückt! Und spaltet es sein Haupt nicht, dann kommen die rächenden Blitze der Götter, dann des Vaterlandes Fluch über mich! — Hier stehe ich in Feindes Lager, und werde handeln, wie in ihm der Römer handelt: denn wer wie Metellus denkt, ist feindlicher gegen Rom gesinnt, als Hannibal und Carthago!

Atilius. Ich bereue! — Und von diesem Augenblicke gehört dieser Arm und diese Brust dem Vaterlande wieder!

Gallus. Ich denke wie du! Empfange den Schwur der Treue von mir!

Alle. Wir bleiben! Wir bleiben! Dem Vaterlande sey unser Blut fortan geweiht!

Metellus (nach einer Pause). Scipio, ich bin ein Mann! Trotz dem geboten, der mich feige schilt! Aber nicht, weil dieses Schwert, dem ich ein gleiches entgegenzustellen hätte, mich schreckt: nicht weil jener Schwarm mich verließ, — nicht darum gebe ich meinen Entschluß preis, — sondern weil deine Vaterlandsliebe mir Bewundrung ein-

flößt! nun weil auch ſie mich in dieſem Augenblicke [illegible]. — Empfange meine Achtung, meine [illegible], meine Freundſchaft, meinen Schutz!

Scipio. Manlius kannte Metellus, aber nicht Fabius. — Du gehörſt dem Vaterlande wieder! ich willkommen, Römer!

Pantius und Marcellus.

Nola.

Marcellus. Nolenſiſche Senatoren
Römer.

Marcellus. Seyd mir willkommen, Bürger von Nola! Wohl euch und Rom, daß ich euch ſo wiederſehe! Wohl euch, daß Nola ſeine Freiheit behauptet hat!

Erſter Senator. Die Götter hören unſern Dank!

Marcellus. Aber wie ſo niedergeſchlagen, ſo muthlos, ſo verzagt eure Blicke? Was fürchtet ihr? Noch ſah Cannä nicht alle Helden Roms fallen; noch zählt es Männer, die für das Vaterland zu ſtreiten und zu ſterben wiſſen'

Zweiter Senator. Wahr, Imperator! ſo lange ein Marcellus, ſo lange ein Fabius Maximus lebt, darf Rom und auch Viola nicht erzittern.

Erſter Senator. Aber dennoch wäre nichts thörichter, als alle Furcht zu verbannen. Dämpfe die Bewegungen im Volke; zügele den Übermuth der unruhigen Köpfe, und vernichte die Empörung, die uns droht, im Keime ſchon, und Viola wird dir größern Dank ſchuldig ſeyn, als wenn du Hannibals Schaaren demüthigſt!

Marcellus. Aufruhr? du erſchreckſt mich! Was verleiten dich zu ſo ſchwarzen Beſorgniſſen, und wer ſind dieſe unruhigen Köpfe?

Erſter Senator. Sie ſchleichen im Finſtern, wie das Verbrechen, und ſind eben darum um ſo ſchrecklicher. Nur ihr Rädelsführer, nur das Haupt dieſer ſchändlichen Rotte iſt mir bekannt. Er nennt ſich Lucius Bantius, und, Schande für ihn und Viola! ſeine Familie iſt die Erſte unſerer Stadt. Seine Reichthümer und die Liebe

des Volkes stärken sein Ansehn; er vermag alles beim Haufen, und ist uns dreifach schrecklicher als der Punier selbst!

Marcellus. Bantius? — der Nahme, und wenn ich nicht irre auch der Mann, ist mir bekannt; aber unmöglich ist es derselbe, denn der, den ich kenne, verübte Wunder der Tapferkeit, und schien mir einer der besten Patrioten.

Erster Senator. Und dennoch ist er es, so rathselhaft es dir auch scheinen mag. Seine Tapferkeit ist unbezweifelt; er hat bei Cannä die ehrenvollsten Wunden davongetragen, und seinen Mitstreitern ein treffliches Beispiel gegeben. Aber dennoch ist er leider ein Aufruhrprediger; sein unruhiger Geist verleitet ihn, das Volk aufzuwiegeln, und haufenweise strömt es seinem Liebling zu.

Marcellus (sinnend). Noch einmal, du trügst dich, mein Freund! Bantius Heldenthaten sind mir bekannt; aber eben so gewiß bin ich, daß er den ruhmvollsten Tod von Feindeshand gestorben ist, als er den unglück-

unglücklichen Consul Paulus Ämilius vertheidigte. Wie also —

Erster Senator. Deine Zweifel scheinen gegründet, aber sie sind es nicht. Allerdings fand man ihn nahe bei der Leiche des Consuls ohne Spur des Lebens, dem Anscheine nach todt, aber die sorgsame Mühe der Ärzte rief ihn in's Leben zurück und heilte ihn vollends.

Marcellus. Unbegreiflich! Und der Mann, der so viel für Rom that, er handelt jetzt so feindlich dagegen?

Zweiter Senator. Freilich ist es ein Räthsel, das aufzulösen wir nicht vermögen: aber überzeuge dich selbst! geh' auf den Markt, höre, wie er das Volk um sich versammelt und Hannibals Güte und Biedersinn anpreiset, und alles auffordert, sich mit ihm zu vereinen!

Dritter Senator. Und du zauderst noch, Imperator, das Wort zu sprechen, das für Rom so unumgänglich nothwendig ist?

Marcellus. Und dies Wort wäre?

Dritter Senator. Was anders, als das Todesurtheil des Verräthers? Oder willst du, daß er mit seinen Rotten die Stadt verlasse, zum Feinde übergehe und uns verrathe?

Erster Senator. Du hast recht — zum Tode mit ihm! Befiehl, Imperator, und ehe die Sonne untergeht, ist er nicht mehr!

Marcellus. Und ihr Übrigen — was ist euer Rath?

Vierter Senator. Es ist keinem Zweifel unterworfen. Er muß sterben — sterben, ehe der Tag sich zu Ende neigt.

Alle. Zum Tode mit dem Verräther! Zum Tode mit ihm!

Marcellus. Nicht so! Treffe ewige Schmach mein Haupt, ewiger Hohn meinen Ruhm, wenn ich ungewarnt und ungehört einen Mann, wie diesen, morden lasse. Es muß hier ein Umstand obwalten, der uns verborgen ist; denn bei den Unsterblichen! ich kenne Pantius genug, um zu wissen, daß er nichts ohne Gründe thut, und am

wenigſten ſein Vaterland ohne Gründe verräth. Iſt er ſchuldig — wohl, dann falle er als Opfer ſeiner Schuld! Aber vorher ſeine Vertheidigung zu hören, gebeut uns Gerechtigkeit und Pflicht. — Vielleicht daß ich ſo glücklich bin, ihn zu euch zurückzuführen; vielleicht daß er dem Frevel entſagt, und beſtam die Stimme der Pflicht hört. Und dann glücklich, dreimal glücklich der Tag, an dem ich dem Vaterlande einen edlen Bürger erbiet! (zu einem Accenſus) Gehe hin — finde ihn auf, entbiete ihm des Imperators Gruß und beſchwöre ihn hieher!

Erſter Senator. Bei den Göttern — er ſelbſt! — Welche beiſpielloſe Frechheit! ſeiner Schuld bewußt, vor deine Augen zu treten — wie tief muß er gefallen ſeyn!

Marcellus. Oder wie ſtolz vielleicht ſein Selbſtgefühl! — Vor allen Dingen aber: Ruhe! daß keiner ihn errathen laſſe, was vorgefallen iſt.

(Caecina Pontius tritt ein)

Pontius. Verzeihung, Imperator, wenn ich der letzten einer bin, der dich begrüßt

Es war nicht Saumſeligkeit, nein! Deine Ankunft war mir ein Geheimniß, und ſo iſt mein Gruß nicht minder warm!

Marcellus. Ich danke dir für deine freundſchaftliche Geſinnung! Aber du ſelbſt — Ich entſinne mich nicht, dich geſehn zu haben . . . .

Bantius. Hat Marcellus ſeinen Waffenbruder Bantius vergeſſen?

Marcellus (in ſeine Umarmung eilend). Ha, willkommen mein theurer Lucius! Dieſe Freude hoffte ich nicht mehr zu genießen! — Das Gerücht ſagte dich todt!

Bantius. Auch wäre dies Gerücht bald mehr geworden, als nur Gerücht! Ich war dem Tode nah.

Marcellus. Geſegnet die Stunde, die dich dem Vaterlande erhielt! — Unbegreiflich iſt's mir ſelbſt, noch immer regt ſich ein gewiſſer Zweifel in mir. — Du biſt doch der Bantius, der bei Cannä des Ruhms ſo viel einerntete, wo Andre mit Schmach und Schande bedeckt flohen? der Bantius, der ſich ſo edelmuthig für Amilius aufopferte?

Pantius (beiseite). Dieſe Zweifel — In der That, Imperator, ich bin es ſelbſt!

Marcellus. Verzeih' mir, Lucius, der Gedanke, dich wieder zu ſehn, den ich ſo lange ſchon beweinte, iſt mir zu neu! Wahrlich, noch immer biſt du das Idol meines Herzens! Zwanzig Männer, wie Amilius und du — bei den Göttern! der Punier hätte bei Cannä die Siegeshymne nicht anſtimmen ſollen!

Pantius. Dies Lob, Imperator . . . dieſe gütigen Geſinnungen . . .

Marcellus (schnell einfallend). Sind doch wohl nicht unverdient . . .

Pantius (stolz). Darauf mögen meine Wunden antworten! Das Bewußtſeyn, ſie für Amilius davongetragen zu haben, gewährt mir einen beſſern Lohn als den Dank, ſo ſehr ich ihn ehre!

Marcellus. Hoch das mit Recht! Aber bei ſo gütigen Beweiſen deiner Tapferkeit, bei ſolchen Beleegen deiner Geſinnungen gegen das Vaterland: wie kommt es, daß ich dich ohne Ehrenzeichen, ohne Wunden,

ohne Ämter erblicke, die deinen Verdienſten angemeſſen ſind? Warum eilteſt du nicht alſobald nach Rom, wo dein Geſuch ſchwerlich unerhört geblieben ſeyn würde? Oder hinderte dich ein unzeitiger Stolz daran?

Bantius. Stolz lag nie in meinem Charakter. — Als ich zuerſt von meinen Wunden geheilt war, konnte ich es nicht, auch bei dem ernſteſten Willen. Ich war Hannibals Gefangener!

Marcellus. Du fielſt in des Puniers Hände? Armer Furius, ich bedaure dich! Deine Lage wird traurig geweſen ſeyn! Um ſo mehr hat das Vaterland zu erſetzen!

Bantius. Um Vergebung, Imperator, du trieſt dich! Nirgends war ich beſſer aufgehoben, als dort, und ich ſetze hinzu: nirgends war ich zufriedner als dort! — Puniſche Treue gilt bei euch für ein Spottwort, ich habe andere Erfahrungen gemacht. Der zärtlichſte Vater, der bekümmertſte Freund hätte mich nicht ſorgſamer behandeln, nicht aufmerkſamer verpflegen können, als eben dieſer Hannibal, der euch für das

Sinnbild der Unmenſchlichkeit und Treuloſigkeit gilt! Er pries meine Tapferkeit, obwohl er wußte, wie viele der Seinen durch mein Schwert gefallen waren; er ſprach mich frei von all' den läſtigen Verpflichtungen, die Kriegsgefangenen obliegen. — Ich durfte frei das Lager, ohne Eide, ohne Schwüre vorher geleiſtet zu haben, verlaſſen, und als ich ſchied, umarmte er mich als Freund!

Marcellus. Wahrlich, dafür hat er einen warmen Freund an dir gewonnen! Du ſprichſt mit einer ſeltenen Begeiſterung von ihm!

Bantius. Mag es ſeyn! Ich wäge meine Worte nicht, und was ich ſprach iſt Wahrheit!

Marcellus. Ferne ſey es von mir, deine dankbaren Geſinnungen zu ſchmähen! Aber Bantius, der Mann, von dem du ſprichſt, ſollte dein Feind ſeyn, denn er iſt deines Vaterlandes Feind! und Staatsintereſſe ſollte Privatintereſſe überwiegen.

Bantius. Was du da ſprichſt, Mar-

cellus, kam nicht aus deinem Herzen! die Politik ſprach es. Oder wie? — ſollte ich den Biedermann haſſen, wohl gar verfolgen, dem ich mein Leben verdanke?

Marcellus. Wir wollen abbrechen, Lucius Bantius. Von etwas anderm! — Man ſagt mir, daß hier die Peſt der Rebellion im Finſtern ſchleiche; kennſt du den Anführer?

Bantius (ruhig). Imperator! ohnerachtet deiner glatten Worte, kannte ich, ſeit dem erſten Augenblicke meines Hierſeyns, den Zweck dieſer Unterhaltung. Man hat mich dir als Aufrührer und als Feind des Vaterlandes geſchildert. — Du magſt mich immerhin dafür halten! Auch iſt es wahr, ich war Hannibals Lobredner beim Volke; ich ſuchte die Menge für ihn zu ſtimmen. Freiwillig, ohne Furcht, ohne Zittern geſteh' ich das.

Marcellus. Wie? — ſo wäre mehr als Verläumdung geweſen, was man mich überzeugen wollte? — — Bantius! — der Mann, der auf Cannä's Gefilden ſo großen.

ſo verdienten Ruhm erntete — der Mann kann jetzt ſein Vaterland verrathen und verlaſſen wollen?

Bantius. Eifere immerhin gegen mich, mir gilt es gleich! Laß mich zum Tode führen, und willig will ich mein Haupt deinen Beilen darbieten! Oder wähnſt du, ich ſähe nicht, wie jene nach meinem Blute dürſten? Sie waren meine Ankläger bei dir! Und was zeihten ſie mich? Daß ich Freund der Punier ſey? — dann ſprachen ſie Wahrheit! — Denn ſo lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt, werde ich den wärmſten Antheil an Carthago's Schickſal nehmen. Das Volk, das ſo ſchändlich bei Cannä floh, uneingedenk ſeines Vaterlandes, uneingedenk ſeiner Freiheit, mit einer ſo beiſpielloſen Feigheit floh; ich werde es nie achten können, nie achten das Volk, das ſeinen edeln Conſul ſo treulos verließ, und ſich lieber unthätig morden ließ, als es das Schwert zu ſchwingen verſuchte. — Als die Punier mich ohne Lebenszeichen, mit Wunden bedeckt, als Kriegsgefangenen in

ihr Lager ſchleppten, da zagte ich, da — ich ſcheue mich nicht es zu geſtehen — da zürnte ich mit den Göttern, denn ich befürchtete das Aergſte, ich befürchtete das ſchmählichſte Loos. Aber wie ſtaunte ich, als Hannibal mich liebreich empfing, und meine Wunden mit einer Sorgfalt verbinden ließ, als ob ich ſein Bruder ſey. »Wie lange ſchon, braver Krieger,« fragte er und drückte mir die Hand, »wie lange ſchon kämpfſt du im Dienſte deines Vaterlandes?« — Sechzehn Jahre, Feldherr! entgegnete ich. — »So lange?« fragte er anſcheinend ſtaunend. »Und welche Belohnung ertheilte dir der Staat?« — Keine! — »Keine? Ha, wahrlich, kämpfteſt du unter meinen Fahnen, ich würde dir zeigen, daß ich Verdienſte beſſer zu ehren verſtehe. — Freilich wüthete dein Schwert gegen meine Brüder und meine Bundesgenoſſen, aber ich ſchätze Tapferkeit ſelbſt am Feinde, und belohne ſie, wenn ich's vermag! Da nimm zum Andenken an dieſe Stunde meine Rüſtung: ich ſchenke ſie dir zum Beweiſe deſſen, was ich ſagte!« —

Ich frage dich, Marcellus, ich frage selbst euch, Volenser, die ihr meine bittersten Feinde seyd, mußte ein so großmüthiges Benehmen ihm nicht meine ganze Liebe, meine ganze Achtung erwerben? — Und nicht zufrieden damit, als ich schied, bat er mich um meine Freundschaft, und nöthigte mir selbst den Schwur, nie gegen ihn zu kämpfen, nicht ab. — Da schwur ich's laut, sein und Carthago's Freund zu seyn und zu bleiben, bis ich einen größern Römer fände denn ihn!

Marcellus. So ist es denn dein fester, unabänderlicher Entschluß, des Vaterlandes Feind, Hannibal zu lieben, und sein und der Seinen Freund zu seyn?

Pantius. Mein Herz zwingt mich dazu — Ja!

Erster Senator. Unerhört! Beispiellos! Und deine Langmuth schweigt, Imperator?

Alle. Fort mit ihm zum Tode! Er sterbe, der Verräther des Staates!

Marcellus (ernſt). Schweigt! — Hörſt du, Bantius, was jene von mir verlangen?

Bantius (kalt). Erfülle ihre Bitte! — Mir liegt am Leben nichts.

Marcellus. Du verkennſt mich, Lucius! Geh' hin, du ſollſt nicht ſagen, dein Waffenbruder habe dich ermordet! Geh', du biſt frei! — Freilich iſt und bleibt jener Tag, an dem die Römer, die mit dir bei Cannä fochten, flohen und ihren Conſul verließen, auf ewig entehrend für Rom; — aber es kommt einſt vielleicht ein Tag, an dem ſie die Scharte wieder gleichen, an dem ſie tilgen die erlittene Schmach. — Hannibal handelte edel und groß an dir; — aber es kommt vielleicht einſt ein Tag, an dem du einen Römer kennen lernſt, bei dem du ausrufſt: er iſt doch größer! — Aber geh' immerhin zu ihm, leihe ihm dein Schwert und deinen Arm, und kämpfe gegen Rom, das du verachteſt! Stehn wir einſt auf dem Schlachtfelde gegenüber, dann werden wir kämpfen als Feinde. — Und

jetzt noch einmal — du biſt frei, und alle deine Handlungen ſind es!

Bantius. Marcellus — Imperator —

Marcellus. Was willſt du? Haſt du noch ein Anliegen bei mir, ſo rede frei und ſey der Erhörung im voraus gewiß!

Bantius. Marcellus — ich ſtaune!

Marcellus. Und warum? — Was ich that, war mir nicht minder Pflicht als dir, dich mit deinem Freunde zu vereinen! Nur das einzige muß ich gebieten: noch zur Stunde verlaſſe Nola und ſein Gebiet, denn hier darfſt du nicht weilen. Aber ich erlaube dir — verſammle ſie, die ſo wie du denken, nimm ſie mit dir, fordere ſie auf, ſo wie du, gegen ihr eignes Vaterland zu kämpfen, gegen ihren eignen Heerd das Schwert zu ziehen. Frei ſollen ſie abziehn, frei ſollen ihre Beſitzungen, frei ſoll ihr Vermögen ſeyn. Das ſchwöre ich dir bei den Göttern des Olympus, und hier nimm meine Rechte zur feierlichen Beſtätigung des Schwures!

Alle. Zu viel! Zu viel! der Verräther darf ſeiner Strafe nicht entrinnen!

Marcellus (ernſt). Noch einmal, ſchweigt! Wer iſt unter euch, der es wagte, mir Geſetze vorzuſchreiben? Der Imperator gebietet — Pantius iſt frei! Er ziehe ab mit ſeinen Freunden, und keiner beeinträchtige den geringſten ſeiner Schritte, bei meinem Zorn!

Pantius. Marcellus, du biſt ein großer Mann! Stehn wir, wie du ſagſt, einſt gegenüber, und ſiege ich dir ob, ich werde ſtolz ſeyn dürfen auf dieſen Sieg! — Und jetzt leb' wohl! (er reicht ihm die Hand) Meine Achtung, meine Freundſchaft, meine Bewunderung bleibt dir!

Marcellus. Verzieh noch einen Augenblick! Ich habe meine Verbindlichkeiten gegen dich als Römer und als Imperator nur erſt halb erfüllt! Das Vaterland iſt dir für deine Tapferkeit bei Cannä Belohnung ſchuldig. Du warſt es, der den Conſul heldenmüthig ſchützteſt; du warſt es, der ſein Leben großmüthig für das ſeine wagteſt. Die Bürgerkrone iſt dein. Aber was ſage ich? Du biſt ja jetzt Punier, nicht

Römer mehr; ſie würde dich verunzieren, ſtatt dich zu ehren! Ee muß ich denn ſchon auf einen beſſern Lohn denken! — Nimm zum Andenken deiner That mein beſtes Streitroß hin, und mit ihm ſechshundert Drachmen Silber. — Das Vaterland bezahlt ſo ſeine Schuld; mein Quäſtor ſoll ſie dir entrichten; und dann noch einmal, du biſt frei!

Bantius. Marcellus — je länger ich weile, je mehr wächſt mein Erſtaunen. Eine ſolche Großmuth — ein ſo edles, uneigennütziges Benehmen — — Ha beim Zeus, Hannibal! ich habe ihn gefunden den Mann, der größer iſt als du! Ich bin meines Verſprechens ledig! — Laß mich dich umarmen, Imperator! — Von jetzt an bin ich dein und Roms treuſter Freund, bereit mein Leben in jedem Augenblicke der Gefahr für euch zu opfern!

Marcellus. Wohl mir, ich habe mehr gethan, als eine Schlacht gewonnen! (ihn umarmend) Pyrrus — wir ſind und bleiben Freunde!

Bantius. Wir ſind es! — Und ſo nimm denn alſobald den Beweis, daß meine Geſinnungen aufrichtig ſind. Ihr alle ſollt mir die Erhaltung eures Lebens danken!

Marcellus. Unſers Lebens? — Was ſagſt du? —

Bantius. Sorglos ſteht ihr hier, und ahnet nicht die Gefahr, die euch droht. — Auf, wappnet euch, ergreift das Schwert, für euer Leben zu kämpfen! — Der Feind iſt nahe, und ehe die Sonne untergeht, dringt er in eure Thore!

Alle (ſtaunend). Wie? — der Feind?

Bantius. Eben lauert er im Hinterhalte! Ein leiſes Zeichen von mir, und er wäre hervorgebrochen, hätte euch überwannt, und wahrſcheinlich ohne Gegenwehr niedergemacht.

Marcellus. Auf, meine Brüder, zu den Waffen! zu den Waffen! daß uns die Stolzen gerüſtet finden, und das Verderben ihr eigenes Haupt ereile!

Alle. Zu den Waffen! Zu den Waffen! —

Mar-

Marcellus. Dir aber, Bantius, des Vaterlandes Dank! — Du fehltest — es ist wahr! Aber du hast deine Schuld gesöhnt! Ich werde dir zu lohnen wissen. — Und ihr, die ihr vorhin nach seinem Blute dürstetet — ehrt meine Mäßigung! Was würde ohne sie aus euch geworden seyn?

Pacuvius und Perolla.

Capua.

Haus des Seldinus, eines vornehmen Capuaners.

Hannibal. Seldinus. Trievus. Pacuvius Calavius. Perolla.

Pacuvius. Ich darf mir alſo mit der Hoffnung ſchmeicheln, großer Feldherr! daß du dem unerfahrnen Jüngling verzeihſt? Denn gewiß, nur Unerfahrenheit war es, die ihn vermochte, in der Treue gegen dich zu wanken, und den Sirenentönen des liſtigen Decius Magius ſein Ohr zu leihen. Sein ganzes Leben wird von jetzt an nur dir, nur deinem Dienſte gehören.

Hannibal. Ich wiederhole dir, Pacuvius, ich verzeihe ihm! Tritt näher, Perolla! Ich kenne das ganze Gewicht deiner Strafbarkeit; aber ich ſchenke dir das Leben um deines Vaters willen. Du biſt frei, aber verdiene dieſe Freiheit!

Perolla. Ich verehre deine Milde, Feldherr! nimm meinen ſchwachen Dank.

Hannibal. Nicht Worte — Thaten mögen ſprechen! Beweiſeſt du mir durch ſie, daß du dein Verſprechen hältſt, ſo rechne auf meine Gnade und meine Freundſchaft!

Pacuvius. Feldherr! ſieh dieſe Thräne in meinem Auge, ſie dankt dir beredter, als Worte es vermöchten! Du haſt mir meinen Sohn, du haſt mir meinen Liebling wiedergegeben — mein Leben, mein Blut gehört nur dir. — Glücklich die Stunde, in der ich beides dir zu opfern vermag!

Hannibal. Ich danke dir für deine treuen Geſinnungen, Pacuvius! (er füllt zwei Becher, und reicht Perolla den einen dar) Auf Roms Untergang! — Und du trinkſt nicht? (bedeutend) Auf Roms Untergang!

Perolla (ſtammelnd). Auf Roms Untergang!

Hannibal. Möchten die Unſterblichen ihn bald verhängen! — Und jetzt, Freunde, alles bei Seite, was Grille und Sorge heißt. Wir haben der freien Augenblicke und der frohen ſo wenig, daß wir die, die uns geſchenkt ſind, um ſo genußreicher machen müſſen!

Seldinus. Glücklich mein Haus, wenn du in ihm ſie verlebſt! — Und was ſollte auch jetzt unſern Frohſinn zu ſtören vermögen? Der Sieger bei Thraſimenum und Cannä wird bald ſeinen Fuß auf Roms Ruinen ſetzen. Das Todesloos iſt unwiderruflich über die Weltbeſiegerin geworfen.

Trievus. Wer von uns wünſcht das nicht? — Aber Freunde, ich hege bange Ahnungen; Roms Kräfte ſind geſchwächt, aber bei weitem nicht erſchöpft!

Perolla (froh zuſammenfahrend). Iſt das dein Ernſt, Trievus? Hätteſt du noch Hoffnungen? (ſich beſinnend) Oder vielmehr, hätteſt du Beſorgniſſe? Ich ſtimme mit Sel-

dinus überein; — Roms Untergang iſt gewiß! —

Hannibal. Auch meine Ahnungen ſagen mir das, und ehe der Mond wieder wechſelt, hoffe ich, ſind ſie ihrer Erfüllung nahe. — — Aber noch einmal, jetzt nur Freude! — Laßt die Becher erklingen und die Nacht im frohen Getümmel verfließen!

Garten hinter Seldinus Wohnung.

Nacht.

Perolla allein, unruhig umhergehend.

Dank den Unſterblichen! ſo gelang es mir, wonach ſo lange ich vergebens ſtrebte; ſo bin ich auf einen Augenblick von jenem läſtigen Getümmel entfernt; ſo bin ich allein, auf einen Augenblick mir ſelbſt überlaſſen, und kann die Ruhe finden, der mein Herz ſo ſehr bedarf! — Aber was ſprach ich? — Ruhe? — Sie iſt für dich verloren, Perolla, du wirſt ſie nie wiederfinden! —

Doch! doch! Wenn ich meinen Dolch in deiner Bruſt wende, Hannibal! — dann, dann werde ich ruhig ſeyn!

(einen Schritt zurück)

Unbeſonnener! Hier, wo die Bäume Ohren haben; hier, wo die Wände horchen, hier mußt du ſchweigen, Perolla! — ſchweigen, aber handeln. Wie der Gedanke: als Roms Befreier aufzutreten, wie er meine Bruſt ſo tief und doch ſo ſchön erſchüttert! wie meine Nerven beben, wie alle meine Pulſe pochen! — Freude iſt's, die in ihnen lebt, und doch, doch iſt mir's ſo enge um's Herz! — Perolla! wenn du mit einem Bubenſtücke umgingſt? — Aber nein! das Vaterland befreien iſt keine Frevelthat, und den Tyrannen morden verdienſtlich! — — Scävola, ich will in deine Fußtapfen treten, wie dich ſoll man auch mich mit Bewunderung nennen! — Ein Dolchſtoß nur, und mein Ruhm iſt gegründet! Ich werde ihn zu leicht erringen! faſt zu leicht!

(nach einer Pauſe)

Er ſchenkte dir das Leben? — Er trank

mit dir aus Einem Becher? — Und du willſt ſeine Großmuth, ſein Vertrauen ſo ſchrecklich lohnen? ſo grauſam betriegen? — — War es das allein, mein Herz — das allein, was dieſe Zweifel in dir erregte? Dann ruhig! — Das Vaterland gebietet! Dies einzige Wort reinigt dich, dies einzige Wort ſpricht dich frei vor jedem Tribunale! — Und rettete er mein Leben tauſendmal mit Aufopferung des ſeinen; und zöge er mich aus Feuerſchlünden: riſſe er mich aus dem Rachen des gewiſſeſten Todes, er müßte dennoch ſterben, der Feind meines Vaterlandes! er müßte dennoch ſterben, und ſollte mein Stahl ihn am Hochaltare treffen!

(Eine lange Pauſe, er nimmt den Dolch und beſieht ihn.)

Du alſo ſollſt ſie vollführen, die große That? Dir iſt nächſt mir der größeſte Ruhm vorbehalten? — Schlecht und geringe biſt du jetzt; aber bald wird man dich als Gottheit verehren, denn du biſt beſtimmt, Rom, du biſt beſtimmt, das Vaterland zu retten und zu befreien Italien! Ich gehe! — —

Aber — halt! — Pacuvius? — Mein Vater — ſoll er darum wiſſen? — Thor, willſt du dir ſelbſt Hinderniſſe in den Weg legen? Aber er iſt mein Vater — mein Blut!

(nach einer Pause)

Sey's! Ich will ſie ohne ihn vollführen, die größte That meines Lebens! Er ſoll mich nicht hindern, und wenn er die Aſche meiner Mutter beſchwüre; aber wiſſen ſoll er alles!

(er winkt einem Sklaven)

He, Sklave! Beſcheide den Pacuvius Calavius hieher; aber geräuſchlos und ſchnell! — So naht es denn ſeinem Ende, das große Trauerſpiel! Die Rollen ſind vertheilt — Muth, Perolla, Muth und Entſchloſſenheit, und alles wird gelingen!

(Pacuvius tritt auf)

Pacuvius. Du haſt mich zu ſprechen verlangt, mein Sohn? Was wünſcheſt du? Aber wie? in welcher Bewegung ſeh' ich dich? Was iſt dir? — Rede!

Perolla (ergreift ſeine Hand und ſieht ihn gerührt an) Mein Vater!

Pacuvius. Dieser wehmüthige Ausruf? Bei dem Ewigen, mein Sohn, laß mich nicht länger in dieser fürchterlichen Ungewißheit schweben!

Perolla. Mein Vater, ich gehe mit großen Thaten um; segne mich, daß dein Geist auf mir ruhe!

Pacuvius. Du verlangst meinen Segen? — Und deine Miene ist so starr, dein Blick so wild, so fürchterlich — ? Rede! Rede!

Perolla. Mein Vater, ich wiederhole dir, große Plane, große Entwürfe umschweben mich. Ich will Roms Achtung verdienen; ich will Capua zu seinem rechtmäßigen Oberherrn zurückführen, und meinen eigenen Ruhm für eine Ewigkeit gründen!

Pacuvius. Du? — Perolla, welche Ahnungen ergreifen mich!

Perolla (schlägt die Toga aus einander, und deutet hinweisend auf den Dolch.)

Pacuvius. Du bist gerüstet — dieser Dolch? — Um der Götter willen, mit welchen Frevelthaten gehst du um?

Perolla. Nicht ſo, mein Vater! Des Vaterlandes Ruf iſt heilig, ich folge ihm! Seine Gebote ſind keine Frevelthaten! — Sieh dieſen Stahl! — Ehe der Hahn wieder kräht, iſt Capua frei und Hannibal nicht mehr!

Pacuvius (mit Verachtung und Würde). Perolla — mein Sohn! Oder vielmehr nicht mehr mein Sohn, denn ſo handelt mein Blut nicht!

Perolla. Doch, Pacuvius, doch!

Pacuvius. Unwürdiger, du wagſt es zu ſagen? wohl gar zu prahlen mit dieſen Gigantenplanen, die dein Hirn ausbrütet? O der Heldenthat! — Den Mann, der dir mit beiſpielloſer Schonung das Leben ſchenkte, da du es durch Empörung gegen ihn ſo unwiderruflich verwirkt hatteſt; der dich mit Vertrauen, mit Gaſtfreiheit, mit Freundſchaft ſogar aufnahm; den Mann hinterrücks meucheln, hinterrücks mit Banditendolchen zu morden! — hinterrücks — und mein Sohn? Wehe, wehe mir und meinem Hauſe!

Perolla. Scävola's Dolch bleibt durch Jahrhunderte groß; und Hannibal fällt; er fällt, ſo wahr ich meine Sklavenkette brechen will.

Pacuvius. Weg mit Sophismen! Wäre Porſenna Scävola'n geweſen, was Hannibal dir iſt, er würde nimmer den Dolch gegen ihn geſchliffen haben!

Perolla. Wenn Römerblut in ſeinen Adern rollte, gewiß! gewiß! Das Vaterland iſt heiliger!

Pacuvius. Daß ich mit dir darüber ſtritte! Und immer um das dritte Wort Vaterland in deinem Munde? Geh! unter dieſem Nahmen birgſt du einen raſenden Blutdurſt! Magius iſt's, der aus dir ſpricht!

Perolla (gekränkt). Mein Vater! . . . Nur mein Vater darf mir das ungeſtraft ſagen!

Pacuvius. Vater? — Haſt du es noch nicht vergeſſen, daß ich es bin? Glimmt noch ein Funke von Gefühl, von Menſchlichkeit und Menſchheit in deinem Buſen! o mein Sohn, dann beſchwöre ich dich bei allem,

was dir feierlich und werth iſt, entſage dieſer frevlen That! Bei dieſen grauen Haaren, bei dieſem Blute, das auch dein Blut iſt, beſchwöre ich dich, halt ein! halt ein!

(nach einer feierlichen Pauſe)

Du ſchweigſt, mein Sohn? Deine Lippen zucken, aber ſie künden mir nicht, was in dir vorgeht! — O Perolla, als die Amme mir zujauchzte: ein Sohn iſt dir geboh-ren! da jubelte ich laut; und als mein Weib in der Stunde deiner Geburt verſchied, da murrte ich nicht. Mir war ja ein Sohn gebohren! — O mein Kind, laß auf dieſe Stunde des Vaters Fluch nicht ruhen!

Perolla (tief erſchüttert). Ich kann nicht!

Pacuvius. Du kannſt nicht? — Und warum? Konnte Hannibal dir verzeihen, warum du nicht ihm? — Und hat dein toll-kühner Geiſt, hat dein geblendetes Auge dich ſo ganz die Gefahren vergeſſen laſſen, denen du dich bloßſtellſt? — Rom erzittert vor dieſem Manne; Italien bebt bei ſeinem Nahmen; — von ſeinen Freunden ſtets umgeben, von ſeinen Wachen ſtets umringt,

willſt du einzelner Jüngling ihm die Spitze bieten? — O Perolla — mir, mir dieſen Dolch!

Perolla. Roms Beſtimmung, Capua's Freiheit überwiegt! Es kann nicht ſeyn!

Pacuvius (erzürnt). Es kann nicht ſeyn? — Wohlan, ſo ſoll mein Schwur dem deinen ſich vermählen! Ehe dein Dolch ihn trifft, ſoll er erſt meine Bruſt durchbohren; und ehe du ihn erreichſt, ſollſt du erſt meine Leiche überſchreiten! Nicht als Mörder deines Gaſtfreundes, auch als Vatermörder ſoll dir die Nachwelt fluchen!

Perolla. Was du da ſprachſt, mein Vater, ſprach dein Mund und nicht dein Herz!

Pacuvius. Mit nichten, du triegſt dich! Ruchloſer, du zerreiſſeſt die Bande der Menſchheit und der Natur! — Mein Fluch verfolge dich! — Verflucht ſey die Stunde, die dich gebahr; verflucht die Stunde, die dir Ruhe giebt; verflucht die Luft, die dich umweht! — — Aber nein! nein!

(ſanft) Perolla, gieb mir dieſen Dolch, und der Fluch wandle ſich in Segen!

Perolla (feierlich). Der Vater flucht dem Sohne — hier iſt die Gränze der Pflicht!

(er ſchleudert den Dolch von ſich)

Mein Schwur iſt vernichtet; — mag Hannibal Frevel häufen auf Frevel! Ich will das Schwert der Rache nicht ſchwingen!

Paruvius (ihn umarmend). Mein Sohn! Mein Sohn! ſey mir geſegnet!

Perolla (ernſt). Nicht ſo! Mein Herz iſt dem deinen fremd — ich bin dein Sohn nicht mehr. Zerriſſen iſt der Schuldbrief der Natur! Der Feind des Vaterlandes iſt auch Perolla's Feind — Du biſt es! — Du warſt es, der das Volk empörte; du warſt es, der das Bündniß mit dem Punier ſchloß; du warſt es, der heute die Rückkehr der Freiheit hindert *)! Wälze dieſe drei-

---

*) Tum juvenis: „Ego quidem, inquit, quam patriae debeo pietatem, exsolvam patri. Tuam doleo vicem, cui ter proditae patriae sustinendum est crimen, semel quum defectionis ab Romanis, iterum quum pacis cum Annibale fuisti

sache Schuld von dir und beruhige die Stimme deines Gewissens, wenn du es vermagst! Hannibal lebt, mich aber sahst du heute zum letztenmale! (er stürzt davon)

Pacuvius (ihm nach). Perolla — mein Sohn, mein Sohn!

---

auctor, tertio hodie, quum restituendae Romanis, Capuae, mora atque impedimentum es."

Livius.

Vibius Virius.

Capua.

Verſammlung des Senates.

Stenius. Leſius. Seldinus. Triovus. Vibius Virius. Senatoren.

Stenius. Unſere heutige Verſammlung, ehrwürdige Väter, hat eine traurige Veranlaſſung! Euch allen iſt das Schreiben bekannt, das wir an den treuloſen Punier ergehn ließen: — auf eine ſchmähliche Art vertrieb er uns ſelbſt an Rom, obgleich er es war, der uns vermochte, uns dieſer Oberherrſchaft zu entziehen. — Wir erinnerten ihn an ſeine Pflicht; wir beſchworen ihn zurückzukehren zu uns; wir verſprachen, uns willig mit ihm zu vereinen, und dann einen

Ausfall

Ausfall auf die römiſchen Legionen, die uns umringten, zu wagen: — euch allen ſind die ſchönen Hoffnungen, die wir nährten, bekannt; aber ach! der Stern unſers Glückes iſt untergegangen, verloſchen auf ewig! — Die Römer haben unſre Geſandte mit den Briefſchaften aufgefangen, ſie auf eine gräßliche Art verſtümmelt, und uns ſo zurückgeſandt. Die Bewegung im Volke iſt groß; Fulvius hat uns mit ſeiner Rache bedroht; wir kennen ſeine Grauſamkeit und haben alles zu fürchten. Was iſt zu thun? Auf dem Entſchluß, den wir in dieſer Stunde faſſen, ruht Capua's Schickſal auf ewig!

Seldinus. Was uns übrig bleibt, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wir müſſen unſere Thore öffnen, und alles von der Menſchlichkeit des Siegers hoffen.

Ein Senator. Dein Rath iſt der meine. Unſere Kräfte ſind erſchöpft; der Muth der Völker iſt dahin; Hungersnoth bedroht uns; — was kann uns vom gewiſſen Untergange retten als Übergabe?

Leſius. Wahr! Nur Unſinn könnte jetzt

Hoffnungen nähren! Noch heute, noch zur Stunde müssen wir eine Friedensgesandtschaft an den Proconsul absenden, und alles, alles eingehn, was er uns vorschreibt. Schon zu glücklich, wenn wir unser Daseyn nur fristen!

Alle (bis auf Virius). Wir denken wie du! Nur dies vermag Capua zu retten!

Stenius. Unser Schicksal ist traurig, wir müssen, denn wir sind jeden Versuch unserer Erhaltung dem Staate, unserer Familie und uns selbst schuldig! — Mögen die Ewigen das Herz des Römers lenken!

Virius. Wie? — Trügen mich meine Sinne, oder ist dies dennoch Stenius, der Stenius, der uns einst so viel von seinem Durst nach Freiheit und nach Unabhängigkeit vorgaukelte? der einst mit so vieler Weisheit, am Ruder des Staates, diesen regierte? Staunend bewunderte ich einst die Schärfe deines hellsehenden Blickes, und hätte er jetzt so ganz dich verlassen? Denn wie wäre es sonst möglich, daß du jenen Schwächlingen beistimmest, die von Gesand-

ten, von Übergabe, von Hoffnung auf Menschlichkeit und Großmuth schwatzen? Wahr ist es, unsre Kräfte sind dahin; wahr und nur zu wahr ist es, daß wir an keine Vertheidigung denken dürfen; daß uns sogar der Trost genommen ist, im Schlachtgewühle den Tod zu suchen und zu finden; aber dennoch dürfen wir nicht an Übergabe, noch weniger an Gnade denken! Glaubt mir, meine Freunde, der Römer Haß gegen uns kennt keine Gränzen. — Daß wir seine Besatzung ermordeten, daß wir ihm so häufige Wunden schlugen, daß wir mit seinem ärgsten Feinde ein Bündniß schlossen, das verzeiht er nicht, das wird er nie verzeihen!

Stenius. Du hast ein traurig wahres Wort gesprochen; aber was beginnen?

Virius. Und daß es ihr Entschluß ist, uns auf's Äußerste zu bringen; daß sie uns nie, nie verzeihen werden, davon legen sie in jedem Augenblicke die unwiderleglichsten Beweise ab. — Italien ist mit feindlichen Schaaren überschwemmt, überall lodert die Flamme des Krieges; sie bedürfen

der Krieger von allen Seiten, und doch gebrauchen sie den Kern ihres Heeres nur um Capua zu umzingeln. Hannibal griff sie an, sie wagten das Äußerste, und hoben dennoch die Belagerung nicht auf; er machte Miene, vor Rom selbst sein Lager aufzuschlagen — er drang über den Anio — sie zitterten, aber dennoch riefen sie die Krieger nicht zurück, die Capua umgaben; dennoch verschmähten sie dies fast unfehlbare Mittel sich zu retten, nur um ihre Rache an uns nicht aufzugeben, und uns keinen Schatten von Hoffnung zu lassen. So heiß ist ihr Durst nach unserm Blute, so gewiß unser Verderben! — Wehe über Hannibal, daß er uns gerade jetzt verließ, gerade jetzt so treulos an uns handelte!

Trivius. Freilich ist unsere Lage verzweifelt; aber hier bedarf es Thaten und keine Worte. Wenn jede Hoffnung zur Gegenwehr, jeder Gedanke an Großmuth des Siegers umsonst ist, was dann beginnen?

Virius. Und du frägst noch? Ist die

ein Zweifel daran, daß der ſtolze Proconſul Capua ärger haßt denn Carthago? iſt dir ein Zweifel daran, ob er es zerſtören wird, da einſt Alba ſelbſt, ihre Mutterſtadt, als Opfer ihrer Rache fiel? Iſt dir ein Zweifel daran, daß er uns alle wird büßen laſſen? und beſitzeſt du Phlegma genug, deine Freiheit muthwillig zu opfern? willſt du deinen Rüken der Geiſſel und deinen Nacken dem Beile ſelber darbieten? Willſt du dich im Triumph vom ſtolzen Sieger in Rom aufführen laſſen? — Ho, denkt ihr feige genug, ein ſolches Loos über euch verhängen zu laſſen? dann ſey's! Ich vermag es nicht! Mich ſoll Fulvius nimmer zu ſeinen Füßen ſehn, ich bin Campanier, und weiß zu ſterben! Ehe die Sonne wieder untergeht, bin ich bei meinen Vätern, und wohl dem, der denkt wie ich! — Er begleite mich in meine Wohnung; ich habe ein fröhliches Mahl veranſtaltet, wir wollen froh ſeyn und zechen, und nur der letzte Becher ſoll das Gewürz des Todes enthalten! Wer dieſes Ende dem Beile des Nach-

richters vorzieht, der ſtimme mir bei, der erhebe ſeine Rechte!

Alle (ſtrecken ihre Hände empor). Wir weihen uns dem Tode, wir wollen ſterben, unſere Freiheit zu behaupten!

Vibius. Wohl uns, wohl Capua! Dieſer Tod wird die Schande von uns wälzen, die auf uns ruht! Rom wird uns bewundern, und Hannibal trauern, daß er ſolche Männer verließ!

Virius Wohnung.

Nacht.

Die Vorigen, bis auf Trivius.

Virius. Habt ihr es vernommen, Freunde, daß Trivius mit zwölf der Seinigen geflüchtet iſt, und daß das Volk eine Geſandtſchaft aus ſeiner Mitte in's römiſche Lager geſendet hat? Die Feigen! Das Verderben wird ſie nur zu früh ereilen!

Leſius. Ewige Schande für ſie! Ich

kannte Jupiter genug, um das vorauszu sehn! Zaghafte Liebe zum Leben vermochte von jeher alles über ihn! (er schwingt den Becher) Auf Capua's Wohl und unsere baldige Erlösung!

Alle (im wilden Geschrei). Auf unsere baldige Erlösung!

Virius. Nicht so, Freunde! Nicht im wilden Taumel, nicht im bewußtlosen Weinrausch wollen wir die größte That unseres Lebens vollführen. Ueberlegung und Muth leitete uns beim Entschlusse; Standhaftigkeit soll es bei der Ausführung!

Stenius. Warum den Todesaugenblick verzögern? — Wir alle sind gefaßt, wir alle sind bereit! — Laß ihn nahen, Virius!

Virius. Du willst es — mein Wille ist der deine!

(lange Pause)

Sie schlägt, die feierlichste Stunde unseres Lebens! Wir haben uns dem Tode geweiht, er ist uns nahe! Zeus Befreier, lächle mild auf uns herab, stärke uns mit Muth im

Augenblicke des Schmerzes! Empfange unſere Wünſche, empfange unſere Bitten! Ein Augenblick, und unſere Feſſeln ſind gebrochen; ein Augenblick, und wir ſind frei, gegründet unſer Ruhm, beneidenswerth unſer Loos! (er ergreift eine Schaale und füllt die Becher) Jupiter! Vater unſer Aller, empfange es gnädig, das Opfer! (er verſchüttet einige Tropfen zur Libation, und vertheilt dann den vergifteten Wein) In dieſen Pokälen ſchlummern alle Sorgen! Sie morden den Gram, und führen den Unglücklichen in den Hafen der Ruhe.

(nach einer Pauſe)

Geworfen iſt der Würfel, entſchieden unſer Schickſal! Bald, bald ſind wir ganz frei! (Sie trinken).

Jubellius Taurea.

Capua hatte ſich der römiſchen Oberherrſchaft entzogen und ſich für frei erklärt; aber ſchrecklich ſollte es büßen dafür; immer näher, immer unvermeidlicher drohte die Gefahr, und allgemein erzitterte man. Der Senat dachte erhaben genug, ſich der Schmach zu entziehen und die Sklavenfeſſel zu zerbrechen; aber nicht ſo das Volk. Es ſandte Abgeordnete aus ſeiner Mitte in's römiſche Lager, um Gnade, um Milde zu flehen, aber vergebens! Stolz empfing ſie der Proconſul, ſtolz befahl er ihnen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und keine Wahl blieb ihnen übrig. Alſobald wurden Capua's Thore geöffnet, die römiſchen Legionen drangen hinein, verhafteten

die Beſatzung, nahmen alle Waffen entgegen, und handelten dann wie in Feindesland. Was dem Sieger gefiel, ward als Beute geraubt, und ſodann alle Ausgänge verſperrt, damit keiner zu entfliehen vermöge. Nicht zufrieden damit, wurden die vornehmſten Bürger und diejenigen Senatoren, die dem Beiſpiele des Virius nicht gefolgt waren, befehligt, im Lager zu erſcheinen: ſie kamen und wurden in ſchmähliche Feſſeln geſchlagen, verhaftet, theils nach Cales, theils nach Teanum geſandt. Die Unglücklichen! Eine traurige Ahnung, ein trauriges Vorgefühl kündete ſchon da ihnen ihr ſchreckliches Schickſal.

Claudius, der eine Proconſul, war zur Milde geneigt, und ſprach günſtig für ſie; aber nicht ſo der blutdürſtige Fulvius. — »Strenge und raſch muß man gegen die Treuloſen verfahren,« ſprach er, »keine Strafe iſt zu hart für ihr Vergehn!« Und nur zu geltend war und blieb ſeine Meinung. — Um Mitternacht brach er mit dem Halbſchiede ſeines Heeres auf und eilte

nach Teanum, wo er bei Sonnenaufgang ankam. Allgemeines ſtarres Schrecken erregte die Nachricht ſeiner Ankunft; aber der Schreck verwandelte ſich in beklemmende Angſt, als er das Tribunal beſtieg und die Gefangenen vorzuführen befahl. Zitternd erſchienen ſie, und ungerührt durch ihr Flehen, unbewegt durch ihre Klagen, ſprach er das Urtheil der Geiſſelung und Enthauptung über ſie aus. Schnell ward es vollzogen, und eben ſo ſchnell eilte er dann nach Cales. Schon hatte er auch hier den Richterſtuhl beſtiegen; ſchon ſtanden die Unglücklichen zitternd am Pfahle, und bluteten unter der Geiſſel des Liktors, als plötzlich ein Reuter einherſprengte und dem Proconſul ein Schreiben überreichte, das er ihm als einen Beſchluß des Senates nannte, und alſobald zu öffnen bat. — Ein Strahl der Freude, ein Strahl der Hoffnung dämmerte den Unglücklichen. Nichts ſchien gewiſſer, als daß er den Befehl der Begnadigung enthalte; und wirklich war dem ſo. Durch einen lauten Freudenſchrei verriethen ſie, was

in ihnen vorging; aber vergebens! Der Tyrann ahnete den Inhalt des Schreibens, und eben darum legte er es uneröffnet zur Seite, und ließ das Todesurtheil vollziehen. Erst dann erbrach er das Schreiben, und sah die Hoffnungen, die die Unglücklichen genährt hatten, bestätigt. Kalt und achselzuckend verkündete er der Versammlung: der Senat habe die Schuldigen, wie er zu spät erfahre, begnadigt. Noch sahen Alle mit Abscheu und Verachtung auf ihn herab; noch hatte er das Tribunal nicht verlassen, als sich plötzlich mit furchtbarer Wildheit ein Mann durch die wogende Menge einherdrängte, und mit starker Stimme ihn laut bei seinem Nahmen rief. — Aller Blicke hefteten sich auf ihn; — befremdet fragte der Proconsul nach seinem Anliegen und wer er sey? — Jubellius Taurea war es, an Geburt, Reichthum und Ansehen der erste Campanier, berühmt durch die Liebe, in der er beim Volke stand; berühmt durch seine erprobte Tapferkeit. Nur durch ein wunderbares Ohngefähr war er der Fessel

und dem Beile entgangen; um ſo auffallender ſchien es, daß er ſelbſt ſich freiwillig ſtellte. — »Tyrann!« ſchrie er Fulvius entgegen, »durch deine Grauſamkeit, durch deinen unerſättlichen Blutdurſt ſind Capua's erſte Bürger gefallen! Was ſäumeſt du, auch mich zu morden? Hier ſteh' ich unbewehrt, und biete willig meinen Nacken deinem Beile dar; — dann wirſt du dich rühmen können, einen Mann umgebracht zu haben, der tapfrer iſt denn du!« — »Deine Bitte,« entgegnete Fulvius ſtolz, »beweiſet mir, daß Wahnſinn es iſt, der aus dir ſpricht! Gehe von hier, und iſt dir das Leben verhaßt, ſo wirſt du auch ohne mich ein Mittel finden, dich dieſer Bürde zu entledigen! Überdies hat mir ſo eben ein Beſchluß des Senats unterſagt, dein Verlangen zu erfüllen, und ſo begreifſt du mein Unvermögen, ohnerachtet deiner Straffälligkeit, dir zu willfahren!« — »Grauſamer!« ſchrie Jubellius, »was iſt dir ein Mord? dir, den ſo manche Blutſchuld drückt? Meine Vaterſtadt iſt erobert, meine Freunde

sind nicht mehr; Weib und Kind sind unter meinen Dolchen gefallen, weil ich sie der Sklaverei entreissen wollte *), und nun versagst du mir den Tod?«

Rasch zog er den Stahl aus dem Gürtel, durchbohrte sich selbst die Brust, und sank sterbend nieder zu den Füßen des Römers. Ein Schrei des Staunens und des Entsetzens entfuhr der ganzen Versammlung; selbst Fulvius warf einen trüben Blick auf die Leiche, ließ erschüttert sein Roß vorführen, und sprengte, von Gewissensbissen ergriffen, nach Capua zurück. Ihm folgte Aller Verachtung und Aller Haß.

---

*) quum ipse manu mea, conjugem liberosque interfecerim, ne quid indigni paterentur etc.
Livius.

Spartacus,

der Räuberhauptmann.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren war Rom durch Kriege von außen erschüttert und geschwächt, durch Zwiespalt der Optimaten, durch Factionen und Unruhen im Herzen des Staates, seiner größten Stützen beraubt. — Sertorius hatte in Hispanien die Waffen gegen das Vaterland ergriffen, und kämpfte mit Glück; zwar schlugen Pompejus und Metellus ihn mehreremale in entscheidenden Schlachten auf's Haupt: aber dieser unübertreflich große Feldherr achtete deß nicht; von den Göttern selbst beschützt, durch die Liebe seines Heeres und seine eigene Tapferkeit gesichert, schien er unüberwindlich zu seyn, und war, selbst wenn er Schlachten verlor, mehr Sieger als Besiegter. War sein Heer gleich zerstreut, war er selbst gleich geschlagen, dennoch war seine Macht nicht vernichtet und

ſein Stolz nicht gebrochen. Gleich der hundertköpfigen Hydra wuchs ſeine Mannſchaft; Sklaven, verlaufenes Geſindel geſellte ſich unter ſeine Fahnen, und kämpfte, durch ſeine Großmuth, ſeine Weisheit, ſeine Tapferkeit an ihn gezogen, mit ausgezeichnetem Muthe; geleitet von ihnen, errang er nicht ſelten die bedeutendſten Siege, wenn man es am wenigſten vermuthete, und hielt man ihn für verloren, war er furchtbarer als je.

Um eben dieſe Zeit brach Mithridates, jener fürchterliche, unverſöhnliche Feind Roms, den geſchloſſenen Frieden, und begann auf's neue Feindſeligkeiten zu üben; denn jenen war er nur aus ſchlauer Politik eingegangen, um ſich ungeſtörter zu einem zweiten Kriege rüſten zu können. — Aber ſein eigenes Volk, durch Wollüſte und aſiatiſche Schwelgerei entnervt, vermochte der Weltbeherrſcherin Rom und ihren tapfern Kriegern die Spitze nicht zu bieten; fremde Miethlinge führten für ſie die Waffen. — Erzürnt über die ſchmählichen Niederlagen, die er unter Sulla und Fimbria erlitten

hatte, beſchloß er, ſich furchtbarer als je zu rüſten, ſchickte Geſandtſchaften nach Hiſpanien an den Sertorius, Bündniſſe mit ihm zu ſchließen, und ließ ſich ſelbſt die entehrendſten Bedingungen von ihm vorſchreiben, um ſeinen Zweck zu erreichen und den Triumph zu genießen, ſeine Rache befriedigen zu können. Mit einem wohlgerüſteten, unzählich großen Heere eröffnete er jetzt den Feldzug; — Schrecken ging vor ihm her, Sieg geleitete ihn. Phrygien, Cappadocien und Bithynien waren nur zu bald erobert, und ſelbſt Cotta, ſelbſt Pompejus zitterten Von ſo gewaltigen Gegnern befreiet, war es allerdings verzeihlich, wenn Rom bebte; aber noch herrſchte Ruhe im Innern, noch waren nur auswärtige Provinzen, und Italien ſelbſt nicht in Gefahr. — Doch auch dieſer Troſt verſchwand! Gerade in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, kritiſcher als je einer für Rom war und wurde, ſtand ein neuer Feind auf, zwar niedriger als je einer — denn ein Mann aus der Hefe des Pöbels, ein elender verachteter Gladiator aus Thra-

zien war es, der den Staat erzittern ließ — aber gewaltiger, furchtbarer, entſchloſſener, Alles zu wagen, als je einer die Waffen ergriff. Kein mächtiger Bundesgenoſſe, kein geübtes Kriegsheer rechtfertigte ſeine Kühnheit; Verzweiflung allein gab ihm das Schwert in die Hand, er vertrauete allein auf ſeine Tapferkeit und ſein Glück.

Spartacus, ſo hieß dieſer ſeltene Held, lag mit hundert andern Sklaven gefeſſelt im Kerker zu Capua. Man kündigte ihnen ihr ſchreckliches Urtheil, ſich zur Beluſtigung des Pöbels unter einander ſelbſt niederzumezzeln zu ſollen, an, und gelaſſen und ruhig hörte er die Beſtätigung ihres gemeinſchaftlichen Schickſals, indeß ſeine Gefährten in Thränen und weibiſche Klagen ausbrachen. Durch Zufall hatte er eine mehr als gewöhnliche Bildung erhalten, durch ſie zeichnete er ſich vor Leuten ſeines Standes auf eine höchſt vortheilhafte Art aus. Sein Charakter war wild und ungezügelt; ſchon in ſeinem zehnten Jahre hatte er die Brut des Adlers aus dem Neſte geſtohlen, und die

schrofften Felsen erklimmt, und nur diese Sucht sich auszuzeichnen war es, die ihm auch jetzt den kühnen Gedanken, sich zu befreien, einflößte. —

»Ein schmähliches Ende ist uns gewiß, Brüder!« redete er seine Gefährten an. »Wir haben nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen! Seyd ihr entschlossen, das Äußerste zu wagen, euch in Freiheit zu setzen?« Einstimmig versicherten es Alle. Mit unsäglicher Anstrengung und beständigem Eifer versuchte er jetzt seine Kette zu sprengen, und es gelang ihm endlich. Leichter zerbrach er die der Übrigen jetzt, bewaffnete sie mit Gitterstäben, die er aus der Mauer brach, stürmte die Thüre des Kerkers, erschlug die unvorbereiteten Wächter, und nahm nun, von der ganzen Schaar begleitet, die Flucht. — Aber selbst diese Freiheit war nicht viel besser als Sklaverei. Nicht allein, daß sie in der beständigen Angst ergriffen zu werden, und dann den schrecklichsten, qualvollsten Tod leiden zu müssen, umherstreiften; es gebrach ihnen

auch an allem, was zum Lebensunterhalt gehört. Aber Spartacus wußte auch hierfür Rath. Begleitet von ſeiner Rotte, ſtürmte er Bauerhöfe und Landhäuſer, die einſam in der Haide lagen, erſchlug die Bewohner, plünderte ſie rein aus, und ſicherte ſich auf dieſe Art ſeinen Unterhalt vollkommen. Das Glück ſchien ihm lächeln zu wollen; von allen Seiten ſtrömten ihm Anhänger entgegen, denen er ſtatt des Soldes die Anweiſung auf die zu hoffende Beute gab. Mißvergnügte, Sklaven, Ueberläufer aus Capua, denen die Strenge der römiſchen Kriegszucht nicht behagte, ſuchten Aufnahme bei ihm, und fanden ſie willig. Schon begann ſein Nahme furchtbar zu werden, und ſchon zitterte die umliegende Gegend, der er ſich mit jedem Tage fürchterlicher machte. Bald ſtand er an der Spitze eines Freicorps von vierhundert Mann, und glaubte nun, im Vertrauen auf ſeine Kräfte und ſeine wachſende Macht, etwas bedeutenderes unternehmen zu können. In einer dunkeln Nacht nahte er unbemerkt dem ſorgloſen,

ſchwachen Lager bei Capua, griff es unter lautem Gebrülle und fürchterlichem Geſchrei an, machte die römiſche Beſatzung bis auf den letzten Mann nieder, und zog nun, mit Waffen jeglicher Art hinlänglich verſehen, jubelnd davon. Schnell verbreitete ſich die Nachricht von einer ſo beiſpielloſen Kühnheit umher; mit ſtarrem Entſetzen hörte man ſie. Selbſt in Rom ſtaunte man über ein ſo unerhörtes Wagniß; aber etwas ernſtlicheres glaubte man von einem zuſammengelaufenen Sklavenhaufen nicht befürchten zu dürfen. Indeß ward dieſer Haufe furchtbarer, wie man es auch im Traume nicht wähnte. Die Verwüſtungen umher wurden täglich mit größerer Frechheit unternommen, täglich liefen dringendere Beſchwerden ein, Spartacus ward immer verwegener, ja man begann ſogar für Capua ſelbſt zu zittern.

Claudius Pulcer, damaliger Prätor, hatte ſich bisher ſtandhaft geweigert, mit Heereskraft gegen ſie auszuziehen; »denn,« ſprach der übermüthige Römer, »dieſer Sieg wird mir keine Lorbeern bringen; gegen ſie das

Schwert ziehen, heißt es entweihen, und Schande ſtatt des Ruhms begehren!« Jetzt aber fing er ſelbſt an, die Nothwendigkeit, ſie zu zerſtreuen, zu begreifen. Um deſto gewiſſer zu gehen, ſammelte er gegen vierhundert Sklaven ein geübtes Heer von viertauſend Kriegern, und ließ ſchon Kreuze errichten, an die er ſie ſämmtlich ſchlagen zu laſſen ſchwur. Aber ſeine Hoffnung täuſchte ihn, täuſchte ihn ſchrecklich! und ſchrecklich ſollte ſein Stolz gebrochen werden! In der That ereilte er ſie bald, und umzingelte ſie ungeſäumt. — Bei dieſer ängſtlichen, ſcheinbaren Gewißheit, vom qualvollen Hungertode, oder vom feindlichen Schwerte aufgerieben zu werden, erklärten die Schaaren des Spartacus ihm einhellig, ſie würden die Waffen niederlegen und ſich auf Discretion ergeben. Er allein verlor weder Muth noch Geiſt, hielt eine kraftvolle Anrede an ſie, beſeelte ſie mit ungewohntem Feuer, und brachte ſie durch die Ausſicht auf den möglich glücklichen Ausgang dahin, daß ſie Alle unter fürchterlichen Eiden

ſchworen, zu ſiegen oder zu ſterben. Froh über ihre Entſchloſſenheit, beſchloß er, ſich durch Liſt und Verſchlagenheit zu retten, da es durch offenbare Gewalt nicht möglich ſchien, und zog ſich auf den Gipfel des Veſuvs zurück. Hier ſchien er unthätig zu liegen, wie Claudius wähnte; aber er trog ſich! Aus grünem Geſträuche, aus Weinreben und jungen Reiſern flochten die Räuber, auf Befehl des Hauptmannes, Strickleitern, und übten ſich ſorgfältiger wie je in den Waffen.

Hier belagert, hier überliſtet zu werden, hielten die Römer, im Vertrauen auf ihre Überlegenheit und Taktik, für ganz unmöglich, und eben deswegen zogen ſie Nachtwachen und Verpeſten ein, löſchten in der Nacht ihre Wachfeuer aus, und überließen ſich ruhig und ſorglos dem Schlummer. — Das war es, was Spartacus hoffte und vermuthete. »Der Feind,« redete er ſeine Gefährten an, »vermuthet eher den Umſturz des Olymps, als ſich von einer zehnfach ſchwächern Schaar überfallen zu ſehn.

Laßt uns den günstigen Augenblick nicht versäumen! Das Glück steht den Tapfern bei, und wenn wir siegen, erwerben wir uns nicht allein einen dauernden Ruhm für die Ewigkeit, sondern auch eine unermeßliche Beute. Haben wir gesiegt, wie ich hoffe und ahne, daß wir es werden, so steht es völlig bei euch, ob wir uns trennen, oder auch ferner noch vereint die Waffen führen wollen.« — »Führe uns,« schrien Alle begeistert, »führe uns, wir folgen dir, wohin du uns auch führest!« Und muthig umgürtete er sich das Schwert, und ließ sich, obwohl mit klopfendem Herzen, zuerst vom Felsen herab. Nicht minder entschlossen folgte die ganze Schaar; ein Muth, eine Hoffnung hatte Alle beseelt. Leise nahten sie sich jetzt dem römischen Lager. »Sieg oder Tod!« schrie Spartacus mit donnernder Stimme und zog das Schwert, das Signal für Alle, das Signal zum würgenden Blutbade. — Über tausend Römer waren schon gefallen, ehe die andern sich ermannten und zu den Waffen griffen. Aber

gelähmt vom Schreck, betäubt vom Anblick der drohenden Gefahr, noch trunken und taumelnd vom Schlafe, aus dem sie erst so eben erwachten, wagten sie es vergeblich, Widerstand zu leisten, und fielen entweder unter den Schwertstreichen der siegenden Räuber, oder mußten sich zur schmählichsten Flucht bequemen. Selbst Claudius Pulcer, der stolze Prätor, der sich geschämt hatte, das Schwert gegen die verlaufene nomadische Rotte zu ziehn, mußte es den Göttern Dank wissen, daß sein glückliches Gestirn ihn den Händen der Menschen entriß, die er an's Kreuz heften zu lassen geschworen hatte. — Wahrlich! daß das Schicksal seine veränderlichen Launen an dem Hohen wie an dem Niedern beweiset, daß es jenen stürzt und diesen erhebt, davon liefert dieser merkwürdige Feldzug, der von Göttern und nicht von Menschen ausgeführt zu seyn schien, ein höchst merkwürdiges Beispiel. — Über dreitausend Talente und eben so viele vollständige Rüstungen fielen in die Hände des siegenden Spartacus, der mit jenen die

Tapferkeit ſeiner Schaar fürſtlich belohnte, und ſich ihre Liebe dadurch in einem noch höhern Grade erwarb, und dieſe um deſto lieber entgegennahm, da er ihrer mit jedem Tage mehr bedurfte; denn der Ruf dieſer gewonnenen Schlacht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch ganz Italien, und lenkte Aller Aufmerkſamkeit auf ihn. Von allen Seiten ſtrömten ihm Freunde und Anhänger entgegen, die ſich ihm zugeſellten. — Campanier, Apulier, Lucaner, ja ſogar mißvergnügte Römer retteten ſich zuſammen und ſchwuren ihm den Eid der Treue, und er, der noch vor Monden-friſt wenige Hunderte nur anführte, ſah jetzt über ſechstauſend wehrhafte Männer unter ſeinen Fahnen verſammelt, die das Äußerſte zu wagen bereit waren. — Ein ſchreckliches Ungewitter zog brütend über Italien zuſammen, deſſen Blitze Rom zu zerſchmettern drohten.

Von jetzt an begann Spartacus mit größeren Planen ſchwanger zu gehen, ſchwierigere Unternehmungen beſchäftigten ſeinen Geiſt. Statt Streifereien und Einbrüche

beſchloß er, Länder und Provinzen zu erobern und ganz Italien zu beherrſchen. Aus dem Fechtlehrer war ein gefürchteter Feldherr geworden, und nicht allein dem Nahmen nach. Tapferkeit, Einſicht und Überlegung berechtigten ihn in jeder Hinſicht zu ſeinem neuen Range. Aus ſeinen wilden, ungeordneten Scharen ſchuf er ein disciplinirtes Kriegsheer, und theilte es in Legionen, Cohorten, Manipeln und Turmen ab. Sich ſelbſt behielt er indeß den unbeſchränkten Oberbefehl vor, und belohnte und ſtrafte nach eigener Willkühr. — Über dieſe Anmaßung zürnte das Heer: es vergaß die Vortheile, die es ihm verdankte, und machte Miene, gegen ihn zu revoltiren. Den Scharfblicken des einſichtsvollen Spartacus entging die Bewegung, die gegen ihn im Lager herrſchte, keinesweges, und ſchnell kam er ihrem Ausbruche zuvor. Schon am folgenden Tage verſammelte er das Heer, hielt eine feierliche Anrede an daſſelbe, entließ es ſeines ihm geleiſteten Eidwures, und legte zu Aller Verwunderung den Befehlshaberſtab

öffentlich nieder. »Ich weiß es, meine Freunde,« so schloß er seine Rede, »ich weiß es, daß Factionen unter euch entstehen und daß eure Treue gegen mich wankt, und verlasse euch darum, obwohl mit schwerem Herzen! Der Würdigste sey euer Führer; das allein sey die Norm, die euch bei einer neuen Wahl leite!«

Dies hatten selbst die ärgsten Schreier nicht erwartet, beschämt zogen sie sich zurück, und laut scholl es von allen Seiten: »Sey und bleibe unser Feldherr! Führe uns glücklich wie bisher, und nur dir wollen wir huldigen!« Verschlagen genug hatte Spartacus das vorgesehen, und diese Sensation genau berechnet. Aber er wußte auch, was von plötzlichen Aufwallungen und Entschlüssen des Augenblicks, von der wogenden Menge gefaßt, zu halten sey, und beschloß, sie sich auf immer zu sichern. »Ich danke euch, meine Getreuen,« fuhr er anscheinend gerührt fort, »ich danke euch für das Vertrauen, das ihr in mich zu setzen scheint; aber um euch zu zeigen, daß ich es ver-

diene; um euch zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, mein Intereſſe allein geltend zu machen und euch zu tyranniſiren, ſo wählt drei Obenfeldherrn aus eurer Mitte und ſtellt ſie mir an die Seite.«

Er hatte gehofft, man werde auch hierauf keine Rükſicht nehmen, aber ſeine Erwartung täuſchte ihn: der Gedanke war zu reizend für die Menge! Drei gemeine Krieger, aber durch Tapferkeit ausgezeichnet, Cimber, Crixus und Oenomaus, wurden einhellig gewählt, und mit innerlichem Verdruſſe, den er aber meiſterlich verbarg, ſah Spartacus ſie ſich an die Seite geſetzt, und das Quatrumvirat, das ſein Anſehn ſo ſehr ſchadete, gegründet. — Von jetzt an eröffnete er ſich eine neue Laufbahn, und bedrohte ganz Campanien mit ſeinem Heere. Nuceria betrat das Schikſal, belagert zu werden zuerſt; acht Tage hielt es ſich, aber am neunten war es erobert, ſah ſeine Beſatzung niedergemenelt und ſeine Schätze geplündert. Dreihundert Krieger, unter Cimbers Anführung, blieben zurük, die andern

rückten auf Umwegen vor Nola, ehe die Nachricht von Nuceriums Eroberung da seyn konnte. Aber hier fanden sie tapferern Widerstand als dort, verzweifelnd wehrten sich die Nolenser, um der Schande, von einem solchen Heere besiegt zu seyn, zu entgehen, und einen vollen Monat verzweifelte Spartacus an dem Gelingen seines Wunsches, als er endlich, da er schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, sie plötzlich erfüllt sah, und Nola's Mauern stürmte und niederwarf. Aber die Unglücklichen, empfanden es, ihn auf's Äußerste gebracht und erzürnt zu haben, fast keiner entrann dem schmählichsten Tode. — Mit diesen Trophäen geschmückt, wagte er es, ernstlich auf Capua's Eroberung zu denken, und führte blitzesschnell seine siegreichen Waffen vor die Mauern der Stadt. Und eben das Capua, das diesen Mann einst als verachteten Fechter in seinen Kerkern gesehn hatte, mußte sich jetzt herablassen, den Frieden zu erkaufen, Waffen, Geld und Streitrosse zu liefern, um eine bei alle dem zweideutige

Freiheit

Freiheit zu behalten, und mußte sich glücklich schätzen, daß Spartacus seine Rache nur auf ihren Schimpf und nicht auf die Trümmer ihrer Mauern gründete.

Alle diese Nachrichten, die fast mit einemmale in Rom eintrafen, erregten dort, wie natürlich, Aufsehn und staunende Verwunderung. Aber noch sah man die Sache nicht aus dem Gesichtspunkte an, aus dem sie verdiente angesehen zu werden; noch hielt man das Vaterland für nicht in Gefahr. Nur eines Aufgebotes, nur einer Werbung bedurfte es, urtheilte der Senat, um diese zusammengelaufene Menschenmasse zu zerstreuen und zu überwinden. Gelegentlich nur erhielt Publius Varinius Glaber den Auftrag, gegen sie auszuziehen, und er, durch das Beispiel seines Vorgängers nicht gewarnt, nicht geschreckt, rückte an der Spitze von vierzehntausend Mann mit ähnlichen Prahlereien wie jener aus. Aber er sollte empfindlicher noch gedemüthigt werden obgleich das Glück anfangs über seine Schaaren zu schweben schien. — Was Spartacus

indeß befürchtet, warum er so ungerne sein Ansehen getheilt gesehen hatte, geschah nur zu früh. Zwiespalt und Spaltungen brachen unter den Feldherren aus; jeder wollte der Erste, keiner der Letzte seyn, keiner in gewissen Hinsichten vom Spartacus abhangen; und obgleich er sich zu Bitten herabließ, obgleich er Drohungen wagte, dennoch blieb alles wie es war. — »Brüder,« redete er sie einst an, »laßt euch von mir durch eine allbekannte Fabel warnen. Auf seinem Sterbebette beschied ein abgelebter Greis seine Söhne zu sich, und reichte ihnen ein Bündel Pfeile, mit dem Befehle, es zu zerbrechen, dar. Aber vergebens strengten sie ihre Kräfte an, es war und blieb unmöglich. Versuchet es mit einzelnen, fuhr der Alte fort und löseta das Gebund, und leicht war es den Jünglingen jetzt. So auch ihr, meine Söhne, sprach er dann, wenn ihr eure Kräfte zu einem und demselben Zweck vereint, wenn Einer für Alle und Alle für Einen streiten, dann werden eure Feinde euch vergebens schaden wollen, da

sie im Gegentheil euch zu verderben leichter vermögen! — Die Nutzanwendung für euch zu folgern, sey euch selbst vorbehalten.« So sprach der weisere Spartacus, aber seine Warnungen waren fruchtlos. — Er wollte im Vertrauen auf das größere Gewicht seines Ansehens zu Gewaltthätigkeiten schreiten, um die Ruhe wieder herzustellen, und — Oenomaus brachte durch glänzende Versprechungen zweitausend Mann auf seine Seite, nahm spöttisch von Spartacus Abschied und verließ zur Stunde das Lager. »Gehe hin,« sprach dieser, »mögest du es nie bereuen!« — Was er im prophetischen Geiste vorhersagte, geschah; Oenomaus wurde hart bestraft. — Aus thörichtem Durste nach Ruhm griff er, ohne Prüfung seiner Kräfte, den römischen Prätor in seinem Lager an, und wurde, was er, ohne verblendet zu seyn, hätte voraussehn können, geschlagen, aufs Haupt geschlagen! Varinius Glaber ließ sein abgeschlagenes Haupt dem Spartacus mit einer stolzen Warnung zusenden; dieser aber ließ seine

Krieger mißhandeln und verſtümmeln, und ihm durch ſie antworten: er ſolle nicht eher triumphiren, als bis er ſeinen Kopf dazu hätte! —

Erzürnt über eine ſolche Frechheit, brach jener mit ganzer Heereskraft auf, ihn zu züchtigen, und Spartacus nahm, wie gewöhnlich, wenn er der Gewalt die Spitze zu bieten nicht vermochte, zur Liſt ſeine Zuflucht. Achthundert ſeiner Krieger mußten in der Nähe des römiſchen Lagers das Land verwüſten und verheeren, indeß er ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht im Hinterhalte verborgen lag. — Erzürnt ſchickte Varinius eine Legion aus, ſie niederzuhauen; ſie flohen: um deſto eifriger folgten jene, und jetzt brach Spartacus aus dem Verhack hervor und machte ſie ſämmtlich nieder. Durch dieſe und ähnliche Überliſtungen erreichte er ſeine Abſicht, und brachte es dahin, daß das römiſche Heer über die Hälfte geſchmolzen war, ehe etwas entſcheidendes gewagt worden. Dies war es, was er wünſchte, und jetzt erſt beſchloß er, eine Schlacht zu liefern. —

In einer ſtürmiſchen Regennacht, in der der praſſelnde Platzregen die Wachfeuer der Römer ausgelöſcht hatte, verließ er ohne Geräuſch und Waffengetöſe ſein Lager, und umzingelte den Feind, der arglos nichts weniger als das vermuthete, von allen Seiten. Die Vorpoſten, die ſich anſchickten Lärm zu machen, wurden niedergehauen, und dann das Lager ſelbſt angegriffen. — »Siegen wir,« rief Spartacus den Seinigen zu, »hatt euer eine königliche Beute, und nicht allein das, ihr verherrlicht euren Ruhm mehr, wie ihr es je vermocht!« — Jene ward ihnen, und dieſem war es vorbehalten, in Zukunft noch herrlichere Triumphe zu feiern. Das Blutbad war ſchrecklich, und greulicher noch, wie einſt am Veſuv: Schrecken, Tod und Verderben gingen vor ihm her: fürchterlich wüthete das Schwert der Seinen. Zweitauſend Römer warfen das Schwert weg, gingen an ihn über und fanden willige Aufnahme. Varinius ſelbſt gerieth in ſeine Gefangenſchaft. »Ich könnte dir den Kopf vor die Füße

legen,« sprach Spartacus, »und meinem Freunde Oenomaus ein herrliches Todtenopfer bringen; aber ich will dir Gnade und Freiheit schenken! Du magst den Ruhm deiner Tapferkeit in Rom selbst verbreiten und erzählen.« Dann ließ er ihn entkleiden, und unter lautem Jubel des Heeres mit schimpflichen Geißelhieben davonjagen. Seine Rüstung und sein Roß schenkte er dem tapfersten seiner Krieger, die ansehnliche Beute vertheilte er unter Alle, und schloß sich selbst aus. Die Victoren des Prätors gab er dem Zorne der Krieger preis, und vergoß ihr Blut zur Libation dem Zeus Vejovis zu Ehren. — Das Gewinnen dieser Schlacht, die entscheidend für immer zu seyn schien, brachte ihm einen unendlichen Vortheil zu Wege. Ganze Cohorten, ja ganze Legionen gingen zu ihm über; Thracier und Gallier fanden sich in unzählbarer Menge bei ihm ein und begehrten Dienste, und ehe das Jahr sich zu Ende neigte, hatten, was unglaublich und doch wahr ist,

achtzigtausend Krieger seinen Fahnen den Eid der Treue geschworen.

Von verachteter Herkunft, aus der Hefe des Pöbels emporgeschwungen zum mächtigsten Feldherrn in ganz Italien, was wäre da vergeblicher gewesen als Übermuth und Stolz? Und dennoch — gewiß die schönste Lobrede, die man seinem Geiste und seiner Einsicht halten kann — dennoch ließ er sich zu keinem von beiden verleiten — Cimber, Crinus und Papirius, der nach Domitius Tode vom Heere an dessen Stelle gesetzt war, begehrten einmüthig, er möge seine Schaaren vor Rom selbst führen, das, durch Sulla's Mordlust um seine vorzüglichsten Männer gebracht, und durch die Kriege mit Mithridates und Sertorius ohnehin schon geschwächt, schwerlich würde Widerstand leisten können. Aber standhaft widersetzte er sich diesem Begehren. Obgleich er, man könnte sagen, auf das Glück seiner Waffen nur blindlings vertrauen durfte, sah er dennoch die unzähligen Schwierigkeiten, die großen Gefahren, die er zu bekämpfen haben,

und denen er wahrſcheinlich erlegen ſeyn würde, wohl ein. Rom zu ſtürzen war ſeine Abſicht nicht; aber es zu demüthigen, tiefer zu demüthigen, wie es je geſchehen war, das wollte er, und das gelang ihm. Doch wie er, dachten nicht Alle, und viele beſtanden hartnäckig auf ihrer Forderung; aber Spartacus nahm keine Rückſicht auf ſie, und als Cimber im Angeſichte des ganzen Heeres ihn bei ſeiner Weigerung für feig erklärte und laut verhöhnte, da zog er erzürnt das Schwert und ſtieß ihn nieder, und obgleich Crixus und Gaviper murrten, ſchwieg doch das Heer. Gewiß ein kühnes, gewagtes, aber nothwendiges Unternehmen! —

Die Nachricht der Niederlage des Varinius machte Rom im eigentlichen Verſtande erſt aufmerkſam auf die Gefahr, die man bisher für zu geringe gehalten hatte, und heimlich begann ſchon mancher zu zittern. Selbſt der Senat war nicht ganz ohne Furcht, obgleich er ſich ſcheute, ſie zu äußern. Beide Conſuln, Cnejus Cornelius Lentulus

und Lucius Gellius, sammelten ein furchtbar großes Heer, und zogen gegen Spartacus aus; aber noch lautete ihr Auftrag nur: die Empörer strafen, und nicht: das Vaterland schützen. Lentulus besetzte die hohlen Wege Etruriens, und Gellius, im Vertrauen auf seine Übermacht, feuerte seine Krieger in einer kraftvollen Anrede an, diese Halbmenschen — so nennte sie der Stolze — zu schlagen und zu demüthigen, und rückte gegen Spartacus selbst an. Jetzt zum erstenmale schien es, als habe diesen seine Einsicht verlassen; denn er theilte sein Heer, sandte Crixus mit einem Theile desselben voraus, ihn zu empfangen, und trennte so seine Macht. An Samniums Gränze stieß Gellius auf ihn, und der blutigste Kampf begann. Mit Löwenmuthe focht Crixus, mit Löwenmuthe seine Scharen, und es gelang ihnen, was sie kaum zu hoffen wagten, die Römer zu schlagen und zu zerstreuen. Froh über diesen Sieg feierte der Thrazier ein fröhliches Freudenfest, brachte den vaterländischen Göttern Dankopfer und jubelte

laut. Aber Gellius überliſtete ihn. Ungeſäumt ſammelte er die zerſtreuten Flüchtlinge, kehrte in der Nacht zurück, da jene zechten und ſchwelgten, und überfiel ſie, da ſie arglos nichts weniger als das vermutheten. Zwar ſchlug er ſie, zwar machte Crixus Tod ſeinen Sieg vollkommen; aber noch lebte Spartacus, noch der fürchterlichſte Gegner! Laut jubelte man in Rom bei der Nachricht dieſes in der That wichtigen Sieges, aber man jubelte zu früh, denn ſchrecklich wandte ſich das Blatt. Gellius glaubte nicht weiſer handeln zu können, als ungeſäumt nach einem zweiten Lorbeer zu ſtreben, und Spartacus höchſt wahrſcheinliche Beſtürzung über die Niederlage ſeines Freundes zu benutzen, ehe er ſich erholt und aufs neue gerüſtet hätte; aber dieſer war ſchlauer, hatte dies vorausgeſehn und ſeine Ankunft ſchon lange erwartet, ob ihm gleich wenig Hoffnung übrig blieb, auch diesmal der drohenden Gefahr zu entrinnen, und ſeine Waffen glücklich wie bisher zu führen. Und in der That, ſeine Lage war verzweifelt und

ſchrecklicher wie je. Im Rücken drohte ihm das ganz friſche ſtärkere Heer des Lentulus, und vorne die Legionen des Gellius, in allem eine vierfach ſtärkere Schaar. Nur ein halbes Wunder, nur der unmittelbare Schutz der Götter war fähig, ihn zu retten. Aber das Geſchick hatte ihn einmal zu ſeinem Liebling erkohren, und erhielt ihn auch dies mal. —

Ohne zu zaudern, ohne die Zeit durch Überlegung zu tödten, zog er ſein Heer zuſammen, rückte ſchnell gegen den vorne drehenden Feind, ehe dieſer es erwarten konnte und erwartete, und ſchlug ihn vollkommen. Ohne den Seinen Ruhe zu gönnen, wandte er ſich ſofort, und nahte dem ſorgloſen Lentulus, der noch keine Nachricht von der Niederlage ſeines Gefährten hatte. Wüthend war der Kampf, der jetzt begann, lange zweifelhaft der Ausgang; aber endlich entſchied er für Spartacus. Schrecklich war die Niederlage, ſchrecklich der Verluſt, den Rom erlitt; aber noch fürchterlicher der Schimpf, den es erleiden mußte. Mit

Vorbedacht ſchonte Spartacus das Leben ſeiner Gefangenen, unter denen Lentulus ſelbſt war, aber nur um den abgeſchiedenen Manen ſeiner Freunde ein deſto ſchrecklicheres Sühnopfer zu bringen, und nur um ſein Heer zu beluſtigen. — Cnejus Cornelius Lentulus, deſignirter Conſul Roms, mußte, vereint mit ſeinen Centurionen und Kriegern, unter lautem Gelächter der Verbündeten, am Scheiterhaufen gleich Gladiatoren kämpfen und ſich ſelbſt morden. — So entſetzlich war das ſtolze Rom noch nie verhöhnt, ein ſolcher Tag war und blieb unerhört in den Annalen der Alleherrſcherin! — Ohnerachtet dieſes glänzenden Sieges aber, weigerte Spartacus, beſcheiden genug, an die Wandelbarkeit des Kriegsglückes zu denken, ſich dennoch, vor Rom zu gehen, um es zu belagern, obgleich die Eroberung dieſer in drei Welttheilen mächtigſten Stadt, wenn ſonſt wahrſcheinlich, jetzt gewiß ſchien, und muthmaßlich geweſen wäre. Aber ſchrekken wollte er die Weltenbeſiegerin, und ſie erzitterte.

An der Spitze eines siegreichen Heeres, das durch Werbungen und Aufgebote, die er in Italien selbst ergehn zu lassen gewagt hatte, bis zu hundert und zehntausend Mann herangewachsen war, nahte er sich der Hauptstadt, und Schrecken ging vor ihm her. Eilig versammelte sich der Senat, aber nur der Form wegen, denn er selbst sah wohl ein, daß seine Beschlüsse kraftlos, seine Befehle nicht geltend seyn würden, da Muth und jeder Schatten von Hoffnung entschwunden war. Zwar wurde das Capitol verschanzt, aber was war einem solchen Feinde unübersteiglich? Zwar sammelten sich Reste der geschlagenen Truppen, aber sie zitterten ja schon bei dem bloßen Nahmen Spartacus, um wie viel mehr vor seinem Schwerte selbst? Er schien ein zweiter Brennus, ein zweiter Hannibal zu seyn; aber wo war ein Camillus, und wo ein Scipio? Nichts schien gewisser, als daß Rom Carthago's Schicksal erleiden würde, und schon bereitete man sich darauf vor. Mit zerrauften Haaren, mit zerrissenen Gewändern, eilten die

Jungfrauen und Matronen, mit gerungenen Händen und ſtiller Angſt ſelbſt die Männer umher. Schon ſprach man von Friedensgeſandtſchaften, ſchon von Übergabe der Stadt, als plötzlich die unerwartete Nachricht erſcholl: Spartacus ſey abgezogen. Und in der That, er war es! Die Bewegung im Innern, die Angſt ſeiner Gegner war ihm nur zu wohl bekannt; aber er wollte nur ſchrecken, nur zeigen, was er vermöchte! Aber dennoch war die Furcht nicht aus Rom gebannt. Der Mann, der gewiſſen Sieg in Händen hatte, der unverſöhnlichſte Feind, der ſollte ſich ſelbſt muthwillig aller ſeiner Vortheile begeben? Zwar ohne wirklichen Grund, aber doch höchſt natürlich war es, daß man hier Hinterliſt ahnete, und ſich nur für den Augenblick, nicht für immer erhalten glaubte.

So ſtanden die Sachen, als die Zeit der Comitien nahte und erſchien. — Bekannt iſt es, daß an ſolchen Tagen die angeſehenſten Römer ſich auf dem Wahlplatze zeigten, und daß jeder, der nur die mindeſte

Hoffnung hatte oder zu haben glaubte, dort erſchien. Allbekannt iſt es, daß ſelbſt die edelſten Männer, die ſonſt ängſtlich alles vermieden, was ihrem Rufe zu ſchaden vermochte, alles nur mögliche, angeſehene Freunde, mächtige Buhlerinnen ſelbſt, Schmeicheleyen, Geſchenke und ungeheure Geldſummen aufboten, den Sieg zu erringen und die Stimme des Volkes zu erkaufen. Zu erkaufen! denn gewöhnlich war es, daß Verdienſt und Tugend dem mächtigeren Golde wich, und Gunſt, nicht Unparteilichkeit entſchied.

Aber wie ſo ganz anders jetzt! — Der Wahlplatz leer — keine Bitte — keine Beſtechung, kein einziges Goldſtück verſchwendet! Und jetzt, da das Prätorat ſelbſt dem minder Angeſehenen offen geſtanden haben würde, jetzt meldete ſich auch nicht ein einziger, denn — der Prätor mußte dem gefürchteten Spartacus die Spitze bieten! — So allgewaltig wirkte der Nahme dieſes furchtbaren Mannes, ſo hatte Rom nie gezittert! Um ſo unbegreiflicher ſcheint das,

wenn man erwägt, daß gerade damals das Vaterland Männer zählte, die seiner Größe würdig waren, und schon bei manchen Gelegenheiten sprechende Proben von dem, was sie vermochten, gegeben hatten. Cäsar! Cato! Lucullus! — Gewiß Männer von Tapferkeit, Einsicht und Gewicht! Aber keiner von ihnen warf sich zum Beschützer der Republik auf; — eben diese Muthlosigkeit, die nur fähig seyn konnte, das Volk niederzuschlagen, war es, die die allgemeine Trauer noch vergrößerte, aber sie wandelte sich eben so schnell in Freude!

Marcus Licinius Crassus, der Mann, dem Cethegus einst vorgeworfen hatte: »er strebe nicht nach Lorbeern, weil er sie doch nur in Ruhen verkochen würde, und für diese leichter erhalten könne« — obgleich diese Worte mehr ihn selbst als jenen trafen — der Mann, den Rom unbestritten für seinen reichsten, mächtigsten und angesehensten erkannte; der Mann, von dem man es zwar am meisten gewünscht, aber gerade am wenigsten zu hoffen gewagt hatte,

der

der bewarb ſich jetzt um das Prätorat, und obgleich er ſeines Erfolges gewiß ſeyn konnte, mit einer Beſcheidenheit, die ſeinem Herzen und ſeinem Verſtande Ehre machte. Was er erwarten durfte, geſchah; laut jubelnd begrüßte Volk und Senat ihn als Prätor.

Jetzt war alle Muthloſigkeit, alle Furcht verſchwunden. Muthig ſchliffen die Krieger ihre Schwerter, ſtatt daß ſie vorher gebetet und geopfert hatten, und willig verſammelten ſich Marcus Porcius Cato, und mit ihm die tapferſten, edelſten Jünglinge, Julius Cäſar allein ausgenommen, und boten dem neuen Feldherrn ihre Dienſte an. Schnell ließ er Werbungen ausſchreiben und Aufgebote ergehn: und ehe er ſelbſt es hoffen und glauben durfte, ſtand ein zwiefach ſtärkeres Heer, wie das feindliche, unter ſeinen Fahnen, und ſchnell brach er mit ihm auf.

Aber ſchon gleich der Anfang verſprach nicht viel Gutes. Quintus Celer, ſein Legat, ward von ihm ausgeſandt, einen nahen Paß zu beſetzen: aber Spartacus fiel ihm in den Rücken, und er, ſtatt ſich zu

wehren, ergriff eine ſchmähliche Flucht. — Ein ſo entehrendes Betragen reizte Craſſus Zorn, und ſchrecklich ahndete er ſeine Schande. Er ließ ihn geiſſeln und enthaupten, und mit ihm den zehnten Mann jeder Cohorte, der durch das Loos ausgehoben wurde; eine Strafe, die ſeit den puniſchen Kriegen nie geübt war, und eben darum jetzt um ſo mehr ſchreckte.

Ein ſolcher Gegner mußte ſelbſt dem Spartacus ſchrecklich ſeyn; und er war es. Zwar verließ den kühnen Thrazier ſein Muth nicht, aber was eben ſo ſchlimm war, das Vertrauen auf ſein Waffenglück! — Was er gewollt hatte, war geſchehn; er hatte Rom geſchreckt, Capua gedemüthigt und Italien erzittern laſſen, und jetzt wollte er es verlaſſen. Seines Heeres größte Menge beſtand aus Galliern, gerne hätte er darum die Richtung nach Gallien genommen, aber dahin war ihm der Weg abgeſchnitten. Und eben deshalb wollte er nach Sicilien, und dort — ſeine Schaaren entlaſſen, und ſchon zog er ſich in dieſer Abſicht in das

ſüdliche Lucanien zurück. Aber hier ſtieß ihm eine drohende Schwierigkeit auf, an die er zwar gedacht, die er aber zu heben gehofft hatte. Doch vergebens! Sein Plan wurde vereitelt, und ſeine Wünſche vernichtet.

Mit einem ſo beträchtlichen Heere nach Sicilien überzuſetzen, bedurfte er vieler Schiffe, und ſie waren es, die ihm mangelten. Zwar verſprachen die ciliciſchen Corſaren, ihm die ihrigen gegen Erlegung von zwanzig Talenten zu leihen, und willig bezahlte er ſie; aber was er bei ruhiger Überlegung hätte befürchten müſſen, geſchah. Dieſe Frevler, denen nichts heilig war, nahmen das verlangte Gold, und entflohen, ohne ihr gegebenes Wort zu halten und ihr geleiſtetes Verſprechen zu erfüllen. — Ungeſäumt ließ er jetzt ſeine Krieger aus Baumſtämmen, Äſten und Zweigen Flöße bereiten, und verſuchte mit ihnen zu ſchiffen. — Aber auch dies mißlang. Ein Sturm erhob ſich, trieb das leichte Fahrzeug gegen die Klippen, und zertrümmerte es. Zweitauſend

Krieger, durch die ſchwere Rüſtung am Schwimmen gehindert, fanden in den Wellen ihren Tod. — So war ihm alſo der Rückzug verſperrt — er war gezwungen, zu kämpfen, und hatte ſeinem Gegner zwar nur eine geringe Macht, aber Tapferkeit und Verzweiflung entgegenzuſtellen. — Doch ihn anzufallen und eine Schlacht zu liefern, war des weiſen Craſſus Abſicht nicht; er wollte ihn durch Hunger und Elend aufreiben, und erſt dann, wenn ihn jede Hoffnung, jeder Schatten von Muth verlaſſen hätte, angreifen, und mit einem Schlage zerſchmettern. Dies war ſein Plan; zu ſeiner Erreichung wählte er ein Mittel, das beim erſten Anblick unmöglich, und bei einer nähern Prüfung doch gigantiſch ſcheint. — Während Spartacus ſich vergebens nach Mitteln umſah und fruchtlos Verſuche anſtellte, nach Sicilien zu entkommen, ließ er einen Graben aufwerfen, der zehn deutſche Meilen lang, und ſo viel Schritte breit ſeyn ſollte, um ihn zu umzingeln und auszuhungern. Dieſſeits deſſelben aber ließ

er Mauern und Wachthürme aufführen, in denen er seine Krieger zur Besatzung legte, um ihn zu vertreiben, wenn er es wagen sollte, zu stürmen. — Unglaublich ist es, daß er ein solches Werk zu beginnen nur wagte, aber noch unglaublicher, daß er es wirklich vollendete. Tag und Nacht arbeiteten seine Krieger unausgesetzt, und in der ganzen Zeit waren ihnen nur Stunden, nicht Tage, zur Ruhe vergönnt.

Publipor war der erste, der diese Nachricht erfuhr. Erschrocken theilte er sie dem Spartacus mit: aber stolz brach dieser in ein verachtendes Lachen aus, und rief: »O Crassus, wie so einfältig bist du!« (Im Lateinischen ein Wortspiel.) — Doch als er durch erneuerte Gerüchte und Nachrichten aufmerksam gemacht wurde, und mit einem Theile seines Heeres aufbrach, um selbst zu sehen, und sich selbst zu überzeugen, wie erschrak er da, als er einsah, jenes Gerücht sey mehr als Gerücht, und das Werk, das er als unmöglich verlacht hatte, schon vollendet. War etwas möglich

ihn zu retten, ſo war es Schnelle; eilig berief er die Truppen, die er bei Rhegium zurückgelaſſen hatte, zu ſich, verband ſich mit ihnen, und unternahm es, das Unmögliche zu verſuchen. Ohne ſich durch die Pfeile des Feindes hindern zu laſſen, bahnte er ſich einen Weg durch den Graben und berennte die Mauer. Aber vergebens! Zweimal verſuchte er es noch, doch die Römer drängten ihn zurück; er mußte weichen, und hatte, ohne etwas entſcheidendes gewonnen zu haben, ſechszehntauſend ſeiner tapferſten Krieger verloren. — Jetzt und vielleicht zu ſpät runzelte er die Stirne, und überlegte, was zu beginnen ſey, um auf der einen Seite dem Hungertode, auf der andern der gewiſſen Niederlage zu entgehen. Schrecklich war ſeine Lage, aber dennoch verließ dieſen ſeltenen, man darf wohl ſagen einzigen Mann ſein ſcharfer Geiſtesblick und ſeine Faſſung nicht. — Unbemerkt fällte er in einer dunkeln Nacht an einem entfernten Orte den Graben mit abgehauenen Baumſtämmen und Zweigen, mit den Kör-

pern ſeiner erſchlagenen Krieger und geſchlachteten Thieren; ja als dies alles nicht hinreichte, warfen ſich mehrere der Seinigen mit einer heldenmüthigen Reſignation, von der wohl kein Volk ähnliche Beiſpiele aufzuweiſen hat, auf die todten Körper, und ließen, um die Lücke auszufüllen, ihre Brüder über ſich hinwegſchreiten. So bildete Spartacus einen plötzlichen Damm, und machte die Erde dem Graben und der Mauer gleich. Dann ſandte er zweihundert ſeiner Krieger ab, ließ dieſe, ſechs tauſend Schritte etwa weiter an einem andern Theile der Mauer, ein ſchreckliches Waffengetöſe und ein lautes Geſchrei erheben, um die Aufmerkſamkeit des Römers auf ſie zu lenken, ihn glauben zu machen, er wolle mit ſeiner ganzen Macht dort einen Ausfall wagen. Was er hoffte, geſchah; eilig rückte Craſſus gegen den vermeinten Feind an, und jetzt überſtieg Spartacus die Mauer. — Verzweifelnd war der Kampf, der ſich nun erhob; die Römer kämpften, um der Schande, und dieſe, um der Sklaverei und dem Tode

am Kreuze zu entgehen. — »Siegen wir,« ſchrie Spartacus, »ſo führe ich euch vor Rom, und gebe es euch preis!« — Mit der Ausſicht auf einen höhern Lohn vermochte er ihren Muth nicht zu entflammen, ſie kämpften mit unerhörter Tapferkeit, und errangen durch ſie den vollſtändigſten Sieg. Schrecklich war die Niederlage, die Craſſus erlitt, unglaublich ſein Verluſt, fürchterlich ſein Zorn! Er ſelbſt entging mit genauer Noth der Gefangenſchaft, und mit ihr wahrſcheinlich dem Schimpfe, den Lentulus erdulden mußte. Sein ganzes Lager war zerſtreuet, ſeine Mühe vergebens geweſen. — Spartacus Waffen drohten auf's neue im Herzen Italiens, das ganze Land zitterte vor ſeiner Rache. — Der Schrecken, den dieſe ſo ganz unerwartete Nachricht in Rom erregte, war unbeſchreiblich; mit Spartacus wachſenden Trophäen wuchs Roms unauslöſchliche Schande, und hatte man vorher ſeinen Zorn gefürchtet, fürchtete man jetzt ſeine Wuth. — Auf dem Markte, auf dem Capitol, in der Curie, verkündeten die

Augurn laut den Umsturz des Staates, den Ruin der Freiheit. — »Die Götter sind wider uns,« so schloß Crassus den Bericht, den er an den Senat sandte, »gegen sie zu kämpfen, vermag der Sterbliche nicht. Was ihr befürchtet, befürchte auch ich — unsern Untergang! Es wäre möglich vielleicht, ihn abzuwenden: aber wenn ich selbst das für wahrscheinlich halten soll, müßt ihr, und zwar unverzüglich, den Marcus Lucullus von Thraziens Grenze, und den Pompejus aus Hispanien berufen, und ihnen bedeuten, sich mit ihrer ganzen Heeresmacht mit mir zu vereinen.«

Darf man mehr sagen, um die Furcht zu rechtfertigen, die in Rom herrschte? Denn wenn Crassus, wenn der Mann, der so ungerne den möglich zu erringenden Lorbeer theilte, Gefahren im Kampfe suchte, die seinen Ruhm verdunkeln konnten; — wenn er, den man so allgemein für den Schutzgeist des Vaterlandes erklärte, wenn er besorgte, mußte da das Volk nicht zittern? Und nun gar, wenn er fürchtete? —

Zwar erging der Befehl an ihn, neue Aufgebote ergehen zu laſſen, zwar verſammelten ſich bald neun Legionen, größtentheils mit Gewalt geworben, unter ſeinem Befehle; aber wie wenig war damit gewonnen? Denn nicht allein, daß er ſchwerlich einen Feind, wie Spartacus, am Vordringen würde hindern können, ehe er Verſtärkung erhielt; er durfte es nicht wagen, in ſeinem eignen Heere die ſtrenge Kriegszucht der Römer geltend zu machen; er durfte es nicht wagen, die Flüchtlinge zu ſtrafen, um die andern zu ſchrecken, denn ihn ſelbſt traf ja dieſer Vorwurf, er hatte ja ſelbſt das Weite geſucht! Indeß eröffneten ſich glücklichere Ausſichten für ihn, freiere Hoffnungen für Rom. — Nicht daß die Seinen verſtärkt, oder mit ungewohnter Tapferkeit beſeelt wären, — nein! aber, was eben ſo viel war, — Spartacus zerfiel mit ſeinem Heere. — Zwar hatte dieſer im Gewühle der Schlacht den Seinen verſprochen, ſie vor Rom zu führen, um ihnen gewiſſe oder doch wahrſcheinliche Ausſicht auf Beute zu

geben, und ſie ſo zum Streite zu entflammen; aber dieſe Verſicherung war ihm keinesweges Ernſt geweſen. Ob von Furcht, oder Beſorgniſſen, dies Waffenglück — denn das blieb es noch immer — möge verunglücken, getrieben, muß unentſchieden bleiben; denn unerklärbar ſcheint dies Phänomen. Genug er weigerte ſich, ſein Verſprechen zu erfüllen, und verkündete dem Heere, er werde Italien nun durchſtreifen und ſich nach Gallien wenden. Mit einem ſolchen Befehle war die raubgierige Schaar nicht zufrieden: die Gallier und Germanier, ja ein großer Theil ſeiner Thracier verließen ihn, weil ſie nur kämpften, um Beute zu machen und ſich zu bereichern, und mit Schmerz ſah Spartacus ſein Heer anſehnlich geſchwächt. — Etwas günſtigeres konnte ſich nicht leicht für Craſſus ereignen; der Muth ſeiner Gegner, ſeine eigne Hoffnung erwachte. Er theilte ſeine Schaaren, und beſchloß, mit der Waffe zu kämpfen, die Spartacus ſo oft ergriffen hatte, mit Verſchlagenheit. — Die nämliche Liſt, deren

er sich jetzt zur Erreichung seiner Absicht bedienen wollte, hatte Rom im punischen Kriege schon einmal gerettet, und sollte es auch jetzt. — Sofort errichtete er zwei Lager, und griff mit dem einen die Gallier und Germanier, die indeß unter Publipors Anführung ein eigenes, vom Spartacus unabhängiges Heer gebildet hatten, und schlug sie. Zwar kämpften sie, durch eine ungeheure, herkulische, körperliche Stärke begünstigt, mit Vortheil anfangs; aber sie mußten endlich der geübtern römischen Taktik weichen, und wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Zwölftausend zweihundert Mann blieben auf der Wahlstatt, doch Publipor entkam. — Crassus triumphirte, aber zu früh; denn noch lebte Spartacus, und überdies hatte er nicht einmal die Verbündeten desselben, sondern fremde Scharen geschlagen, die mit ihm in keiner Verbindung mehr standen. — Stolz auf diesen Sieg, glaubte Quintus Tremellius Scrofa, sein Quästor, Spartacus Niederlage sey vollkommen unvermeidlich, und erbat

ſich die Erlaubniß, ihn ſchlagen zu dürfen, die er gern erhielt. Craſſus heftete auf die Siegespoſt, und vernahm — die ſchmachliche Niederlage ſeines Freundes. Zu unbeſonnen hatte er den Spartacus verfolgt, da er zu fliehen ſchien, und ward zur Strafe ſeines Übermuthes mit allen ſeinen Legionen umzingelt und niedergemacht. — Aber dies war auch der letzte Triumph des ſtolzen Thraziers.

Gerade jetzt, da er es fürchtete, und Craſſus es nicht wünſchte, erſchien der aus Hiſpanien berufene Pompejus. Jetzt verlangten beide gleich ſtark nach einer Schlacht; jener, um ſeinen Feind nicht verſtärkt zu ſehn, und dieſer, um ſeinen Lorbeer nicht theilen zu dürfen. Sie ſtießen am Silaris zuſammen; alles bereitete ſich zu einem entſcheidenden Schlage vor, und — die übelſte Vorbedeutung für die Fechter, die gewiſſeſte Prophezeihung des glücklichen Ausganges für Rom — Spartacus ging ihm bangend, gequält von trüben Ahnungen, entgegen. Zwar hielt er eine kraftvolle Anrede voll

Feuer an ſeine Schaaren; zwar ſagte er alles, was Verzweiflung und Durſt nach Ruhm einzuflößen vermochten; aber der finſtere Blick, den er vergebens zu erheitern, die Wolken auf ſeiner Stirne, die er vergebens zu verſcheuchen ſtrebte, widerlegten ihn bündig, als er rief: »Gewiß, wir werden ſiegen!« — Von ſchöneren Hoffnungen gewiegt, ſpornte Craſſus die Seinen an, und führte ſie mit der donnernden Loſung: »Heil über Rom, Verderben über ſeine Feinde!« in's Treffen. Mit wilder Verzweiflung ſtürzte ſich Spartacus in's dickſte Gewühl, und kämpfte mit einem Muthe, der ſelbſt den Feind erſchütterte. Alles, was ihm nahe kam, war gewiß zu fallen; nur ein von ferne abgedrückter Wurfſpieß, den er nicht ſchnell genug mit dem Schilde auffing, konnte in ihm das Verderben Roms hinwegraffen. Er fiel, aber noch fallend mähte er die Umſtehenden, bis er endlich von Pfeilen bedeckt, ſeinen Geiſt aufgab.

Selbſt Craſſus verweigerte einer ſolchen Tapferkeit das gebührende Lob nicht. »Bei

den Göttern,« sprach er, und starrte ihn an, »er war ein großer Mann!« Aber dennoch handelte er, aus elendem Durst nach Rache, kleinlich genug, den Helden an's Kreuz schlagen zu lassen. — Ein gleiches Schicksal betraf den größten Theil seiner Krieger, denn mit ihm war das Glück seines ohnehin schon muthlosen Heeres gefallen. —

Crassus roh, keinen Gefährten seines Ruhmes zu haben, und den ihm überdies verhaßten Pompejus nicht an seiner Seite sehn zu dürfen, eilte nach Rom zurück, und wurde mit lautem Jubel vom Volke aufgenommen, laut als Retter des Vaterlandes begrüßt. — Ob er es gleich unstreitig war, ob er gleich ausgezeichnete Bewunderung verdiente, dennoch verlagte der Senat ihm den so sehr verdienten Triumph. Laut war sein Unwille, laut murrte das Volk; aber er hatte ja nur Sklaven bestraft, und mußte sich statt des Triumphes mit der Ovation, statt des Lorbeers mit der Myrthe begnügen —

Publipor, der einzig übergebliebene Feldherr, der ſich kurz vor der Schlacht mit Spartacus verſöhnt und wieder vereint hatte, war allein dem Blutbade entronnen, ſuchte die Flüchtigen — in allem aber nur wenige Tauſende — auf, und wollte die erlittene Niederlage rächen. Nicht ohne Grund befürchtete man in Rom, ſein Anhang werde ſich vermehren, und erſt kaum geendet, der Krieg wieder beginnen. Aber die Beſorgniß ward vernichtet: Cnejus Pompejus, der jetzt wirklich rückkehrte, umzingelte und ſchlug ihn, und befreite Rom auf's neue. Dankopfer und Feſte wurden hier zur Feier der Erhaltung des Staates angeſtellt. Der Nahme Spartacus war und blieb bis zu Roms Auflöſung, der fürchterlichſte in ſeinen Annalen. —

Alexander und Septimius.

Zwei der edelsten ihrer Zeitgenossen waren Alexander und Septimius, der erste von Geburt ein Athenienser, der zweite ein Römer. Aus den ersten Häusern ihres Vaterlandes entsprossen, an Herz, Geist und Charakter gleich edel, ausgezeichnet und groß, lernten sie sich, vom Zufall zusammengeführt, kennen, und errichteten, bei einer völlig gleichen Denkungsart, bald eine Freundschaft, die den höchsten Grad der Vertraulichkeit erreichte. Aber nun zu früh mußten sie sich trennen — Septimius lebte in Athen, sich mit den Gebräuchen des Landes bekannt zu machen, in den Geist der griechischen Gesetze einzudringen, und einen höheren Grad der Bildung zu erringen. Die dazu bestimmten Jahre waren verflossen, er mußte zurückkehren nach Rom, und befehlenmäßig, von seinen Verwandten dringend aufgefordert,

die schon festgesetzte Abreise. Wie schwer das letzte Lebewohl, dem einzig Geliebten gesagt, ihm fiel, darf wohl kaum erinnert werden. Sie schieden unter Thränen und wiederholten Umarmungen, und leisteten sich gegenseitig das feste Versprechen, sich bei wichtigen Ereignissen in ihrem Leben aufzusuchen, um im Unglücke Trost und Beruhigung im Arm des geprüften Freundes zu finden, und im Glücke an einem Herzen zu ruhen, das Freudesentzücken zu theilen verstände. Mit schwerem Herzen bestieg der Jüngling die Liburne, und erst in den Augenblicken, da er den geliebten vaterländischen Boden betrat, erst in den Augenblicken, da alle die Lieben, die ihm durch die heiligen Bande des Blutes angehörten, in seine Umarmung eilten, erst da entschwanden die Bilder der Trauer aus seiner Seele. Alexanders Schmerz bei der Trennung war nicht minder groß, er trauerte lange, und widmete sich erst nach Monden den Musen wieder.

So entschwanden drei lange Jahre. Der

raſche Jüngling war in das reifere Alter des Mannes getreten, trat als dieſer als Mitbewerber um die öffentlichen Ämter und Würden auf, und erhielt bald eine der ehrenvollſten. So hatten ſeine Wünſche denn eine ſehr hohe Stufe erreicht; aber noch war ſein Glück nicht vollkommen, noch waren die Ahnungen, die ſein heiß für Liebe glühendes Herz bewegten, nicht erfüllt. Er durfte indeß nicht lange ſuchen, ſie zu finden, die ſeinen Hoffnungen entſprach, und die ihm Alles werden ſollte.

Unter die lieblichſten Formen, die ſich je unter dem milderen griechiſchen Himmel entfalteten, durfte man wohl Leucoſia zählen. Aus einer der erſten Familien Athens entſproſſen, mit allen Reizen der ſeltenſten Madonnenſchönheit ausgerüſtet, ward es ihr nicht ſchwer, den liebeverlangenden Alcander zu feſſeln. Alle Vorzüge, die ſeine Selbſtliebe ihm lieh, alles, was Leidenſchaft einzugeben vermag, bot er auf, ihr Herz zu gewinnen. In dieſem glücklichen Klima ſcheint wahre Liebe von Gegenliebe unzer-

trennlich zu seyn; auf gleichem Wege kam ihm Leucosia entgegen, und bald hörte der Glückliche das schöne Wort, das ihm um keine Welt feil gewesen seyn würde. — Leicht erhielten beide die Zustimmung ihrer Familie, und schon war der Tag der Vermählung bestimmt.

Im ersten Taumel der Wonne hatte Alexander des Freundes nicht gedacht, aber jetzt erinnerte er sich seiner, und lebhafter wie je: denn selbst das höchste Glück hat nur einen sehr einseitigen Reiz, wenn wir es allein genießen; aber es gewinnt an Genuß für uns, wenn andere mit uns glücklich sind, mit uns empfinden. So war es natürlich, daß Alexander seinen geliebten Septimius zum Zeugen seines Entzückens wünschte, und alsobald benachrichtigte er ihn. — »Eile!« so schrieb er, »eile schleunig hierher in die Arme deines Freundes, den du bald ganz glücklich sehn wirst. Leucosia, die edelste, schönste Griechin ist meine Verlobte, und schon naht der Tag, an dem unsere Hände vermählt seyn werden,

wie unſere Herzen es ſchon lange waren.“ Seines Verſprechens eingedenk, zauderte Septimius nicht lange, und trat die Reiſe an; der Wind war günſtig, bald lag er im Arme des geliebten Alexanders, der nach dieſem Augenblicke keinen Wunſch mehr kannte.

Nach dem erſten wonnevollen Rauſch des Wiederſehns, wollte er ihn ſogleich zu ſeiner Geliebten führen, aber von der ſchnellen und ermüdenden Reiſe angegriffen, ſchlug Septimius es aus, und verlebte dann an ſeiner Seite einen höchſt glücklichen Abend. Wie man errath, war nur Lucretia die Spindel des Geſprächs; der Liebende mußte bei der Schilderung ihrer Reize, bei der er in das geringſte Detail ging, kein Ende zu nehmen, und pries ſie mit den entzückendſten Farben, mit der ganzen Glut heißer Liebe. Erſt ſpät trennten ſich beide, aber Septimius fand die Ruhe nicht; Erwartung und Neugierde beſtürmten ihn gleich mächtig. Seine aufgeregte Phantaſie ſchuf ihm ihr Bild, und ſtellte es ihm vor Augen, und

ſchon vor Sonnenaufgang trieb ſeine Unruhe ihn hervor. Er mochte ſich es ſelbſt nicht geſtehen, aber dennoch — ſorgfältiger hatte er ſich nie gekleidet, knapper hatten ſeine Gewänder nie gelegen, gekräuſelter ſeine Locken nie gewallt. Um die zehnte Stunde erſchien endlich Alexander, ſeine Ungeduld zu beenden, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Geliebten. — Die Thüre öffnete ſich, und Septimius glaubte beim Anblick dieſer überirdiſchen Schönheit, die ſeine obſchon hoch geſpannten Erwartungen ſo weit übertraf, ſich in ein Feenland gezaubert, und die anadyomeniſche Göttin in Perſon, oder doch wenigſtens eine der Charitinnen oder Grazien ſelbſt zu ſehn! — In ein leichtes weißes Morgengewand, das die reizendſten Formen nur nachläſſig verhüllte, geworfen, das lange blonde Haar in natürlichen Locken um Nacken und Buſen wallend, ſprang ſie vom Sitze auf, und ging in hoher Grazie den Ankommenden entgegen.

„Sieh hier den Mann, Leucoſia,“ ſprach

Alexander nach der zärtlichſten Umarmung, und führte ſie ſeinem Freunde entgegen, »von dem ich ſo oft mit dir ſprach, und der in meinem Herzen dir zunächſt die erſte Stelle behauptet!«

»Er iſt dein Freund,« entgegnete ſie, und drückte dem überraſchten Septimius mit bezauberndem Lächeln die Hand, »das heißt auch der meine!« — Sie hieß dann beide neben ſich ſitzen, knüpfte eine Unterredung an, und verrieth einen ſo hohen Geiſt, der in jedem ihrer Worte ſchimmerte, daß der junge Römer mit jedem Augenblicke eine höhere Achtung und Ehrfurcht für ſie gewann. Erſt nach mehreren Stunden, die ihm wie Augenblicke verfloſſen, verließ er ſie; jeder ihrer Blicke hatte ſein Innerſtes getroffen, und ſein Herz auf eine wunderbar ſüße Weiſe bewegt. Er ging — die heißeſte Liebe für die ſchöne Griechin im Buſen. Der Kampf, den er jetzt mit ſich ſelbſt beſtehn mußte, war ſchwerer, wie je einer gekämpft wurde; auf der einen Seite, Leucoſia mit allen ihren hinreiſſenden

bezaubernden Reizen, und auf der andern, Hochverrath der Freundschaft! Wahrlich, man mußte tugendhaft und stark seyn, wie Septimius, um nicht zu unterliegen in ihm!

Ohne Aufsehn zu erregen, und ohne seinen Freund zu betrüben, konnte er es nicht vermeiden, sie zu sehen, und eben darum ward seine Lage peinlicher, schwerer der Kampf mit sich selbst und seiner Leidenschaft. Dies zu ertragen, vermochte er nicht lange; er unterlag den mannichfaltigen Stürmen, fiel auf das Siechenlager und wurde gefährlich krank. Mit der zärtlichsten, bekümmertsten Sorgfalt erfüllte Alexander die Pflichten der Freundschaft, wachte Tage und Nächte an seiner Seite, vermochte selbst Leucosia, seine Bemühungen zu theilen, um den einzig Geliebten zu retten, und machte, ohne es zu ahnen, seine Lage nur schrecklicher, seinen Zustand nur bedenklicher. — Dem hellsehenderen Auge des Arztes dämmerte, was er nicht sah und nicht errieth; er vermuthete, daß eine gewaltsame geheime Leidenschaft ihn bestürme und in den Zu-

ſtand verſetzt, in dem er ſich befand. Er beobachtete ihn, beſonders in Leucoſia's Gegenwart, genauer, und erhielt nun Gewißheit, daß hoffnungsloſe Liebe es ſey, die ihn quäle. Das Leben des jungen Römers ſtand auf dem Spiele; es war mehr als wahrſcheinlich, daß er als Opfer ſeiner Standhaftigkeit dahinwelken würde, und ſo glaubte er nicht ſchweigen, und Alexandern ſeine Entdeckung mittheilen zu müſſen. — Schrecklich war die Ueberraſchung für dieſen, ſchrecklich das Chaos von Empfindungen, das ſich in ihm durchkreuzte. Er eilte tiefbewegt zum Lager ſeines ſterbenden Freundes, entfernte alle Zeugen, und beſchwur ihn auf ſeinen Knien unter heißen Thränen, ihm den Grund ſeines Kummers, der Wahrheit gemäß, zu entdecken. Aber ſtandhaft ſchwieg der großmüthige Jüngling. Doch als er immer lebhafter in ihn drang, als ſeine Bitten immer flehender, immer dringender wurden, da verhüllte er erröthend ſein Antlitz, und geſtand ihm in gebrochenen Worten: er liebe Leucoſia, und

nur dieſe Leidenſchaft ſey es, die ihn dem Grabe nahe bringe.

Die Vorſchriften der Weltweiſen, die Grundſätze der Stoa, für deren Anhänger Alexander bisher gegolten hatte, der Geiſt der damaligen Zeiten, das alles legte ihm die ſchwere Pflicht auf, um ſeinen Freund glücklich zu machen, eigne Vortheile zu verachten. — Auf eine ſchwerere Probe war die Freundſchaft wohl nie geſtellt, aber dennoch beſtand ſie der Edle. Mit mühſam behaupteter Faſſung rief er die Geliebte herbei, führte ſie zu ihm, entband ſie ihrer Zuſagen, und machte es ihr zur heiligſten Pflicht, jenem zu werden, was ſie ihm geworden wäre. — Erſtaunt über ein ſo ſeltſames Begehren, weigerte ſich Leucoſia, dem Manne zu entſagen, dem ſie einmal ihr Herz geweiht hatte; aber er bat ſie ſo rührend, er ſchilderte ihr Septimius Liebe zu ihr mit ſo lebendigen Farben, daß ſie endlich nicht länger zu widerſtehn vermochte, und durch den erſten Kuß der Liebe den Halbtodten, der alles für einen Traum ſeiner zerrütteten

Phantaſie hielt, in ein ſchöneres Leben zurück rief. —

Bei dieſem glücklichen Wechſel der Dinge genas er merklich, und bald ſchwand ſeine Krankheit. Seine Dankbarkeit gegen Alexander kannte keine Gränzen; aber dieſer fühlte den innern Lohn, den das Bewußtſeyn einer edeln That gewährt, nur halb; er hörte die dankbaren Ergießungen ſeines überwallenden Herzens mit ſtiller Wehmuth, und weinte im Verborgenen die Thräne, die er öffentlich nicht zeigen durfte. — Die Verlobung des neuen Paares ging in aller Stille vor ſich, und eben ſo wurde gleich darauf die Vermählung ohne Pracht und Geräuſch vollzogen. Bald nach ihr verließ Septimius, nach einem Abſchiede von ſeinem Freunde, den zu ſchildern einem geübtern Pinſel vorbehalten bleiben muß, Griechenland mit ſeiner jungen Gattin, und ging nach Rom, wo ihn die allgemeine Freundſchaft, und ſie die allgemeine Bewunderung der jungen Patrizier, und eben darum der allgemeine Neid ihrer Mitſchweſtern empfing,

die durch sie so ganz verdunkelt wurden. — Die mannichfaltigen Proben, die er von seiner Geschicklichkeit, von seinem Geiste, seinen Einsichten und Fähigkeiten gab, hoben ihn bald empor: er wurde Tribun und Prätor, und war nach Verlauf einiger Jahre sogar so glücklich, seinen Mitbewerbern den Rang abzugewinnen, und sich mit der consularischen Würde bekleidet zu sehen.

Wie so ganz anders, so ganz verschieden von dem seinen war indeß Alexanders Schicksal. Das Gefühl seines Unglücks nagte an seinem Innern, und raubte ihm jeden Genuß des Lebens. Aber noch hatte es nicht die letzte Stufe erreicht, bald sollte er vollkommen unglücklich werden. — Leucosia's Verwandte hatten die ganze Sache erst dann erfahren, als es zu spät war, sie zu hindern. Sie glaubten die Ehre ihres Hauses dadurch gekränkt, und schrecklich wüthete ihr Zorn. Laut zeigten sie ihn: er sey seiner Braut überdrüssig geworden, und habe sie einem Fremden auf eine schimpfliche Weise überlassen. Vergebens trat der Jüngling im

Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, mit der hinreiſſendſten Beredſamkeit gerüſtet, auf: vergebens legte er den Richtern die ganze Sache, der Wahrheit gemäß, mit dem unverkennbaren Stempel derſelben dar — umſonſt! Die Grundſätze der Stoa hielten zum Theil die Probe der Geſetze nicht aus, und was jene gebot, nannten dieſe ſtraffällig. Er konnte überdies die Anklage nur durch Worte, nicht durch Thatſachen von ſich ablehnen, und ſo verurtheilten ihn die beſtochenen, partheiiſchen Richter zu einer Geldbuße, die ſein Vermögen um die Hälfte überſtieg. Verzweiflungsvoll bot er alle ſeine Freunde auf, ihn vom unvermeidlichen Untergange zu retten; aber wie gewöhnlich es im Leben der Fall iſt, alle verließen ihn, und er ſelbſt wurde nach dem Buchſtaben des Geſetzes eingezogen, der Rechte des Freigebohrnen beraubt, und als Sklave verkauft, um die beſtimmte Summe zu ergänzen. Ein fremder Kaufmann erkannt ihn mit noch mehreren Sklaven, und führte ihn, durch ſeine Bitten ungerührt, durch ſeine

Klagen unbewegt, mit diesen rohen Halbmenschen in das wüste, unfruchtbare Thrazien, wo er ein Landhaus besaß. Hier mußte der Unglückliche die niedrigsten, beschwerlichsten Arbeiten verrichten, und wurde mit der empörendsten Grausamkeit behandelt. Ein Zustand, der ihm bei seinem weichen, empfindungsvollen Herzen, bei seiner ehemaligen glücklichen Lage und dem Gedanken, wie selig er jetzt in Leucosia's Armen seyn würde, hätte Septimius nicht das schwerste Opfer der Freundschaft begehrt, nur noch bittrer und trauriger wurde.

Erst beim Anfange des zweiten Jahres schien sich die Härte seines Schicksals mildern zu wollen. Auf einem Treibjagen, auf dem er Manticlus — so hieß sein Gebieter — begleiten mußte, bemerkte dieser seine Geschicklichkeit im Erlegen, zog ihn näher an sich, ließ sich von jetzt an stets von ihm begleiten, befreite ihn von allen andern Dienstleistungen und machte seine Lage erträglicher. Aber sie blieb dennoch Sklaverei, und selbst die goldne Fessel drückt; und

so

so benutzte er die Gelegenheit, die sich bald darauf ihm zur Flucht anbot, ohne zu zaudern, wanderte, in der steten Angst, ergriffen und zurückgeführt zu werden, um die Nächte, und verbarg sich am Tage in Wälder, Höhlen und Gebüsche. Oft waren seine Verfolger ihm nahe, oft hatte er die drohendsten Gefahren zu bestehen, aber dennoch kam er frei und ungefährdet in Rom, dem Ziele seiner Wanderung, an.

Unschlüssig, wohin er sich wenden solle, irrte er umher, und betrat das Forum, als er hier seinen Freund Septimius mit allen Insignien des Consulats, umgeben von Lictoren und Accensen, auf dem richterlichen Stuhle, und um ihn das Volk haufenweise versammelt sah, das seiner Ausspräche harrte. Er mischte sich unter die Menge, hörete die Augen seines Freundes, und suchte sich ihm auf alle mögliche Weise bemerkbar zu machen, aber vergebens! Seine Gestalt war von Gram und Elend zu sehr entstellt. — Gegen Abend, als der Consul den Sitz verließ, wollte er sich zu ihm drängen, aber die

Lictoren trieben ihn, seiner ärmlichen Kleidung wegen, zurück. Unwillig ging er, und beschloß, ihn am andern Morgen in seiner Wohnung aufzusuchen; aber indeß stellten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen. Wo die Nacht verweilen? da er nirgends Bekannte zählte, die ihm gastfrei entgegen kommen würden.

Noth kennt keine Gesetze! — Die Gegend um Rom ist bergicht, in diesen Bergen waren Höhlen gehauen, in denen zum Theil die Asche der Verstorbenen bewahrt wurde, die aber auf der andern Seite das verborgene Asyl der lichtscheuen Frevel und der Aufenthaltsort von Räubern und Mördern war. — Ohne das zu ahnen, warf der unglückliche Alcander, von der weiten Reise ermüdet, sich nieder am Boden, und sank bald in den erquickendsten Schlummer. Um Mitternacht erschienen zwei der Elenden, die hier hauseten, die von einem begangenen Raube rückkehrten, und machten Anstalt, diesen unter sich zu theilen, ohne Alcandern zu bemerken, der noch im-

mer ruhig ſchlief. Bei der Theilung aber geriethen ſie in Streit, erhitzten ſich, ließen ſich in Thätlichkeiten und endlich gar in Kampf ein, in dem der eine ſeinen Gegner mit einem gewaltigen Schlage zu Boden ſtreckte, und dann ſchnell die Höhle verließ. Früh am andern Morgen fand man den ermordeten Körper, und daneben den ſchlummernden Alexander, auf den man ſofort den Verdacht des Mordes wälzte. Man weckte ihn unter Schmähreden, beſchuldigte ihn des Raubes, von dem ſich ein Theil verborgen fand, erklärte ſeine Überraſchung und ſein Erſtaunen für Verwirrung der Schuld, ſeine Schwüre für Meineide, und führte ihn ſelbſt gefeſſelt in den Kerker. Dem Unglücklichen war die Welt verhaßt und das Leben eine Qual; er beſchloß, ſich ſeiner zu entledigen und alles einzugeſtehen, was man ihm vorlegen würde, um den Tod zu ſuchen und zu finden. — Sofort ward er gefeſſelt vor Septimius Richterſtuhl geführt, der ihn noch immer nicht erkannte. Alles ſprach gegen ihn, er ſelbſt leugnete nicht, und ließ das

Todesurtheil über sich sprechen, das er ohne alle Bewegung hörte. Aber gegen seine Wünsche erhellte sich der Schleier, der seine Unschuld deckte. Der wahre Thäter hatte seinen Raub feil geboten, ward ertappt und eingezogen, und hatte in der ersten Verwirrung alles eingestanden. Laut jubelte das Volk Alexandern zu, laut jubelnd zerbrach es seine Fesseln, aber finster und mürrisch blieb dennoch sein Blick. Man staunte; aber man staunte noch mehr, als plötzlich Septimius, der ihn erkannte, seinen Sitz verließ, mit offnen Armen auf ihn zu eilte, und mit den Worten: »Und Alexander konnte mich zu seinem Mörder machen wollen?« ihn auf das zärtlichste an sein Herz drückte, und ihn dann wie im Triumphe, von allem Volke begleitet, mit sich in seine Wohnung führte. — Hier lebte er jetzt seine Tage in Gesellschaft des Mannes, um den er so viel gelitten, so viel geduldet hatte. Septimius und Leucosia's sorgende Freundschaft strebte, ihm die Widerwärtigkeiten vergessen zu lassen, die er erlebt, und die sein Daseyn so häufig verbittert hatten.

Catilina's Verschwörung gegen Rom.

Noch hatte Rom nicht aufgehört, die Folgen jenes mörderiſchen Fechterkrieges in ſeinem Innern zu verſpüren, als eine wenigſtens eben ſo ſchreckende Gefahr ihm drohte. Nicht Erſchütterung, nicht Verminderung ſeiner Größe hatte es zu befürchten, nein! ſein ganzes Daſeyn, ſeine ganze Erhaltung ſtand auf dem Spiele

Lucius Sergius Catilina, ein Enkel des großen Sergius Silus, gewiß einer der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit, war, obſchon ſelbſt Römer, dennoch Roms furchtbarſter Feind. Zwar war er Sprößling einer edlen patriziſchen Familie, zwar gab er in ſeiner Jugend die vielverſprechendſten, ſchönſten Hoffnungen; aber er bewies ſich jener unwürdig, und täuſchte die Erwartungen, zu denen dieſe zu berechtigen ſchienen. Obſchon der feinſte Heuchler, obſchon der

begehrendste Wollüstling, der unsinnigste Verschwender, ja von mehreren Seiten betrachtet, der immoralischste Mensch, war er doch auf der andern Seite geistvoll, hinreissend beredt, gebildet tapfer, muthig in Gefahr, ausdauernd, kam es auf Erreichung seiner Absichten an. — Doch von der Natur mit so mannichfaltigen Gaben ausgerüstet, die ihn, hätte es das Beste des Staates gegolten, im Felde, wie im Cabinette, als Feldherr und als Staatsmann gleich berühmt hätten machen können, wandte er sie nur, seiner Bestimmung entgegen, zu seiner eigenen Schande, und zur Bedrängniß und Unterdrükung des Vaterlandes an.

Kaum war er der elterlichen Obhut entronnen, kaum hatte er als Jüngling die Fesseln des Zwanges, die vorher ihn drückten, zerbrochen, als er sich ungescheut alle dem überließ, wozu sein schwarzer Charakter ihn antrieb, und von jetzt an war nichts ihm heilig. — Frevelnd zerriß er die Bande der Religion und des Gesetzes, frevelnd die der Freundschaft, der Natur und der Liebe.

Schon als unter Sulla's Dictatur, die in eine frühere Epoche fiel, jenes schreckliche, in der Geschichte und in Roms Jahrbüchern beispiellose Blutbad im Herzen der Republik und im Innern der Hauptstadt wüthete, schon da machte sich Catilina zuerst bekannt, und ließ zuerst ahnen, was in der Folge von ihm zu befürchten sey. Durch ein für Rom wahrhaft unglückliches Ohngefähr entging er der Proscription, und seine Gnade vor Sulla's Augen. Sie zu verdienen und des Tyrannen Freundschaft zu erwerben, ergriff er, von Blutdurst getrieben, das Schwert, gegen seine eigenen Freunde, seine eigenen Mitbürger zu wüthen, und erwarb sich durch die mit so gräßlichen Umständen verknüpfte Ermordung des Marius Gratidianus, eines schuldlosen Mannes, dessen einziges Verbrechen es war, durch Blutsfreundschaft mit Sulla's furchterlichstem Gegner, dem Cajus Marius, verbunden zu seyn, aller Biedermänner Abscheu und Verachtung.

Dieser einzige Frevel schon hätte mit

dem Oſtracismus beſtraft zu werden verdient, und ſicher wäre er ihm in früheren Zeiten geworden; — jetzt aber war der Unwille des Senates ohnmächtig, und das Volk an die Sklavenkette gefeſſelt. Als begünſtigter Favorit der berüchtigten, aber mächtigen Fauſta, geſchützt durch Sulla's Allgewalt, durfte er ſeine Feinde verlachen.

Doch unter den Vorwürfen, die man ihm auf das gegründetſte machte, war dieſer noch bei weitem nicht der empörendſte. Nicht allein, daß Roms edelſte Jungfrauen, durch ſeine körperliche Wohlgeſtalt gelockt, durch ſeine Scheinvorzüge geblendet, durch ſeine Schwüre und Meineide betrogen, als Opfer ſeiner liſtigen Verführung gefallen waren: nicht allein, daß er ſich leichtſinnig in eine ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt hatte — er war ſogar der Blutſchande, und was in Rom für eine noch größere Entheiligung angeſehen wurde, des ſträflichen Umganges mit einer veſtaliſchen Prieſterin überwieſen; überwieſen, daß er, taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit, Menſchheit und

Natur, ſeinen eigenen Sohn vergiftet, ſeine Gemahlin ermordet, und bei ihrem Leichenbegängniſſe, bei ihrer Todtenfeier, ohne zu erröthen, die Hochzeitsfackel auf's neue angezündet, und ſich mit einer feilen, allen Wüſtlingen Roms nur zu genau bekannten Dirne, der Aurelia Oreſtilla, verbunden hatte. — Doch bis jetzt hatte er größtentheils nur in ſeinem Kreiſe geſchadet, jetzt ſollte er die Geiſſel des Vaterlandes werden. —

Als Proprätor in Afrika — eine Würde, die nur ungeheure Beſtechungen, nur offenbare Ungerechtigkeiten ihm hatten verſchaffen können — erlaubte er ſich Unterſchleiſe und gewaltſame Erpreſſungen, und wurde deshalb öffentlicher Ehrenſtellen für unfähig erklärt. — Eine faſt unerhörte Beſchimpfung! Vom heißeſten Durſt nach Rache beſtürmt, verband er ſich mit zwei ſeiner würdigen Menſchen, dem Cnejus Piſo und Publius Antronius, zu einem beiſpielloſen Wageſtücke, — den Senat in der Curie ſelbſt bewaffnet zu überfallen, und ſeine

Feinde, nahmentlich die damaligen Conſuln Lucius Cotta und Torquatus, zu ermorden. Aber das Schickſal erhielt dieſe würdigen Männer; durch einen Zufall ward der Mordplan entdeckt, durch ein Ohngefähr vereitelt, und nur mit Mühe entging Catilina dem Exil, da ſein Schutzgott nicht mehr lebte. — Mit ſo ruchloſen, empörenden Frevelthaten belaſtet, konnte es nicht anders ſeyn, ſein eigenes Bewußtſeyn mußte ihn an den Abgrund erinnern, in den er ſo muthwillig verſunken war; das bewies ſein unſtäter, ſcheuer Blick, ſeine Verwirrung, ſeine wechſelnde Farbe. Deutlich lag auf ſeinem Antlitz der Stempel der Verworfenheit, mit dem die rächende Natur ſelbſt die Stirne des Verbrechers brandmarkt, und der unverkennbar bleibt, wenn er ihn auch unter der Larve der Frechheit verbirgt. Aber dennoch übertäubte er dieſe innere richtende Stimme, dennoch wagte er, obwohl er mit Beſtimmtheit wußte, daß ſeine Verbrechen das Geſpräch der Stadt, das Wiegenlied der Kinder war, obgleich er ſich ſchon ein-

mal ſchimpflich abgewieſen geſehn hatte, auf's neue, um die erſte Würde des Staates, um das Conſulat zu ambiren. Was er bei kalter Überlegung und ruhiger Prüfung hätte ahnen müſſen, geſchah; er ward übergangen, und Marcus Tullius Cicero, dieſer biedere und einſichtsvolle, als Redner und Staatsmann gleich berühmte Römer, ihm vorgezogen. Schrecklich wüthete ſein Zorn, als er dieſe ſeine letzte Hoffnung, ſeinen letzten Wunſch vereitelt ſah, und ungehindert beſchloß er, ihn rächen zu laſſen. — Durch ſeine Verſchwendung verarmt, durch ſeine ſchreienden Schulden gedrückt, über die Vernichtung jenes Mordplans ergrimmt, von Ehrſucht getrieben, von Rache getrieben, faßte er den ſchrecklichen und kühnen Entſchluß, jene Zeiten des Sulla, an die man nur mit Schaudern noch dachte, [illegible] kehren zu laſſen in Rom, Verſchwörungen anzuzetteln, durch Umwälzung im Innern die Grundfeſten des Staates zu erſchüttern, dann in der allgemeinen Verwirrung die alleinige Oberherrſchaft zu erkämpfen.

Feinde mit dem Bannſtrahl zu zerſchmettern, theils um ſeinen Durſt nach Rache zu kühlen, theils um mit ihrem Vermögen ſeine häuslichen Umſtände zu verbeſſern. — Nur zu ernſtlich war es ihm damit gemeint, nur zu bald ſchritt er zur Vorbereitung und Ausführung ſeiner Abſichten.

Man ſollte mit Grund vermuthen, daß einen Menſchen der Art eine allgemeine Verachtung, ein allgemeiner Abſcheu getroffen hätte, und daß ein jeder ſelbſt den Schein eines entfernten Verhältniſſes mit ihm vermieden hätte Aber nein! Rom ſtand damals auf einer tiefen Staffel der Sittenverderbniß. Vater- und Freundesmörder, Religionsentweiher und Banditen wandelten in ihm umher, und reich an den ſcheußlichſten Verbrechen war die Geſchichte jedes. Nur zu viele ſeines gleichen, die Freunde zählte Catilina, und die Freundſchaftsdienſte erwies er wer von ihnen eines falſchen that, wer einen Feind aus dem nahm, wer bei irgend einer

Frevelthat einen Gehülfen wünſchte, er wandte ſich an ihn und fand willig Erhörung, willig Unterſtützung. — Sein Anhang beſtand nicht allein aus Gladiatoren und Sklaven, der verachteſten Menſchenclaſſe in Rom, nicht allein aus Buhlerinnen und feilen Weibern; ſogar Magiſtratsperſonen vom erſten Range, Prätoren, Volkstribunen und Conſularen waren unter ihnen. Größtentheils zwar die zügelloſeſten Jünglinge, die, mit Schulden bedekt, vor keinem Verbrechen zurükbebten, aber nicht ohne Gewicht und Anſehn im Staate waren. Dieſe ſollten ihm zur Erreichung ſeiner Abſichten behülflich ſeyn, durch ſie wollte er das Volk aufwiegeln, mit ihnen Rom verderben. In dem feſten Entſchluß, alles zu wagen, berief er ſie ſammtlich zuſammen, unter ihnen Lentulus, Leca, Fulvius, Gabinius und Statilius, führte ſie in ein abgelegenes Gemach ſeiner Wohnung, machte ſie mit ſeinen Planen bekannt, und forderte ſie mit hinreiſſender Beredſamkeit auf, ihm zu folgen.

„Ich habe euch zu mir berufen laſſen,

Römer,« redete er sie feierlich an, »denn ich bedarf eures Rathes und eurer Unterstützung. Der Freund bittet, der beleidigte Römer fordert sie von euch! Ihr errathet die Ursache dieser Zusammenkunft, denn ihr seyd Glieder Eines Staates, ihr seyd Römer. Euch Alle, die ihr mehr als einmal Alle in Einem, und Einer in Allen verhöhnt seyd; euch, die ihr euren Nacken unter das schmähliche Joch eines tyrannischen Senates und eines anmaßenden Consuls zu biegen gezwungen seyd; euch, denen zum Theil die gebührendsten Ehrenstellen verweigert sind, die ihr auf das ungerechteste von der Verwaltung öffentlicher Aemter ausgeschlossen seyd; euch, die ihr eure Ehre mehrmals tödtlich verwunden lassen, und doch habt schweigen müssen; wozu ich euch auffordern muß? was ich euch zu sagen habe? Greift in euren Busen, fragt euer gekränktes Selbstgefühl, und ich werde nicht erinnern dürfen, wozu? Ich werde nicht sagen dürfen, für wen ihr das Schwert zu ergreifen, welche Fesseln ihr zu brechen habt! Oder ist einer

unter

unter euch, der Phlegma genug beſitzt, es kaltblütig anzuſehn, wie ſeine Rechte geſchmälert werden und ſeine Ehre verſpottet wird? Keiner gewiß! Was alſo zu thun iſt, iſt feſt. Das Volk muß auf unſere Seite gebracht werden; vereint mit ihm, geleitet von unſern Sklaven, Söldnern und Clienten — denn keines Beiſtand muß uns zu geringe ſcheinen — müſſen wir das Capitol, die Curie und alle feſten Plätze mit dem Schwerte in der Hand erobern und beſetzen. Aus unſerer Mitte wählen wir einen neuen Senat, aus unſerer Mitte beſetzen wir alle Ehrenſtellen und Würden, und dann wird alles uns zuſtrömen, dann mögen ſie zurückkehren, jene Zeiten des Sulla, in denen wir glücklich waren! — Zaudert ihr noch? — Seht, in der Ferne winken uns Siege, Reichthümer und Anſehn! Mit dem Schwerte bezahlen wir unſere ſtolzen Gläubiger, die uns des Abends in den Schlaf ſingen, und des Morgens aus der Ruhe reißen! durch Proſcriptionen und Confiscirungen, die ich euch feierlich verheiße, bereichern wir uns! —

So große Vortheile können wir erringen, und was hindert uns daran? Denn welche Gefahren ſtellen ſich uns entgegen? Im Gegentheil, Alles iſt für uns, Alles verheißt einen glücklichen Ausgang, Alles prädeſtinirt einen gewiſſen Sieg! Nicht allein, daß ſich der Kern des Adels auf unſere Seite neigt; nicht allein, daß wir das Volk mit leichter Mühe für uns ſtimmen werden; wir haben uns kaum einem Feinde gegenüber zu ſtellen! — Ferne in Aſien kämpfen unter Pompejus Anführung die römiſchen Kriegsſchaaren, in ſorgloſer Unthätigkeit ſchlummert der Senat; der heimlichen Mißvergnügten ſind dahingegen viele, und Sulla's Veteranen ſtreben ſchon lange nach Ausſicht auf Beute! — Auf denn alſo, Freunde! auf denn, Römer! was iſt euer Entſchluß?«

Und beſeelt von der frohen Hoffnung, ſich ihrer drückenden Schuldenlaſt entledigen und Reichthümer erwerben zu können, ſtimmten Alle ihm bei. — Feierlich dankte ihnen Catilina, und forderte ſie dann zum Schwur der Treue auf. »Laßt uns ſchwören in die-

ſer geweihten Stunde der Nacht,« fuhr er fort, »bei unſerem Durſte nach Freiheit, bei unſerem feierlichen Bunde, daß wir ein ſchweres Gericht über unſere Feinde halten, die Staatsverwaltung beſſern und niemand über uns erkennen wollen! Laßt uns ſchwören, daß keiner den andern verlaſſen wolle im ſchreckenden Getümmel, ſondern daß einer für des andern Blut ſein Blut wage, einer für den andern ſiege oder ſterbe! Schwören laßt uns ein heiliges Stillſchweigen, ſchwören eine heilige Treue uns ſelbſt! Schande und Schmach falle auf den Wort- und Bundbrüchigen: Schimpf und Hohn treffe den Treuloſen, tauſendfältiger Tod von jedem Bundesgliede den Abtrünnigen aus unſerer Mitte!« — Und mit gehobenen Schwertern ſchwuren Alle. Dann ergriff er einen Dolch, gebot allen, ſeinem Beiſpiele zu folgen, brachte ſich eine leichte Wunde bei, vermiſchte das Blut mit Wein, und trank laut auf den Untergang ſeiner Feinde! Erſt beim Anbruch der Nacht trennte man ſich.

Wenige Tage darauf verſammelte er ſie abermals in der Nacht im Hauſe des Marcus Porcius Laeca, und verabredete das Nähere mit ihnen. — Cajus Manlius, der in der Stille ein nicht unbeträchtliches Heer geworben hatte, ging mit allen Feldherrenzeichen bekleidet, ſogar mit dem ſilbernen Adler, den Cajus Marius im Kriege gegen die Cimbrer führte, nach Fäſula ab; Septimius Camertinus beſetzte das pireniſche, Cajus Julius das apuliſche Gebiet. Cethegus erhielt den Auftrag, Waffenvorräthe zu ſammeln, die übrigen Verſchwornen vertheilten ſich bewaffnet auf alle öffentliche Plätze und wiegelten das Volk auf. Alles nahte dem entſcheidenden Ausgange; aber Roms höhere Beſtimmung überwog, der ganze Plan wurde entdeckt und vereitelt, vereitelt durch Catilina's tödtlichſten Feind Marcus Tullius.

Quintus Curius, ein Mitglied dieſer verderblichen Verſchwörung, war einer der thätigſten Helfershelfer des Plane des Catilina, aber zum Unglück für dieſen, einer der

ſchwatzhafteſten. Eben dieſe Geſchäftigkeit, mit der er ſich der Sache annahm, verleitete ihn zu dem ſtolzen Glauben, er allein ſey es, der die Räder des großen Werkes lenke, und dieſer wieder, zu Prahlereien am unrechten Orte. Fulvia, eine allbekannte Buhlerin war es, die ihn in ihren Feſſeln hielt, und eine völlige Gewalt über ihn beſaß. Bald merkte ſie die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und ihren ſcharfen Blicken entging es nicht, daß ungewohnte Plane ſeinen Geiſt beſchäftigten, denn der friedliche Corius, der vorher nie etwas mit Waffen zu thun haben mochte, erſchien jetzt nie anders, als völlig gerüſtet bei ihr, und nahm, wenn ſie ihn befragte, eine ſo myſtiſche Miene an, daß er ihre Neugier nur höher ſpannte: und er, der arm und mit Schulden bedeckt war, ſtimmte jetzt auf einmal einen ſtolzen Ton an, bravirte mit Heldenthaten, die er zu thun gedachte, und verſprach ihr Reichthümer und Schätze. Anfangs widerſtand er zwar, eingedenk des geleiſteten Eides, ihren Fragen und Bitten,

aber nicht lange. Berauscht von ihren Liebkosungen, benebelt von geistigen Getränken, die sie ihm bis zum Überfluß aufgedrängt hatte, erlag der gute Curius in einem schwachen Augenblick, und bald wußte sie alles. Die Sache schien ihr indeß zu bedenklich, um sie zu verheimlichen; ungesäumt brach sie den geleisteten Schwur des Stillschweigens, ging am andern Morgen zum Consul, und entdeckte ihm alles, mit der Bedingung, den Geliebten zu schonen.

Tullius war ein zu hellsehender Staatsmann, als daß ihm diese Nachricht so ganz unerwartet hätte kommen sollen. Jene Werbungen des Manlius, der bisher allgemein für Catilina's vertrautesten Freund gegolten hatte, waren ihm nicht unbekannt; er vermuthete, daß dies alles nur geschehn sey, um seine Aufmerksamkeit von Catilina'n selbst, den er als seinen Todfeind lange in Verdacht hatte, abzuziehn. Aber es fehlte ihm an Gewißheit, und diese erhalten zu haben, war ihm aus mehr als einem Grunde theuer. Er lobte den Eifer der Verrätherin,

und verlangte, ihren Geliebten selbst zu sprechen. Zitternd erschien er, aber Lullius sprach ihm Muth ein, und verhieß ihm sogar Belohnungen, wenn er, als ob nichts vorgefallen wäre, den Versammlungen der Verschwornen auch ferner noch beiwohnen, und ihm jeden ihrer Plane entdecken wolle. Bei seiner natürlichen Furchtsamkeit, und überdies durch den Gewinn gelockt, versprach er alles, und spielte die ihm aufgetragene Rolle mit vieler Feinheit.

So war es denn natürlich, daß der Consul alle Plane der Föderirten schon im Keime vernichten konnte, und alle Mitglieder der Verschwörung kennen lernte, unter denen, wie er vermuthete, sein eigener Amtsgeführte, obwohl unerkannt, war. Indeß erforderte die immer drohendere Gefahr ernstliche Maaßregeln: denn nicht allein, daß Catilina's und seines Freundes Werbungen mit nur zu vielem Glücke vor sich gingen; nicht allein, daß er alles, und sogar Lustdirnen, unter diesen die berüchtigte Sempronia, zur Angel gebrauchte, sich Anhänger

zu verſchaffen; ſchon nahte die Ausführung ſeiner ruchloſen Plane, ſchon ſetzte er alles in Bewegung, den entſcheidenden Streich zu wagen. Ihn mit ſeinen Genoſſen verhaften zu laſſen, wäre das unfehlbarſte Mittel geweſen, die ganze Verſchwörung zu vernichten; aber dazu war die Gewalt des Conſulats zu beſchränkt, denn einen römiſchen Bürger einen Patrizier aufzuheben, hätte für einen Eingriff in die Rechte des Staates gegolten, und um ſo mehr, da es ihm an geſetzlichen, vollgültigen Beweiſen fehlte, wofür der einzige Curius nicht gelten konnte. Aber Volk und Senat auf die nahe Gefahr aufmerkſam zu machen, beſchloß er, und das gelang ihm durch heimlich ausgeſtreute Gerüchte. Alles gerieth in Bewegung, und um ſo mehr, da man den Feind, den man zu fürchten hatte, nicht einmal kannte. Ja die Conſuln erhielten den Auftrag, für die Ruhe und Sicherheit des Staates zu wachen, der gewöhnlich gegeben ward, wenn irgend eine Gefahr dem Vaterland drohte. Das war es, was Tullius hoffte, denn von

dieſer Aegide gedeckt, durfte er ſelbſt das Schwierigſte unternehmen, und um die Republik zu ſichern, alles wagen. Ja bald darauf erhielt er unbeſchränkte Vollmacht zu allem, und unbeſchränkter, wie ſie je noch ein Conſul erhalten hatte. — Craſſus, Marcellus und Metellus, drei der angeſehenſten Römer, hatten unter den Verſchwornen Freunde und Bekannte, die ſie, um ſie zu retten, in anonymen Briefen dringend aufforderten, Rom ſchleunig zu verlaſſen, weil eine fürchterliche Gefahr ihnen drohe. Beſtürzt hatten dieſe ſie dem Senate mitgetheilt, und jetzt, da man ſah, daß man nicht durch Luftgebilde, ſondern durch wirkliche Gefahr geſchreckt und bedroht ſey, beſchloß man, alles anzuwenden, ihr entgegen zu ſtreben. Schleunig wurden zwei Heere geworben, und eins den Conſuln nach Etrurien, Picenum und Apulien entgegengeſandt, das andere zur Sicherung der Hauptſtadt zurückgelaſſen.

Schrecklich erwachte Catilina's Zorn, da er wohl einſah, daß ſeine geheimſten

Plane, seine schlauesten Maaßregeln vereitelt waren. Daß einer der Seinigen ihn verrathen habe, daran war nicht zu zweifeln; er stellte die genauesten Untersuchungen an, aber vergebens! denn gerade auf Curius weilte sein Verdacht am wenigsten. — Indeß verließ ihn sein Muth und seine Entschlossenheit keineswegs. Vorher hatte er den heimlichen Meuter spielen wollen, jetzt beschloß er, an der Spitze seiner Rotten, mit Manlius vereint, als öffentlicher Empörer aufzutreten. Und dies schien einen desto glücklichern Ausgang zu versprechen, da Manlius durch Streifereien und Plünderungen bereichert, und durch Mißvergnügte, Sklaven und Landleute, die ihm von allen Seiten zuströmten, ansehnlich verstärkt war, und mit jedem Tage bedeutendere Vortheile gewann. Diese Nachricht erregte Aufsehn in Rom, und um so mehr, da die größtentheils bestochenen Augurn verkündeten, daß feurige Wunderzeichen und Cometen am Himmel erschienen, daß die Bildsäulen des Jupiter Stator und mehrerer anderer Gott-

heiten umgestürzt und die metallnen Gesetztafeln geschmolzen wären; und laut versicherten sie überall, die Unsterblichen selbst deuteten den Verfall der Gesetze, den Umsturz der Republik und den Untergang des gesammten Staates dadurch an.

Zwar begriff Catilina wohl, daß er hierdurch etwas gewonnen habe, aber dennoch mußte er alles befürchten, so lange Tullius lebte, denn dieses Wachsamkeit, dieses Klugheit, dieses List sogar, war und blieb ihm schrecklich. Ihn aus dem Wege zu räumen, in ihm sein unübersteiglichstes Hinderniß fallen zu lassen, war sein erster nothwendiger Entschluß. Bald schritt er zum Versuche der Ausführung.

Lucius Vargunteius, selbst ein Mitglied des Senates, und Cajus Cornelius, ein römischer Patrizier, zwei seiner vertrautesten Freunde, nahmen es auf sich, ihn von dieser Sorge zu befreien. Von mehreren Bewaffneten begleitet, wollten sie in der Nacht, unter dem Scheine eines dringenden Anliegens, ihn in seinem Hause zu sprechen ver-

langen, überfallen und ermorden, und schon der folgende Abend war zur Ausführung bestimmt. Aber leicht ward es dem Consul, sie zu vereiteln. Crassus, der seinem Versprechen getreu, ihm jede Unternehmung der Meuter berichtete, säumte nicht, ihn mit der Gefahr, die ihm drohte, bekannt zu machen, und alsobald traf er Gegenanstalten. Vereint mit mehreren seiner Freunde durchwachte er die ganze Nacht, bewaffnete seine Hausgenossen, verriegelte seine Thüre, um auf jeden Fall gesichert zu seyn, und ließ dann die Meuchelmörder, die sich in der That einstellten, abweisen. Unter lauten Schmähreden und Drohungen mußten sie sich endlich entfernen.

Über das Mißlingen dieses für ihn so nothwendigen Planes erzürnter als je, und überdies durch den Tags vorher erlassenen Senatsbeschluß, durch den dem öffentlichen Angeber der muthmaßlichen Verschwörung Amnestie und ansehnliche Belohnungen verheissen waren, besorgter als je, versammelte Catilina noch in der nämlichen Nacht alle

seine Freunde, sprach mit lautem Zorn gegen den unbekannten Verräther, bewies ihnen, daß durch Schnelle vielleicht noch zu helfen sey, und faßte dann den gemeinschaftlichen Entschluß, um die zwölfte Stunde der morgenden Nacht den entscheidenden Streich zu führen. Aber obgleich Curius durch einen Zufall, der für Rom gefährlich hätte werden können, bei dieser Berathschlagung nicht zugegen war, kam Catilina dennoch dem Ausbruche zuvor. Denn jetzt, da Mordplane gegen ihn geschmiedet wurden, jetzt beschloß er, das Heil des Staates und seine eigene Erhaltung nicht länger zu wagen, und die ganze Sache in ihrem ganzen Umfange, wie sie ihm bekannt war, der öffentlichen Berathschlagung vorzulegen.

Ungesäumt berief er also am nämlichen Morgen den Senat im Tempel des schützenden Jupiters, erschien selbst, unter dem consularischen Ornat mit einem Panzer versehn, und umgab den Versammlungsort mit starken Wachen, um für jeden Überfall gesichert zu seyn. Diese ungewöhnliche

Zuſammenkunft, dieſe befremdenden Vorkehrungen erregten natürlich ein Aufſehn im Volke, und Catilina war nicht der letzte, der es erfuhr. Aber auch jetzt verließ ihn ſeine Entſchloſſenheit nicht. Mit unerſchütterlichem Trotze beſchloß er, ſeinen Anklägern zu begegnen. Ungerüſtet, ungewappnet, und nur auf den ſchlimmſten Fall mit einem Dolche heimlich verſehen, erſchien er im Tempel, und nahm mit beiſpielloſer Frechheit neben den übrigen Senatoren ſeinen Sitz ein. Über eine ſolche Frechheit ſtaunend, empfingen ihn alle mit lautem Unwillen; ja, als er mit erzwungener Heiterkeit die Verſammlung begrüßte, erwiederten ſelbſt ſeine Bekannte den Gruß nicht, und alle mieden mit ſcheuer Ängſtlichkeit die ihm nahen Sitze. — Tullius, dem ſeine Gegenwart aus mehr als einem Grunde erwünſcht war, verbannte jetzt alle Zurückhaltung und Schonung, erhob ſich mit Anſtand und Würde, redete ihn mit jener hinreiſſenden Beredſamkeit an, die ihm eigen war, und

legte ihm alle seine Plane, alle seine Anschläge offen dar.

»Wie lange noch, Catilina,« sprach er, »wirst du unsere Geduld mißbrauchen? wann wird deine frevelnde Kühnheit sich zu Ende neigen? Oder belehrt dieſe ungewöhnliche Verſammlung, belehren Aller Mienen und Blicke dich nicht, daß deine Plane entdeckt und bis auf ihre geringſten Fäden uns allen bekannt ſind? Belehren ſie dich nicht, daß wir alles, was du unternimmſt, daß wir die Zuſammenkünfte, die du mit den Genoſſen deiner Frevelthaten pflegeſt, und alle ihre Triebfedern wiſſen und durchſchauen? — Zwar hätteſt du Urſache, daran zu zweifeln, denn unbegreiflich ſcheint es, daß der Senat und die Conſuln deine ruchloſen Anſchläge kennen, und daß ſie dennoch nicht ſchon längſt in dir jene Peſt hinweggerafft haben, die Italiens Geiſſel zu werden droht, und um ſo mehr muß es dich befremden, wenn du dich der Maaßregeln erinnerſt, die unſere Vorfahren in ähnlichen Fällen ergriffen und ausübten. —

Lange ſchon, Catilina, hätteſt du den Strang verdient, lange ſchon hätte der Tod dir werden müſſen; aber erkenne meine Milde und verehre ſie: — das Leben ſey dir geſchenkt, nur verlaſſe Rom, verlaſſe Italien zur Stunde, und nimm ſie mit dir, die ſo wie du denken! Geh' in ein freiwilliges Exil, befreie das Vaterland von ſeiner größten Sorge, und ſein Dank ſoll dir werden. — Schon die Vernunft ſollte dir das rathen, und dein eigenes Gefühl dir das befehlen, denn welche Hoffnungen bleiben dir hier? Hier, wo Aller Verachtung dich ſtraft; hier, wo eine Schuldenlaſt dich drückt, die du nie wirſt tilgen können; hier, wo meine Wachſamkeit deine Unternehmungen vereitelt; hier, wo du von meinen Spionen umgeben, von meinen Wachen bedroht, keinen, auch nicht den geringſten Schritt zu unternehmen vermagſt, den ich nicht ſchon im Keime hinderte!«

Eine ſolche Anrede hätte auch wohl den Frechſten entwaffnet; aber Catilina verlor ſeine Faſſung dennoch nicht. Unerwartet

kam

kam sie dem Schlauen nicht, er hatte das erwartet; aber dennoch überraschte sie ihn, wiewohl nur auf einen Augenblick. In einem Augenblick waren alle seine Plane geordnet. Mit heiterem, ruhigem Blick suchte er seine Gegner zu widerlegen, nannte seine Anklage Erdichtung, schob alles auf den Haß seiner Feinde, war frech genug, seinen unbescholtenen Ruf und seinen reinen Lebenswandel für sich sprechen lassen zu wollen, erbot sich endlich, um allen Verdacht zu widerlegen, alle Besorgnisse zu vernichten, sich selbst der Obhut eines vom Senate zu bestimmenden Mannes zu übergeben, und suchte dann mit bewundernswürdiger Feinheit die Sache auf andere Gegenstände zu leiten. — Aber Tullius gebot ihm Stille, und legte dem Senate das ganze Gewebe seiner Bosheit mit so unwiderleglichen Beweisen vor Augen, daß alle Anwesende die gewisseste Überzeugung erhielten. — Aufgebracht erhob sich Catilina, fiel mit bitterm Spotte über ihn her, dichtete ihm die unsittlichsten Sachen an, und verwundete ihn

mit lauten Schmähreden; — doch Alle nahmen sich des Gekränkten an, und geboten ihm, die Versammlung zu verlassen. Jetzt, da er wohl einsah, daß ihm nichts zu hoffen übrig blieb, nahm er die Larve ab, und überließ sich ohne Zurückhaltung seinem Zorne. — »Ihr wähnt, den Sieg davon getragen zu haben,« schrie er hohnlachend, »aber ihr habt euch verrechnet! Du glaubst mich entwaffnet und überlistet zu haben, stolzer Tullius; aber dein Kopf und Roms rauchende Trümmer sollen mich rächen!« — Unter lauten Drohungen verließ er den Tempel, und noch in derselben Nacht Rom, sich mit Manlius zu verbinden. Laut wünschte der Consul sich und dem Vaterlande in einer zweiten Rede Glück, einen so gefährlichen Feind außerhalb seiner Ringmauern zu wissen. »Er hat uns verlassen, Römer,« sprach er, »und mit ihm schied unsere größte Sorge, des Vaterlandes Verderben, des Vaterlandes Geissel. Seine Dolche schrecken uns nicht mehr, aber sein Schwert bedroht uns; Meuterei und Aufruhr dürfen wir

nicht befürchten, wohl aber offenen Krieg. Doch getrost! Rom, die Weltenbezwingerin, Rom, das einen Spartacus schlug, ein Carthago zertrümmerte, einen Mithridates demüthigte, wird auch einen Catilina zerschmettern!«

Lange schon hatte dieser indeß die unbesonnene Äußerung, mit der er Rom verlassen hatte, bereut. Um aber die Stimmung, die sie gegen ihn hervorgebracht hatte, zu vernichten, und um, wo möglich, die Aufmerksamkeit des Senates von sich abzulenken, schrieb er Briefe über Briefe an mehrere Consularen, und unter andern an den Catulus, der das erhaltene Schreiben in der Senatsversammlung laut vorlas. — »Ich weiche meinen Feinden,« hieß es in ihm, weil sie mächtiger sind wie ich. Ich gehe in eine freiwillige Verbannung nach Marseille, obschon ich unschuldig bin, um einen Frieden bei euch rückkehren zu lassen, den ich nie verletzte. Ja, ich werde die Gränze meines Vaterlandes nicht wieder betreten, um meine Gegner mit Gründen zu wider-

legen, die sie bei aller Spitzfindigkeit, bei aller Schamlosigkeit, ohne über sich selbst zu erröthen, nicht werden bestreiten können!« —

Auch Manlius sandte dem Marcius, der sich anschickte, seine Schaaren anzugreifen, eine Bothschaft entgegen, und versuchte ihn zu überreden, daß er nie die Absicht gehabt habe, Rom feindlich zu bedrohen; daß er im Gegentheile erbötig sey, zu jeder Stunde sein Heer zu entlassen, oder sich mit dem seinen zu vereinigen. — Die Absichten dieser Briefe waren so leicht zu errathen, daß sie selbst einem minder scharfsichtigen Auge als dem des weisen Tullius, gedämmert haben würden. Auch nahm man durchaus gar keine Rücksicht auf sie, und da fast zu gleicher Zeit die gewisse Nachricht in Rom eintraf, daß Catilina jenes freiwillige Exil erdichtet habe, und sich im Lager des Manlius befände, und daß auch dieser seine Schaaren durch neue Werbungen täglich vermehre, und jene Gesandtschaft nur erlassen habe, um Zeit zu gewinnen, so wurden

beide nichts deſto weniger für Feinde des Vaterlandes erklärt, Tullius beauftragt, für die Ruhe im Innern zu wachen, ſein Amtsgefährte Antonius aber befehligt, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, obgleich er, als Catilina's ehemaliger Freund, nicht ohne Verdacht der Theilnahme war.

Indeß war Roms Gefahr nichts weniger als gehoben. Zwar hatte Catilina, die Seele der Verſchwornen, die Stadt verlaſſen; aber noch blieben ſeine Anhänger, noch die Föderirten ſelbſt zurück. Sie waren nicht weniger entſchloſſen, als vorher, und ſtanden überdies mit ihrem Anführer, obgleich er abweſend war, durch Briefe und Botſchaften noch immer in Verbindung. Die peinigende Rückerinnerung an ihre drückende Schuldenlaſt; die Hoffnung, Beute, Reichthümer und Gewalt im Staate zu erlangen; Ehrſucht und Blutdurſt ſogar, ſpornte ſie noch immer gleich heftig, und die Gewißheit, in Catilina einen zweiten Sulla aufleben zu ſehn, ließ ihre günſtigen Geſinnungen für ihn unverändert bleiben. —

An ihrer Spitze ſtanden überdies noch immer Männer, die durch ihr Gewicht beim Volke, durch ihren Rang, durch ihren Scharfſinn und ihre unveränderte Entſchloſſenheit nur zu fähig waren, Catilina's Gegenwart zu erſetzen. Unter dieſen zeichneten ſich beſonders zwei Männer, Publius Lentulus Sura und Cajus Cethegus, aus. Der erſte hatte ſchon vor neun Jahren das Conſulat bekleidet, war aber durch den Cenſor Gellius, ſeinen unverſöhnlichſten Feind, ſeiner empörenden Sittenloſigkeit wegen, aus dem Senat geſtoßen. Gerade um dieſe Zeit hatte er ſich um die erledigte Prätur beworben, und, da Wolluſt, dies in Rom damals herrſchende Laſter, und Langſamkeit das einzige war, was man ihm vorwarf, er ſich dahingegen aber eine hinreiſſende Beredſamkeit eigen gemacht, hatte er ſie auch wirklich erhalten. — Der andere war durchaus Catilina's Ebenbild. Daſſelbe Rednertalent, daſſelbe Feuer, dieſelbe Raſchheit und Ausdauer bei Ausführung ſeiner Abſichten, ja ſogar das nämliche Schickſal, denn auch er hatte, da

er anfangs Marianer geweſen war, nur durch ſeine flehenden Bitten, und nur durch Beweiſe ſeiner Tapferkeit, die dem Diktator bekannt waren, Gnade bei Sulla gefunden, und war nachher einer ſeiner eifrigſten Anhänger geworden. Auch am Aufruhr des Lepidus hatte er Theil genommen. — Dieſe beiden Männer ſtammten aus der Familie der Cornelier, unſtreitig der angeſehenſten in Rom, ab; ſie gaben ſogar vor, in den ſibylliniſchen Büchern die Verſicherung gefunden zu haben, daß ſie nach Cinna und Sulla, die dritten ihres Stammes wären, denen die Herrſchaft über Rom vorbehalten ſey. —

Nach Catilina's Wünſchen ſtrebten ſie indeß unabläſſig, die Zahl der Föderirten zu vermehren, um die Kraft des Bundes zu ſtärken; und nur zu ſehr gelang es ihnen, denn die Zügelloſeſten von Roms zügelloſer Jugend und mehrere tauſend Mißvergnügte traten ihnen bei. Aber noch nicht zufrieden damit, ſelbſt mit auswärtigen Mächten beſchloſſen die Kühnen in Unterhandlungen zu

treten, Freundschaftsbündnisse zu schließen, und Unterstützung an Geld und Truppen zu verlangen, um desto kräftiger gegen Rom wirken zu können. Auch das Gelingen dieses Vorhabens schien ihren Wünschen entsprechen zu wollen.

Eine der kriegerischsten Völkerschaften Galliens waren die Allobroger. Zwar waren sie die ersten gewesen, die gezwungen die römische Oberherrschaft jenseits der Alpen hatten anerkennen müssen; aber oft genug hatten sie es versucht, sich ihr entreissen zu wollen; oft genug hatten sie, wiewohl vergebens, Aufruhr und Empörungen angezettelt, diese lästigen Fesseln sklavischer Unterjochung zu brechen. Gerade jetzt hatten sie eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, die Vorstellungen gegen die Härte, mit der man sie behandelte, einreichen, und Beschwerden über die drückenden Tribute, Abgaben und Zölle, mit denen man sie belastete, führen sollte. Aber ungehört hatte sie der Senat entlassen, und auf alle ihre Bitten, Forderungen und Wünsche abschlä-

gige Antwort ertheilt. Mißmüthig und aufgebracht bereiteten sie sich zur Rückreise.

Erwünschter konnte sich den Verschwornen wohl nicht leicht etwas ereignen. Mit Schulden belastet, über eine tyrannische Regierung erzürnt, ohnehin für Waffen und Krieg mit besonderer Vorliebe eingenommen, stand es nicht zu vermuthen, daß sie eine Gelegenheit, sich des drückenden Joches zu entledigen, verschmähen würden, und alsobald ließ Lentulus durch mehrere seiner Vertrauten, und nahmentlich durch einen gewissen Publius Umbrenus, sie anfangs in unbestimmten Ausdrücken, endlich aber laut und frei dazu auffordern. Mit vieler Feinheit erledigte sich dieser seines Auftrages. Laut eiferte er gegen die tyrannischen Anmaßungen und Ungerechtigkeiten, die der Senat sich gegen sie erlaube; laut äußerte er ein inniges Mitleiden mit ihrer unverschuldeten traurigen Lage, und fragte sie endlich, wozu sie entschlossen wären, und was für Hoffnungen sie nährten? Als nun jene, wie er vorausgesehn hatte, in Klagen

ausbrachen, da ergriff er mit angenommenem Feuer ihre Hand, und verſprach, wenn ſie Männer wären und männlich dächten, ihnen Mittel an die Hand zu geben, nicht allein eine vollkommne Unabhängigkeit zu erlangen und zu behaupten, ſondern auch noch andere unſchätzbare Vortheile zu erringen, wenn ſie dagegen verſprächen, alles zu thun, alles zu unternehmen, ihnen in gewiſſen Planen behülflich zu ſeyn. Gerührt verſicherten ſie ihn ihrer ewigen Dankbarkeit, wenn er hielte, was er zugeſagt hatte, und verſprachen, die gewagteſten Schritte willig zu unternehmen, und gränzten ſie auch an Unmöglichkeit, wenn die Rettung ihres Vaterlandes, wenn der ſüßeſte Lohn ihnen würde

Das war es, was er wünſchte und erwartete. Stillſchweigend nahm er ſie bei der Hand, führte ſie in die Wohnung des Decius Brutus, wo mehrere der Verſchwornen verſammelt waren, legte ihnen den ganzen Entwurf offen dar, nannte ihnen alle Theilnehmer, machte ſie aufmerkſam

auf die Stärke des Bundes, und eben deshalb auf den gewiſſen Sieg, und zeigte ihnen endlich die Vortheile, die ohnfehlbar für ſie daraus entſpringen würden. Er verſprach ihnen im Nahmen Aller, völlige Unabhängigkeit von Rom, und Freiheit von allen Tributen, wenn ſie zur Ausführung des Ganzen mitwirken, und Catilina's Heer mit bewaffneter Reuterei, woran es dieſem durchaus gebrach, unterſtützen würden. — Einen ſolchen Antrag hatten die Allobroger nicht erwartet: um ſo mehr überraſchte ſie die Rede des Umbrenus. Ihn unbedingt ablehnen, und ſo vielleicht das Beſte ihres Vaterlandes muthwillig opfern, ſchien ihnen der Vernunft zuwider; dahingegen ihn eingehen, gefährlich. Sie erbaten ſich alſo Bedenkzeit, und Umbrenus bewilligte ſie, obwohl ungerne. Indeß hörte ihre Unentſchloſſenheit nicht auf, und lange blieben ſie mit ſich ſelbſt uneinig, was zu thun ſey. Auf der einen Seite Verluſt und Schmach, auf der andern Gewinn und Ehre; auf der einen Seite Unterdrückung, auf der andern

Freiheit. Welche Wahl ſie hier zu treffen hatten, unterlag keinem Zweifel; aber wenn die Unternehmung unglücklich abliefe, wenn die mächtigen Legionen aus Aſien zurückberufen und die Ausführung der Meuterei vereitelt wurde, dann hatten ſie alles vom Zorne des Senates, alles für ihr Volk zu befürchten; und das war es, was ſie ſchwanken ließ. Aber Roms Schutzgeiſt ſchwebte über ſie und lenkte ihren Willen; — denn eine mächtige Hand mußte es ſeyn, da ſie nur ſchweigen, nur ein Schreiben erlaſſen durften, um Rom zu verderben! — Die Hoffnung, daß ſie bei einer offenherzigen Angabe vom Staate erhalten würden, was vorher ihnen verſagt war, beſtimmte ſie zur Entdeckung, und ungeſäumt gingen ſie zum Fabius Sanga, ihrem Patron, und theilten ihm das Vorhaben der Frevler mit, der ſie zum Conſul führte, wo ſie ihre Ausſage wiederholten. Nichts konnte dieſem gelegener kommen. Denn ſeit Catilina Rom verlaſſen, und Lentulus den Oberbefehl der Föderirten im Innern übernommen hatte,

war Curius von den Verſammlungen ausgeſchloſſen, da man Verdacht auf ihn geworfen hatte, und ſo ſtand des ſchlauen Tullius Allwiſſenheit am Ziele. — Jetzt aber bot ſich ihm auf's neue eine ſeltene Gelegenheit dar, von ihren Schritten unterrichtet zu werden, mit geſetzlichen Beweiſen gegen ſie aufzutreten, und ſie durch ſich ſelbſt überführen zu können. Er befahl alſo den Allobrogern, die eifrigſte Theilnahme für ſie zu heucheln, und alles zu verſprechen, was ſie begehren würden. Da aber die Sache von Wichtigkeit, und überdies es möglich ſey, daß ſich Zweifel bei ihrem Volke regten, wenn ſie ohne Beglaubigung erſchienen, ſo ſollten ſie ein von den Häuptern der Verſchwörung eigenhändig unterzeichnetes und beſiegeltes Schreiben an ihre Fürſten verlangen. —

Wäre Lentulus Auge minder geblendet, und die Geſandten minder ſchlau geweſen, hätte ein ſolches Begehren allerdings Argwohn oder Verdacht erregen müſſen; aber ſo ahnete jener nichts weniger als Verrath,

ging mit Cethegus, Caſſius, Gabinius und mehreren in die aufgeſtellte Falle, und fertigte das verlangte Schreiben aus. Überdies gab er ihnen einen zur Vorſicht anonym abgefaßten Brief an Catilina mit, dem ſie vorher vorgeſtellt werden ſollten, indem er ihn nochmals aufforderte, ſeiner verzweifelten Lage eingedenk, zu allem entſchloſſen zu bleiben, und ſein Heer ſelbſt mit den niedrigſten Menſchen zu ſtärken, wenn ſie ihm ihre Dienſte anböten. Übrigens gab er ihm die Nachricht, der Senat habe ihn und Manlius für Feinde des Vaterlandes erklärt, daß indeß ſein Anhang in der Stadt ſelbſt mit jedem Tage mehr wachſe, und beſonders jetzt durch den Beitritt der Gallier ſtärker geworden ſey, wie er es je ſelbſt im Traume gehofft hätte. — Ein gewiſſer Vulturcius ſollte ſie begleiten, und bald ging die Abreiſe zum Schein vor ſich, aber nur zum Schein, denn einverſtanden mit den Allobrogern, hatte Tullius, ſobald er von allem benachrichtiget war, die Prätoren Lucius Flaccus und Cajus Pomtinus,

zwei der Republik durchaus ergebne Männer, zu ſich berufen, ihnen die ganze Sache mitgetheilt, und ſodann aufgetragen, begleitet von einer Manipel junger rüſtiger Männer die Geſandten zum Schein, den Vulturcius aber ernſtlich aufzuheben und zu verhaften, bis dahin aber ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Und in der That geſchah das. Kaum waren jene bei der milviſchen Brücke, als Pomtinus ihnen Stillſtand gebot, und ſich im Nahmen des Conſuls zu ergeben befahl. Vulturcius wehrte ſich verzweifelnd, wurde indeß überwannt, entwaffnet und in Tullius Wohnung geführt, der die Briefſchaften unverletzt erhielt, und nun, obgleich ſeine Freunde es ihm widerriethen, den Senat zuſammenberief, ehe er ſie ſelbſt eröffnet hatte. Sodann wurden die einzelnen Mitglieder der Verſchwörung, die auch jetzt noch nichts weniger als Verrath befürchteten, und von dem Vorgefallnen nichts wußten, zuſammenberufen. Statilius, Gabinius, Cethegus und Lentulus erſchienen, während jenes Woh-

nung auf einen Wink der Allobroger durchſucht ward, da in ihr ein ungeheurer Waffenvorrath verborgen war, den man alsbald entdeckte.

Vulturcius wurde unter vier Augen vom Conſul aufgefordert, alles zu geſtehen, wenn ihm ſeine Freiheit lieb ſey und er Verzeihung finden wolle; und bald entdeckte er alles. Aber nicht ſo ſeine Freunde — ſie leugneten mit unerhörter Beharrlichkeit. Cethegus behauptete, die Waffen aus Liebhaberei angekauft zu haben, und Lentulus war frech genug, den Allobrogern in's Geſicht zu ſagen: er kenne ſie nicht, und habe ja nie ein Wort mit ihnen gewechſelt. Aber als dieſe ihn fragten: ob er ſich der Weiſſagung aus den ſibylliniſchen Büchern nicht erinnere, die er ihnen mitgetheilt habe, wechſelte er ſichtlich die Farbe, und als Tullius die Briefe hervorzog, war er nicht frech genug, Siegel und Handſchrift abzuleugnen, und geſtand vereint mit den übrigen alles ein. Bei dieſen Punkten, die ſo laut gegen die Verſchwornen ſprachen, bei dieſem ihrem

eigenen

eigenen Selbstbekenntnisse, war es unmöglich, daß sich ein Vertheidiger für sie fand, und ungehindert erging also ein Senatsbeschluß, der Lentulus seines Postens entsetzte, ihn, so wie alle übrigen, des Bürgerrechts verlustig erklärte, und sie — Vulturcius ausgenommen, für den Tullius eine Fürbitte einlegte — in strenger Gewahrsam zu halten befahl. — Einigen der vornehmsten Privatmänner ward ihre Aufbewahrung übertragen, denn eigentliche für Verhaftete bestimmte Kerker gab es damals noch nicht in Rom. Zwar hatte schon Ancus Marcius Gebäude dazu bestimmt, aber Gefangene von Stande wurden erst dann in sie geworfen, wenn die Hinrichtung bevorstand. —

Das Erstaunen, das die ganze Stadt ergriff, das Aufsehn, das beim Volke durch die Einziehung der vornehmsten Bürger, die zum Theil ihrer Freigebigkeit wegen sehr beliebt bei ihm waren, und durch die Kundwerdung des ganzen Vorfalls, erregt wurde, war unbeschreiblich. Denn bisher war die

Meinung des Volkes über die ganze Verſchwörung ſehr getheilt geweſen; einige hielten ſie für eine unbedeutende Zuſammenrottung entnervter Jünglinge, andere für ein von Privathaß und Rachſucht gegen die Angeklagten erſonnenes Mährchen, andere für einen nur projektirten luſtigen Plan. Catilina hatte der Freunde im Volke nur zu viele gehabt, und eben deshalb ward ſeine gezwungene Entfernung von einigen gemißbilligt, von andern bedauret. Laut vertheidigten ſie ihn, laut ſchmähten ſie ſeine Feinde, laut klagten ſie den Conſul der Partheilichkeit und ungerechter Anmaßungen an. Aber blitzesſchnell veränderte ſich die Scene; denn jetzt, da man die Furchtbarkeit des Bundes einſah, und ſein Daſeyn nicht zu bezweifeln vermochte; jetzt, da Tullius in ſeiner dritten Rede ihnen die Schritte der Frevler auf das genaueſte vorlegte, und ihnen bewies, wie jene, ihres Standes, ihres Vaterlandes, ihrer würdigen Vorfahren uneingedenk, nicht allein mit Planen zur Eroberung, Plünderung und Zerſtörung der

Stadt umgegangen wären, ſondern ſogar zu dieſem Ende mit den Galliern, Roms bitterſten Feinden, hätten Bündniſſe ſchlieſſen wollen, jetzt wandte ſich plötzlich Denkart und Urtheil des Haufens. Mit ſtarrem Schrecken ſah man jetzt den Abgrund, dem man, ohne es zu ahnen, ſo nahe geweſen war, ſchauderte anfangs, und überließ ſich dann ungehindert der Freude, gerettet zu ſeyn. Mit lautem Haſſe und lauten Verwünſchungen verfolgte man die Verſchwornen, indeß Tullius Ruhm die höchſte Stufe erſtiegen zu haben ſchien, und er ſelbſt ſich mit dem ſchönſten Lorbeer bekränzt ſah. Von allen Seiten tönten ihm Lobeserhebungen, von allen Seiten Segenswünſche zu, und ſelbſt ſeine Feinde wagten es nicht, ſeinen Triumph zu verkümmern. Ja, Catulus begrüßte ihn mit dem heiligen, ehrwürdigen Zuruf: Vater des Vaterlandes! und der Senat beſchloß, ihm zu Ehren ein öffentliches Dankfeſt ergehn zu laſſen, weil man ihm die Erhaltung der Stadt, ihm das Leben der Bürger, ihm die Ruhe Italiens

verdanke. Er ſelbſt unterließ nichts, dem Volke bemerkbar zu machen, daß er ſeit Roms Erbauung der erſte Römer ſey, dem eine ſolche Feierlichkeit im Friedenskleide zuerkannt ſey. — »Andern ward ſie wegen löblicher Verwaltung des Staates bewilligt,« ſprach er in ſeiner Rede an das Volk, »mir wegen ſeiner Erhaltung! Die Verbindlichkeit, die die Republik mir ſchuldig iſt, iſt alſo größer, wie ſie ihr je gegen einen Bürger oblag; aber dennoch verlange ich kein Ehrendenkmal, keine Belohnung von euch, es ſey denn eine ewige Erinnerung an dieſen für mich ſo ruhmvollen Tag, ruhmvoller wie ihn je ein Römer erlebte, ja die Geſchichte wird aufweiſen können.«

Aber ſo thätig er ſich auch der Rettung des Staates annahm, ſo edel er auf dieſer Seite handelte, ſo unedel benahm er ſich auf der andern durch Unternehmung einer That, die ſeiner in allen Hinſichten unwürdig war, indem er, von elendem Privathaſſe getrieben, einen der erſten Römer in das Complott zu verwickeln ſtrebte. Ein gewiſſer

Lucius Tarquinius entfernte ſich heimlich aus Rom, ließ ſich jedoch abſichtlich fangen, und bekannte, vom Senate befragt, Marcus Licinius Craſſus habe ihn beauftragt, Catilina'n die höchſte Eile in Ausführung ſeiner Entſchlüſſe anzuempfehlen, und ihn in ſeinem Nahmen aufzufordern, ehe man es ahnete, vor Rom zu rücken, die Stadt zu erobern, und ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu befreien. — Eine ſolche Angabe war aus mehr als einem Grunde verdächtig, denn Craſſus war der reichſte Römer, und konnte bei einer Staatsumwälzung nur verlieren. Man drang ernſtlich in ihn, zu geſtehn, wer ihn zu einer ſolchen Lüge vermocht habe, und gezwungen bekannte er: Tullius habe ihn erkauft. Höchſt wahrſcheinlich würde für dieſen eine ſo niedrige Hinterliſt gefährliche Folgen gehabt haben, wäre ſie ruchtbar geworden; aber der Senat unterdrückte ſeine Schande in Hinſicht ſeiner übrigen Verdienſte.

Die Allobroger hatte übrigens ihre Hoffnung nicht getäuſcht; ſie erhielten anſehn-

liche Belohnungen an Gelde, und ſahen einen Theil ihrer Forderungen gewährt.

Zwar war allerdings viel ſchon geſchehn, aber noch nicht alles, noch blieb ein wichtiger Punkt zur Berathſchlagung übrig: Entſcheidung über das Loos der Verhafteten. Nur zu bekannt war es, daß dieſe einen zahlreichen Anhang von Mitverſchwornen hatten, der noch unbekannt war; nur zu ſehr ſtand es zu vermuthen, daß dieſe nicht ſäumen würden, ihre gefangenen Freunde zu befreien. Nothwendig war es alſo, nicht allein das Urtheil über ſie zu ſprechen, ſondern es auch ſchnell zu vollziehen. Aber hier ſtellten ſich auf's neue Schwierigkeiten in den Weg, denn ſtreitig war es, wer befugt ſey, es zu fällen. Entſcheidung über Leben und Tod eines römiſchen Bürgers ſtand nur dem römiſchen Volke zu. Ehe dies aber verſammelt war, verfloß Zeit, und auch dann noch konnte dieſe Verſammlung Stoff zu Ungerechtigkeiten, Unruhen und

Meutereien darbieten; denn wie leicht war es dem Volkstribun, ſie irre zu führen, zu beſtechen, oder zu hintergehen. Und gewiß blieb dies mehr als wahrſcheinlich, da Lucius Beſtia, obgleich er durch öffentlich geltende Beweiſe nicht überführt werden konnte, insgeheim ein Mitglied der Verſchwörung und — Volkstribun war.

Dem Senate war freilich in offenbarer Gefahr das Recht der Zuerkennung der Todesſtrafe vorbehalten, aber die Ausübung dieſer Gewalt mußte dem Volke ganz natürlich verhaßt ſeyn, da ſie eine Schmälerung ſeiner Gerechtſame war. Julius ſah das wohl ein, begriff wohl, daß er ſich neue Feinde machen würde; aber ihm lag daran, durchzudringen, und ſo beſchloß er, jedem Hinderniß zu trotzen, berief am Morgen des dritten Tages den Senat zuſammen, umgab die Curie von innen und außen mit zahlreichen Wachen, und bewaffnete alle ſeine Freunde, um jeden möglichen Aufruhr ſchon im Keime erſticken zu können.

Decius Silanus, deſignirter Conſul fürs

nächste Jahr, ſtimmte, ſeiner Würde gemäß zuerſt aufgerufen, kalt aber nachdrücklich auf Vollziehung der Todesſtrafe, und Lullius Wünſchen und Hoffnungen gemäß traten ihm alle übrige Conſularen und Prätoren bei. Nur der einzige Cajus Julius Cäſar widerſetzte ſich dem, und ſuchte durch eine hinreiſſende Beredſamkeit unterſtützt, die entgegengeſetzte Meinung geltend zu machen.

»Hütet euch, verſammelte Väter,« ſprach er unter andern, »hütet euch, daß Privathaß und Feindſchaft, Groll und Zorn euch nicht hinreiſſen, eure Augen nicht verblenden, eure Ehre nicht überwiegen; denn wenn man ſich über ſchwierige Gegenſtände berathſchlagt, dann muß der Geiſt frei von allen den Leidenſchaften ſeyn, die ihn am unpartheiiſchen Blicke zu hindern vermögen. Daß bei dir, Silanus, dies nicht der Fall iſt, deß bin ich gewiß, denn dein Biederſinn iſt erprobt; nur Eifer für des Vaterlandes Wohl beſtimmte dich, auch ſcheint mir dein Urtheil nicht zu grauſam, denn welche Strafe

wäre für Frevler dieſer Art zu grauſam? Aber ſie iſt unpaſſend für die Form unſeres Staates, und das kann nur ein beſtochenes Auge gut heiſſen! Und warum denn dieſe ungewöhnliche Strafe? Etwa die Menge zu ſchrecken? Wohl! Aber iſt nicht der Tod die Gränze des Schmerzes? finden nicht jenſeits ſeiner weder Kummer noch Gram, weder Leid noch Trauer ſtatt, und führt er nicht dahingegen zu ewigem Frieden? . . . Freilich ihnen die Freiheit und alle Strafe zu ſchenken, wäre unüberlegt und thöricht, das hieße Catilina'n neue Bundesgenoſſen zuführen! Aber man ziehe ihr Vermögen ein, vertheile ſie ſelbſt zur gefänglichen Haft in die angeſehenſten Bundesſtädte, und erkläre den für den Feind des Vaterlandes und der öffentlichen Ruhe, der für ihre Befreiung auch nur den mindeſten Schritt unternimmt!«

Die triftigen Bemerkungen gegen den willkührlichen Eingriff in die Rechte des Staates, das Feuer, mit dem er ſie vortrug, das alles ſprach laut zu ſeinen Gun-

ſten, das alles nahm Alle für ſeine Meinung ein, und ſelbſt Silanus ſtimmte ihm bei und erklärte ſein Votum für nichtig. Tullius Freunde geriethen indeß in die unangenehmſte Verlegenheit; ſie beſorgten ihm zu ſchaden, wenn ſie Silanus frühere Meinung zur Sprache brächten, und ihm zu mißfallen, wenn ſie Cäſarn beiträten. — Er ſelbſt erhob ſich, hielt eine kraftvolle Rede an die Verſammlung, behandelte Cäſars Meinung zwar mit Schonung, widerlegte ſie indeß und bewies, daß nur ſtrenge, nur ſchnelle und ernſtliche Maaßregeln Rom zu retten vermöchten. — Aber ſeine Worte blieben ohne Nachdruck, ſeine Gründe wurden überhört, ſein eigener Bruder neigte ſich auf Cäſars Seite, und ſchon triumphirte dieſer, aber zu früh; denn plötzlich erhob Marcus Porcius Cato, ein Mann von Gewicht und Anſehn, ein zweiter Cincinnatus in Rom; als Knabe ſchon der Feind jedes Tyrannen, und des großen Gedankens fähig, ſich muthig für das Beſte des Staates, ſelbſt gegen eines Sulla Deſpotie auf-

zulohnen; als Jüngling, ohnerachtet des damaligen Sittenverderbnisses, durch keine Art der Wollust entnervt, furchtbar seinen Feinden, strenge gegen fremde Laster, strenger noch gegen eigene Fehler, und ernster Anhänger der Stoa.

Mit einer Beredsamkeit, der nichts zu widerstehen vermochte, mit einem bittern Spotte sogar, behandelte er Cäsars Rede, und bewies, daß jetzt gelinde verfahren, Rom und das Vaterland verderben hieße. »Da spreche mir einer von Mitleid und Schonung,« fuhr er fort; »längst haben wir schon den richtigen Gesichtspunkt verloren, denn fremde Güter verschleudern heißt Freigebigkeit, und Verwegenheit bei böser Sache Tapferkeit! Daher der verzweifelte Zustand des Staates! Seyd denn immerhin freigebig mit dem Vermögen der Verbündeten, mitleidig gegen die Räuber des Aratiums; nur schenkt ihnen nicht unser Blut, und richtet nicht alle Rechtschaffenen zu Grunde, indem ihr einiger Frevler schonet! Mit kunstvollem Reichthum an Worten und

Wendungen hat Cäsar eben mit uns vom Leben und Tode gesprochen. Wahrscheinlich hält er für Mährchen und Fabel, was man von den Verstorbenen sagt, daß ferne von den Seligen die Lasterhaften mit den peinvollsten Strafen belegt werden. Er votirte, daß ihre Güter mögen eingezogen, und sie selbst in den Municipien gefänglich verwahrt werden sollten, aus Furcht nämlich, sie möchten, wenn sie in Rom blieben, entweder von den Gliedern der Verschwörung, oder von einer gedungenen Bande mit Gewalt befreit werden. Als ob Schurken und Bösewichter nicht in ganz Italien lebten; als ob die Frechheit da nicht ungezügelter wäre, wo alles in schwachem Vertheidigungszustand ist! Also ist dieser Rath nichtig, wenn er fürchtet, daß sie gefährlich werden könnten; ist er aber in diesem kritischen Zeitpunkte, da alles in tödtlicher Furcht schwebt, der einzige Unerschrockene, so ziemt es mir um so mehr, für euch Alle besorgt zu seyn. — Haltet euch versichert, daß wenn ihr dem Publius Lentulus und seinen Gesellen den

Stab brechet, ihr zugleich das Schikſal des catilinariſchen Heeres entſcheidet; denn je wachſamer eure Schritte ſeyn werden, um deſto mehr wird jenen der Muth ſinken. So iſt es denn keinem Zweifel unterworfen, was zu thun und zu beſchließen iſt. Catilina beſetzt mit ſeinem Heere ie engen Päſſe; innerhalb unſerer Ringmauern, im Innern der Stadt und des Staates niſten ſeine Rotten. Weder Anſtalten noch Entſchließungen können verheimlicht werden, und um ſo nöthiger iſt Eile, um ſo mehr muß mein Votum dahin gehen, daß ihr Leben verwirkt und ihr Todesurtheil zu ſprechen ſey!«

Unglaublich groß war die Senſation, die er erregte; von allen Seiten tönte ihm Beifall zu, ſeine Meinung drang durch, und Cäſar ſah den gewiſſen Sieg, den er ſchon erkämpft zu haben glaubte, verloren. Daß dies dem Ehrgeizigen wehe thun mußte, iſt begreiflich; er erhob ſich und hielt eine neue Rede, aber vergebens! Mit höhniſchem Lächeln fragte ihn Cato: ob er denn

gat keine Nebengründe habe, warum er sich
so warm für die Föderirten interessire? und
noch waren beide im Wortwechsel begriffen
als Cäsarn ein Schreiben überbracht wurde
das er hastig erbrach und betroffen las.
Ein solcher Umstand war allerdings fähig
Verdacht zu erwecken, und laut begehrte
Cato: er solle die eben erhaltene Nachricht
dem ganzen Senate mittheilen, wenn er
schuldlos sey. Aber Cäsar weigerte sich eben
so lebhaft, weil es, nach seiner Versicherung
ein Privatgeschäfte beträfe, das nur ihn in
teressire. Doch als der ganze Senat in ihn
drang und ihm befahl, Folge zu leisten: da
reichte er Cato'n den Zettel dar, und mit
Unwillen und Bestürzung sah dieser — ei
nen Liebesbrief von seiner eigenen Schwester
Servilia an Cäsar!!

Indeß waren die Ritter durch seinen
fortdauernden Widerspruch so sehr aufge
bracht, daß sie mit gezogenen Schwertern
auf ihn eindrangen, und nur durch einen
mißfälligen Blick des Consuls und Curio's
Vermittelung von ferneren Gewaltthätig

keiten abgehalten werden konnten. Durch den Senatsschluß bevollmächtigt, eilte Tullius, noch am nämlichen Tage das Urtheil vollstrecken zu lassen, die Verschwornen bluteten unter der Hand des Nachrichters, und er selbst rief dann dem Volke jubelnd zu: Sie sind nicht mehr (vixerunt)! Er selbst wurde von der ganzen Ritterschaft in seine Wohnung begleitet, die Straßen wurden erleuchtet, und im Triumphgeschrei folgte ihm zahlreich das Volk.

Catilina selbst hatte jene Bewegungen in der Hauptstadt durchaus gleichgültig vernommen, von allen Seiten eilten ihm Mißvergnügte zu, und bald standen mehrere Legionen unter seinen Fahnen. Aber als er erfuhr, daß er nicht allein von Rom aus keine Unterstützung zu hoffen habe, sondern daß sogar ein dreifach stärkeres Heer gegen ihn anrücke; als mehrere Tausende der Seinigen bei dieser Nachricht die Waffen wegwarfen: da entsank dem stolzen Meuter der Muth! Seine Hoffnungen waren gescheitert, er wollte Italien verlassen, und über

die Apenninen nach Gallien durchbrechen, um in Person und mit mehrerem Glücke mit den Allobrogern selbst zu unterhandeln. Aber schon hatte Quintus Metellus Creticus die engen Pässe mit drei Legionen besetzt, und ihn hier angreifen, hätte eine unfehlbare Niederlage nach sich gezogen. Noch schmeichelte er sich indeß damit, daß Antonius, ein Freund von ihm, das feindliche Heer anführe, und vielleicht zu Unterhandlungen geneigt sey. Doch auch diese Hoffnung entschwand, denn Antonius übergab, unter dem Vorwande einer Krankheit, — wahrscheinlich aus übelverstandenem Mitleiden, um seinen alten Freund nicht selbst ins Verderben zu stürzen — den Oberbefehl des Heeres seinem Legaten Marcus Petrejus, einem tapfern Krieger von erprobter Einsicht. So war denn alles dahin, und so blieb Catilina'n nichts übrig, als, mit Muth und Verzweiflung gerüstet, das Äußerste zu wagen; und er beschloß es! — Er versammelte seine Schaaren, hielt eine kraftvolle Rede an sie, und beseelte sie mit

Muth.

Porcia's Abſchied von Brutus.

Vaterland! und Freiheit! das war die Spindel, um die des großen Brutus Gedanken, Hoffnungen und Wünsche kreiseten; und so vermochte er Cäsars Anmaßungen nicht zu sehen, noch weniger zu dulden. — Nicht zufrieden damit, daß er eine fast unbeschränkte Herrschaft über Rom ausübte, wollte sich dieser stolze Römer auch die öffentliche Ehre des Monarchen anmaßen. Eben waren ihm die Fasces umwunden mit Lorbeern, eben war ihm die goldne Sella, eben der erkaufte Name: Vater des Vaterlandes! geworden, und nur zu deutlich lag es den Blicken der Hellsehenden offen, daß das Diadem das Ziel seines endlichen Strebens sey. Dies zu ertragen, den Nacken freiwillig dem Joche der Sklaverei darzubieten, war der bessere Römer nicht fähig. Brutus murrte, und viele seiner

Freunde mit ihm. Was zu thun ſey, war keinem Zweifel unterworfen; mit jedem Tage wuchs die Zahl der Mißvergnügten, und Brutus, vereint mit Casca und Caſſius, erbot ſich, ihre Beſchlüſſe zu leiten, die des Tyrannen Ermordung bezweckten.

Cäſars Ende war und ſchien unvermeidlich; er ſelbſt nahte ſich ihm ſorglos, denn gewarnt von ſeinen Freunden, gewarnt durch heimliche Angeber, verlachte er die drohendſte Gefahr als unmöglich, und betrat am entſcheidenden Tage nach wie vor die Curie. Schon hatte Cimbers Dolch ihn getroffen, ſchon drangen die Verſchwornen auf ihn ein, aber noch vertheidigte er ſich mit Muth und Faſſung. Doch, als auch Brutus Stahl ihn bedrohte, da brach er klagend in die Worte aus: Καὶ σὺ εἰ ἐκεινῶν, καὶ σὺ τέκνον! verhüllte ſein Haupt, weihte ſich dem Tode, und ſtarb mit häufigen Wunden bedeckt.

Aber Brutus Hoffnungen gingen ihrer Erfüllung nicht entgegen. Aus Cäſars Blute keimte die verlorne Freiheit nicht wieder, ſie war mit ihm auf ewig dahin, und für

Gold ſchien der Purpur feil ſeyn zu ſollen, den er nicht erringen und doch ſo theuer erkaufen ſollte! Vergebens bot Tullius den Flammenſtrom ſeiner Beredſamkeit auf, vergebens vereinte ſich Cinna mit ihm zu dieſem Zwecke, vergebens brachen ſie beide in Verwünſchungen gegen den Tyrannen und in Lobeserhebungen gegen ſeine Mörder aus; das erzürnte Volk ehrte ſein Andenken, vernichtete die Beſitzungen ſeiner Feinde bis auf den Grund, und zwang ſie ſelbſt zur ſchleunigen Flucht. Auch Brutus mußte dem eiſernen Drange der Nothwendigkeit folgen und Rom verlaſſen, aber auch ungezwungen würde ſein Herz es ihm auferlegt haben, denn nach dem Verluſte der Freiheit konnte für ihn kein Glück mehr in ſeinem Vaterlande blühen. Selbſt Italien war ihm verhaßt; er eilte durch Lucanien, nach Velia ſich einzuſchiffen, dem Lande, das ihn werden ſah, auf ewig Lebewohl zu ſagen, und in Griechenlands glücklichern Gefilden zu vergeſſen, daß Rom ſein Vaterland ſey, und den Tod ferne von ihm und den Seinigen zu erwarten.

Porcia, des berühmten Cato's Tochter, war seine Gattin. Schon als zuerst Plane den Despoten zu stürzen, in ihm zu keimen begannen, schon da bemerkte sie die Bewegung, die in ihm vorging, schon da errieth sie, daß wichtige Dinge, große Entschlüsse seinen Geist umschweben und beschäftigen müßten. Oft drang sie in ihn, sich ihr zu entdecken, aber vergebens; denn ob er sie gleich wahr und innig liebte, fürchtete er doch die Schwatzhaftigkeit ihres Geschlechtes. — An einem Abend, als sie beide ohne Zeugen in ihrem Schlafgemach traulich kosteten, ergriff sie plötzlich einen Dolch, und brachte sich selbst eine tiefe und schmerzliche, aber nicht tödtliche Wunde bei. Erschrocken brach Brutus in einen lauten Klageausruf aus, und wollte schon nach Hülfe eilen, als sie ihn ruhig aufhielt, und, ohnerachtet des heftigsten Schmerzes, lächelnd sprach:

»Nur um dir zu beweisen, mein Gemahl, daß Cato's Tochter das Äußerste zu leiden versteht, und daß selbst bei den größten Qualen ihre Verschwiegen-

heit nicht wanken würde, geschah was du siehst!« —

Über einen solchen mehr als männlichen Heldensinn mit Recht staunend, hob Brutus dankend die Hände gen Himmel, und flehte die Unsterblichen an, ihn einer solchen Gattin würdig zu erhalten. — Nach einem so unwidersprechlichen Beweise ihrer Standhaftigkeit und ihrer festen Gesinnungen, schwanden seine Besorgnisse, und er vertraute ihr alles. Ihre Ahnungen ließen sie die unglücklichsten Folgen befürchten; sie wandte alle ihre Beredsamkeit, und alles, was Liebe, Überredung und Bitten vermögen, an, ihn umzustimmen und zu bewegen, ein so gefährliches Vorhaben aufzugeben; aber vergebens! Des Vaterlandes Ruf war heiliger, als die Stimme der Liebe. Als er mit diesen Gründen die ihrigen entkräftete, widersprach sie nicht länger. — »Deine Absichten sind lauter,« sprach sie; »für die Erhaltung der väterlichen Freiheit, für des Vaterlandes Wohl und Rettung alles wagen, ist Römer Pflicht. Ihre Erfüllung soll

Cato's Tochter nicht hindern! Gehe der Eternenbahn deines Ruhmes entgegen, mein Brutus, die ein einziger Dolchſtoß dir öffnet; — ich theile deine Schickſale, falle der Würfel wie er wolle! Ich war dein im Leben, ich würde ſelbſt im Tode nicht aufhören es zu ſeyn!«

Daß dies mehr als Worte, daß dies die ungeſchminkten Gefühle ihres Herzens waren, bewies ſie durch die rühmliche, allbekannte Art ihres Todes, als ſie Brutus trauriges Ende bei Philippi vernahm *). —

Auch jetzt wollte ſie ihn begleiten, da er Italien verließ; aber ſchon in Velia mußte ſie ſich von ihm trennen, denn nach ſeinem Gebote ſollte ſchon hier die Scheideſtunde ſchlagen, ſchon hier mußte ſie ihn verlaſſen und zurückkehren nach Rom, das ihr verhaßt

---

*) Martial I. 43.

Conjugis audisset fatum quum Porcia Bruti
Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit: et ardentes avido bibit ore favillas.
I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

war. Schrecklichster Augenblick ihres Lebens! Die Liebenden, die so lange Jahre treu verbunden, jedes Leid und jede Freude getragen hatten, sie mußten sich jetzt, und ach! vielleicht auf ewig, trennen. Bange Ahnungen, traurige Vorgefühle keimten in ihnen. Schon nahte der Moment des Abschieds, beide suchten den erschütternden Schmerz zu bekämpfen, und der innigsten Wehmuth Einhalt zu thun, aber umsonst! Ihre Thränen flossen unaufhaltsam, nur in gebrochene Worte löste ihre Empfindung sich auf.

Schon flatterten die Segel des Schiffes, vom günstigen Winde bewegt; schon erscholl der laute Ruf der rüstigen Ruderknechte; schon wollte Brutus nach dem letzten Kusse sich ihren Umarmungen entziehen, als gerührt Porcia ihn mit sich zurück in den Tempel führte, der am Ufer erbaut war, um am Altare der Gottheit zu opfern, und die Unsterblichen um ein glückliches Wiedersehn anzuflehn. Arm in Arm durchschritten sie den Säulengang, und betraten

bewegt die geweihte Halle. Und siehe! das erste, was sich ihren Blicken darbot, war ein Gemälde, das ihrem Zustande, ihrer Lage so ganz ähnlich war. Andromache's Abschied von Hector war mit den redendsten Zügen auf die Leinwand gezaubert. Beide betrachteten es, beide zerflossen in Thränen.

Andromache's Abschied von Hector ist eine der rührendsten Scenen der Ilias. »Sie war« — so erzählt der unsterbliche Mäonide — »ihrem Gemahl am skäischen Thore entgegen geeilt, von einer einzigen Sklavin nur begleitet, die den Astyanax, das einzige Pfand ihrer treuen Liebe, ein zartes Kind, im Arme trug. Hector erschien und umarmte sie gerührt; aber vergebens bot sie die ganze Kraft ihrer Ueberredung auf, vergebens verschwendete sie die zärtlichsten Bitten: er blieb seinem Entschluß, in die Schlacht zurükzukehren, treu. Mit der vollen Wonne des Vatergefühles schaute er indeß auf seinen Sohn, und streckte jubelnd die Arme aus, ihn zu umfangen und zu

Marc-Aurels Leichenfeier.

Nach einer zwanzigjährigen glorreichen Regierung, ſtarb Marcus Aurelius in Vindobona, fern von ſeinem Vaterlande, da er ausgezogen war, den Aufruhr in Germanien zu dämpfen und die Empörer zu ſtrafen. Lautes Wehklagen empfing ſeinen Leichnam, wie er in Rom erſchien; der Senat folgte ihm in tiefer Trauer, und mit ihm geleitete das Volk und das Heer, an ihrer Spitze Commodus, der Thronerbe, den Entſchlafenen zur letzten Stätte. Langſam und ſchweigend nahte ſich ihr der Zug, als er plötzlich auf eine rührende Weiſe unterbrochen ward. Den thränenſchweren, müden Blick auf den Sarg und die trauernde Menge geheftet, wankte ein ehrwürdiger Greis, von Alter und Gram, wie es ſchien, niedergebeugt, auf ſeiner Krücke einher. Apollonius war es, ein durch ſeine rauhe Biederkeit, wie

durch seine Anhänglichkeit an die ernsten Grundsätze der Stoa, gleich berühmter Philosoph, einst der Jugendlehrer Marc Aurels, und bis ans Grab sein treuster Freund. — Alles theilte den Kummer, der unverkennbar auf seinem Antlitz herrschte, und wie er Miene machte zu reden, herrschte eine tiefe feierliche Stille umher, nur durch einzelne Schmerzenslaute der Menge unterbrochen.

»Römer!« sprach er bewegt, und seine Thränen benetzten den Sarcophag, der die geliebten Überreste verschloß,« ein großer Mann ist unserem Kreise entrückt! Ihr habt einen angebeteten Fürsten, und ich einen geliebten Freund verloren, dessen Andenken nur mit meiner Auflösung schwinden wird! Wahrlich, gerecht ist die Thräne, die ich in Aller Augen glänzen sehe, gerecht der Gram, der uns in diesen Augenblicken erschüttert: denn der Mann, der in sechzig Jahren nur die Tugend übte, der jede Eigenschaft, die großen Seelen eigen ist, besaß; der, aus dem Staube zum Glanze der Krone emporgeschwungen, die Nichtigkeit irdischer Größe

dennoch nie vergaß: der ſelbſt auf dem Throne — der höchſten Stufe irdiſcher Macht und Größe — frei von Ungerechtigkeiten und Schwachheiten blieb; der zwanzig lange Jahre nur lebte, um mit Aufopferung jedes Vergnügens und jeder Luſt an unſerem Glücke zu arbeiten, — er verdient es, daß wir ſein Ende beklagen; er verdient es, daß wir dieſen Tag der Rückerinnerung an ihn und ſeine Thaten weihen!«

Ein lautes Wehklagen unterbrach den Greis; auch er ſuchte ſich zu faſſen und fuhr dann fort:

»Laßt uns ihn hemmen, den beugenden Schmerz, Römer! Er, um den wir trauern, er wandelt zwar nicht mehr in unſerer Mitte, aber er iſt glücklicher als wir! er hat das Ziel der Vollendung erreicht, er genießt den Lohn ſeiner edeln Thaten, und umſchwebt uns verklärt in dieſem Momente. Er vermochte einſt, alle ſeine Leidenſchaften zu zügeln: laßt uns ihm nachahmen, laßt uns trocknen die Thräne, und uns tröſten mit

der fröhlichen Hoffnung: einſt werden wir ihn wieder ſehn!«

(Nach einer Pauſe)

»Du, o Commodus, Sohn und Nachfolger deines würdigen Vaters, du biſt auserſehen, über Rom zu herrſchen; in deinen Händen ſteht das Schickſal von Millionen; die Stimme der Schmeichelei wird dein Ohr kitzeln, der Eigennutz wird dir Weihrauch ſtreuen, und Tauſende ſich mühen, deine Schwächen zu erſpähen, zu deinem eigenen Nachtheile, und zum Nachtheil deines Volkes! Zwar iſt die Wahrheit ſelten dem Hofe heimiſch, aber höre ſie noch einmal von mir, noch einmal aus einem Munde, der ſie ſo oft deinem Vater kündete; verbanne die Schmeichlerbrut, verbanne alle diejenigen aus deiner Nähe, die deine wahren und Scheinvorzüge nicht müde werden zu preiſen, und leihe ihnen, um der Unſterblichen willen, dein Ohr nicht, denn ſie ſind es, die dich deinem Volke rauben wollen. O mein Sohn! o Erſtgebohrner des großen Aurelius, ſieh' dies Volk, das am Grabe

deines Vaters ihm die schönste Leichenrede, — Thränen des Schmerzes, die beredter sprechen, als die gefeilteste Rede — weihet, sieh'! es heftet seine zagenden Blicke auf dich, es wagt zu hoffen, in dir deinen Vater wieder aufleben zu sehn, den schützenden Genius Roms. O Commodus, bei dieser Bahre, die unser Glück verschließt, bei diesen grauen Haaren, bei dieser feierlichen Stunde beschwöre ich dich, täusche sie nicht, diese Hoffnungen! trockne die Thränen, die du jetzt fließen siehst! werde, was Aurelius war, der Vater deines Volkes, das Idol der Nation, die dich mit Liebe begrüßt! Erinnere dich in jedem Augenblick deiner Niedrigkeit als Mensch, und sey der großen Wahrheit eingedenk, daß das Geschick, das dich erhob, dich auch zu stürzen vermag. — Sey groß und weise, wie Aurelius, wohlthätig, wie dein Großvater; wahrheitliebend, tapfer, und strenge gegen dich selbst, wie dein Oheim — und unsere Wünsche sind erfüllt, unsere Söhne und Enkel werden einst an deinem Sarge mit den Emp-

findungen ſtehen, die wir jetzt dem Grabmale deines Vaters darbringen!«

(Eine lange Pauſe. Alle blickten mit hoffender Zuverſicht auf den Jüngling; auf Aller Antlitz herrſchte eine ſanfte Wehmuth, und nur er allein ſchien ungerührt zu bleiben, und ſtarrte finſter vor ſich nieder.)

»Laßt uns jetzt,« fuhr Apollonius fort, und warf einen trüben Blick auf Commodus, »laßt uns jetzt einen prüfenden Rückblick auf das Leben des größten Monarchen werfen, der je über Rom herrſchte, und vielleicht in Zukunft herrſchen wird; laßt uns an ſeine großen Thaten uns erinnern, uns Züge ſeiner edeln Seele ins Gedächtniß zurückrufen, daß der Mann, der nach ihm den Thron eurer Väter beſteigt, durch den Glanz ihres Ruhmes zu ähnlichen Handlungen begeiſtert, und ſein Ehrgeiz entflammet werde.« —

»Schon in den früheſten Jahren ſeiner zarten Jugend, verrieth ſein Streben nach Weisheit, und der Drang, den er fühlte,

ſich vor andern auszuzeichnen, unverkennbar die Spuren einer hohen Seelengröße. In ſeinem zwölften Jahre ſchon war er der eifrigſte Anhänger der ernſten Stoa, und prägte ihre Grundſätze ſeinem Herzen und ſeinem Geiſte ein; in ſeinem funfzehnten war er großmüthig genug, ſeiner Schweſter ſein ganzes väterliches Erbe abzutreten, und im ſiebzehnten hatte er durch den Ruf ſeiner allbekannten großen Handlungen und ſeiner Weisheit es dahin gebracht, daß ihn der Kaiſer Antonin an Sohnesſtatt annahm, und zu ſeinem Nachfolger beſtimmte. Noch iſt mir der Todestag dieſes edeln Fürſten gegenwärtig, und wird es ewig bleiben! Genau erforſchte ich Aurels Geſinnungen; genau forſchte ich, ob der Glanz des Purpurs ſie nicht verändert und ihn geblendet habe, und o! der reinſten Wonne, die ich fühlte, ſie waren, nach wie vor, ſeiner würdig. Seine Mutter, ſeine Freunde überhäuften ihn mit Glückwünſchen — das Volk huldigte ihm — er beſtieg den Thron; — alles athmete Frohſinn, und nur Er blieb

finſter; ja ich glaubte eine Thräne in ſeinem Auge zu bemerken! Mit einigem Erſtaunen befragte ich ihn ſelbſt um die Urſache dieſes Trübſinns, und ſeine große, mir ewig unvergeßliche Antwort war: »Kann ein Glück, durch den Tod meines Wohlthäters erkauft, mir theuer ſeyn? Und ach! Apollonius, ach mein Freund, werde ich ſtark genug ſeyn, werde ich Selbſtverleugnung genug beſitzen, alle Pflichten meiner neuen Würde zu erfüllen, und alle Laſten der Regierung zu tragen?« — Mit dieſen Geſinnungen, meine Freunde, mit dieſen Geſinnungen beſtieg Aurelius den Thron, deſſen Zierde er eine lange Reihe Jahre war. Und jetzt, da ſeine Laufbahn vollendet iſt, jetzt frage ich euch: wart ihr unter ſeinem Scepter nicht glücklich? War Rom nicht ruhig? Bezeichnete er nicht jeden Tag ſeiner Regierung mit neuen Thaten, die ſeinen Ruhm unſterblich machen?«

(Eine lange Stille. Alle ſchwiegen, aber deutlich lag in ihren Mienen die Be-

ſtätigung: Aurelius war unſer Vater, unſer Wohlthäter, unſer Alles!)

»Rom erlitt manche Veränderung ſeiner Regierungsform! Könige, Conſuln, Decemvirn, Dictatoren und Kaiſer herrſchten in ſeinen Mauern; aber nie war es glücklicher als unter Aurelius Regierung, denn — was ſo ſelten geſchieht — der Monarch unterwarf ſich ſelbſt den Geſetzen, denen ſein glückliches Volk folgte; ſie waren gerecht und weiſe, und gründeten des Staates dauernde Wohlfahrt! Möchten ſie durch Jahrhunderte beſtehen! Und ſo wiederhole ich meine Frage: Iſt einer unter euch, den er betrübte? dem er Gerechtigkeit verſagte? Iſt einer unter euch, der eine Klage über ihn zu führen hat? Er trete auf und klage ſeinen Schatten an!«

Laut erſcholl hier die Stimme des Volkes, und ſchrie einſtimmig: »Keiner, keiner! Er war unſer Vater, unſer Beſchützer, unſer tröſtender Genius im Unglück!«

»Unſer Segen folgt ihm!« rief ein ehr-

würdiger Greis, und ſtreckte ſeine zitternden Hände gen Himmel empor. »O möchte ſein Andenken bis in die ſpäteſten Jahrhunderte unſern fernſten Nachkommen heilig bleiben! möge ſein Ruhm unvergänglich, unvergänglich der Glanz ſeiner Thaten ſeyn!«

»Er wird es!« fiel Apollonius ein; »er wird es! Er gründete das Glück einer ganzen Generation in drei Welttheilen; — die Nachwelt wird ſeinen Nahmen nur mit Ehrfurcht und mit Bewunderung nennen! Erinnert euch an den letzten Feldzug, Römer; erinnert euch, wie die aufrühreriſchen Germanen, auf ſeine Nachſicht und ſeine Milde trotzend, es wagten, ſich zu empören; erinnert euch an die Nothwendigkeit, in die er verſetzt war, ſich zum Kriege zu rüſten, den er ſchon dem Nahmen nach haßte, — nicht aus Feigheit, die große Seelen nicht kennen, ſondern aus Menſchlichkeit und Menſchenliebe. Ein Heer mußte gerüſtet und geworben werden; aber durch die Verſchönerung der Hauptſtadt, durch die großen

Wohlthaten, die er gespendet hatte, und durch so manche andre Ausgaben waren die öffentlichen Cassen erschöpft. Mit welchem Edelmuthe, mit welcher Resignation gab er sein eigenes Vermögen und alle seine Kostbarkeiten Preis? »Besser, daß dies geopfert, als daß das Volk mit Abgaben belastet werde, die es drücken,« sprach er. Vielleicht erkauften meine Verweser diese Schätze mit den Thränen ganzer Nationen, um so lieber gebe ich sie zurück!« — Römer! welcher Monarch war je so erhabener Gesinnungen fähig? An welchem Herzen geht das Beispiel eines solchen Edelmuths kalt vorüber? Wer glaubte nicht, in seinen schmucklosen Gemächern wandelnd, in einem Tempel zu seyn? wen durchdrang kein heiliger Schauer? — Ja! schon dieser Zug allein spricht redend für den Adel seiner Seele! schon diese große Handlung sichert seinen Ruhm auf ewig! — Und wie ihm jede Schwäche der gewöhnlichen Menschen fremd war, so auch der Stolz! Seht her auf sein Beispiel, ihr stolzen Patrizier! ihr,

die ihr euer Herz an eure Ahnen hängt; ihr, die ihr um aller Schätze einer Welt willen keine plebejiſche Jungfrau heimführen würdet, ſeht her auf das Beiſpiel eures entſchlafenen Kaiſers! Sein Rang überſtrahlt den euren ſo tauſendfach, und doch vermählte er ſich mit Pompeja, einem ſo armen als niedern Mädchen, die aber ſtatt der Ahnen Tugenden, ſtatt der ſchimmernden Ringe Verdienſte zählte! — So fern von allen Leidenſchaften und Schwachheiten, ſo groß, ſo edel, ſo bieder und weiſe, ſchien Aurelius der Sterblichen keiner — er ſchien ein überirdiſches, der Vollkommenheit nahes Weſen zu ſeyn! — — — Doch, warum zähle nur ich ſeine Verdienſte? Warum laſſe nur ich ſeinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren? Hat er ſich nicht auch in euren Herzen das unvergänglichſte Denkmal, die ſchönſte Lobrede geſtiftet? Auf, redet ihr ſelbſt, Römer! Vereint eure Worte mit mir, kündet ihr ſelbſt die Wohlthaten, die er euch erzeigte, und die Züge ſeiner großen Seele, die euch bekannt ſind, daß

ſein Sohn begreife, wie viele Aufforderung er hat, gerecht und weiſe zu regieren!«

Traurig und niedergeſchlagen hatte Pertinax, einer der tapferſten Heerführer, der ſich vom Sklaven bis zu dieſer Würde emporgeſchwungen hatte, und in ſpätern Jahren, ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit wegen, mit dem Purpur bekleidet ward, bisher unter ſeinen Kriegern geſtanden, und dem Andenken ſeines Wohlthäters eine gerührte Rükerinnerung geweiht. Er vernahm die Aufforderung des Greiſes, erhob ſich und ſprach:

»Iſt einer unter euch, ihr Römer, der dem Entſchlummerten Dankbarkeit ſchuldig iſt, o ſo bin ich es! Frei geſtehe ich meine niedere Herkunft; ich war nur Sklave, und zog durch einen Zufall allein die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf mich. Meine Feinde beſchuldigten mich fälſchlich, einer Verſchwörung beigetreten zu ſeyn. Aurelius ließ mich verhaften, und behandelte mich mit der Härte eines ſtrengen Richters. Bald war ihm indeß meine Unſchuld, auf die ich

mich kühn berief, kein Geheimniß mehr; er erkaufte meine Freiheit, um sein unverschuldetes Unrecht zu sühnen; er gab mir Gelegenheit, mich auszuzeichnen; er vertraute mir einen höhern Posten an; er nahm mich im Senat auf, er machte mich zum Consul, und endlich zum ersten Heerführer seiner Schaaren. Diese Großmuth entzückte mich; aber mehr noch die Antwort, die er meinen Neidern gab, als diese ihm vorstellten der hohe Posten, den ich bekleide, werde durch meine niedere Geburt entehrt. »Diesen Mann,« sprach er, »setzten seine Gesinnungen an die Seite der Scipionen, er mag auch ihren Rang bekleiden!« — — — O ihr Unsterblichen! hört mein Flehen, nehmt ihn auf in eure Mitte, und gewähret ihm den Lohn seiner Thaten, der nur bei euch ihm werden kann!«

Mit tiefer Rührung trat Pertinax in den Kreis seiner Krieger zurück, die ihn, stolz einen solchen Feldherr zu haben, freudig empfingen und begrüßten.

Und jetzt erhob sich aus ihrer Mitte ein

Centurio, wandte sich zu Apollonius und sprach: »Du warst der beständige Gefährte Aurels, weiser Apollonius, du warst sein Freund; aber doch ist dir eine seiner großen Handlungen unbekannt! — Wir waren in Germanien, und erkämpften bald den glänzendsten Sieg, der uns Gelegenheit zu reicher Beute gab. Lange schon war sie uns nicht geworden; um so begieriger sahn wir ihr entgegen, und baten den Kaiser, uns die Haabe der Überwundnen preis zu geben. »Wie, meine Brüder,« sprach der Edle, »wollen wir den Jammer der Unglücklichen noch vermehren? Sollen die Wittwen und Greise nicht allein den Verlust ihrer Söhne und Enkel betrauern, sollen sie auch in Dürftigkeit schmachten, damit ihr um ein paar elende Goldstücke reicher seyd?« — Wir erröthteten und dachten nicht weiter an Beute.«

Stillschweigend verlor der brave Krieger sich in den Haufen der Seinen. Nach ihm traten vier Fremdlinge hervor, und nahten sich dem Grabmale. Der erste, ein Alpenbewohner, erhob sich und sprach:

»Nicht allein einzelne Menschen, ganze Städte beglückte Aurelius. Erinnert euch an die Hungersnoth, Römer, die in Italien, und doppelt schrecklich in den öden unfruchtbaren Gefilden am Fuße der Alpen wüthete. Unser Elend stieg auf den höchsten Grad; unsere Kinder schrieen nach Brot, das wir ihnen nicht geben konnten: — da flehten wir auf zu Aurelius, er winkte, und der drückende Mangel verschwand!«

Er trat näher, ließ eine Thräne auf den Sarg fallen, und sprach:

»Somit bringe ich seiner Asche die Huldigungen Italiens!«

»Ich bin aus Carthago,« sprach der zweite, ein Afrikaner; »eine allgemeine Verwüstung ergriff unsere Häuser und unsere Häuser und unsere Tempel. Nur mit Mühe entrannen wir den fallenden Ruinen und den Flammen, und entkamen ins Freie. Aber dies Leben war schrecklicher als Tod, denn wir entbehrten alles, was der Mensch bedarf und wünscht. Wir schilderten dem Kaiser unser Unglück, und er ward unser

Wohlthäter, erbaute unſere Tempel und ſtellte unſre Häuſer wieder her «

Er nahte ſich dem Grabmale, beſtreute es mit Weihrauch und ſprach:

»Hier lege ich Afrika's Huldigungen nieder!« —

»Aſien iſt mein Vaterland,« ſprach der dritte. »Ein ſchreckliches Erdbeben zerſchmetterte drei unſrer blühendſten Städte. Aurelius vernahm es; — er winkte, und aus den Trümmern der Vernichtung gingen unſere Wohnungen — ein bleibendes Denkmal ſeines Ruhmes — wieder hervor!«

Er trat einen Schritt vor, legte einen Blumenkranz auf den Sarg und ſprach:

»Aſiens Huldigungen durch mich!«

Nach ihm näherte ſich der vierte, ein Uferbewohner der Donau, in ſeiner vaterländiſchen Tracht, die Keule in der Hand. »Römer,« ſprach er, »die Peſt wüthete in unſern Landen, und raffte den größten Theil der Unſrigen dahin. Die Parther benutzten den günſtigen Augenblick, und drangen in

unſere Gränzen ein. Sieg und Unterwerfung ging vor ihnen her, denn wir vermochten nicht zu ſtreiten. Marc Aurel hatte Mitleid mit uns; er eilte mit ſeinen ſieggewohnten Schaaren uns zu Hülfe, und ſchlug den ſtolzen Feind.«

Er nahte ſich dem Sarge, legte ſeine Keule auf ihn nieder und ſprach:

»Ich bringe ſeinen Manen die Huldigung von zwanzig Völkerſtämmen, die ihm ihre Rettung verdanken!«

»Zwanzig Völker?« rief Apollonius gerührt. »O Aurelius, wie viel Glückliche haſt du geſchaffen? wie viel des Guten haſt du geſtiftet! Und dennoch, dennoch war es möglich, daß du Feinde hatteſt! — Nerva ſah ſich vom feindlichen Stahl in ſeinem eignen Pallaſte bedroht; — Titus, Antonin und Trajan wurden durch Verſchwörungen gegen ihr Leben gefährdet, und auch Aurelius, ach! auch er mußte für ſein Leben kämpfen! — Er ſtiftete Frieden in Rom, und ging auch nach Aſien, dort die

Ruhe wieder herzustellen. Man reicht ihm eine Liste der Verschwörung, die gegen ihn besteht, und — er verbrennt sie ungelesen! Gerührt von diesem Edelmuthe, sinken die Schuldigen freiwillig zu seinen Füßen, und bekennen ihr Verbrechen, und er behandelt sie mit der zärtlichsten Freundschaft.«

Alles kam ihm jubelnd entgegen — die mächtigsten Fürsten des Orients legten ihren Scepter zu seinen Füßen nieder, — vom Euphrat her kamen Fürsten und Nationen, ihn zu sehen und zu begrüßen, den größten Mann, der je in Rom lebte und über Rom herrschte! — O gewiß, er war es, denn er vereinte alle Tugenden seiner bessern Vorweser in sich allein. Er besaß den Scharfblick Adrians, den Edelmuth Titus, den Geist Trajans, die Großmuth Antonins. O schrecklicher Tag seines Dahinscheidens! du wirst meinem Gedächtniß nie entschwinden. — Düster und mit Wolken behangen war der Himmel, die Natur selbst trauerte! Wir alle flehten auf zu den Unsterblichen,

ihn uns nicht zu rauben — ach, wir flehten vergebens!«

Ein lautes Wehklagen der Menge unterbrach ihn hier. Eine wehmüthige Rückerinnerung umfing Alle, in Aller Augen glänzten Thränen der Rührung.

»Troſtlos ſtand auch ich an ſeinem Lager, und war im Todesaugenblick gegenwärtig. »O Apollonius,« ſprach der Edle, »ich fühle es, bald werde ich nicht mehr ſeyn! Bringe meinem Sohne den letzten Gruß ſeines ſcheidenden Vaters, und beſchwöre ihn, Rom glücklich zu machen!« — Dies waren ſeine letzten Worte; er ſprach ſie, und verſchied. — Und ſo beſchwöre ich dich denn aufs neue in ſeinem Nahmen, mein Sohn — vergieb einem Greiſe, der ſchon am Rande des Grabes ſteht, und dich als Säugling noch in ſeinen Armen ſchaukelte, dieſe trauliche Benennung — ſo beſchwöre ich dich, o Commodus, erfülle ſeine und deines Volkes Wünſche! — Höre ſie noch einmal, meine einzige letzte Bitte: ent-

ferne die Schmeichlerbrut aus deiner Nähe! Sie wird dir einbilden, du seyst allmächtig, — glaube es nicht — das Gesetz beschränkt deine Macht. Sie wird dir sagen, daß dein Volk dich anbetet; aber glaube es nicht, wenn dein Bewußtseyn es dir nicht sagt. — Nichts ist, was sie nicht im hellsten Lichte strahlen ließen; nichts ist, was sie nicht vergöttern und preisen! — Als Nero seinen Bruder vergiftete, nannten sie ihn den Schutzengel Roms; als er seine tugendhafte Gemahlin ermordete, lobten sie seine Gerechtigkeit; als er seine Mutter umbrachte, sang man Hymnen zu seinem Lobe; als er Rom in Flammen aufgehn ließ, nannte man ihn den Genius des Vaterlandes! Drum leihe ihnen dein Ohr um aller Götter willen nicht! Ich warne dich im Nahmen deines Vaters, ich — «

»Schweig, greiser Thor,« schrie plötzlich Commodus, und schwang seine Framea. »Schweig! wozu das Geschwätz?«

Zitternd verhüllte Apollonius sein Ant-

litz. — traurend brachte man den Sarg zu Grabe, und ſchweigend ſchlichen alle heim. Ach! nur zu gewiß war es: — Marc Aurel war nicht mehr, und mit ihm Roms Glück dahin! — Eine trübe Zukunft hatte des Vaterlandes!

Crispus und Fausta.

Conſtantin war vom Volke zum Kaiſer ausgerufen; er beſtieg den Thron, kämpfte mit Glück gegen die Rebellen, die ihm den Beſitz des Purpurs ſtreitig machen wollten, und herrſchte länger und ruhiger, wie eine lange Reihe ſeiner Vorfahren. Unter ſeinen vier Söhnen war Criſpus der älteſte, ein liebenswürdiger, treflicher Jüngling, der ſeiner Beſcheidenheit und Sanftmuth wegen vom Volke ſchwärmeriſch geliebt ward. Schon in ſeinem achtzehnten Jahre ward er als Cäſar begrüßt, und bald darauf in die galliſchen Provinzen geſandt, das Vordringen der aufrühreriſchen Germanier zu hindern, wo er, ohnerachtet ſeiner Jugend, mit einem Muthe ſtritt, der weit über ſeine Jahre war, und Lorbeern erkämpfte, die ſeinen Ruhm unſterblich machten. Bekränzt mit ihnen kehrte er an der Spitze ſeiner

ſiegenden Schaaren zurück, und ward im lauten Triumphe empfangen. Das Heer vergötterte, das Volk betete ihn an. Criſpus war in Aller Munde, in Aller Herzen!

. Eine ſo allgemein günſtige Stimmung für ihn, konnte nur zu gefährlich für Conſtantin werden, und ſchon begann er Beſorgniſſe zu hegen. Er beſchloß, ſich in Sicherheit zu ſetzen, aber nicht durch die Bande der Liebe, des Vertrauens und der väterlichen Freundſchaft, mit denen er ſeinen Sohn ſo leicht hätte feſſeln können — nein, er ſchritt zu Maaßregeln, die das Gegentheil ſeiner Wünſche nur zu leicht befördern konnten. Er ertheilte ſeinem jüngſten Sohne, Conſtantius, ſeinem Lieblinge, die Herrſchaft über Gallien, indeß Criſpus, ohne Belohnungen und Ehrenſtellen zu erhalten, in tiefer Eingezogenheit am Hofe leben mußte, und von tauſend argwöhniſchen Augen bewacht wurde. Eine Lage, wie dieſe, war zu peinlich für einen Jüngling raſchen Geiſtes wie Criſpus; er wünſchte dem Staate ſeine Dienſte zu weihen und

ſeine Kräfte zu opfern, und doch war es ihm nicht vergönnt; er wünſchte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, und ſorgfältig raubte man ſie ihm. Erzürnt über eine ſo unwürdige Art der Behandlung, begann er zu murren, und mit ihm murrte das Volk, und in gleichem Grade, wie er beliebt war, wurde ſein Vater verhaßt. Die Bewegung, die in der Menge wogte, entging den Blikken des Hofes nicht, und bald begann das furchtbare Gerücht im Finſtern zu ſchleichen, eine Verſchwörung drohe dem Leben des Kaiſers. Zitternd für ſich, ließ Conſtantin alſobald ein Edikt ergehn, in dem er dem Angeber Verzeihung und ſehr anſehnliche Belohnungen zuſicherte, wenn er die Gefahr, in der er zu ſchweben glaubte, entdeckte; zugleich verkündete er, er wolle einem jeden ſein Ohr leihen, und ſelbſt dann, wenn die Anklage ſeine erſten Miniſter, ſeine vertrauteſten Freunde, ſeine nächſten Verwandten beträfe. — Gelockt durch eine reizende Ausſicht auf Gewinn, fanden ſich bald Verräther, die fälſchliche Anzeigen gegen Criſpus

einreichten, da sie die stummen Wünsche des Monarchen errieth; aber noch fehlte es an Beweisen, die vor Gericht gültig waren, und so durfte Constantin nichts gegen ihn unternehmen, obgleich sein Haß mit jedem Tage neuen Stoff fand, da das Volk seinem Liebling täglich größere Beweise seiner Zuneigung gab, und sogar Münzen zur Verherrlichung seines Ruhmes schlug.

Indeß nahte das zwanzigste Jahr der glücklichen Regierung Constantins, und er beschloß, es feierlich zu begehen, verließ zu diesem Ende Nicomedien, wo er sich aufhielt, und reiste, von seiner ganzen Familie und seinem ganzen Hofe begleitet, nach Rom ab. Hier empfing ihn ein lauter Jubel, die glänzendsten Anstalten waren zu seiner Aufnahme getroffen, alles athmete Freude und Frohsinn, und selbst Crispus Schicksal schien erträglicher zu werden. — Schon schmeichelte sich der unglückliche Jüngling mit der Hoffnung, die Liebe seines Vaters errungen zu haben, schon dämmerte ihm die Aussicht auf eine bessere Zukunft,

als plötzlich ſein Geſchick eine tragiſche Wendung nahm. — Fauſta, Conſtantins zweite Gemahlin und Criſpus Stiefmutter, eine im höchſten Grade wollüſtige Frau, konnte, da ſie noch in der Blüthe ihrer Jugend war, ohnmöglich in einem Greiſe, wie der alte abgelebte Kaiſer, Befriedigung finden, und warf daher ihre Augen nach einem rüſtigern Buhlen umher. Der kraftvolle, männlich ſchöne Criſpus entging ihren Blicken nicht; ſie liebte ihn, und mit jedem Tage entzündete dieſe unnatürliche Leidenſchaft ihren Buſen heißer, mit jedem Tage wuchs ihre Liebe. Sie hoffte, er werde ihr auf gleichem Wege entgegenkommen, und erſchöpfte alle Kunſtgriffe der feinſten Buhlerei, ihn in ihre Feſſeln zu ſchlingen, aber vergebens! Der unverdorbene edle Jüngling ſah nur mütterliche Zärtlichkeit in ihrer raſenden Leidenſchaft, und behandelte ſie um deswillen mit deſto größerer Dankbarkeit. Aber ihr verblendetes Auge legte dieſe dankbaren Geſinnungen ihren Wünſchen gemäß aus; ſie glaubte, nur Furcht hindere ihn an

einer offenen Erklärung, und ſuchte ihn, anfangs durch Anſpielungen, endlich aber durch einen Schritt, der keiner Zweideutigkeit unterworfen war, in ihre Arme zu locken. Mit Schaudern ſtarrte der Jüngling einige Augenblicke auf den verderblichen Abgrund, dem er ſo nahe geweſen war, ſtieß ſie dann mit dem Abſcheu zurück, den das Laſter in ſeiner Blöße einflößt, und verließ ſie mit der unbeſchreiblichſten Verachtung.

Ein erzürntes Weib iſt das Furchtbarſte auf der Erde. Rache iſt ihr einziges Gefühl, wenn ſie ſich beleidigt oder verſchmäht ſieht, und ſie zu kühlen, iſt ihr nichts zu grauſam, nichts zu barbariſch. — Von den Gefühlen der heißeſten Wuth beſtürmt, eilte ſie zu ihrem Gemahl, und beſchuldigte mit beiſpielloſer Frechheit den unſchuldigen Criſpus: er habe ſie zur Blutſchande und zum Ehebruche verführen, er habe das Ehebette ſeines Vaters beflecken wollen, und ihre reine Tugend durch die empörendſten Anträge verunehrt. Conſtantin, der ihren Worten glaubte, und überdies ihn in Verdacht hatte, er

conspirire gegen sein Leben, ließ ihn alsobald verhaften, und ohne formelle Untersuchung, ohne Beweis und gerichtliche Anklage, in Fesseln werfen. Ihn öffentlich hinrichten zu lassen, wäre bei der Liebe, in der er beim Volke stand, zu gewagt gewesen, und so wurde er heimlich, von einer starken Wache begleitet, in der Nacht nach Pola in Istrien gesandt, wo er auf dem Blutgerüste mit dem Muthe und der Standhaftigkeit eines Märtyrers verschied.

Schrecklich wüthete der Zorn des Volkes bei dieser unerwarteten fast unglaublichen Nachricht, und nur mit Mühe konnte Constantin sich auf dem Throne behaupten. Die Unschuld des jungen Fürsten war Allen außer Zweifel, und selbst Constantins Mutter, Helena, eine verehrungswürdige Matrone, zweifelte an der Wahrheit des Vorgebens ihrer Schwiegertochter, und beschloß, ein wachsames Auge auf ihr Betragen zu werfen, das ihr schon lange verdächtig schien. Bald machte sie eine Entdeckung, bei der sie zurückschauderte.

Fauſta, die erſte Römerin, die Kaiſerin des Orients, ſtand mit einem der niedrigſten Sklaven ihres Gemahles in einer ehebrecheriſchen, unzüchtigen Verbindung, und gab ſo ihre und des Kaiſers Ehre dem Hofe und der Stadt auf das fürchterlichſte preis. Erzürnt eilte Helena zu ihrem Sohne, gründete ihre Anklage auf ſprechende, unwiderlegliche Beweiſe, und drang auf Beſtrafung der Schuldigen. Sogleich wurde ſie verhaftet und das Todesurtheil über ſie geſprochen, das ſchon am folgenden Tage vollzogen ward. Sie ward in einem heißen Bade durch Dämpfe erſtickt, und geſtand erſt im letzten Augenblicke Criſpus Unſchuld. Bei dieſer Entdeckung erwachten in Conſtantin alle Gefühle des Vaters, er verwünſchte ſeine Leichtgläubigkeit, und weihte dem Andenken ſeines Sohnes den bitterſten Schmerz. Die folterndſten Gewiſſensbiſſe quälten ihn, vierzig ganzer Tage brachte er in tiefer Trauer zu, und entſagte allen Vergnügungen des Hofes. Seine Unſchuld auch der Nachwelt zu künden, ließ er ſeine Aſche ſammeln, mit ausgezeichneter Pracht beerdigen, und über das Grabmal eine goldne Säule mit der Inſchrift erheben:

Seinem unſchuldig verurtheilten Sohne weihet dies Ehrendenkmal Conſtantinus Auguſtus.

Valeria.

Schon hatte Rom die höchste Stufe der Sittenverderbniß erreicht — Unruhen und Empörung wütheten im Innern; mit jedem Tage fast wechselte die Herrschaft der Kaiser, die unter den Dolchen ihrer Feinde bluteten, und nur mit Mühe gelang es dem weisen Diocletian, sich den Besitz des Purpurs auf längere Zeit zu gründen. — Aber der Wankelmuth des Volkes war ihm nur zu sehr bekannt, und so trat er freiwillig seinem Freunde Galerius den Scepter ab, und vermählte ihn, um sich desto inniger mit ihm zu verbinden, mit seiner einzigen zärtlich geliebten Tochter Valeria. — Erfüllte je ein Weib die Pflichten ihrer Lage im weitesten Umfange, so war sie es gewiß; mit der zärtlichsten Besorgniß kam sie jedem seiner Wünsche entgegen; mit der innigsten Liebe hing sie an ihm, und strebte durch diese

die Sorgen zu mildern, die auf ihm lasteten. Eine solche Hingebung, eine solche Treue hätte wohl ein besseres Schicksal verdient! Kalt und ernst behandelte Galerius sie, und ließ es die Unschuldige durch seinen Zorn empfinden, daß ihre gegenseitigen Wünsche nicht erfüllt wurden, daß ihre Ehe unfruchtbar blieb. — Mit einer Resignation, die man wohl heldenmüthig nennen kann, ertrug sie alles, und nahm sogar seinen unehelichen Sohn Candidianus an Kindesstelle an, den sie mit der Liebe und Zärtlichkeit einer sorgenden Mutter behandelte. Dieser Zug ihrer großen Seele ging nicht kalt an Galerius Herzen vorbei; er empfand ihren Edelmuth und schätzte ihn, und begann von jetzt an sein Betragen gegen sie durchaus zu ändern. Schon belebte die reinste Freude sie; schon hing ihr Blick mit schwärmerischem Entzücken an der bessern Zukunft, als er plötzlich erkrankte und starb. Mit wahrem, innigem Schmerze ehrte sie trauernd sein Andenken, und zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück; aber dennoch blieb sie zu

ihrem Unglücke nicht unbemerkt. Was der beſſere Theil des Volkes fürchtete, geſchah. Ein Tyrann riß den Purpur an ſich, und beſtieg den verwaiſeten Thron, — Maximianus war es, der die Herrſchaft über Rom errang; ein Unmenſch, der alle Laſter eines Nero, Caligula, Domitianus und Caracalla in ſich vereinte; der ſeine Regierung mit Proſcriptionen und Todesurtheilen einweihte, und jeden Tag derſelben mit neuen Grauſamkeiten bezeichnete. Unter allen Leidenſchaften, die ihn beherrſchten, war die Wolluſt die mächtigſte; ſeine Kuppler durchſtreiften haufenweiſe die Stadt, und führten ihm die Opfer ſeiner Lüſte zu, denen ſich ſelbſt die edelſten Weiber unterwerfen mußten. Bald ſtand auch Valeria auf dieſer Liſte; aber es ſey nun, daß ihr Rang, dem ſeinen gleich, ihn ſchreckte, oder daß ihre Reichthümer ihn lockten, — genug, er verſtieß ſeine noch lebende Gemahlin, und ließ jener, um des Genuſſes ihrer Reize deſto gewiſſer zu ſeyn, ſeine Hand mit ſeinem Herzen antragen. — Daß ein Weib, wie

Valeria, seinen Wünschen ihr Ohr nicht lieh, darf man wohl kaum erinnern. Anfangs war sie geneigt, ihm ihre ganze Verachtung fühlen zu lassen; aber eingedenk seiner Despotie, kleidete sie die geflochtene Antwort mit Bescheidenheit und Würde ein. — »Noch ist die Asche meines Gemahls nicht erkaltet,« antwortete sie seinem Freiwerber, »noch spricht der Kummer in meinem Herzen zu laut; noch ist endlich die Zeit der öffentlichen Trauer nicht verflossen, die das Gesetz bestimmt: so bleibe es dem höhern Ermessen des Monarchen überlassen, ob Pflicht und Anstand mir erlauben, seine Befehle zu erfüllen. Wäre aber auch dies nicht, würde ich mich nimmer überzeugen können, daß die Liebe eines Mannes zu mir wahr und innig seyn kann, der fähig ist, eine Gattin, wie die seine, zu verstoßen! Ja ich würde in jedem Augenblicke befürchten müssen, ein gleiches Schicksal über mich verhängt zu sehn, sobald es dem Kaiser gefallen würde, eine dritte reizender als mich zu finden.« — Vergebens stellte ihr der

Abgeordnete vor, sie werde seinen Herrn erzürnen; vergebens ließ der Kaiser seine Anträge erneuern und mit den reichsten Geschenken begleiten; vergebens erschien er selbst, und warb um ihre Liebe; sie blieb standhaft und wies ihn ab. Eine solche Hartnäckigkeit war allerdings fähig, einen Tyrannen zu erzürnen, der gewohnt war, seine Wünsche und Launen schon im ersten Augenblicke erfüllt zu sehen. Sein Zorn erwachte, und ungehindert beschloß er, seiner Rache freien Lauf zu lassen. Daß Furcht vor dem Tode große Seelen nicht erzittern läßt, wußte der Unmensch nur zu gut, und darum beschlöß er, ihr Herz empfindlicher zu kränken. Ihre treuen Sklavinnen, die sie auf das zärtlichste liebte, wurden vor ihren Augen unter den empörendsten Martern gliedweise gemordet; ihre Freundinnen, zum Theil die vornehmsten, achtungswerthesten Matronen, hingerichtet, und alle ihre Güter eingezogen. In die bitterste Armuth gestoßen, wurde sie mit ihrer Mutter Prisca des Landes verwiesen,

und mußte, an Überfluß und Reichthum von jeher gewohnt, jetzt den Geringſten ihrer Unterthanen ſelbſt die kleinſte Gabe dankbar entgegennehmen, ihr Leben zu friſten. Aber dennoch war das Unglück nicht fähig, ihr ihre Standhaftigkeit zu rauben. Sie ertrug ihr Geſchick mit Ruhe und Faſſung, nahm ihren Weg durch die Provinzen des Orients, die noch vor wenig Jahren ihr gehuldigt hatten, und beſchloß, mit ihrer Mutter vereint, in einem kleinen Dorfe Syriens den Tod zu erwarten, der ſie befreien ſollte. Vergebens bot Diocletian alles auf, ſeine unſchuldige Tochter zu retten; vergebens beſchwor er den Kaiſer, ihr zu erlauben, nach Italien zurückzukehren, und mit ihrer Mutter bei ihm in Salona zu leben, um ſein ſchwächliches Alter zu pflegen, und in den Armen der Seinen ſterben zu können; umſonſt! Er hatte den Purpur verſchenkt, und mit ihm ſein Anſehn, wie ſeine Gewalt; man verlachte ihn, da er nur bitten konnte, und ungerührt ſah Maximianus den unglücklichen Greis zu ſeinen Füßen, der einſt

in drei Welttheilen geherrscht hatte. Bald ward ihm indeß der Lohn so beispielloser Grausamkeiten; er fiel unter den Dolchen seiner Feinde, und Licinius, schon vorher zum Gegenkaiser ausgerufen, bestieg nach ihm den Thron. — Erst jetzt schien Rom, nach so mannigfaltigen Stürmen, die lang ersehnte Ruhe genießen zu sollen; in Licinius schien ein tröstender Genius für das Vaterland zu erwachen. Beseelt von Hoffnung, verließ Valeria mit ihrer Mutter das wüste Syrien, und eilte nach Rom zurück, von einem so menschenfreundlichen Regenten Gerechtigkeit zu erflehen. Die Aufnahme, die sie genoß, war ehrenvoll, und Candidianus, ihr Pflegesohn, wurde, um sie noch sicherer zu machen, sogar zu den ehrenvollsten Ämtern berufen. Aber nur zu früh nahm der Grausame die Larve ab; bald sah Rom mit Zittern, was von ihm zu erwarten sey, und die blutigen Hinrichtungen im Pallast von Nicomedien ließen keinen Zweifel übrig, daß ein größerer Unmensch, wie Maximianus, den Thron bestiegen habe.

Auch er verfolgte die unglückliche Valeria mit seinen geilen Lüsten. Mit Abscheu stieß sie ihn zurück, und mußte, um seiner Rache zu entfliehen, aufs neue mit ihrer Mutter entweichen. Sechszehn Monde irrte sie hülflos umher, bis sie endlich in Salonichi ergriffen und verhaftet ward. — Ungesäumt sprach der Tyrann das Todesurtheil über sie, und bald ward es vollzogen. Mit Gelassenheit und festem Muthe bestieg sie das Gerüste, und forderte laut das Volk auf, sie zu rächen. Von ihrem Unglücke gerührt, von ihrer Unschuld überzeugt, von ihrer Schönheit bezaubert, und ihrer Beredsamkeit hingerissen, wollte die Menge sie mit Gewalt befreien; aber — schon war der Todesstreich gefallen!! Rachedürstend eilten sie nach Rom; — der kaiserliche Pallast ward gestürmt; — Licinius blutiges Ende versöhnte die Manen der Unglücklichen.

Rufinus.

Einer der verächtlichsten Menschen, die am Hofe Theodosius des Großen lebten, war unstreitig Rufinus; aber, was so häufig verschwistert ist, leider auch einer der mächtigsten, denn er besaß die Liebe des Kaisers, und vermochte alles, von dieser gewaltigen Aegide gedeckt. Mit bewundernswürdiger Schlauheit hatte der Elende selbst die geheimsten Falten des Charakters seines Gebieters studiert, und alle seine Schwächen erforscht; unvermerkt wußte er seinen Willen und seine Entschlüsse zu leiten, aber mit einer solchen Feinheit, daß Theodosius selbst nichts weniger ahnete, als am Gängelbande seines Günstlings zu gehn. Unersättliche Wollust, unversöhnliche Rachsucht, wenn er sich beleidigt glaubte, ein unmenschlicher Blutdurst, das waren die hervorstechendsten Züge seines Charakters. Nichts war ihm

heilig, galt es Befriedigung ſeiner Triebe; nichts . . . . doch wozu den Schattenriß eines Gemäldes entwerfen, das doch noch immer unvollkommen bleiben würde, und deſſen Züge die folgenden Zeilen hell genug bezeichnen werden.

Auf einer Reiſe durch Salonichi hatte Ruſinus Irenen, die Tochter eines unbemittelten Centurio, kennen lernen. Jugendlich ſchön in allen ihren Umriſſen, ausgeſtattet mit allen Reizen der Schönheit, bezaubernd in ihrem ganzen Betragen, hätte es nur die Hälfte dieſer ſeltenen übereinſtimmenden Vollkommenheiten bedurft, einen Wüſtling, wie Ruſinus, zu feſſeln, der ſich bis zu Dirnen herabließ, die ein Obolus erkaufte. Im ſtolzen Selbſtvertrauen auf ſeinen Rang und ſeine Macht, wagte er, zwar mit der Feinheit des Hofmannes, aber doch deutlich genug, ihr Anträge zu machen, die nur eine erklärte Buhldirne ohne Erröthen würde angehört haben. — Schon ohnedies gegen den Mann, der die Geiſſel ihres Vaterlandes war, zum Haſſe geneigt, ſtieß ſie, weit

entfernt ihn anzuhören, ihn mit aller der Verachtung zurück, die er verdiente. In wilden Flammen loderte sein Zorn auf: er verließ Salonichi, bestürmt von heißesten Rachegefühl, mit dem unerhörten, beispiellos grausamen Entschlusse, es nicht allein an der unglücklichen Irene und ihren Freunden, sondern an ihrer ganzen Vaterstadt auszulassen. Nur zu bald fand sich Gelegenheit dazu.

Ein gewisser Flavus war überführt, Feuer in einem Tempel angelegt zu haben, und alsobald ins Gefängniß geschleppt, wo er seinem Ende entgegen sah. Der kaiserliche Statthalter sprach das Todesurtheil über ihn aus, aber Rufinus hob es auf, und befahl, ihn in Freiheit zu setzen. — Erzürnt, einen solchen Verbrecher ferner noch in seiner Mitte dulden zu sollen, rottete das Volk sich haufenweise zusammen, drang bis zum Pallaste des Statthalters vor, und verlangte von diesem den augenblicklichen Tod des Frevlers. Er zeigte der Menge den kaiserlichen Befehl, aber umsonst! Sie hörte ihn

nicht, stürmte den Kerker, riß Flavus hervor, und mordete ihn unter den schrecklichsten Martern. Man sandte eine Wache ab, die einige der Aufrührer tödtete: aber dies war das Signal zum allerfürchterlichsten Blutbade. Der Pallast des Statthalters wurde zertrümmert und geschleift, er selbst vom ergrimmten Pöbel gesteinigt, und alle seine Freunde und Verwandte mit ihm. Vergebens stellten sich die besseren Bürger diesen Greuelscenen entgegen, sie wurden überhört, und fielen zum Theil als Opfer des Friedens, den sie stiften wollten.

Unbeschreiblich war das Erstaunen und der Unwille, den diese unerwartete Nachricht in Rom erregte. Theodosius, aufgebracht über die Ermordung seines Stellvertreters, gerieth in Zorn, und schwur, ihn den Rebellen in seinem ganzen Umfange fühlen zu lassen. — Rufinus, der hier eine erwünschte Gelegenheit zur Rache fand, bestärkte ihn in seinen Gesinnungen, und munterte ihn auf, das Strafgericht über ganz Salonichi zu verbreiten, und alle Einwohner

mit

mit dem Flammenſchwerte ſeiner Rache zu ſchrecken. Nur zu willig lieh Theodoſius ihm ſein Ohr, und ſchon jubelte der Verräther, als plötzlich ſein Plan geſtört werden zu ſollen ſchien.

Ambroſius, einer der verehrungswürdigſten Pontifen, und überdies einer der treuſten Räthe des Kaiſers, vernahm nicht ſo bald den ſchrecklichen Entſchluß, den er gefaßt hatte, als er beſchloß, ſich mit aller Kraft dagegen zu ſtellen. Er ſandte ihm ein mit Herzlichkeit und Wärme abgefaßtes Schreiben, in dem er ihn auf das rührendſte beſchwor, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, und zu verzeihen, wo er vielleicht ſtrafen müſſe.

»Dieſe Milde,« ſchrieb er, »wird aller Herzen zu dir zurückführen, die Schuldigen werden bereuen und deine getreuſten Anhänger werden, denn der geliebte Regent herrſcht ſicherer über ſein Volk, als der gefürchtete.«

Theodoſius war nur ſchwach, nicht böſe; ſeine angeſtammte Güte machte ihn bereit-

willig, das Geſchehene zu vergeſſen, und nur die Rädelsführer nach dem Geſetze zu ſtrafen, wie die Gerechtigkeit es forderte; aber auch diesmal lieferte er einen ſprechenden Beleg, wie weit er von wahrer menſchlicher und hiſtoriſcher Größe entfernt ſey, obgleich die höfiſchen Schranzen in ihm den Inbegriff aller menſchlichen Vollkommenheiten ſehn wollten, und ihm deshalb den oft entweihten Nahmen des Großen ſchenkten. Auch diesmal ließ er ſich von ſeiner Schwäche hinreiſſen, auch diesmal trug der liſtige Rufinus den Sieg davon.

»Schenkteſt du unter Umſtänden, wie die jetzt waltenden, den Empörern Gnade, mein Fürſt,« ſprach er, »ſo würdeſt du, ſtatt deinem Nahmen und deinem Ruhme größern Glanz und größere Zierde beizulegen, ihn durch eine übel angebrachte Nachſicht beflecken. Mehrere deiner Vorfahren dachten, wie du in dieſem Augenblicke zu denken ſcheineſt, aber nur zu bald bereuten ſie es, denn ihre Schonung veranlaßte eine bei weitem größere Zügelloſigkeit noch. —

Du willſt verzeihen? — Wohl! Aber haſt du dich geprüft, Theodoſius, ob es nicht vielleicht das flüchtige Gefühl des Mitleids nur iſt, das dich an der heiligen Verwaltung der Gerechtigkeit hindert? — Haſt du, von ihm beſtochen, nicht vielleicht die Größe ihrer Schuld vergeſſen? vergeſſen, daß ſie Hand an die geweihte Perſon deines Stellvertreters legten? deine und deiner Gemahlin Ehrenſäulen vernichteten, die Majeſtät des Kaiſers verletzten, und durch dies alles unwiderleglich bewieſen, daß ſie geſonnen ſind, ſich von deiner Oberherrſchaft loszureiſſen? Glaube mir, Monarch, wenn du jetzt ſtatt der Strenge Güte, ſtatt der Härte Milde, ſtatt der Gerechtigkeit Nachſicht ergehn läſſeſt, ſo werden bald der Völker nur zu viele Salonichi's Beiſpiel nachahmen! Man wird deine Güte Schwäche nennen, man wird Scenen, wie wir ſie jetzt erlebt haben, erneuern, man wird die Grundfeſten deines Thrones erſchüttern, man wird dich für dein Leben erzittern laſſen!«

Was der ſchlaue Günſtling vorherſah,

geſchah. Des Kaiſers Beſorgniſſe waren geweckt, er gab ihm unbeſchränkte Vollmacht zu allem, und gebot ihm, ſtatt ſeiner für die Ruhe des Staates und ſeine perſönliche Sicherheit zu wachen. Das war es, was der Elende erwartet hatte; alſobald ſandte er ſeinen vertrauteſten Freund Antoſtus, einen Mann, deſſen Charakter faſt ſchwärzer noch, denn der ſeine war, mit einem zahlreichen Heere nach Salenichi ab. Schrecklich war das Schickſal, das der unglücklichen Stadt harrte, aber noch ſchrecklicher war die Art, wie das Gebot des Kaiſers vollſtreckt ward. Durch öffentlichen Ausruf ward ein feſtliches Wagenrennen auf den folgenden Tag angekündigt, und alles Volk dazu eingeloden. Man liebte dieſe Feſtlichkeit enthuſiaſtiſch, und früh ſchon am Tage ſtrömte die verblendete Menge dem öffentlichen Platze zu. Aber jetzt brachen die verſteckten Krieger unter lautem Mordgebrülle und fürchterlichem Geſchrei mit gezückten Waffen hervor, und richteten ein ſchreckliches Blutbad an. Kin-

der und Greise fielen unter ihren Streichen, sogar die Weiber wurden nicht geschont. — Mit zwölf seiner Henker drang Antostus indeß in Jeneens Wohnung ein, die seit Jahresfrist bereits vermählt war. Vor ihren Augen wurde ihr Gemahl, vor ihren Augen ihr greiser Vater ermordet. Mit der Verzweiflung der Angst suchte die Unglückliche wenigstens ihren Säugling zu retten, und umklammerte ihn mit Gefühlen, die nur eine Mutter errathen kann. Umsonst! Man riß ihn aus ihren Armen, und warf ihn todt und blutig vor ihre Füße. — Der raffinirtesten Bosheit zufolge befahl Antostus, sie allein nicht zu morden, ihr allein das Leben zu schenken, das ihr in diesen Augenblicken die qualvollste Bürde war. — Wie sie verzweifelnd am Boden wimmerte, und die kalten Leichname der Ihren mit Thränen benetzte, da nahte sich ihr Antostus, und raunte ihr grinsend die schrecklichen Worte ins Ohr: »Dein ist die Schuld dieses Jammers! auf dein Haupt kommt dies Blut: — so rächt sich der ver-

ſchmähte Ruſinus!« — Mit wilder Verzweiflung ſtarrte ſie ihn an, mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhr ſie auf, entriß einem Krieger das Schwert und durchbohrte ſich die Bruſt, ehe er es hindern konnte.

Aber noch war dies nicht die empörendſte Greuelſcene. Titus, einer der reichſten Bürger, eilte von der Wahlſtatt hinweg, wie das Gemetzel begann, und entkam, obwohl mit Lebensgefahr, in ſeine Wohnung, der er entgegeneilte, um ſeine junge Gattin und ſeine zwei geliebten Kinder zu retten. Aber vergebens! Schon waren die Barbaren dort, ſchon blutete ſeine Gattin unter ihren Streichen. Noch lebten die unſchuldigen Kleinen, die lächelnd, unbekannt mit der Gefahr, ihren Mördern die Hand entgegenſtreckten; ſchon zuckten die Barbaren ungerührt den Stahl, als der unglückliche Vater ſie beſchwor, einzuhalten, und ihr Leben mit ſeinem ganzen unermeßlichen Reichthum zu erkaufen verſprach. Umſonſt! Sie ſtieſſen ihn zurück, und machten ihm den ſchrecklichen Vorſchlag, nur einen ſeiner Lieblinge

zu werden, und ihm die Wahl zu überlaſſen. Bei dieſem fürchterlichen Anſinnen blutete das Vaterherz des Unglücklichen. Er umarmte die Geliebten, drückte ſie feſt an ſein erſtarrendes Herz, und ſtarb in einem Augenblicke mit ihnen. Indeß hatte Ambroſius den ſchrecklichen Entſchluß des Kaiſers vernommen; er kam perſönlich nach Rom — die Allmacht ſeiner demoſtheniſchen Beredſamkeit ſiegte. Theodoſius ſandte einen Eilboten nach Salonichi, ſeinen Befehl aufheben zu laſſen, aber zu ſpät! Schon war das Gemetzel geendet, ſchon waren ſechszehntauſend Menſchen — wenige Schuldige abgerechnet — eines unverdienten Todes geſtorben; ſchon war die That geſchehn, die die Regierung des Kaiſers auf ewig verunehrte, ſeine Würde ſchändete, ſeinen Namen brandmarkte! Zu ſpät war die Reue, die ihn ergriff; zu ſpät die Gewiſſensbiſſe, die ihn ereilten. Das Volk begann ihn zu haſſen und zu verachten, ſeine Freunde verließen ihn, und jeder Biedermann floh ihn!

Acht Monde harrte er, die That zu ſöh-

nen, in einem abgelegenen Gemache, fern von allen Zerſtreuungen des Hofes. Ein peinigender Kummer nagte an ſeinem Innern, mit jedem Tage wuchs ſeine Betrübniß, mit jedem Tage wurde ſeine Reue inniger. Aber umſonſt! Die Stimme ſeines innern Rächers ließ ſich nicht betäuben, die Geiſſel der Eumeniden verließ ihn nicht!

1901 1165

Veronia.

Ein

Toilettengeschenk

für

gebildete Frauenzimmer.

Herausgegeben

von

Dr. C. A. Buchholz.

Hildesheim
bey J. D. Gerstenberg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht,

Der gnädigſten Frau,

Frau

Caroline Amalie

Regierenden Herzogin von Sachſen-Gotha,

Gebornen Prinzeſſin von Churheſſen.

Dem leuchtenden Vorbilde
Deutſcher Frauen,

Der Muſen ſanften Beſchützerinn,
geweiht:

Durchdrungen von der
allertiefſten Ehrfurcht

Und der allerinnigſten Bewunderung,

von

Dr. Carl Auguſt Buchholz.

Inhalt.

		Seite.
1.	Pflicht und Liebe — — —	1
2.	Wahnsinn der Liebe — — —	37
3.	Weiberkenntniß — — —	57
4.	Lysistrata. Ein Beytrag zur Damenkunde	77
5.	Fragment aus Julius Leben —	99
6.	Das Thal in Thessalien. Eine Allegorie	167
7.	Der Kampf — — — —	185
8.	Schwachheit und Schwärmerey —	213
9.	Ueber weibliche Bildung — —	237
10.	Ueber Weiblichkeit und die Gränzen weiblicher [illegible] — —	259
11.	Phantasieen — — — —	269

Schüchtern ſey der gewundene Kranz von anſpruchloſen Veilchen und Cyanen auf ihr Heiligthum hingelegt, — ſchüchtern die Göttin angefleht, ihn in ihren heiligen Schutz zu nehmen. Wenn am Abend der Jungfrauen Chor noch einmal hin zum Altare eilt, um die Nachtviole zur Fülle der Blumen zu legen; dann labe Sie der Duft des geweihten Kranzes, — und wer ihn hinlegte, wird ſich glücklich fühlen. —

Geſchrieben in Weimar am Tage
Amalia 1805.

I.

Pflicht und Liebe.

Feronia, die Segenſpendende Göttin des Waldes und der Nymphen, unter deren Tritten die lieblichſten Blumen entſproſſten, und die mit wohlthätiger Hand die mütterliche Tellus mit Blumen überſtreute, war eine gefeyerte Unſterbliche. Mädchen und Jünglinge giengen an dem ihr geweihten Tage, fröhlichen Sinnes, in das geheimnißvolle Dunkel des Waldes, und legten ihre Gaben auf den Roſenbekränzten Altar von leichtem Raſen. Huldvoll blickte die Göttin auf Alle. In Autumnus Früchten offenbarte ſich ihr Segen.

Wenn man in W*** von der ſchönen
Zauberin ſprach, die Pſyche's Schönheit,
Sappho's Geiſt und das Herz einer Che-
nis beſaß, ſo wußte alle Welt, daß die
ſchöne Emma von Wallbach damit gemeint
y. —

Emma war achtzehn Jahre alt und
nnte noch die Liebe noch nicht. Sie war
zogen im Schooße der Natur, und kam
t jetzt, unſchuldig wie die Natur, in die
ſidenz an, wo aller Herzen ihr huldigten.
ie hat ein Weib einen ſtärkern Eindruck
nacht, aber ſie wußte nichts davon; denn
war ſchön, ohne es zu wiſſen, und be-
berte, ohne es zu verlangen. Ihr Va-
war Oberkammerherr des Monarchen,

und eben so steif, eben so ceremoniös, eben so nur für die Atmosphäre des Hofes geschaffen, wie diese Herren es in der Regel zu seyn pflegen. Die Schönheit seiner Tochter schmeichelte seiner Eitelkeit, weil er sie von aller Welt angebetet sah, und weil er durch eine vortheilhafte Heirath, die sie machen sollte, sein Ansehen stärker noch befestigen wollte. An ihr Herz dachte er dabey nicht; was hatte dies mit ihrem Glücke und seinen Planen zu thun? „Du bist achtzehn Jahre alt, meine Tochter!" redete er eines Tages sie an, „es ist Zeit, daß ich an Deine Vermählung denke! Darf ich wissen, ob Du einen Gegenstand gefunden hast, der Dich interessirt?"

Emma glühte wie eine Rose, zupfte an ihrem Kleide, sah ihn dann endlich ganz treuherzig an und sagte: „Nein."

„Um so besser, dann wird die Erfüllung meiner Wünsche Dir wenigstens kein

Opfer koſten, und ich habe keine Weigerung von Dir zu beſorgen, wenn ſie auch denkbar wäre. Ich habe die Ehre, Ihnen anzukündigen, Fräulein von Wallbach," fuhr er kalt lächelnd fort, „daß Sie Braut ſind!"

Braut? . . . rief Emma wirklich beſtürzt. . . Mein Vater! . . .

„Wie doch die Mädchen allemal roth werden, wenn ſie hören, daß ſie ihren Namen verändern ſollen. Ja, mein Kind, — der Graf Sternheim, der mich ernſtlich verſichert hat, daß er Dich anbetet, hat in aller Form um Dich angehalten. Der Monarch war ſein Fürſprecher; er iſt reich, ſeine Familie ein Paar Jahrhunderte alt, und Du kannſt leicht denken, daß ich einen ſo convenablen Antrag nicht mit Nein beantwortete."

Emma hob die Augen und ſenkte ſie wieder, — ſie wollte reden, aber ſie konnte nicht. Stumm ſah ſie vor ſich nieder.

„Glaube indeß nicht, mein Kind," fuhr der Oberkammerherr fort, „daß ich eine Unmöglichkeit begehre. Ich bin zufrieden, wenn Deine Hand der Convenienz folgt, — ob Dein Herz mit ihr, gilt mir gleich. Du behältst die freye Disposition darüber."

Und doch seine Gattin? fragte Emma mit hohem Erstaunen. Wie soll ich Sie verstehen?

„Nichts leichter wie das. Du kommst vom Lande, wo eine glückliche Simplicität der Sitten herrscht, die Du hier freylich gar sehr vermissen wirst. Du kennst die Welt nur aus Büchern; aber wenn Du sie nach diesen beurtheilst, so setzest Du den Zirkel auf das Dreieck. Lebe ein halbes Jahr in dieser neuen Sphäre, und Du wirst einsehen, daß, was für Arcadien gilt, nicht auf eine Residenz anzuwenden ist."

Er verließ sie, und Emma blieb in einer seltsamen Stimmung zurück. Sie kannte

den Grafen nicht, aber ſie kannte auch die Liebe nicht. Ihre Phantaſie mahlte ihr in ihm das Bild eines reitzenden Jünglings, — alle Reitze der Liebesgötter, von denen ſie in Idyllen geleſen hatte, vereinigte ſie in ſeiner Perſon; aber ſie glaubte in die Erde zu ſinken, wie ein kleiner verwachſener Mann eintrat, in deſſen Geſicht zwar ein redender Zug der Gutmüthigkeit lag, der aber ihr um deſto ſchrecklicher ſchien, je ſchöner und liebenswürdiger ſie ihn ſich gedacht hatte. Der Graf hielt ihr ſichtliches Erſchrecken für eine Wirkung der Blödigkeit, und war von Herzen froh, wie ſie ein leiſes „Ja" ſtammelte, als er ihre Hand ergriff und fragte, ob er hoffen dürfe? Sie verließ ihn, um in der Stille über ihr Elend zu weinen; und nur ein Mädchen wie Emma, die eine ſo unbegrenzte Ehrfurcht für die Wünſche ihres Vaters hatte, konnte ſich mit ſtiller Reſignation in ihr Schickſal ergeben.

„Wie gefällt Dir der Graf?“ fragte der Oberkammerherr lauschend.

„O Gott!“ seufzte sie, und konnte ihre Thränen nicht verbergen.

„Mein Kind, du wirst vernünftig seyn, und vor allen Dingen Dich erinnern, daß nur Deine Hand, nicht Dein Herz, im Spiele ist. Freye Gewalt behälst Du über das letzte, — nur die erste mußt Du opfern!“

Sie bebte zurück — denn ob sie gleich zu unschuldig war, ihn zu verstehen, so ahndete sie dennoch dunkel etwas.

Der Graf wollte die Residenz überraschen, und bat um eine geheime Vollziehung der Trauung, die sein Glück krönen sollte. Man fuhr auf ein Landgut, welches ihm gehörte, und nur wenige Zeugen waren zugegen. Die Ceremonie war vollendet, der Graf umarmte seine junge Gemahlin mit

Entzücken, aber ſie zog ihn in ein Fenſter und überreichte ihm mit zitternden Händen ein Billet, das er mit wachſendem Staunen las.

„Ich bin durch die Convenienz Ihre Gemahlin geworden,“ ſchrieb ſie, „und ich betheure Ihnen, daß alle Rechte, die Sie [illegible] haben, mir heilig ſeyn werden. Sie haben Anſprüche auf mich. Sie zu bitten, ihnen ganz zu entſagen, wäre Wahnſinn; aber wenn Sie Menſchlichkeit beſitzen, ſo laſſen Sie mich drey Jahre auf dieſem Landhauſe in der Geſellſchaft einer Freundin leben, ohne mich zu ſehen. Wenn ich Sie vorher achtete, wird meine Ehrfurcht für Sie dann keine Grenzen kennen.“ —

Emma —

Der Graf erblaßte; aber er war edel und beſaß ein Herz, daß ſeiner Figur nicht ähnlich ſah. Er ſprach mit dem Oberkam-

merherrn, der anfangs toben wollte, aber endlich ruhig wurde, bewilligte Emma's Bitte mit schwerem Herzen und kehrte in die Residenz zurück, der diese ganze Geschichte ein Geheimniß blieb, das mit einem undurchdringlichen Schleyer verhüllt war. Man machte zwar mehreremale einen Versuch von weitem, sie zu früherer Rückkehr zu vermögen; aber sie war und blieb unerschütterlich. Die Zeit allein konnte die Sehnsucht des armen Sternheim stillen. Ihren wohlthätigen Schwingen vertrauete er.

Emma lebte glücklich in ihrer Einsamkeit, und so glücklich, wie sie zu hoffen kaum gewagt hatte. Die Natur trug ein so entzückendes Bild für sie, daß sie um Alles in der Welt willen diese Lage mit keiner andern vertauscht hätte. Ihre Zeit war dem Umgange mit ihrer Freundin, der Frau von Belli, der Musik, den Büchern und der Wohlthätigkeit gewidmet. Sie liebte ihre

Unterthanen wie ihre Kinder, und indem ſie Alles um ſich her glücklich machte, war ſie ſelbſt glücklich. Eine ſehr einfache Begebenheit trübte ihre Ruhe auf lange Zeit. Sie ging eines Tages in die Wohnung ihres Verwalters, deſſen Tochter ſie in allerley weiblichen Arbeiten unterrichtete, als ſie einen jungen Landmann dort bemerkte, deſſen ſeelenvolle Blicke, die er auf das Mädchen warf, ihr verriethen, daß er ſie liebe.

„Du biſt ſo ſtille, Jacob,“ ſagte der Alte lächelnd. „Was macht dich traurig?“

„Ich bin traurig, weil ich allein bin,“ ſagte der Jüngling. „Meine Hütte war mir einſt ſo lieb, aber jetzt mag ich ſie nicht einmal ſehen.“ —

„Da will ich Dir einen guten Rath geben,“ fuhr der Alte fort. „Sattle Dein Roß, reite im Lande umher und ſuche ein gutes Mädchen, aus dem ein gutes Weib werden kann. Haſt Du ſie gefunden, ſo ziehe

Dein Pferd in den Stall, frage nach Weitzen und Gerſten, nach Kühen und Schaafen; mache Dich mit dem Mädchen bekannt, und wenn ſie Dich lieb hat, ſo nimm ſie mit Dir.“ —

„Gelt,“ rief der Jüngling, „das iſt ein guter Rath!“ und wie der Blitz war er zur Thüre hinaus. Aber es verging keine Viertelſtunde, als er ſchon mit einem ſorgfältig gezäumten Pferde herbeygeſprengt kam, es in den Stall zog und dann hereinkam. „Vater! — rief er — ich habe mein Pferd in den Stall gezogen; ich frage nach Weitzen und Gerſten, nach Kühen und Schaafen, und weil ich ein gutes Mädchen ſuche, aus dem ſich ein gutes Weib machen läßt, ſo frage ich Dich, Roſe, ob Du mich lieb haſt?“

Das Mädchen ſank verſchämt in ſeine Arme, und Emma, die Zeugin dieſer glücklichen Scene war, war noch gerührter über die Zärtlichkeit der Liebenden, wie über die

Naivetät des Jünglings. Sie richtete die Hochzeit aus, und glaubte sehr froh zu seyn; aber sie betrog sich selbst. Ihre Heiterkeit war von diesem Augenblicke an erkünstelt; denn die unbefriedigte Sehnsucht nach Liebe erwachte allmählig in ihrem Herzen.

„O glückliche Rose!" rief sie sich selbst zu, — wäre ich in einer Hütte geboren wie du, so hätte ich mein Herz fragen dürfen wie du, und dürfte glücklich seyn wie du, statt daß ich jetzt verzweifle!" Jetzt zog sie sich in eine noch tiefere Einsamkeit zurück, und während sie in Feldern und Gebüschen umherirrte, verzehrte sie ein innerer Gram.

Ihrer Schwermuth nachhängend, saß sie eines Nachmittags in einem Pavillon, dessen Fenster auf die Landstraße führten, als der Hufschlag eines Pferdes sie aus der Betäubung weckte. Sie blickte empor und erstaunte, wie sie einen schönen jungen Mann zu Pferde sah, der sie mit einem Ausdruck

von Ueberraschung sehr verbindlich und doch ehrfurchtsvoll grüßte. Sie trat ans Fenster, um ihm nachzusehen, machte im Stillen bey sich die Bemerkung, daß ein Reuter auf einem wilden Pferde eine weit bessere Figur mache, wie auf einem gelassenen, und ließ ihren Blick noch lange auf der Gegend haften, in der er verschwand. Sie ging zurück und ergriff ihr Nähzeug, aber kein Stich wollte gelingen; denn sie dachte an das bäumende Pferd. Sie nahm ein Buch; aber sie warf es weg, weil sie heute langweilig fand, was sie sonst entzückte. Endlich ging sie hin, ihre Tauben zu füttern; sie ergötzte sich an den unschuldigen Liebkosungen dieser Thiere; sie dachte an Rose und Jacob, dann an den Fremden, — und wie zuletzt das Bild ihres Gemahls vor ihre Augen trat, fing sie an, beynahe laut zu weinen. So ging das ein Paar Tage; unwillkührlich trat sie alle Nachmittage mit dem Schlage drey an das Fenster des Pavillons, und sie er-

ſchrack ſo ſehr, daß ihre Knie wankten, als ſie das bäumende Pferd mit ſeinem Reuter wieder erblickte. Das Buch, welches ſie hielt, fiel aus ihrer Hand, und der artige junge Mann ſprang ſogleich vom Pferde, band es an die Gartenpforte und überlieferte der Beſitzerin ihr Eigenthum. Emma fühlte ihr Wangenbrennen; ſie zitterte, wie ſie bey Entgegennehmung des Buches ſeine Hand berührte, und ſie zitterte noch mehr, als er ſehr höflich um die Erlaubniß bat, ihren Garten beſehen zu dürfen. Die Bitte ließ ſich nicht wohl abſchlagen; ſie ging an ſeinem Arme in der Allee umher und erfuhr, daß ihr Begleiter der Hauptmann von Feldberg ſey, der ganz in der Nähe ein Rittergut beſitze. Sie ihrerſeits ſtellte ſich ihm als Tochter des Oberkammerherrn von Wallbach vor, ohne, wie begreiflich, ihr Geheimniß zu berühren. Der Herr von Feldberg beurlaubte ſich endlich; Emma ſah dem Bäumen ſeines Pferdes mit heimlichen Grauen zu, ſah ihm

noch länger nach wie neulich, ging endlich mit einem tiefen Seufzer in den Garten, riß eine Blume nach der andern ab, entblätterte eine Rose nach der andern, und konnte gar nicht begreifen, wie es zuging, daß sie alle Augenblicke blindlings in eine Rosenhecke schlenderte. Seufzend ging sie endlich zu Bette; aber das bäumende Pferd stand vor ihren Augen, ganz gelegentlich dachte sie an den schönen Reuter zugleich mit, und ihre Kammerjungfer meinte am folgenden Morgen, sie könne keine Stunde geschlafen haben.

Heute verließ Emma das Zimmer nicht, aber die Frau von Belli rief sie herunter, weil der Hauptmann von Feldberg sich habe anmelden lassen, der als neuer Nachbar einen Ceremonienbesuch machte. Er blieb lange, aber als er weggina, sagte Emma nicht ein einziges Wort, das mehr als kalten Beyfall mit seiner Aufmerksamkeit verrieth. Die Frau von Belli ärgerte sich darüber, daß

sie

ſie ſo ſtumm über ſeine in die Augen ſpringenden Vorzüge war; ſie hielt ihm eine weitläuftige Apologie, ſprach von nichts, als von dem ſchönen Nachbar, und wunderte ſich, wie Emma in heftiger Bewegung herausging, ohne ihr etwas zu antworten. Ihre einſamen Spatziergänge wurden häufiger noch wie vorher; ein ſtiller Trübſinn lagerte ſich auf ihrer ſchönen Stirn, ohne daß ſie ſich geſtehen mochte, was ihn veranlaſſe, und ihre ſchönen Augen ſchwammen oft in Thränen, ohne daß ſie wußte warum? Aber ihre Fröhlichkeit kehrte wieder, denn der Herr von Feldberg kam wieder: es währte nicht lange, ſo war er alle Tage da, und wenn er nicht kam, ſo ſah Emma, bis es Abend wurde, in die Gegend, woher er gewöhnlich zu kommen pflegte, und ging mißmuthig zu Bette, ohne es in ſich ſelbſt laut werden zu laſſen, weswegen ſie mißmuthig ſey?

Es konnte keinen intereſſantern Mann geben, wie der ſchöne Hauptmann war; ſeine

Unterhaltung belebte Alles, und man vergaß Alles, wenn man ihm zuhörte. Das Gespräch fiel eines Tages auf Liebe, und der Hauptmann versicherte, daß der Schalk Amor ihm einmal gar häßlich mitgespielt habe. Emma wurde über und über roth; aber sie wurde es noch mehr, als er ihr ungebeten seine Geschichte erzählte. —

„Ich war einmal," fing er lächelnd an, „so verliebt, wie ein Mensch es nur seyn kann; ich glaubte in den Augen der Gräfin Saldorf mein Glück zu lesen, — sie hatte mir sogar gestanden, daß sie mich liebe, und nur noch wenige Monate lagen zwischen unserm Brautstande und dem Tage unserer Vermählung. Von meinem Glücke trunken, sprach ich mit meinem vertrautesten Freunde, dem Baron Lindenau, von den Seligkeiten, die die Zukunft mir bringen sollte, und rühmte, wie der allerschwärmerischste Liebhaber, die seltenste Treue, mit

der meine Geliebte an mir hienge. Er lachte. Ich fragte warum? und er antwortete lächelnd:

„„Alles in der Welt, nur unterhalte mich nicht von der Treue dieſer Dame, — denn offenherzig geſagt, ich traue ihr wohl ein wenig Flatterhaftigkeit zu.““ —

Was mich aus dem Munde eines Jeden Andern beleidigt haben würde, nahm ich meinem Freunde nicht übel. — „Guter Baron,“ ſagte ich, Du kennſt ſie nicht!“

„„Va! — es kommt auf die Probe an!““

„Mit Freuden!“

„„Setze Dich jetzt, zum Exempel, einmal hin, und ſchreibe ihr, da ſie auf ihrem Landgute iſt, daß ein unſeliger Zufall Dir Dein Vermögen geraubt habe, und daß Du im Duell um Deinen Arm gekommen ſeyſt. Voyons, mon ami, — was ſie antwortet?!““ —

„Die Probe ist freilich ein wenig stark,“ antwortete ich, „aber ich weiß, sie wird sie bestehen.“ — Ich schrieb den Brief, bat sie in Gedanken schon tausendmal um Verzeihung, daß ich ihr etwas vorgelogen hatte, und sandte ihn durch eine Staffette ab. Ich harrte in der sehnsuchtsvollsten Ungeduld; die Antwort kam, und, o Gott! sie bestand aus drey Zeilen: „Sie sind weniger zu beklagen wie ich,“ schrieb sie, — „Sie haben Ihr Vermögen und einen Arm verloren, ich aber werde Ihre Hochachtung verloren haben, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Bettler so wenig wie einen Krüppel lieben kann.“ — Ich raste, ich war außer mir und — ja schöne Emma, seyn Sie nur immerhin ein bischen böse, — ich war auf dem besten Wege, ein erklärter Weiberfeind zu werden. Aber ich habe aufgehört, es zu seyn; denn ich fand Gelegenheit, ein Weib zu sehen, in dem Tugend und Seelen-Adel sich mit fast überirdischen

Reihen vermöhlen. Ich ſah ein Weib, deſſen Liebenswürdigkeit mich hinriß, deſſen Anſpruchloſigkeit mich entzückte, deſſen Reihe mich bezauberten, und jetzt liege ich zu dieſes Weibes Füßen und ſeage: Emma! können Sie mich lieben?

Das Feuer in ſeinem Auge war entzündend, die ſchöne Biegung ſeines Körpers war bezaubernd; — aber was bedurfte es dieſer Reihe? Sein Herz ſchwamm ja in ſeinen Blicken. Emma ſank, überwältigt von ihren Gefühlen, beinahe in ſeine Arme; dann aber ermannte ſie ſich, und ſagte nach einem ſchwermüthigen Seufzer: „Wenn Sie mich lieben, — o ſo verlaſſen Sie mich!“ Er hatte Ehrfurcht für ſie, — in fliegender Eile ließ er einen Kuß auf ihren Lippen und war ihren Blicken entſchwunden.

Mit welchen Gefühlen kämpfend er ſie verließ, ſagt keine Feder. Sie ging in den Garten, um vom Säuſeln des Abend-

windes ihre brennende Wange kühlen zu lassen. „Eduard, Eduard!“ rief sie schwärmerisch und streckte ihre Arme aus, und dann ließ sie sie plötzlich wieder sinken, weil wie ein eherner Fels die Pflicht sich ihrer Liebe entgegenwälzte. Mit einem heimlichen Schauer betrat sie die duftende Laube, und lehnte sich an den blühenden Jelängerjelieber. Eduards Gestalt, wie er kniend zu ihren Füßen lag, und um Liebe bettelte, die sie nicht gewähren durfte, umgaukelte sie, und begleitete sie endlich in ihr Cabinet, wo sie den Schlaf der Liebenden wachend schlief.

Eben so unruhig stand sie am folgenden Morgen wieder auf, und wer sie sich ankleiden sah, konnte schon daraus den Zustand ihrer Seele errathen. Ein Halstuch, weiß wie frischgefallener Schnee, fiel auf die Erde, und ob man gleich kein Stäubchen daran sah, so wurde es doch mit einem andern vertauscht. Man suchte ein anderes

hervor, aber es war so widerspenstig, daß es sich durchaus zu keiner Falte bequemen wollte, die nur einigermaßen Musterung aushalten konnte, und einem dritten Platz machen mußte, das sich gehorsamer schmiegte und über die schönsten Zwillingsformen geduldig wölbte, die den Faltenwurf des athmenden schönen Schleyers zu der reitendsten Form machten, die jemals ein glücklicher Augenblick gedichtet hat. „Ach!" seufzte sie endlich, da ihr selbst ihre Eitelkeit und ihr sorgsames Bestreben nicht entschlüpfte, — „was soll ich suchen, ihm zu gefallen?" Sie hüllte sich in ein großes Tuch und ging schwermüthig in den Garten hinab. Sie suchte die Laube auf, und in dem nämlichen Augenblicke stand der Hauptmann vor ihr. —

„Verzeihen Sie, Emma!" rief er, — „die Unruhe hat mich schon' vor Anbruch des Morgens ins Feld getrieben, die Thür

des Gartens war nicht verschlossen, — und wohl mir, daß ich Sie gefunden habe!"

Emma konnte nicht eine einzige Sylbe stammeln, ihre Wange glühte, ihre Lippen bebten, als wollte sie etwas sagen; aber ihr Mund war verschlossen. Es war eine Scene, die kein Bildner darzustellen fähig wäre. Die malerische Blüthenlaube, in deren Zweigen die Vögel zwitscherten, — Emma im Glanze ihrer fast vollendeten Schönheit, die langen Locken weit über die Schultern niederwallend, auf der Seite des Mannes, den sie so unaussprechlich liebte, und dem sie doch diese Gefühle nicht verrathen durfte, — er mit seinen sprechenden Blicken auf ihrem schönen Auge hängend, das schüchtern auf einem Veilchen am Boden weilte, weil sie es nicht zu heben wagte.

„Emma!" — rief er, zu ihren Füßen sinkend, — „hier im Angesichte der Natur,

hier im Angeſichte des Ewigen, frage ich Sie noch einmal: **können Sie mich** lieben?"

Ihr Buſen **wogte** unter tiefen Seufzern, — **einen Augenblick** hob ſie den Blick, den ſie ſchnell **wieder** ſenkte; aber hätte es ihr Leben gekoſtet, ſie hätte keine Sylbe erwiedern können. —

„Emma!" fuhr er dringender fort, — „nur dies einzige erſehnte Wort aus ihrem Munde, und noch heute will ich in die Reſidenz zu ihrem Vater, um ihn um ſeine Einwilligung anzuflehn!" —

Dies gab der Natur Leben. „Zu meinem Vater? O um Gottes willen, — Nein!"

„Nein?" — fragte er überraſcht.

„O Eduard, wenn Sie wüßten, mit welchen unnennbaren Leiden ich zu kämpfen habe! — wenn Sie das unſelige Geheimniß

ahndeten, das die Ruhe meines Lebens zerstört! . . . Ach ich bin sehr unglücklich!"

„Emma, — fuhr er noch zärtlicher fort, — darf die Liebe hoffen?

„Ja, — ja," — rief sie heftig, — „Sie sollen alles wissen: Eduard! ich bin vermählt!" Der Stein sank bey diesen Worten von ihrem Herzen! sie hatte ihre grausame Pflicht erfüllt, — aber sie war so betäubt, ein solcher Nebel umflorte ihr Auge, daß sie beinahe ohnmächtig zurücksank.

„Vermählt?" — rief er, wie vom Donner gerührt. „Vermählt? — fuhr er nach einer Pause in demselben Tone fort, und fuhr dann mit seiner Hand über die kalte Stirn. —

Von Seufzen und Thränen unterbrochen, erzählte Emma ihm ihre unglückliche Geschichte, bey der sie nur den Namen ihres

ahles verſchwieg, und der Herr von
berg ſchien wieder aufzuleben.

„Nur eine einzige Frage noch beantwor:
Sie mir, Emma, — und ich verheiße
en, daß Sie glücklich werden ſollen.
a, — wenn nun dieſer drohende Felſen
eräumt würde; wenn Sie dürften,
en Sie denn mich lieben?“ . . .

„Dann“ . . . . rief ſie lebhaft; aber
m nämlichen Augenblicke ſenkte ſie den
wieder und ſetzte langſam hinzu: „es
möglich!“

Unmöglich? Und warum? Sie ſol:
ürfen, Emma! — verläugnen die Ge:
uch die Menſchlichkeit, ſo wird es der
rch doch nicht!“ . .

Der Monarch? — O Gott, mein
hl iſt ſein Liebling, — er hat ſich
für ihn verwandt!“ . . .

„Sein Liebling? . . . Um meiner Ruhe willen seinen Namen! Hier ahnde ich etwas Furchtbares!“

Sie nannte ihn und der Hauptmann stand wie erstarrt. Die Farbe war von seinen Wangen gehaucht, — er drückte wild ihr die Hände, küßte sie, und war dann wie ein Blitz verschwunden.

„O ewiger Gott!“ — seufzte Emma und sank auf die Rasenbank nieder, — „ende die Leiden deines Geschöpfes! — ich bin zu schwach, sie zu dulden.“

„Erst nach mehreren Stunden erwachte sie aus ihrer Betäubung, als man ihr einen Brief vom Herrn von Feldberg überbrachte, den sie zitternd öffnete. Sie staunte, als sie das Portrait ihres Gemahls in demselben erblickte; aber sie staunte noch mehr, wie sie die folgenden Zeilen las:

„Ich war auf dem Punkte, ein Verbrecher zu werden, Emma, aber ein

Blitzſtrahl hat den Abgrund erhellt, an deſſen Rande ich unwiſſend ſchwebte. Die Flamme meiner Leidenſchaft verlöſchte in demſelben Augenblicke, in dem ich erfuhr, wem Sie angehörten.“ —

Ja, meine Schweſter, — denn dies werden Sie meinem Herzen ewig bleiben, ich würde Ihren Beſitz einem Monarchen ſtreitig gemacht haben, aber die Rechtſchaffenheit will ich mir nicht ſtreitig gemacht haben; denn Ihr Gemahl war zweimal der Retter meines Lebens, und im ganzen Laufe meines Daſeyns der Schutzengel, dem ich mich vertraute. Wagen Sie es, ihn kennen zu lernen; dies iſt meine letzte Bitte an Sie, und Sie werden erfahren, daß man verwachſen, häßlich, und doch der Beſte, der Großmüthigſte, der Liebenswürdigſte aller Menſchen ſeyn könne. Verwahren Sie ſein Bildniß, welches

ich Ihnen anlege wie ein Heiligthum, und wenn Sie das Original erst kennen, werden Sie es lieben, werden Sie es lieben müssen!" —

Welche Gefühle durchkreutzten sich in ihr! Sie betrachtete den Hauptmann wie ein Wesen höherer Art, wie einen Halbgott, den sie verehren müsse; sie seufzte noch, wenn sie an ihren Gemahl dachte, aber sein Bild schien ihr schon weniger erschreckend. Warum ist diese schöne Seele nicht in einem eben so schönen Körper? dachte sie, und versank in tiefes Nachdenken. Sie nahm sein Portrait und legte es zu ihren Juwelen. Sie las den Brief des Hauptmanns tausendmal wieder, und je öfter sie ihn las, je mehr schied die Liebe für ihn aus ihrem Herzen und wich der unaussprechlichsten Ehrfurcht. Sie schied von ihm, wie man von einem Freunde scheidet, den das grausame Schicksal aus unsern Armen reißt. Man ruft diesen Freund im-

mer wieder zurück, man drückt ihn in seine Arme, man küßt ihn und hält ihn fest; aber endlich muß man ihn loslassen, und sieht ihm dann mit blutendem Herzen nach. Jetzt legte sie den Brief zu ihren Juwelen und band das Portrait um ihren Hals, ja sie drückte einen Kuß auf das häßliche Gesicht, und bat es sich tausendmal ab, ihn gekränkt zu haben.

Um diese Zeit kam der Oberkammerherr, seine Tochter zu besuchen; — er ließ ein Wort von ihrem Gemahle fallen, und erstaunte nicht wenig, wie sie sich bereit zeigte, ihm zu folgen. Der Graf war gerade auf einem etwas entfernten Landhause, und Emma ging mit ihrem Vater dahin. Sie fiel ihm um den Hals und setzte dann mit einem erröthenden Blicke hinzu: „Ihre Gemahlin vor der Welt, — Ihre Schwester, Ihre zärtliche Freundin, wenn wir allein sind!“ —

Ihre Achtung für ihn vermehrte sich mit jedem Augenblicke, wenn sie sah, wie seine

Unterthanen ihn liebten, wie er der Vater Aller war und von Allen beinahe angebetet wurde. Sie fragte ihn einst, wie es ihm möglich gewesen sey, dies in einem so hohen Grade zu bewirken? „Nichts leichter als das, meine Emma," erwiederte er. „Vorher machte ich die Versuche in der großen Welt, zu lieben und geliebt zu werden; aber was dort alle Verbindungen knüpfte oder trennte, war der Eigennutz oder die Convenienz, so daß ich endlich des Versuchens müde wurde. Hier erst auf dem Lande fand ich kunstlose und ungeschminkte Herzen, die einander suchen, ohne es zu wissen, und einander angezogen haben, ohne es bestimmt zu wollen. Ich fing damit an, ihnen wohlzuthun. Ich verbesserte ihre Wirthschaft; ich gab ihnen Gelegenheit, sich zu bereichern; und alle Sonntage gab ich ihnen ein Fest, um sie aufzuheitern, das an Fröhlichkeit seines Gleichen sucht. Ich selbst mische mich unter ihre Reihen, und indem ich ihnen jeden

Ge-

Gedanken an den Unterſchied des Standes benehme, und mehr ihr Freund wie ihr Gebieter zu ſeyn ſcheine, gelingt es mir, ihre Herzen mir zuzuwenden und ſie glücklich zu machen!" Der Graf lud ſie zu einem von den Feſten ein, die er an den Tagen zu geben pflegte, die der Ruhe gewidmet waren, und ſtellte ſie den verſammelten Landleuten als ihre Wohlthäterin und Schweſter vor. Emma war Zeugin von der Liebe und Ehrfurcht, mit der Alle ihm begegneten. Solche Empfindungen ſtecken an, je unverſtellter ſie ſind und je treuherziger ſie ſich ausdrücken. „Man muß geſtehen," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „daß dieſe Leute Recht haben, wenn ſie ihn lieben. Auch ohne ſeine Wohlthaten iſt er der liebenswürdigſte Menſch von der Welt! Allmählich wurde die Schweſter dem Bruder gefährlich. Emma's reitzende Beſcheidenheit, ihre Aufmerkſamkeit für alle Wünſche ihres Gemahles, ihr bezauberndes Wohlwollen gegen Jedermann machten in kurzer Zeit aus

dem Gemahle einen Liebhaber im Ernst. Aber er hatte geschwiegen als Gemahl, wo er fordern konnte, um wie viel mehr schwieg er als Liebhaber, wo er nur bitten durfte. Seine Blicke wurden ängstlicher, seine Aufmerksamkeit größer und seine Unruhe unbeschreiblich, als er eines Tages sah, daß sie, wie sie sich unbemerkt wähnte, ein Portrait hervorzog und es küßte. Sein Edelmuth kämpfte mit seiner Liebe, aber der erste siegte.

Er ging eines Morgens zu ihr, ergriff ihre Hand, küßte sie und sagte dann: „Ich fühle, daß Sie nicht glücklich sind, Emma! aber ich will suchen, Sie glücklich zu machen. Ich weiß, daß Sie lieben, und komme zu Ihnen, offen mit Ihnen darüber zu reden."

Emma fühlte ihre Kniee wanken. —

„Lieben Sie den Mann, dessen Portrait Sie tragen?"

„Ja," stammelte sie leise, — „ich liebe ihn über Alles!"

Der Graf ſtand in heftiger Bewegung auf; dann faßte er ſich wieder und ſagte: „Ihre Zufriedenheit iſt mir wichtig. Sie ſind frey von dieſem Augenblicke, und ich eile, Ihnen durch eine förmliche Trennung den erſten Schritt zum Beſitz ihres Geliebten zu ſichern. Darf ich ihn kennen, Emma? Es iſt Ihr Freund, der Sie um Ihr Vertrauen bittet.“

Sie reichte ihm das Portrait hin, und wer wohl ahndete nicht den Erfolg dieſer Scene? Der Graf ſank mit ſchwärmeriſchem Entzücken zu ihren Füßen. Seine ehrfurchtsvolle Liebe, ſein Edelmuth, ſein großes Herz erwarben ihm den geltendſten Anſpruch auf Emma's Herz, und in der Stille hatte er es ſchon lange beſeſſen. Aus der Schweſter ward eine Geliebte, aus dem Bruder der heißeſte Liebhaber, und es währte nicht lange, als — —

II.

Wahnsinn der Liebe.

An die Frau von D....t. —

Paris mit allen ſeinen Freuden liegt hinter mir, und ob ich gleich der glänzendſten Hauptſtadt Europens wahrſcheinlich auf ewig Lebewohl ſagte, ſo fühle ich mich dennoch aus dem Gewirr, das um mich fluthete, aus der ſteten Abwechſelung geiſtiger und ſinnlicher Freuden, die mir in ſo reichem Maaße wurden, geriſſen, und ſtatt deſſen in eine lachende Provinz voll freundlicher Thäler und friedlicher Menſchen verſetzt, glücklich und dreifach zufrieden mit dem Tauſche. Nicht an der Seine allein wohnt die Freude, auch an den reitzenden Ufern der Loire und

Garonne möchte man Hütten bauen, — ja ich fühlte mich doppelt glücklich an ihnen. „Glückliches Menschengeschlecht!“ rief ich enthusiastisch, als ich im Anschauen einer paradiesischen Gegend verloren, ein zweytes Tempe zu sehen wähnte, „glückliches Menschengeschlecht, das du diese Zauberfluren bewohnst, wie leicht muß es dir werden, gut zu seyn, wenn du den Kelch der reinsten Freude, der sich dir darbietet, nur halb zu würdigen und zu genießen verstehst!“ — Ich Schwärmer! Was verführte meine Phantasie, mich zu glauben? Eine Unschuldswelt voll Naturmenschen wähnte ich zu finden, — und eben — kehre ich vom Hochgericht zurück, auf dem ein Vatermörder sein Ende fand! — Vatermörder!! Konnte unter diesem lieblichen Himmel, in diesem lachenden Thale ein solches Ungeheuer sein Daseyn finden? Ach und dennoch, dennoch ist es so. Aber nein! Unglücklicher Mancourt, hassen sollte ich dich, aber

nur bedauern kann dich mein Herz. Auch Sie werden ihn verabscheuen, ihn haſſen, — und doch wird Ihr ſanftes, bedaurendes Mitgefühl ihm nicht entgehen!

Acht Tage ſchon hatten Lyons Mauern mich in ihrer Mitte geſehen, und noch hatte ich keinen Gebrauch von dem Empfehlungsſchreiben Ihres Gemahles an die Familie Mancourt gemacht. Die Neuheit und Mannichfaltigkeit der verſchiedenen mich umgebenden Gegenſtände hatte mich unterhalten; auch war ich mir ſelbſt genug geweſen. Erſt am Morgen des neunten Tages ließ ich mich einführen, und fand eine herzliche, genialiſche Familie, an die ich mich ſchon im erſten Augenblicke unbeſchreiblich nahe gezogen fühlte. Der Vater, vor langen Jahren Parlaments-Advocat in Paris, das er nothgedrungen verließ, war nicht frey vom Staube der Acten, die er ehemals unter Händen gehabt hatte, übrigens aber einer

der ersten Biedermänner, einer der edelsten Menschen, mir durch seinen hohen Patriotismus und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den unglücklichen Regenten, der ein so trauriges Opfer elender Machinationen wurde, doppelt ehrwürdig. Sanfter und resignirter als er, war seine liebenswürdige Gattin, die mit unnachahmlichem Frohsinn ewig neue Blumen in den Kranz seines Lebens zu flechten wußte. Victorine und Eduard waren die einzigen Pfänder ihrer treuen zwanzigjährigen Liebe. Die erste, ein holdes, sanftes Mädchen, das Nachbild der Grazien, deren Schwester sie zu seyn schien, sah den sechszehnten Frühling ihres Lebens blühen, der sie in der reinsten, lieblichsten Unschuld fand. Sie war die Braut eines jungen Landbesitzers, der, so bieder wie er seyn mochte, gewiß nicht für sie geschaffen war; denn wie es mir schien, mochte er es besser verstehen, den Werth eines blühenden Weinberges,

als den eines liebenden Herzens zu schätzen. Ein etwas zu hoher Grad von Schwärmerey war der einzige Zug ihres Charakters, der mir mißfiel; eine Schwärmerey, die Eduard, ihr Bruder, ein liebenswürdiger Jüngling, ganz mit ihr theilte. Der gefühlvolle, leidende Zug in seinem Gesichte zog mich besonders an ihn: ich glaubte einen Unglücklichen in ihm zu sehen, dessen Thränen in der Einsamkeit flossen, und fand, als der Bund unserer zärtlichen Freundschaft geknüpft war, daß ich mich nicht geirrt hatte. Von der Natur mit den glänzendsten Anlagen begabt, wogte schon früh ein flammender Ehrgeiz in des Unglücklichen Busen, — ach er war es ja so sehr! Glänzende Ziele standen ihm vor Augen, denen er, angespornt von dem Schattenbilde der Hoffnung, unverrückt entgegenstrebte, bis auf einmal, unerklärbar Allen, dieser rege Eifer todt erkaltete. Unerklärbar Allen. Eine tödtliche Unruhe hatte sich seiner bemäch-

tigt, — es nagte ein Wurm an ſeiner Ruhe und an dem Frieden ſeiner Seele, und ängſtlich verſchloß der ſonſt ſo offene Jüngling ſich jedem mitfühlenden Herzen, das ſich vertrauungsvoll an das ſeinige ſchmiegen wollte. Tage lang war er abweſend, kehrte erſt ſpät am Abend heim und weckte durch die tiefe Schwermuth, in die er verſunken war, die bängſten Beſorgniſſe in der Bruſt ſeiner Familie. Den Bitten des Vaters, den Thränen der Mutter, dem Flehen der Schweſter, ſich zu entdecken, widerſtand er, bis er einſt, hingeſunken in die Arme ſeines treueſten Freundes, in einem vertraulichen Augenblicke ſein Geheimniß in meinem Buſen niederlegte. Was ich dunkel geahndet hatte, war Wahrheit! —

Eduard liebte — liebte unglücklich, obgleich der Gegenſtand ſeiner Flamme ſeinem Herzen auf gleichem Wege begegnete. Schrecklich iſt das Gefühl, treu zu lieben und ver-

ſchmäht zu werden; aber fürchterlicher noch iſt die Quaal für ein fühlendes Herz, den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit aus der Achtung aller übrigen Weſen gebannt zu ſehen. Dies war der Fall des bedaurungswürdigen Jünglings. In einem vielleicht zu frohen Augenblicke des Rauſches, geleitet von leichtſinnigen Freunden, hatte Eduard einſt ein Haus betreten, wo das Laſter auf dem Grabe der gemordeten Tugend frohlockt und ſein frevelndes Haupt nicht in der Dunkelheit der Nacht erhebt, ſondern öffentlich mit ſeiner Schande prahlt. Der Zufall führte ihn in die Arme eines bezaubernd ſchönen Mädchens, die ihm um ſo intereſſanter wurde, da ſie Gefühl zu beſitzen ſchien; denn in dem Augenblicke, da er ſich ihr nahte, zitterte eine halbverborgene Thräne, — wahr oder erlogen? in ihrem ſchwimmenden Auge. Der leidende Blick des Mädchens riß ihn zur innigſten Theilnahme fort. Er glaubte ein zum Opferplatz geſchlepptes Lamm in ihr zu ſehen,

und war in dem Augenblick der tobendsten Sinnlichkeit stark genug, zurückzutreten. und ehrfurchtsvoll die, wie er wähnte, gekränkte Tugend zu schonen. Unter heißen Thränen sank sie tiefgerührt an sein Herz, und erzählte ihm dann die traurige Geschichte ihrer Leiden. Ob sie wahr oder erfunden ist, darüber waltet der Schleyer des Geheimnisses.

Jeannette Bernard, — (oder Brenardon, ich entsinne mich des Namens nicht bestimmt) war, nach ihrer Versicherung, die einzige Tochter eines Curé in der Provinz. Jung und schön wie sie war, drohten tausend Nachstellungen ihrer Tugend, und unter allen am gefährlichsten die Liebe eines jungen Mannes, der in ihrem kleinen Geburtsorte den Posten eines Maire verwaltete. Trauend seinen Schwüren, mit denen er ihr ewige unwandelbare Liebe betheuerte, ergab sie sich ihm ganz, und folgte ihm sogar, ohne die ihr gelegte Schlinge zu

ahnden, nach Lyon in eines der berüchtigsten öffentlichen Häuser, wo er die Blume ihrer Unschuld brach und dann schon nach wenigen Wochen sie allen fruchtlosen Nachwehen ihres Leichtsinns und allen peinigenden Gefühlen der Reue überließ. Schaam und Furcht, — vielleicht auch gar der Reitz des neuen Lebens, der nach einmal entblätterter Knospe der Unschuld sie berückte, hinderte sie zur Rückkehr in des Vaters Arme; aber noch stand sie, ihrem Geständnisse zufolge, am Scheidewege, als Eduards helfender Arm sich ihr leitend darbot. Aus leicht zu errathenden Gründen nahm sie ihn an, und wußte durch die interessante Rolle der büßenden Magdalene, die sie spielte, ihn so zu bezaubern, so in ihr Netz zu verstricken, daß bald die glühendste Leidenschaft für sie in seinem Busen erwachte, und er nicht länger ohne sie leben zu können wähnte. Dies war der Anfang der unglücklichen Periode, die das Elend seiner Familie begründete. Eine gewitter-

schwangere Wolke drohte furchtbar über ihrem Haupte, und ach, warum mußte gerade ich ihren Ausbruch erleben! Von Tage zu Tage wuchs seine Schwermuth; denn so heiß auch seine Liebe war, so wenig vermogte er alle die unzähligen Schwierigkeiten, alle die zahllosen Inconvenienzen zu übersehen, die sich ihm entgegenthürmten. Nur zu wohl kannte er die strengen Grundsätze seines Vaters von Ehre, und welche Gründe hatte selbst sein bestochnes Auge ihnen entgegenzustellen? Konnte, durfte er es erwarten, daß seine Familie, die geachtetste in der Provinz, in die Verbindung mit einer Buhlerin willigte, die, — mochte sie nun bereuen oder nicht, — der Hohn des Pöbels traf?

Noch hoffte ich Alles vom ersten Erwachen seiner kalten Vernunft, noch Alles von dem lebendigen Eindrucke, den ich auf sein Herz zu machen hoffte; aber ach, wie schrecklich sanken meine Hoffnungen, als er mir eines Abends, als er verstört aus ihren Armen

men zurückkehrte, mit den heiligſten Schwüren ſeinen Entſchluß, ſie zu ſeiner Gattin zu machen, betheuerte. Fühllos für meine Bitten, taub gegen mein Flehen, überhörte er die triftigen Gründe, mit denen ich ihn zu bekämpfen ſuchte, und ſtellte ihnen nichts als die Sprache der Leidenſchaft entgegen. „Die Welt?“ frägte er lebhaft, als ich ihn an ihre Meinung erinnerte. „Soll denn ſie glücklich ſeyn oder ich? Mag ſie jetzt über die vermeinte Buhlerin ſpotten, — wird ſie es wagen, auf meine Gattin nur einen zweideutigen Blick zu werfen?“ Peinlicher wie die meinige, konnte nicht leicht eine Lage ſeyn. Als Vertrauter Eduards, als Mitwiſſer des unſeligen Geheimniſſes, konnte, durfte ich es ſeiner bekümmerten Familie, die es ſo nahe angieng, verſchweigen? Aber nein! Den Hochverrath an der Freundſchaft zu faſſen, war mein Herz zu enge, — und ach! was hätte ich wohl auszurichten vermogt?

Inniger, als Worte es sagen, schmerzte mich seine thränenwerthe Lage. Versunken in schwermüthige Thränen über Menschenschicksal und Vorsehung, überließ ich mich einst in der Einsamkeit meiner Phantasie, als er verstört, blaß, mit gerungenen Händen zu mir hereinstürzte. Sein Anblick erregte Grausen. „O mein Freund!" rief er, und sank an meinen Busen, „nimm mich auf in Deine Arme, laß mich in ihnen die letzte Heimath finden; denn Du allein bist ja der Redliche, der mich liebt!" Ich erschrack mehr über den Blick, mit dem er die Worte begleitete, als über die Worte selbst. „Was ist Dir?" fragte ich halb erstarrt.

„O daß eine wohlthätige Gottheit mir alle Denkkraft nähme!" rief er. „Mit leisen Schritten hat mein unmenschlicher Vater mein Geheimniß erspäht, und — o Gott! — das niedrigste Loos der Schande

über meine Geliebte geworfen, und ſie den Händen des Richters übergeben! O ewige Vorſicht, war es möglich, daß er achtzehn Jahre mir im Lichtgewande eines Engels erſchien, und doch" . . . . . Sein wilder Schmerz ließ ihn nicht enden. Er ſchien in bewußtloſe Narrheit zu verſinken. Dann ergriff er wild meine Hand und riß mich mit ſich fort in ſeines Vaters Gemach. Glühende Fieberröthe brannte in ſeinem Geſicht, der wüthendſte Aufruhr aller Sinne tobte in ihm; doch bezwang er ſich und ſprach mit zurückgehaltner Empfindung.

„Nicht der Sohn, der Menſch ſteht vor Ihnen, mein Vater! Mit blutendem Herzen frägt er Sie: was that er, daß Sie ſeine Geliebte ihm raubten, durch deren Beſitz allein er glücklich werden konnte?" . . .

„Ehe ich Dir antworte," entgegnete der Greis, — „antworte Du mir. Wie war es möglich, daß Mancourts Sohn ſein

Herz an eine Buhlerin hieng, die sich dem Abschaum des Pöbels Preis gab, und die eben dadurch den glorreichsten Sieg ihrer Kunst beweist, daß sie ihn zu äffen versteht. Ja denn; ich war es, der dies Geschöpf, das Dich geflissentlich so weit von Deiner Bestimmung entfernte, und Dich mit ehernen Banden an sich fesselte, gewaltsam von Dir trennte und sie der Strafe des Gesetzes überlieferte. So lange dies Auge offen steht, kannst Du nur über meine Leiche in ihr bräutliches Gemach schreiten!" — Still erstarrt stand Eduard einen Augenblick, dann warf er einen zerschmetternden Blick auf den Greis und stürzte hinaus, ohne eine Sylbe zu entgegnen. Ich sah ihn an dem Tage nicht wieder. Wie ich später vernahm, hatte er auf einem öffentlichen Platze sein Gold, menschenfeindlich lächelnd, unter den habsüchtigen Pöbel ausgestreut. —

Von bangen Ahndungen gequält, suchte ich erst spät die Ruhe, und hatte sie kaum

eine Stunde gefunden, als ein lautes Wimmern mich weckte. Schnell ſprang ich auf, folgte ihm und hatte kaum das Gemach, aus dem es erſcholl, betreten, als ein Grauſen erregender Anblick ſich vor meine Augen drängte! Bedeckt mit Blut, hauchte der unglückliche Mancourt ſeinen letzten Seufzer aus. Vor ihm ſtand wildblickend Eduard, das gräßliche Werkzeug des Mordes in der bebenden Hand. Es war nicht die Miene eines gefallenen Engels, nicht die Miene Abbadonna's, mit der er auf die Leiche ſtarrte; — in ſeinem Auge ſpiegelte ſich die Hölle. Sein Herz ſchien mit einer undurchdringlichen Rinde umgeben. Kalt ſtieß er ſeine Mutter von ſich, die am Boden mit Todesangſt winſelte, — kalt ſah er auf ſeine ohnmächtige Schweſter und trat auf mich zu. Sein Gang glich dem eines Trunkenen; ſeine Füße wankten unter ihm; lallend und ſchwer war ſeine Sprache. „Ich habe gerächt!“ ſprach er feyerlich.

„Vor den Augen des Allmächtigen stehe ich fleckenlos da. Leb' wohl!" Kaltblütig schickte er selbst nach einem Grefsier und folgte ihm eben so resignirt.

O meine Freundin! was fühlte, was empfand ich in diesen gräßlichen Augenblicken! Todt lag die Vergangenheit hinter mir; ich konnte kaum denken; sah nur das gräßliche Bild der Gegenwart und das noch gräßlichere der Zukunft vor Augen. Eduard, — er, den ich einst so schwärmerisch liebte, der dieser Liebe so ganz würdig war; — er, den ich mir als Ideal der Jünglinge zeichnete, er war herabgesunken zum Vatermörder! Ich kann es kaum ausdenken, das schreckliche Wort. Lassen Sie mich schweigen von dem Jammer der gebeugten Familie, schweigen von alle den Folgen dieses gräßlichen Vorfalls. Schon nach den ersten Verhören, bey denen er es seinen Richtern äußerst leicht machte, erkannten sie ihm die Guillotine zu.

Ich ſah, ich ſprach ihn, — ich hörte ſein letztes Gebet, — doch noch einmal: laſſen Sie mich ſchweigen. Leben Sie wohl! Vier Wochen, und die freundlichen Thäler der Schweitz ſehen mich in ihrem Schooße. Traulich angeſchmiegt am Buſen der reitzenden Natur, umgeben von einem glücklichen Hirtengeſchlechte, werden nicht da die Wunden meines Herzens heilen?

III.

Weiberkenntniß.

— — — — „Nein, heilige Natur!“ rief ich, „hier in deinem ſchönſten Tempel ſoll die täuſchende Kunſt keinen deiner einfachen, reizenden Züge verſtellen, und wenn auf der ganzen Erde Niemand dir einen Altar weihet, ſo weihe ich dir hier, hier in dieſem friedlichen Thale den Einzigen. Hier an deinem Buſen will ich wohnen; in deinen Arm will ich vertrauungsvoll mich legen und ganz und auf ewig mich von den Menſchen trennen, die mich betrogen!“

Zwey Monate lang verſchloß ich mich auf meinem Zimmer, vom bitterſten Grame gequälet, und ſtreifte nur in den einſamſten Gegenden meiner Güter umher. Auf einer dieſer Wanderungen kam ich in ein Thal, das

zwischen drey Bergen gelegen war, die überall aber auf der Höhe mit dichtem Gebüsch bewachsen waren. Im Hintergrunde zogen sich die Berge, wodurch es gebildet wurde, enger zusammen, und schlossen sich an einen Felsen an, der steil und hoch in die Höhe stieg. Die ältesten Eichen oben auf der Spitze des halben Zirkels, den die Berge bildeten, flochten ihre Zweige in einander, und bildeten die schönsten, höchsten und kühlsten Lauben. Unter diesem Laubdache legte ich mich an die bemooste Felswand; neben mir rieselte ein Quell und murmelte mich in stille Träume der Vergangenheit. Ich erwachte endlich aus ihnen und sah wehmüthig umher„ Diese Einöde," sagte ich, „hat die Natur für die betrogenen Unglücklichen geschaffen; hier will ich sterben!"

Ich traf Anstalten, und schon nach wenigen Monaten stand im Thale am Felsen ein Häuschen, dessen Wände mit Wein- und

Geisblatt bedeckt, waren. Ein reitzender Garten voll schattiger, gekrümmter Gänge, belaubter Alleen und üppiger Lauben umgab es; und in dem ganzen Thale herrschte, selbst in den Mittagsstunden, ein gewisses schwermüthiges Halbdunkel, das so ganz mit meinen Gefühlen und meiner traurigen Stimmung harmonirte. Den Eingang in das Thal verdeckte ein Gebüsch mit einem einzelnen Gange, der schlangenartig durch dasselbe geführt wurde, und auf eine Thür stieß, die immer verschlossen war und mir durch ein Klingeln anzeigte, wenn Jemand mich suchte.

„Natur, Natur!“ rief ich an jedem Morgen mir zu, „Du sollst allein die Göttin seyn, die ich ehre, — an Deinem Busen will ich wohnen und nichts soll mich von Dir reißen!“ Nichts störte mich in dieser Einsamkeit; ich lebte in Gesellschaft meines Bedienten ganz allein, und wenn auch bis

weilen ein Gedanke an die Vergangenheit in mir erwachte, so war es nur ein unruhiger Traum, aus dem man sich freuete zu erwachen. Früh schon am Morgen verließ ich das Häuschen, und dann verlebte ich die seligsten Stunden. Die Natur entfaltet um diese Zeit anschaulicher ihre erfrischten Reitze; sie dringen tiefer in die Sinne ein, muntern sie aus ihrer Erstarrung oder ihrer trüben Ruhe auf, erwecken neue und glückliche Gedanken, und führen uns in die erste Jugend zurück, wo alle Gegenstände des künftigen Lebens im heitersten Morgenscheine des Frohsinns, der Unschuld und der Hoffnung vor uns ausgebreitet liegen. Gemeiniglich nahm ich dann einen Dichter mit mir, warf mich unter einem Baume hin, ließ auf den Blättern den hellen Purpurstrahl mit dem Schatten des Laubes hüpfen, und bildete und verschönerte, was ich las, nach meinem eigenen Geschmack. Beinahe zwey Jahre führte

ich dies Leben, und ob ich mich in dieser einsamen, schwermüthigen Stille gleich tausendmal glücklicher fühlte, als einst im Gewirre der geräuschvollen großen Welt, so fühlte ich doch allmählich eine gewisse Leere in mir erwachen, die auszufüllen ich vergebens suchte. Ich war mir selbst nicht mehr genug, und fühlte innig die Wahrheit: daß der Mensch zur Geselligkeit geschaffen sey. Es kostete mir dennoch gewissermaßen einen Kampf, diese Einöde nur auf einige Tage zu verlassen, die meinem Herzen so theuer geworden war; aber ich überwand mich und mischte mich in die Reihen der Landleute, um ihnen wohlzuthun und ihr Vater zu werden. — Es war kein Arcadien, welches ich fand, wo Schäfer und Schäferinnen ein idyllisches Leben führen; aber ich fand ein glückliches, anspruchloses Menschengeschlecht, dessen Tage in steter Unschuld und Ruhe dahinflossen. Fern von Menschen, die sich unaufhörlich bemühen, einander unglücklich zu machen, woh-

ney sie im Heiligthume der Natur, die ohne Unterlaß für ihre Glückseligkeit arbeitet. Sie besitzen die ächten Güter des Lebens, und selbst die Liebe, die furchtbare Liebe stört nicht die Vollkommenheit ihres Glückes. O ihr Menschen! möchtet ihr eure Convenienzen und eure erkünstelten Verhältnisse vergessen und in den Schooß der Natur eilen! wie viel glücklicher würdet ihr seyn! Wie süß ist dieser heitere Frieden nicht, der in der Schöpfung alle geheimen Bewegungen abmißt; wie theilt er sich nicht jeder Fiber unseres Wesens mit, und wie fest liegen unter ihm nicht alle Gefühle gebunden, welche unsern Leidenschaften angehören. Nur der Athem der Natur ist rein und erquickend, und innig verschlungen trinken drey schöne Grazien Leben aus dieser Quelle: Gesundheit, Unschuld und Ruhe. —

Der Landbau gewann Reize für mich. Ich verglich die Theorie der Gelehrten mit der

der Erfahrung der Landwirthe, und ſuchte zu verbeſſern, was ich in den Speculationen jener und den Ausübungen dieſer fehlerhaftes fand. Das Studium war unerſchöpflich; es machte mir manche angenehme Stunde, und da ich auf verſchiedenen Wegen den Wünſchen und Bedürfniſſen meiner Unterthanen entgegenkam, die allmählich ganz das Verhältniß vergaßen, welches zwiſchen ihnen und mir obwaltete; ſo gelang es mir, ihr Freund und Rathgeber zu werden und ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen.

Die guten Leute gewannen mich lieb und wollten mir eine heimliche Freude bereiten. Der Himmel mag wiſſen, durch welchen Zufall ſie meinen Geburtstag erfahren hatten; ſie erſchienen in einer förmlichen Prozeſſion, mich zu einem kleinen Balle abzuholen, den ſie veranſtaltet hatten. Ich folgte ihnen gern, und kaum trat ich unter die Reihen der Mädchen, als eine

derſelben hervortrat, und mir ein mit Roſen gefülltes Körbchen überreichte, das ſie mit einem Wunſche für mein Glück begleitete, der gewiß aus der Fülle ihres Herzens kam; denn ihr Ton war ſo unbeſchreiblich treuherzig, und was ſie ausdrücken wollte, ſtand ſo unverkennbar in ihrem Auge. Ich betrachtete ſie mit tiefem und ſprachloſem Erſtaunen. Sie war ſehr reinlich und niedlich gekleidet; ein kleiner Strohhut, mit einem rothen Bande unter dem Kinne zuſammengebunden, beſchattete ihre Stirn, und ihre ſchönen Locken wallten ohne alle Kunſt, aber eben darum doppelt reitzend, um ihren Nacken und ihre Schultern. Ich nahm das Körbchen und dankte ihr. Sie griff nach meiner Hand, um ſie zu küſſen, — ich entzog ſie ihr mit einem Gefühle von Schaam und fragte nach ihrem Namen. „Ich heiße Annette," ſagte ſie ſanft erröthend, und ſah mich zutraulich an. „Mein Vater iſt der Müller da unten im Dorfe, dem ſie das

neue Häuschen bauen ließen. Wir haben Sie alle so lieb; mein Vater betet alle Morgen für Sie, und da wollte ich Ihnen so gern eine kleine Freude machen.“

Es ist Dir gelungen, gutes Mädchen, antwortete ich, und küßte sie sanft auf die Stirn. Ich wurde über und über roth, als ich es that, und doch folgte ich nur einem so natürlichen Gefühle der Zuneigung für dies liebenswürdige Geschöpf, dessen ich mich gewiß nicht schämen durfte. Ich nahm ihre Hand, sie zum Tanze zu begleiten; sie schwebte leicht die Reihen mit mir herauf, und als ich, da sie etwas ermüdet war, mich noch eine Weile mit ihr unterhielt, war ich entzückt über ihre liebenswürdige Zutraulichkeit und die Spuren des unverstellten natürlichen Gefühles, das in jedem ihrer Worte lag. Konnte ich mir selbst es verhehlen, daß Annettens Bild mich im Traume begleitete und am Morgen

beym Erwachen vor meinen Augen schwebte? Gedankenvoll nahm ich am andern Morgen meinen Stab und schlenderte ins Dorf hinein. Ich überredete mich selbst, es sey nur, um den alten Müller zu besuchen, der an einer Krankheit danieder lag; aber ich wußte doch wohl, wer der eigentliche Magnet sey, der mich zu ihm zog. Eben so niedlich, eben so einfach, eben so reinlich gekleidet wie gestern war Annette, und mit der zärtlichsten Sorgfalt beschäftigt, ihren kranken Vater zu pflegen. Sie lächelte mir freundlich entgegen, als sie mich sah, nahm mich bey der Hand, führte mich an das Bette ihres Vaters und eilte dann in ihr kleines Gärtchen, um einige Früchte abzuschneiden, mit denen sie mich mit gastwirthschaftlicher Freundlichkeit bewirthen wollte. Ich sprach mit ihr, und wie ich nach mehreren Stunden schied, konnte ich es mir nicht verhehlen, daß mich dies Mädchen bezaubert habe. Ich schämte mich beinahe vor mir selbst, als

ich mich auf dieſem Gefühle ertappte. „Sie iſt ein Weib!“ murmelte ich menſchenfeindlich vor mich hin, — „haſt Du etwa vergeſſen, daß dies Geſchlecht tauſend Masken, eine reitzender als die andere, und eine trügender als die andere, überzuwerfen verſteht?“ Ich verſank in tiefes Nachdenken. — „Aber nein!“ rief ich endlich, „dies Mädchen iſt die lautere Natur; ſie iſt rein wie der Himmel, der ſich über ihr wölbt, und ſchuldlos wie die ungeſchmückte Natur. Es iſt unmöglich, — ſie kann nicht wiſſen, daß es eine Verſtellung giebt, und woher, aus welcher Quelle ſollte ſie dies Gift ſaugen, da Alles, was ſie umgiebt, rein iſt?“

So prägte ſich unvermerkt ihr Bild meinem Herzen ein, und ich fühlte erſt, wie theuer das holde Geſchöpf mir ſey, als eines Tages ein junger Landmann zu mir kam, und mich bat, ſein Freiwerber bey Annetten zu werden.

„Bei Annetten?“ rief ich überraſcht, „und Du liebſt das Mädchen?

„Mehr als mich ſelbſt, gnädiger Herr! Aber ich mag anfangen, was ich will, ſie wirft mir nicht einen einzigen Blick zu, der mehr als gewöhnliche Freundlichkeit verräth, und da dachte ich denn, Ihr Fürwort könne mir nützen.“

Es erregte zwar kein günſtiges Vorurtheil für ihn bey mir, daß er einen Fürſprecher haben wollte; aber dennoch verſprach ich ihm, nach einigem Bedenken ſeine Bitte zu erfüllen. Ich fürchtete, daß ſie Ja ſagen möchte, und wußte doch ſelbſt nicht, warum ich es fürchtete.

„Annette,“ ſagte ich, „der junge Pächter vom Vorwerk iſt bey mir geweſen, und hat mich gebeten, ſein Brautwerber zu werden; — was meinſt Du? kann ich ihm fröhliche Bothſchaft bringen?“ — Wie

ein Verbrecher, der seinem Urtheil entgegensieht, zitterte ich auf ihre Antwort.

„Ach, gnädiger Herr!“ sagte sie rasch, „den kann ich nicht heyrathen!“ Mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Und warum nicht Annette?“

„Je nun, — weil ich ihn nicht lieb habe, — und da kann ich doch nicht seine Frau werden!“

„Aber, Annette, er ist reich, — er hat viele Morgen Landes, und seine Wirthschaft vergrößert sich zusehends und .....

„Nun?“ — fragte sie erwartend.

Ich fühlte mich etwas verlegen.

„Hat das gar keinen Einfluß auf Dich, Annette? Du wirst dann seinen Reichthum theilen, und ein sorgenfreyes Leben führen.“ .....

„Ach, gnädiger Herr!“ sagte sie verschämt, — „ich bin ein einfältiges Mäd-

chen, — aber ich denke, wen ich nun einmal nicht lieb habe, da kann sein Reichthum mir doch nichts helfen. Wenn er zu mir kommt, so sagt er nicht: Annette, ich habe Dich lieb, — und sieht mir dabey gerade ins Auge, — sondern er spricht von seinem großen Hause, von seiner weitläuftigen Wirthschaft, von seinen Pferden und Kühen und zuletzt davon, daß er wohl eine Frau brauchte. Nein, gnädiger Herr, gut bin ich ihm, aber lieb haben kann ich ihn nicht. Ich bin wirklich nicht Schuld daran, — aber ich kann nicht." —

Ich drückte ihr bewegt die Hand, ohne weiter in sie zu dringen, und verließ sie voll Bewunderung über ihr feines Gefühl.

„Solch ein Weib," dachte ich bey mir selbst, — und solch ein Weib das Meine; ich glaube beinahe, sie könnte mich mit ihrem Geschlechte aussöhnen!

Ich erſtaunte über mich ſelbſt, als ich das geſagt hatte; denn es kam mir vor, als ob ich dieſen Wunſch aus dem Innerſten meines Herzens geſtohlen hätte, wo er bisher verborgen geruht hatte.

„Sie, ein armes Landmädchen," wandte ich mir ein, „du Edelmann, — Graf, — — — — ?" . . . Aber bin ich nicht ein Thor? Die Welt wollte ich fliehen; ihre erkünſtelten Verhältniſſe wollte ich haſſen, und jetzt, da ich ein Weſen gefunden habe, welches ſo ganz geſchaffen iſt, mein Herz zu beglücken, jetzt frage ich mich nicht: ob ich würdig bin, dies Weſen zu bitten, mich mit ſeiner Liebe zu beglücken, ſondern ich frage: ob die Welt dieſe Verbindung klug nennen würde? O Julius! — Julius! wann willſt du einmal vergeſſen, daß du für dieſe Welt abgeſtorben biſt auf ewig? —

Jetzt ſtanden meine Entſchlüſſe feſt, Annetten um ihre Liebe zu bitten, — und,

o mit welchem Entzücken dachte ich daran, sie zu meiner Gattin zu machen! Aber liebte sie mich? Ich hatte nicht Unrecht, mir diesen Einwurf zu machen; denn ich wußte wohl, daß weder mein Stand noch mein Rang in ihren Augen mir Werth verliehe; aber ich wagte es doch, — ich weiß selbst nicht woher? zu hoffen. „Annette," redete ich eines Tages sie an, „ich suche eine Gefährtin des Lebens, deren Glück ich in dem Meinigen wiederfinden möchte, so wie ich wünschte, daß sie das Meinige mit dem Ihrigen fest verbunden fühlte; — ich suche ein Weib, das mich liebt, und frage Dich: Annette! möchtest Du die Gattin eines Mannes seyn, der Dich mit der innigsten Zärtlichkeit anbetet?

Sie erröthete. „Ach, gnädiger Herr," sagte sie, — „ich bin ein so armes Mädchen!! . . .

„Nein, Annette, gewiß nicht, — Du bist reicher als tausend Deiner Schwestern;

denn Du haſt ein reines, ſchuldloſes Gemüth, ein Herz, das in Deinem Auge ſchwimmt, und Reitze, die doppelt entzücken, weil ſie nicht entlehnt ſind. Bereden will ich Dich nicht, auch nicht die abgeſchmackte Sprache der Leidenſchaft führen; aber ich wäre glücklich, wenn Du mich liebteſt!"

Sanft erröthend ſank ſie in meine Arme, und mein Glück beſchreiben, — ja wer wäre das im Stande? Annette wurde mein Weib, und alle Könige der Erde hätten mir keck ihre Schätze hinlegen können, in ihren Armen hätte ich gewiß nicht einen Blick auf ſie geworfen. Wir überließen uns der vollen Trunkenheit unſerer Empfindungen, vergaßen Feld, Hügel und Thal, und die ganze Welt, und verſchwanden vor uns ſelbſt. — Jeder Tag offenbarte mir neue Tugenden an meiner jungen Gattin; ſie blieb eben das unſchuldige, immer heitere, frohe Geſchöpf, welches ſie als meine Braut geweſen war; und unſere Liebe blieb immer neu, immer gleich, weil

der Leidenschaft flatterndes Geisblatt sich an die dauernde Eiche der Achtung schmiegte, und weil Unschuld, Treue und Sanftmuth die unvergänglichen Blumen waren, die im Kranze ihrer häuslichen Tugenden blühten. Annette, diese schuldlose Tochter der einfachen Natur, war es, die mich mit ihrem Geschlechte wieder aussöhnte, — und hier in ihren Armen, glücklicher durch sie gemacht, als je ein Sterblicher es war, rufe ich aus der Fülle meines Herzens Euch zu:

„Wollt Ihr glücklich seyn, — o so flieht an den Busen der Natur, in die Arme eines Weibes, das schuldlos ist wie diese, und einfach wie diese. Dieser Schatz blüht nur im Verborgenen, — er ist ein unter hochgethürmtem Sande versteckter Juwel, — nnd wohl dem, der ihn gefunden hat! Ich biete ihm traulich die Hand!"

IV.

Lyſiſtrata.

Bruchſtück

aus

dem Leben des Diogenes von Sinope.

Ein Beytrag zur Damenkunde.

— — — — Ich gieng alſo, wie ſchon geſagt, am Ufer des Meeres, und meine Gedanken erhoben ſich zu dem, der die Körner des Sandes am Geſtade gezählt hat, und deſſen Donner lauter rauſchen als die Wogen der See. In dieſem Augenblick ſah ich eine Barke, die an einer Scholle nahe am Ufer umſchlug, und bemerkte unter den Schwimmenden eine einzige, die vergebens mit den Wellen kämpfte und nicht Kräfte genug hatte, das Ufer zu erreichen. Du erräthſt leicht, mein lieber Eutydemus, daß mein Mantel im nämlichen Augenblicke auf der Erde lag, — und Anſtändigkeit oder Nichtanſtändigkeit, davon war die Rede nicht, — genug das Leben eines Menſchen war auf dem Spiele, und ich ſprang ins Waſſer, ihn zu retten.

Es war ein Frauenzimmer, — und wahrhaftig! es ist nicht meine Schuld, daß es so war; auch dachte ich an den Unterschied unsers Geschlechts, so wenig wie an den Mann im Monde. Ich nahm sie in meine Arme; ich trug sie ans Gestade, und wäre nun fertig gewesen, — aber halt! — ein gutes Werk halb zu thun, ziemt dem Weisen nicht; — ich muß also nur gestehen, ich legte sie recht sanft auf einen dicht mit Gebüsch umzäunten Rasen, und hatte mitterweile Zeit genug, zu bemerken, daß ich ein Weib, und zwar ein hübsches Weib vor mir hatte. Daß ich dastand, wie Venus vor Paris, das hatte ich auf ein Haar vergessen. Ihr fiel es um desto mehr auf, als sie die Augen öffnete; denn sie schloß sie nicht allein blitzschnell, sondern sie hielt noch dazu beyde Hände dicht davor; und ich setze mein Leben gegen den Zapfen in meinem Fasse, sie sah nicht durch die Finger. Ich kam zur Besinnung, lief davon, und

als

als ich vollkommen eingehüllt wieder zurückkehrte, hatten wir die Rollen gewechselt; sie stand hinter den Zweigen des Busches und drückte das Wasser aus ihrem Oberkleide, welches sie zu diesem Ende ausgezogen hatte. Das Laub hinderte sie, mich zu sehen; auch mochte sie mich nicht wieder zurückerwarten, als ob ich ihrem Danke entfliehen wollte, — aber ich, — o gütige Götter, bewahret mein Gedächtniß, damit ich diesen Anblick nie vergesse! Unter hundert andern wären neun und neunzig lüstern geworden; aber ein Mann, der nunmehr zwey Decennien von Kresse, Wurzeln und Wasser lebt, sieht die Statue, die aus Phidias Händen hervorgieng, nicht anders an als die, die aus den Händen der Natur kam. Endlich war das Kleid trocken; sie wickelte sich hinein, kam zum Vorschein und erröthete recht ernstlich; als sie mich sah, und die Vermuthung in ihrer Seele aufstieg, daß ich sie wohl belauscht haben könnte.

Ich hatte einen Dank erwartet, und zwar einen recht lebhaften; allein das schöne Weib begnügte sich, mir einen Blick zuzuwerfen, — der so freundlich war, so freundlich, — genug alle Worte eines Demosthenes sind nicht im Stande, diesen Blick zu beschreiben, und das Beste ist wohl, daß ich den vergeblichen Versuch nicht einmal wage.

„Ich bin wieder da, schöne Fremde," ... sagte ich, um das Stillschweigen zu brechen.

Sie wurde ein ganz klein wenig verlegen. „Wolltest Du nicht ans Ufer eilen, lieber Greis!" sagte sie, „und sehen, was die Frau macht, die mit mir in der Barke war? Gerettet ist sie, — ich weiß es, — aber ich sehne mich so sehr, sie zu sehen. Es ist Bacchis, meine Amme." ....

Ich flog ans Gestade, aber da war keine Bacchis, und Niemand wollte die gute Amme gesehen haben. Ich kam mit der Trauerpost zurück; — die Dame flog selbst

ans Ufer, — ſie rang die Hände, — ſie weinte, — ſie rief die theure Pflegemutter laut bey Namen, — aber, o Himmel und alle ihr Götter! was ſind die Weiber für Geſchöpfe! Einer ihrer irrenden Blicke traf ihre Kiſte, die mit Putz und Perlen angefüllt war, und alſobald war nicht das leiſeſte Wölkchen mehr auf ihrer Stirn. Im Gegentheil, ihr Geſicht war ſo froh wie das einer Braut, die den Jahrelang erwarteten Bräutigam endlich wieder findet und wieder in ihre Arme ſchließt. Ich hatte kein Auge mehr für die Reitze dieſer Puppe, — ja im Vertrauen, ich war böſe auf ſie, bitter böſe. „Gute Nacht, liebe Fremde!“ ſagte ich kalt, — und dorthin war Diogenes. „Willſt Du ſchon fort?“ rief ſie mir nach; aber ich ſtellte mich, als ob ich's nicht mehr hörte, und der Himmel mag wiſſen, wo ſie und ihre Amme, — die Kiſte und die Perlen geblieben ſind.

Auf Dein ehrliches Geſicht, lieber Eutydemus, findeſt Du an der Bagatelle, die ich ſo eben Dir erzählte, auch das mindeſte ärgerliche?

„Wie könnt' ich?" höre ich Dich im Geiſte antworten.

Gut das. Nun höre einmal, wie die Corinthiſchen Weiber ſprachen. —

Es waren nicht drey Tage verfloſſen, als ganz Corinth ſchon vom Diogenes und der ſchönen Frau ſprach, die ohne Mantel allein im Holze bey einander geweſen waren, — und als man ſchon unterſuchte, was ſie wohl gethan und nicht gethan haben möchten. Der Eine hörte falſch, — der Andere berichtigte. Der Eine ſetzte zu, — der Andre verdrehte, — aus der einfachen Geſchichte wurde ein Abentheuer, das ſich nicht wieder kennen ließ.

Da war nun Agathocla, die ſehr übel fand, daß er ſo lange gezaudert hatte,

ſeinen Mantel zu holen. „Kann man,“ ſagte ſie, „das Vergeſſen ſeiner ſelbſt weiter treiben? Hätte er nicht ſeinen Mantel umwerfen müſſen, noch ehe ſie die Augen wieder aufſchlug?“

„Ach, liebe Agathöcla, fiel Leuſippe ihr ins Wort, — ſo etwas vergißt man wohl mit gutem Bedacht. Es giebt Situationen, in denen die Convenienz nur gar zu gern bey Seite geſetzt wird!

„Heilige Ceres!“ rief die alte Apollodora, — „hätte er ſo vor mir ſich ſehen laſſen!

„War die Schöne vielleicht eine Priſe vom Lande?“ fiel Glycerion ins Wort. „Solche Nymphen lieben es freilich, im Stande der Natur zu leben, und wenn man auch das Wort im engſten Sinne nimmt.“

„Gewiß,“ fiel Lyſiſtrata ein, — „gewiß hielt ſie ihn für einen Satyr, und

glaubte vor einem Waldgotte ſich nicht ſchämen zu brauchen!"

„Aber mein Gott!" unterbrach ſie Myris, „warum machen ſie ſo viel Worte über eine ſo einfache Sache. Sie ſpricht ja von ſelbſt. Zehne gegen eins, es war eine Dame — von den Damen, die" . . . . .

Ich mag die Bosheit nicht ausſchreiben, die auf den Lippen der boshaften Myris ſchwebte.

Die Prieſterinnen wären nun ſchon ein wenig discreter. Sie fragten erſt, ob die Dame ſchön geweſen ſey, und als man es beſtätigte und hinzuſetzte, daß ich ohne Mantel vor ihr geſtanden ſey, ſchlugen ſie die Hände über dem Kopf zuſammen, murmelten etwas vom verdorbenen Zeitalter, hielten die Hände vor die Augen, als wollten ſie ſich todt ſchämen, — und hielten mit den Gedanken, die ſich ihnen aufdrangen, hinter dem Berge.

Die ehelichen Geſponſe der liebreichen Damen ſahen das Ding nun ſchon ganz anders an.

„Lobe mir einer den Diogenes wieder!“ rief Alexander. „Eigennutz war es, — baarer Eigennutz! Warum rettete er nur das ſchöne Weib, und ließ die häßliche Amme unbekümmert den Wellen Preis?

„Du biſt zu ſtrenge,“ fiel ihm Xeniades ins Wort. „Wer wollte nicht lieber ſich ein Verdienſt um ein junges, ſchönes Weib als um eine alte Amme erwerben? Wahrhaftig ich muß lachen! . . . Diogenes iſt noch immer ein Mann, der! . . . Ha! Ha! Ha!“

„Zumal,“ ſetzte Glaucus hinzu, und machte ein zweideutiges Geſicht, — „da man nicht alle Tage einen Vorwand findet, mit einer eben nicht häßlichen Dame hinter einer Hecke ein Rendez-Vous ohne Neider zu feyern!“

„Zwey Stunden und dreißig eine halbe Minute sind sie allein gewesen," sagte Chäreas, der vor drey Tagen Rathsherr geworden war. Es können Zeugen herbeygerufen werden, die bestätigen, daß sie ihre Kleider am Busche getrocknet und sich sehr vertraulich die Hände gedrückt haben!"

„Wer wollte das Aergste denken," — fiel Satyrus ein. „Freilich traue ich der Lauterkeit solcher Handlungen eben nicht allzu viel zu, bey denen ein hübsches, junges Weib im Spiel ist; aber doch will ich nicht hoffen, daß Diogenes so denkt. Der Schein ist freilich gegen ihn, — und besonders wenn man allerley bedenkliche Umstände, die zusammenkommen, erwägt; — aber sollte der weise Diogenes vergessen haben, daß Mensch Mensch ist? Die Amme war ja so hülfsbedürftig als ihre Pflegetochter, und wer wollte da einen Unterschied machen!"

„Gerade umgekehrt hätte ich gehandelt," ließ Boas, der Censor, sich verlauten.

„Warum iſt die junge Frau liebenswürdiger als die Alte? Die Tugend der Amme, das war eben das Kleinod. Lieber zehn ſolcher Damen weniger und eine Amme mehr. Die Tugend gewinnt dabey, — die Verſuchungen mindern ſich; — welche Reinheit der Sitten würde herrſchen, wenn wir lauter Ammen . . . . . .

„Aber ich ſehe ſchon, Eutydemus, das Geſchwätz fängt an, Dich zu verdrießen. Laß ſie ſchwatzen, die närriſchen Menſchen, — aus ihren Mauern können ſie mich wegbellen, aber nicht aus meinem Faß, — und wenn ſie wollen, mögen ſie meinetwegen alle mit einander Recht haben!

Indeß, ſo wenig das Geſchwätz der ganzen ſchönen Welt von Corinthus mich kümmerte, — (die, in parenthesi geſagt, wohl mitunter per antiphrasin ſo heißt) ſo fühlte ich doch große Luſt, mich an der

schönen Lysistrata zu rächen, die so gefällig gewesen war, mich einem Satyr zu vergleichen. Sie ist, wie Du weißt, die Gemahlin des stolzen Phocas. —

Um die Zeit, wo die Damen gewöhnlich dem Morpheus opfern, gleich nach Tische, gieng ich zu ihr. Es war ein schwüler Sommertag, und die Sonne brannte sengend durch die Fenster. Sie lag in einer Attitüde da, die allenfalls auch einen Satyr wohl hätte lüstern machen können, auf ihrem Ruhebette. Ein junger Sclave, — Ganymed fiel mir ein, wie ich ihn sah — lag vor ihr, und kühlte die Hitze ihrer Wangen mit einem blühenden Mandelzweige, den er fächelte.

„Sehe ich recht?" rief sie erstaunt. „Der Weise von Sinope?

„Er kommt," sagte ich lächelnd, „um die Meinung zu ändern, die Du neulich so streng gegen eine seiner Freundinnen äußertest!"

Sie konnte sich nicht besinnen; ich half ihrem Gedächtnisse nach, und fragte sie, was sie wohl in der Geretteten Stelle gethan haben würde? . . . . .

„Sage, was Du willst," unterbrach sie mich, „Du warst ohne Mantel, sie stand enthüllt da; — was kann ich dafür, daß die Gesetze des Wohlstandes so streng sind?"

„Um Vergebung, schöne Dame, — welchen Wohlstand meinst Du? — den wahren, der aus innerer Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, — oder den eingebildeten, den eine verkehrte Meinung heiligt?"

„Komm nur nicht mit Deinen Sophismen. Jedermann weiß, was Wohlstand heißt, — und Jedermann weiß, daß, wer sich darüber wegsetzt, Diogenes seyn muß, um nicht zu erröthen."

„Du wirst bitter, reitzende Lysistrata. Aber ich errathe. Daß ich ohne Mantel da:

ſtand, war die mächtige Sünde? Je nun, diesmal müſſen die Umſtände mich entſchuldigen. Ich dachte nichts Arges dabey!

„Was kümmert mich, was Du dachteſt," — ſagte ſie lächelnd. „Die Handlung ſpricht, — nicht der Gedanke."

— — — Ja freilich hätte ich vor Dir geſtanden, Blume der Corinthiſchen Weiber! — wären wir in ſolchen Verhältniſſen bey einander geweſen, — wahrhaftig! Diogenes hätte den Ruhm ſeiner Enthaltſamkeit auf immer Preis gegeben! . . . . .

„Warum bringſt Du mich ins Spiel, ſchalkhafter Alter?" Ihr Halstuch ſchob ſich ein wenig zur Seite.

Sage ſelbſt, Liebe, — würdeſt Du einem Manne, der, Dich zu retten, ſich vergaß, eine ſolche Kleinigkeit nicht vergeben? Oder war es nicht Kleinigkeit?

„Nicht so sehr, wie Du Dir einbilden magst.“ Sie sah mich sonderbar an — (ich weiß keinen andern Ausdruck) — und ihr Halstuch sank so weit zurück, daß der schönste Busen halb blos dalag.

Warum? Wäre ein so geringbedeutender Zufall fähig, Deine Tugend auch nur auf die allerleiseste Probe zu setzen?

„Wer denkt daran? — Aber was sollte bey fernerer Bekanntschaft daraus werden, wenn schon beym ersten Anblick man solche Freiheiten sich nicht übel nähme?“ — Ihr Knie verschob sich bey einer Bewegung, die sie machte, und eine alabasterne Form ward sichtbar. —

Je nun, Lysistrata, — im Grunde, was war dabey? Mich haben wohl eher schon schöne Damen für einen Satyr gehalten, und der wird doch Keiner gefährlich seyn können?

„Du bist boshaft," antwortete sie und erröthete. Ihre Gewänder verschoben sich noch mehr, und zwar so, daß sie allerdings eine sehr malerische Attitüde bekam, indeß Eindrücke erregte, die eine tugendhafte Dame niemals zu erregen gesonnen seyn kann."

Einem Satyr, fuhr ich fort, ist Vieles erlaubt, was man manchem Andern niemals vergeben würde. Dir, schöne Lysistrata, wollte ich zum Beyspiel nicht rathen, Dich von einem Andern, als höchstens von einem Satyr, in der Stellung überraschen zu lassen, in der ich jetzt Dich sehe. Du müßtest Dich denn anders frey von der mindesten Gefahr wissen.

„Wer sollte glauben, daß der Weise von Sinope für so etwas Augen haben könnte? Wahrhaftig, ich dachte nicht einmal daran, Deiner Weisheit Zerstreuung zu geben!"

Was Du dachtest, weiß ich nicht, — aber ich weiß wohl, was ich thun würde,

wenn Du Dich überreden könnteſt, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugeſtehen! . . . .

Sie ſah mich an, — als wollte ſie in meinen Augen die Verſicherung leſen, ob ich wirklich ſo viel fühlte, wie ich ſagte.

— — — „Alles hat ſeine Grenzen, — ſollte nicht die ſtrenge Tugend auch die ihrigen haben? Ich möchte Dich ſo gerne recht innig davon zu überzeugen ſuchen!“ Mein Mantel bog ſich zurück, — und die ſchöne Dame, die mir ganz andere Abſichten zutraute, als ich wirklich hatte, ſchloß die Augen wie ermattet, ließ ihren Buſen faſt ganz entfeſſelt wallen, und wartete, wie es ſchien, ziemlich ungeduldig auf den Angriff, bey dem ihre Tugend eine ſo üble Figur geſpielt haben würde.

Ach meine theure, — meine ſchöne Lyſiſtrata! rief ich, und nahte mich ihr, als könnte ich kaum meinen ſtürmiſchen Wünſchen, ſie zärtlich zu umarmen, gebieten, — ändre

Deine strengen Begriffe von der Tugend nur ein wenig, und ich bin glücklich. Was soll der lästige Wohlstand, dessen Du erst gedachtest, uns im Wege stehen? . . . . . .

„Lieber Diogenes . . . . wer wollte es mit Worten so strenge nehmen?“ . . . .

Sie ergriff meine Hand wie unwillkührlich, und legte sie selbst auf ihrem Busen. Ich ärgerte mich im Herzen über die schaamlose Phryne, — aber meine Rolle war auch noch nicht ausgespielt.

Schöne, liebenswürdige Lysistrata, könntest Du Dich wohl überreden, — nur ein wenig schwach für mich zu seyn? — Ich setzte mich auf die Seite des Ruhebettes. —

Sie antwortete nicht, — aber sie zog mich an sich und drückte meine Hand.

„Lieber Diogenes!“ antwortete sie endlich matt, — und sank noch mehr zurück, — „Lieber Diogenes, ich bin in Deinen Hän-

den, —

den, — was Du willſt, iſt mein Wunſch.“ Ich fühlte gar meine Lippe an der ihrigen. —

Ein Paar Minuten ließ ich ſie in der Ungewißheit, — dann ſtand ich plötzlich auf, hielt ihre Hand, damit ſie die unzweideutigſte aller Lagen, in der ich ſie ſah, nicht verändern konnte, und ſagte ernſt: „Biſt Du wirklich ſo gefällig, liebes Kind? Hilf Himmel! welch ein Thor war ich, von Deiner Tugend mir ſo fürchterliche Begriffe zu machen, da ſie ſelbſt einem Satyr ſich freiwillig zum Opfer giebt? Lebe wohl, und wenn die Rede einmal wieder auf ihn und die Dame, die er aus dem Waſſer zog, fällt, — ſo ſage nun, aus eignem Beyſpiel belehrt, nur keck, daß man von ihm nichts zu fürchten hat, weil er ſelbſt Lyſiſtrata für zu klein hielt, ſie ſeiner Gunſtbezeugungen zu würdigen. —

Ich verließ die Dame lächelnd, — und ſah lächelnd, daß ſie bey meinem Weggehen in beſter Form in Ohnmacht ſank. Vor

der Thür begegnete mir Antostan, einer der berüchtigsten Schwelger, der tiefverhüllt sich zu ihr schlich.

Ob es ihm gelang, sie zu trösten? Was geht das dem Manne im Faß an? Du aber, lieber Eutydemus, zieh Dir die wichtige Nutzanwendung aus meiner Erzählung: daß gerade die strengsten Splitterrichterinnen ihrer Schwestern, die die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn sie hören, daß ein Weib allein mit einem Manne gewesen sey, — wenn es auch die unbescholtensten Leute sind — und die davon laufen, wenn sie in Gesellschaft nur ein halbzweideutiges Wort hören, — unter vier Augen allemal am frühsten Rückzug blasen." —

V.

Fragment aus Julius Leben.

Dürfte man einen Menſchen nach dem Aeußern beurtheilen, ſo hätte Vaudreuil de Saint Argenis ein Inbegriff aller Tugenden und Vollkommenheiten ſeyn müſſen; denn er war einer der ſchönſten Männer, die ich je erblickte; und was ihn noch mehr hob: er ſchien ſich dieſer Schönheit nicht bewußt zu ſeyn. Seine hohe, edle Geſtalt imponirte; in ſeinem Auge glänzte eine ſanfte Schwermuth, die ſich bisweilen durch verborgene Seufzer und verſtohlne Thränen noch mehr äußerte; und in ſeinem ganzen Weſen lag etwas Myſtiſches, das er gefliſſentlich um ſich verbreitete. Es war unmöglich, ihn nicht zu lieben, und ich habe nie einen Menſchen kennen gelernt, der die Gabe, ſich aller Herzen zuzuwenden, in

einem so hohen Grade besaß als er, und so sehr sie mit Erfolg anwandte. Man moralisirte, man schwärmte, man weinte sogar mit ihm; denn seine Schwermuth steckte an; und Vaudreuil hatte die Herzen, die Neigungen, selbst die Leidenschaften der Menschen, mit denen er umgieng, vollkommen in seiner Gewalt. Er hatte die Welt durchreist; war in allen Ländern Europens gewesen; und ob sein Name gleich den Franzosen verrieth, so schien sein Dialect, mit mehreren andern Umständen zusammengenommen, doch zu berechtigen, Italien für sein Vaterland zu halten. Das Schicksal hatte ihn in viele Lagen gebracht und mit vielen Menschen zusammengeführt, wodurch er sich eine tiefe Weltkenntniß und einen schnellen Tact, Menschen zu behandeln und zu beurtheilen, erworben hatte. Von seiner Geschichte erzählte er nur Bruchstücke. Ob sie wahr oder erdichtet sind, darüber waltet der Schleyer des Geheimnisses; denn

ich habe nie etwas mit Bestimmtheit über ihn erfahren können.

Als zwanzigjähriger Jüngling war er in Französische Dienste getreten, und hatte sich bald durch seinen Eifer in Erlernung militärischer Wissenschaften und durch pünktliche Befolgung seiner Dienstpflichten zu einer höhern Stufe seines Standes hinaufgeschwungen. Der Wunsch seiner Familie gieng dahin aus, ihn mit einem der angesehensten Mädchen der Hauptstadt zu verbinden; aber Amor schürzt die Binde bisweilen fest um das Auge, und Vaudreuils Empfindungen waren zu fein, seine Gefühle zu tief, um sein Herz in Fesseln der Convenienz zu schmieden, die er verachtete. Marie Marcille, ein Frauenzimmer von nur sehr geringer Herkunft, war es, die zuerst die Liebe in ihm weckte, und der er sein Herz und seine Hand anbot. Er glaubte das reinste, edelste Mädchen zu lieben, aber die Larve der Unschuld, die sie heuchelte,

betrog ihn. Im Geheimen hatte sie Liebes-Abentheuer ohne Zahl, sank aber doch nie zu der Gattung von Buhlerinnen herab, die im eigentlichen Sinne feil sind. Ihr Herz allein sollte entscheiden; aber freilich war ihr Herz nichts als Sinnlichkeit. Alle Künste der Buhlerey verstand sie aus dem Grunde; aber wenn sich ihr Herz nicht von selbst für den Mann, den sie fangen wollte, interessirte, so war sie viel zu leichtsinnig, ihre Rolle durchzuführen. Sie war leichtsinnig und suchte Genuß, weiter nichts. Vaudreuils schöne Gestalt gefiel ihr, und sie faßte ein solches Interesse für ihn, daß sie mit Freuden ihren Hals in das Joch der Ehe zu schmiegen bereit war. Ihr betrogener Liebhaber ahndete nichts weniger als das, und wollte verzweifeln, als er bey einem unvermutheten Besuch einen seiner Kameraden in der unzweideutigsten aller Lagen mit ihr fand. Die Buhlerin verstieß er voll Abscheu, den unglücklichen Neben-

buhler beſchimpfte er, wurde von ihm gefordert, erſchoß ihn und mußte fliehen. Er verließ Frankreich, durchſtreifte faſt ganz Europa und erſchien endlich auch in N*** wo ein Zufall ihn noch bey Lebzeiten meines Vaters mit mir bekannt machte. Er gefiel uns Allen, war Tagelang in unſerer Geſellſchaft, belebte unſern häuslichen Zirkel und ſchien, ihm durch die zärtliche Neigung, die er für Lilli, meine Schweſter, zu fühlen ſchien, noch inniger verwandt zu werden. Lilli war eben jetzt in der Blüthe ihrer Jugend, herangewachſen in lieblicher Unſchuld. Ein holder Schönheitszauber umſtrahlte ſie, der durch ihren hohen Geiſt und ihre anſpruchsloſe Liebenswürdigkeit noch mehr gehoben wurde; aber doch ſchien ſie, dem beſcheidenen und darum nicht minder entzückenden Veilchen gleich, ganz im Verborgenen zu blühen, und beſchränkte ſich auf eine ſtille, ihrem Herzen wohlthuende, Einſamkeit. Anträge, glänzende Anträge wurden

ihr von mehreren Seiten gemacht, aber sie lehnte alle ab; denn sie fühlte für keinen einzigen etwas. Nur Einer begann ihr theuer zu werden, und gerade dieser Einzige war der Aermste von Allen — Vaudreuil.

Weiber sehen schnell und scharf, besonders wenn ein Gegenstand sie interessirt. Lilli gelangte mit wenigen Blicken zu einer genauern Kenntniß Vaudreuils, als er von ihr bekommen konnte. Freilich gehörte kein großer Scharfsinn dazu, in ihm einen Mann zu entdecken, dessen Geist unmöglich von gemeiner Bildung seyn konnte; aber Lilli sah noch mehr, sie sah, daß sie auch auf ihn Eindruck mache. Was Wunder also, wenn sie hier ein Ideal gefunden zu haben glaubte, das sie bisher blos in ihrem Herzen herumgetragen hatte. Aber leider ist das eine Wahrnehmung, die, wenn sie sich darbietet, mit einem merklichen Verlust der Ruhe un-

seres Herzens verbunden ist. Diesen fühlte Lilli bald, fühlte ihn in seinem ganzen Umfange. Ihre stille Trauer, das häufige Entferntseyn ihrer Gedanken, die liebevollen Blicke, die sie auf Vaudreuil warf, verriethen dem aufmerksamen Beobachter bald den schlecht verborgenen Zustand ihres Herzens. Eine einsame Stelle im Garten ward ihr öfterer Aufenthalt. Dort hieng sie dem Spiele ihrer Phantasie nach, und beschäftigte sich mit der Lecture der Dichter, in deren Gesängen sie ihre Empfindungen wiederfinden wollte. Aber jetzt, gerade jetzt glaubte sie, wehe in ihnen kein besonderer Geist. Die Gedanken schienen ihr alltäglich, die Worte matt, der Versbau gezwungen. Unbefriedigte Liebe ist zänkisch, und da mußte denn der gute Dichter ihre Unlaune aushalten. So sehr sie den zu glücklichen Vaudreuil auch liebte, so war doch ihr Auge nicht geblendet genug, um nicht einzusehen, wie schwer die Einwilligung ihrer Familie

zur Verbindung mit einem Manne zu erlangen seyn würde, der so ganz unbekannt war. Sie rief sich im Stillen das Gesetz aus dem Codex der Weltklugheit ins Gedächtniß, daß man eine Neigung in ihrem Aufkeimen unterdrücken muß, deren Befriedigung so unzähligen Hindernissen unterworfen ist, und faßte den festen Entschluß, sich zu bekämpfen. Aber die Natur hatte einen zu entscheidenden Sieg über ihr Herz davon getragen. Vaudreuils Bild war zu tief, zu unauslöschlich darin geprägt, und alle Versuche, ihn zu vergessen, waren ohnmächtige Auflehnungen gegen die Allgewalt der Liebe. Gesellschaften und Zerstreuungen bewirkten gerade das Gegentheil. In jenen fand sie immer den außerordentlichen Abstand der gegenwärtigen Personen von dem Abgott ihres Herzens; und diese wurden ihr unerträglich, weil das unsichtbare Phantom der Liebe sie immer umschwebte, und doch nicht sichtbar zugegen war.

Vaudreuil liebte sie gegenseitig, und, wie seine gewaltsam unterdrückten Aeußerungen zu verrathen schienen, mit der allerheißesten Leidenschaft. Auch er verschloß diese Gefühle in seiner Brust, weil er die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, ahndete; aber nicht lange war er stark genug dazu, und in welchem Kampfe bleibt wohl die Liebe nicht Siegerin? Mit der ihm ganz eigenthümlichen Wärme entdeckte er ihr die Größe seiner Liebe, und flehte so sanft, so unwiderstehlich um Erhörung, daß das schwache Mädchen vom Gefühl ihrer Schwäche besiegt ward. Wild faßte er ihre Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Aus ihren trüben Augen schien ihm zuweilen ein Blick der Zärtlichkeit hervorzuschimmern. Jetzt bestürmte er mit zärtlichen Klagen ihr schwaches Herz immer mehr. Er malte ihr das Glück der Liebe mit den schönsten Zügen, entflammte dadurch ihre Phantasie und machte ihr Herz immer schwächer. Ein schwerer

Seufzer drängte sich aus Lillis Brust hervor. Ihr Herz bestürmte sie mächtig, die Liebe brach gewaltig darin hervor, — wie außer sich, merkte sie nicht, daß sie in des Jünglings Armen lag, und daß ihre brennenden Lippen ihm die Küsse wiedergaben, die er ihnen aufzudrücken wagte. Heiß durchloderte sie das Feuer der Liebe. Sie drückte ihn an ihr Herz, hieng dann mit vergehenden Sinnen in seinen Armen nnd lispelte die süßen Schwüre der Gegenliebe. Vaudreuil triumphirte. Die Wonne der Liebe schien aus seinen Blicken zu flammen. Er umschloß sie fester, und auch sie bemühte sich vergebens, dem hinreißenden Strome ihrer Empfindungen Einhalt zu thun. —

Lilli, deren Auge von Leidenschaft geblendet war, wollte ihren Vater sogleich zum Vertrauten ihrer Liebe machen und seine Einwilligung erbitten, aber Vaudreuil sah tiefer, und verschob aus Gründen, die

einleuchtend ſchienen, dieſen Augenblick. Erſt mußte er ſich in meines Vaters Gunſt noch feſter geſetzt haben, ehe er eine Bitte der Art wagen durfte. Den Augen der Welt, ſelbſt mir blieb dieſe Verbindung Geheimniß. Vor ihr mußten ſie ihren Empfindungen Feſſeln anlegen, und noch weniger durfte man ſie in dieſem traulichen Verhältniſſe öffentlich ſehen. Die Liebe iſt erfinderiſch. Die unglückliche Verbindung, die mit jedem Tage inniger wurde, ließ ſie alles vergeſſen, und in der entlegenen Einſiedeley unſeres Gartens ſahen ſie ſich in der heimlichen Stille der Nacht. Mit der ganzen Gewalt eines Herzens voll Leidenſchaft hieng ſie ſich an ihren Geliebten, und jetzt geſchah, was ſie bey der Reinheit ihrer Empfindungen für unmöglich gehalten haben würde. In einer ſchönen Nacht, als ſie an Vaudreuils Herz gedrückt, von ſeinen Armen umſchlungen, dalag, und in Träumen von ihrem künftigen, ach! noch ſo un-

gewissem Glücke mit der herzlichsten Vertraulichkeit sprach, trennt sie, begeistert von ihrer Liebe, hingerissen von seinen Liebkosungen, verwirrt von lockenden Sinnen, an den Lippen des Geliebten ein betäubendes Vergessen von der Tugend. Sie wurde sein Weib, und nur die Nacht, die sie umgab, war Zeuge; nur die Nachtigall, die über ihr sang, segnete mit den Tönen der Liebe ihr Glück.

Das anbrechende Roth des Morgens weckte die unglückliche Lilli aus der Trunkenheit ihrer betäubten Sinne. Sie wand sich aus Vaudreuils Armen, stand schweigend vor ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und weinte reuige Thränen. „Ich bin Dein," sagte sie leise, — „ich sehe mich von diesem Augenblicke als Deine Gattin an; denn ein heiligeres Band, als der Segen des Priesters, hat Uns vermählt, aber ohne Zeugen sehen wir Uns nie wieder.

Ach,

Ach, wir verdienen das Glück nicht mehr, das die Einsamkeit dem schuldlosen Herzen giebt; denn wir haben sie entweiht!" —

„Wohlan!" rief Vandreuil, sie an seine Brust drückend, „so mögen wir uns denn nicht eher wiedersehen, als vor dem Altare, mein angebetetes Weib!"

„Werden wir je da stehn?" fragte sie wehmüthig lächelnd, und eine furchtbare Ahndung schien ihr ihr grausames Schicksal zu verkünden. Wenn die beleidigte Tugend ihr Vorwürfe machte, dann tröstete sie sich damit, daß sie ihr Vergehen nur eine Schwäche nannte. Wohl hundertmal stand sie im Begriff, sich meinem Vater zu Füßen zu werfen und ihm Alles zu gestehen, und nur darum schwieg sie, weil sie fürchtete, daß sein beleidigtes Ehrgefühl den Geliebten zur Rechenschaft ziehen würde. Jeder Blick von ihm drückte einen vernichten Stachel in ihre Seele. Ein gütiges Wort von ihm, eine zärtliche Benennung tönte

in ihrer zagenden Seele wie ein harter Vorwurf; und schon begann die schreckliche Aussicht auf die nahe Zukunft neue Foltern für ihre Ruhe zu bereiten, als mein Vater vom Tode überrascht wurde.

Lilli entdeckte, daß sie Mutter werden würde, und ihre Angst stieg bis zu einer fürchterlichen Höhe. Verzweiflungsvoll warf sie sich in die Arme des Geliebten, und bat ihn mit heißen Thränen, schnell die Verbindung mit ihr zu vollziehen, und dann eine Reise außer Landes zu machen, um ihren Ruf, wenigstens vor der Welt, zu retten; aber jetzt hatte der feurige Liebhaber, der vorher so sehnlich die Annäherung dieses Augenblicks herangewünscht hatte, so viele, augenscheinlich aufgegriffene Einwendungen zu machen. Da waren tausend Besorgnisse, an die er vorher auch im Traume nicht gedacht hatte; da verrieth er eine Unentschlossenheit, eine Kälte, die Lilli zittern ließ. Noch fürchtete sie indeß nichts; aber o welche

ſchwarze Verzweiflung ergriff ſie; welche gräßliche Angſt bemächtigte ſich ihrer, als ſie, ganz unvorbereitet auf dieſen Donnerſchlag, Vaudreuils Abreiſe erfuhr, der in einem räthſelhaften Briefe auf ewig Abſchied von ihr nahm.

Der Elende hatte die Maske des Tugendhaften mit nur zu vielem Erfolge gewählt, und wäre bey ſeiner unendlich feinen Verſtellungskunſt wohl fähig geweſen, auch ein minder argloſes Geſchöpf, als die unſchuldige, hingebende, allen Menſchen vertrauende Lilli, zu täuſchen. Mit kalter, aber eben darum ſchrecklicherer Verzweiflung las ſie die furchtbaren Zeilen, ſank in eine tiefe anhaltende Ohnmacht, ach! und erwachte nur zu neuen Leiden und einem nahen Ende. So verweht der Sturm die Reſte der entblätterten Knospe, die das Bild der Vergänglichkeit und des menſchlichen Schickſals iſt!

Es haben der Thoren und Weisen eine unendliche Schaar über das menschliche Elend philosophirt, aber wenige haben es wohl so tief empfunden, als ich. Getrennt von Allem, was meinem Herzen einst so unendlich theuer war, getrennt ..... doch was soll ich schildern, was der Schilderung unfähig ist? Ich begrub mich in die ödeste Einsamkeit, um in ihr meinen Kummer zu vergessen; aber vergebens! er verließ mich nicht. Ich stürzte mich in einen Strudel von Zerstreuungen, — umsonst! der erkünstelte Rausch verscheuchte ihn nicht.

Auf der andern Seite begann meine Lage angenehmer zu werden. Empfänglich für Umgang und Geselligkeit machte ich ein Haus, und ob es gleich keins der glänzendsten war, so war es doch gewiß eins der angenehmsten. Alles war auf den Geist und seinen Genuß berechnet. Die vernunftmäßigste Gleichheit herrschte in meinen Abend-

zirkeln, in denen ſich die beſten Köpfe, ohne Rückſicht auf Stand und Rang, bey mir verſammelten, und ſo hatten ſie bald ein hohes Intereſſe für mich und ihre Theilnehmer. Ich hielt den Rang nur für einen in der Natur der Sache, nicht in der Natur des Menſchen, gegründeten Unterſchied, und weil es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß die geſunde Vernunft und der gerade Menſchenverſtand einen andern haben kann, ich aber in der glücklichen Lage war, meinen Umgang ſelbſt beſtimmen zu können, ſo folgt durch einen ſehr natürlichen Schluß, daß meine Geſellſchafter dachten wie ich; und wenn auch Einer und der Andere der bebänderten Titulado's, die als Glied meiner Familie gegenwärtig waren, im Herzen anderer Meinung lebte, ſo war er doch beſonnen genug, ſie nicht öffentlich an den Tag zu legen.

Daß ein junger Mann, der vom Schickſal in eine Lage gebracht war, wie die mei-

nige, und der allmählich eine nicht unbedeutende Rolle in der Residenz spielte, manches heirathslustige Mädchen dazu vermogte, ihre Beeren auszuhängen, und manche zärtliche Mutter zu eben nicht verwerflichen Speculationen verleitete, wie ihrer reifenden Tochter am besten durch mich zum summum bonum aller Mädchen, weß Namens und Standes sie auch seyn, zu verhelfen sey; das gehört so ganz zu den Alltäglichkeiten und zu den Dingen, die sich von selbst verstehen, daß es mich durchaus nicht befremdete, als ich Gelegenheit fand, Beobachtungen der Art anzustellen, und zu bemerken, was mir unter andern Umständen räthselhaft gewesen seyn würde: daß die angesehensten Familien mich mit einem Zuvorkommen und einer Aufmerksamkeit behandelten, die mich in Erstaunen setzte. Winke, die ich freilich nicht verstehen wollte, Vorschläge, selbst wenig verblümte Anerbietungen wurden mir von mehreren Seiten gemacht, und ich

wußte mich darüber wegzuſetzen, als ich, meiner ſtillen Weigerung wegen, ihnen mein Ohr zu leihen, mit manchen Familien ſehr über den Fuß geſpannt wurde.

Glaube indeß nicht, als ob ich mich zu der, mir in dem verächtlichſten Lichte erſcheinenden, Claſſe freywilliger Hageſtolzen bekannte, — o nein! ich war kein Feind des Eheſtandes, und hatte weder Neigungen noch Verbindungen, die mit ihm im Widerſpruche liegen. Ja ich ehrte ihn; denn ich war überzeugt, daß die Liebe eines edlen Weibes alle Seligkeiten der Erde weit hinter ſich zurückläßt, und hatte aus dem mir ſo nahe liegenden Beyſpiele meines Vaters gelernt, daß die häuslichen Freuden die ſüßeſten ſind, die eine reichhaltige, nie verſiegende Quelle ſtiller Genüſſe öffnen, mit denen keine andre die Vergleichung aushalten. Aber ich erinnerte mich zugleich, wie ſo ſelten ein Glück der Art ſey; denn ſo ſehr

ich Alle die beneiden, die es genießen, und so wenig ich die Erfahrungen dieser gewiß sparsamen Anzahl bestreiten will, so zeigten doch meine Erfahrungen mir leider, wie selten in der großen Welt zufriedne Ehen sind, und ich bemerkte zugleich, daß, seltne Ausnahmen abgerechnet, die Schuld unausbleiblich an der schönern Hälfte liegt. Unausbleiblich, denn unter tausend Männern giebt es vielleicht nicht zwey — Extreme der Rohheit ausgenommen — aus denen ein achtungswürdiges, sanftes Weib nicht schaffen können sollte, was sie will, wenn sie Klugheit genug besitzt, ihn richtig zu beurtheilen, und Resignation genug, kleine Launen zu fesseln. Ich sah, wie die Mehrzahl der Weiber es so ganz vergaß, daß es ihre Pflicht sey, den Gatten glücklich zu machen, und daß die Mehrsten des Glaubens lebten, der Mann sey zum Spielwerk ihrer Phantasieen geschaffen. Ich lernte Männer kennen, denen die ewigen Ungewitter am Ehestandshe-

rizonte alle Heiterkeit des Geiſtes, alle Ruhe des Gemüthes, alle Kräfte der Seele geraubt hatten; ich kannte Männer, die mit einer ſanften, weichgeſchaffnen, ganz zum häuslichen Glücke gemachten Seele an der Seite einer Hausmegäre vom Grame gemordet wurden, und ſah Weiber, — die unzählige Menge der Prüden, Coquetten, Babilleuſen, die mir alle gleich verhaßt waren, abgerechnet, — die die Achtung ihres Mannes, ihres Geliebten, ihres Freundes und der Welt der Laune eines Augenblickes aufopferten!

Bey dieſen Erfahrungen, die eben nicht ſparſam waren, wird man es ſehr begreiflich finden, daß ich nicht, gleich ſo vielen, mich unüberlegt zum Märtyrer dieſes heiligen Sakraments machen wollte. Ich glaubte allerdings an die Möglichkeit, eine Gattin zu finden, die ganz mit mir harmonirte; denn warum ſollte, da nichts in der Schöpfung

isolirt dasteht, mein Herz allein es seyn? Allein ich glaubte daran, wie man an eine Terne glaubt, die wohl zu gewinnen steht, aber unter Millionenmalen nur einmal gewonnen wird. Und wie so leicht konnte ich selbst bey der besonnensten Wahl fehlen, da tausend und wieder tausend Beyspiele uns lehren, daß Gattin und Mädchen die disparatesten Dinge sind: dem Freyer erscheint das süße, heitre, liebenswürdige Mädchen in zauberischer Gestalt, dem Gatten folgt die schwer zu duldende übelgestaltete Ribbe ins Ehebett, jenseits dessen man erkennt, daß der romantische Traum, den man in glücklicher Unwissenheit sich bildete, ausgeträumt ist, und daß Hymen mit seiner Fackel das Grab der Liebe beleuchtet. —

Ich war des ledigen Standes zwar gewohnt, aber ich mußte des süßen Namens Vater entbehren; ich hatte Niemanden, dessen Wohl, dessen Glück, dessen Freude mein

Werk war; Niemanden, der mit ganzer Seele an mir und meinem Schickſal hieng. Das waren wichtige Gründe; ich konnte ihnen eben ſo wichtige, wie die genannten, entgegenſtellen; ich konnte einwenden, daß im ledigen Stande die Unbequemlichkeiten herzuzählen ſind, dahingegen ſie im ehelichen Stande nur zu oft Legio heißen; ich konnte ſagen, daß die Ehe zwar ſehr oft glückliche und wünſchenswerthe Dinge herbeiführt, deren Beſitz und Genuß faſt allein glücklich macht, aber daß dies nur in der tauſendſten Ehe gefunden wird, — allein nichts deſto weniger hielt ich es allgemach für meine Pflicht, den Eingebungen meiner Freunde zu folgen und den Wünſchen meiner Familie nicht länger im Wege zu ſtehen. Ich warf einen Blick auf die Legion der heirathsluſtigen Mädchen, und hätte ich, ſtatt der Ehegenoſſin, die eine Gefährtin durchs Leben ſeyn ſoll, eine Bettgenoſſin auf Monate geſucht, ſo hätte ich freilich nicht lange ſuchen

dürfen. Aber der Maaßstab, den ich festsetzte, war schwieriger zu befriedigen. Unter Allen sah ich keine einzige, die fähig gewesen wäre, eines Mannes sanfte Freundin, seine liebreiche Gefährtin durchs Leben, sein Glück, seine Freude, seine Erholung, seine Rathgeberin, das Vorbild seiner Töchter, sein Trost im Leiden, die Stütze seines Muthes in Schlägen des Schicksals und der Widerwärtigkeiten und die Theilnehmerin seiner Wohlfahrt zu seyn. Hie und da fand ich freilich ein Mädchen in dem Kreise, den ich überschauen konnte, welches der liebenswürdigen Eigenschaften, und auch solcher, die eine Gattin liebenswürdig machen, mehrere besaß; aber wenn ich einen Blick auf die Kehrseite der Medaille warf, so sah ich bey wenigen viel gesunde Vernunft, reife Urtheilskraft und ächte Anspruchlosigkeit, und keine Einzige, die nicht fähig gewesen wäre, das Glück des ganzen Lebens für die Laune eines Augenblicks aufs Spiel zu setzen!

Du ſiehſt, ich war ſchwer zu befriedigen. Aber trotz aller meiner Weisheit übten auch an mir ein Paar Weiberaugen ihren Despotismus aus, die einem Weſen gehörten, das die Rache ihres Geſchlechtes an mir vollkommen übte.

Zu der großen Zahl der Unglücklichen, und zu der kleinen, die es nicht zu ſeyn verdienen, gehörte der Cammerrath von Montabor. Durch ſeltne Mißgeſchicke und unglückliche Verhältniſſe war er allmählich in einen Abgrund von Elend geſunken, und ob er gleich unverdient litt, ſo fand ſich doch keine mitleidige Seele, die ſich ſeiner annahm und freundlich ihm den helfenden Arm reichte. Ich hatte von ihm und ſeinen merkwürdigen Schickſalen gehört, und faßte den Entſchluß, ihn zu retten. Der Vorwand, unter dem ich mich bey ihm einführte, war leicht gefunden, und ich hatte die Wonne,

die so **viele** durch ein kleines Opfer erkaufen könnten, und die so wenige der Mühe **werth** achten, einen Unglücklichen der Welt und sich selbst wiedergegeben zu haben. Die Welt nannte ihn **arm**, aber in der That **war** er es nicht; denn es blieb ihm ein Schatz, der in meinen Augen von Millionen nicht aufgewogen wurde — **Ferdinande**, seine Tochter.

Das Entstehen **der Liebe und ihr erstes** Bewußtseyn, der Anfang dieses nie gefühlten Etwas **ist von** so vielen tausend Schriftstellern dargestellt und beschrieben **worden**, daß es sehr überflüssig seyn würde, die Gefühle, die in mir erwachten, schildern zu wollen. **Aber so viel ist gewiß, es war als ob** ein electrischer Schlag mich beym Anblick dieser hohen Reitze traf. Sie war ärmlich gekleidet, aber diese ärmlichen Lumpen kleideten eine Figur, wie ein Praxiteles sie sich immer zum Modell einer gnidischen Venus hätte wünschen

können. Unmöglich konnte sich die Einbildungskraft etwas Reitenderes denken, als diese himmlische Gestalt, die so ganz in ihrer eigenthümlichen Schönheit vor mir stand, ohne das Mindeste vom Putze zu borgen. Was mußte sie nicht erst seyn, wenn ein gewählter Anzug ihrer Figur zu Hülfe kam, und wenn die Rosen wiederkehrten, die Gram und Dürftigkeit so sichelich von ihren Wangen gehaucht hatten. Und was noch mehr meine Sinne gefangen nahm, die sprechendste Aehnlichkeit mit einer früheren Geliebten! Vollkommen das große dunkle Auge, vollkommen die liebliche, und doch so sehr imponirende, junonische Gestalt!

Unter allen Sophisten, die einen Mann hinter das Licht führen können, ist keiner, vor dem er mehr auf seiner Hut zu seyn Ursache hat, als sein eigenes Herz. Das meinige überredete mich, daß blos Montabors unglückliche Lage mich bewog, ihn täglich

zu sehen. Von Ferdinandens blauen Augen war nicht die Rede, obwohl ich mir allmählich den tiefen Eindruck nicht verhehlen konnte, den sie auf mich gemacht hatte. Nun bemerkte ich ihn, als ich mir sehr ernstlich vornahm, ihn im Innersten meiner Brust zu verbergen, bis eine genaue Beobachtung mich belehrt haben würde, ob Ferdinande das Weib sey, von dem ich das Glück meines Lebens erwarten könne. Fände ich das nicht, sähe ich mich wohl gar vom Gegentheile überzeugt, so war es mein fester Entschluß, diese Leidenschaft, die noch in ihrem Entstehen war, ehe sie sich einwurzelte, zu überwinden, oder wenigstens sie ewig zu verbergen.

Vorsätze der Art sind wohl schon von tausend Menschen gefaßt, aber noch von keinem einzigen gehalten worden. Weise genug mochte dieser wohlersonnene Plan seyn, aber eine einzige Kleinigkeit nur hatte ich

ich zu berechnen vergeſſen, — die Schwierigkeit, ein anbetungswürdiges Mädchen nicht anbetungswürdig zu finden, beſonders wenn das Mädchen ſich es vornimmt, gefallen zu wollen. Thor der ich war! Ich, deſſen Herz von der allerinnigſten Liebe durchglüht, deſſen Auge beſtochener war, wie das irgend eines andern Sterblichen, ich bildete mir ein, eben ſo unbefangen, ſo unpartheyiſch, und ſo gerecht entſcheiden zu können wie bisher, wo ich immer nur Frauenzimmer vor mir hatte, bey denen mein Herz nicht das Mindeſte empfand. Wo findet man wohl an einem wirklich geliebten Mädchen einen Fehler, für den ihr Liebhaber keinen Mantel, keine Farbe, keinen ſchönern Namen wüßte; den er nicht allenfalls gar für Vollkommenheit anſieht, was nur zu leicht möglich iſt, wenn die Liebe nicht durch den Verſtand ſich des Herzens bemeiſtert, ſondern durchs Auge ſich hineinſtiehlt. Im erſteren Falle bedarf die

Leidenschaft keiner Rechtfertigung. Sie ist ein Document des Werthes desjenigen Herzens, das ihrer fähig ist, und dessen Liebe eine edle Tochter der Hochachtung ist. Im andern Falle, wo die Liebe sich durchs Auge schlich, und wo man kniend den Reitzen allein huldiget, eht man noch weiß, ob der innere Gehalt der reitzenden Außenseite entspricht, wünscht man seine Leidenschaft gerechtfertigt zu sehen, sucht mit inniger Freude alle schönen Seiten auf, ach! und thut so gern ein Auge zu den Fehlern zu; denn es ist so schwer, so unendlich schwer, nicht blind zu seyn, wenn das Herz darauf ausgeht, den Verstand zu täuschen.

Gewissermaßen war ich in beiden Fällen. Ich liebte Ferdinandens Schönheit, und hatte ein aufmerksames, fast unpartheyisches Auge auf ihre Tugenden. Es ist wahr, ich hätte glauben können, daß sie ihre Fehler schlau genug für den Augenblick zu ver-

bezogen gewünſcht habe; denn ſie bemerkte ohne Zweifel den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, und die Frauenzimmer können ja in der Regel, wie die Umſtände es fordern, Gefühle verläugnen oder erkünſteln, ſo wie ihre ganze Erziehung faſt beſtändig darauf herauskömmt, ſich zu verſtellen und zu täuſchen. Nichts deſto weniger war ich ganz zufrieden, ihr zugegeben auch, ſie hätte ihre Fehler zu verbergen gewußt, wie hätte ſie Tugenden lügen können, ſie mit der Stirne, mit dem Auge, mit dem unbeſchreiblich offenen Weſen? Ich würde die geringſte Vermuthung für Blasphemie gehalten haben.

Genau beobachtete ich ſie, und um deſto ſichere Beobachtungen anſtellen zu können, ſuchte ich alles zu vermeiden, was ihr meine Gefühle verrathen konnte, — und entſchlüpfte mir ja zuweilen etwas, was ſie auf Vermuthungen zu leiten fähig

war, daß ernsthafte Absichten mich beschäftigten, so suchte ich sie, so viel es möglich war, wieder irre zu führen. Indeß ob sie dies mein gedoppeltes Streben nicht bemerkte, ist wohl eine schwer zu entscheidende Frage; denn fast unmöglich ist es, Liebe zu verbergen, da der Schleyer, der sie verhüllen soll, oft ihr erster Verräther ist. Mit jedem Tage entdeckte ich neue Vorzüge an ihr; ihr gebildeter Geist, der hohe Ausdruck, der in jedem ihrer Worte lag, ihre Weltkenntniß, die sie so sehr und so fein verrieth, das Alles nahm mich in einem hohen Grade für sie ein. Und dennoch gehörte sie nichts weniger als zu der Klasse derjenigen abgeschmackten Frauenzimmer, die die Gelehrten spielen wollen, und über Dinge, die sie dem Namen nach kennen, im entscheidenden Tone sprechen. Sie war vertraut mit den ersten Schriftstellern der Nation, aber sie prunkte nicht mit dieser Kenntniß. Sie sprach wie ein

Buch, und gierte doch nie ein Buch, ob sie gleich vielleicht mehr gründliche Kenntnisse besaß, wie das Zwittergeschöpf in Lübek. Zu welcher Stunde ich auch kommen mochte, immer fand ich sie anständig und nützlich beschäftigt. In allen weiblichen Arbeiten schien sie vollendete Meisterin, und nun die treue zärtliche Sorgfalt, mit der sie des kranken Vaters wartete. — O das Mädchen war ein Kleinod, ein Engel. —

Was so selten den Sterblichen zu Theil wird, und was doch jeder Liebende gefunden zu haben glaubt, das glaubte auch ich gefunden zu haben: ein Weib, mit dem ich glücklich zu werden meinte. Ich war so verliebt, wie ein Jüngling, bey dem die erste Liebe einkehrt, es nur immer seyn kann, und ich hatte Ursache es zu seyn; denn ich konnte meine Leidenschaft vor mir selbst rechtfertigen, und was ich sah, war lauter

Vortrefflichkeit. Ich sah einen mit seltenen Kenntnissen bereicherten Verstand, eine Menge Talente, viel Geschmack, die liebenswürdigste Sittsamkeit, eine zart empfindende Seele! Ich gebe zu bedenken, was mir noch zu wünschen übrig blieb? Und jetzt, da ich in Absicht des Werths meiner Sache so gewiß war, jetzt glaubte ich, es sey nichts Wagliches mehr dabey, den entscheidenden Schritt zu thun. —

Wenn die Frage aufgeworfen wird, an wen ein edler Mann, der seinen Roman zu spielen im Sinne hat, sich zuerst wenden müsse, an die Eltern der Geliebten, oder an sie selbst, so ist sie, meinem Bedünken nach, dahin zu entscheiden, daß er sich an die Behörde wenden müsse, bey der er die meisten Schwierigkeiten voraussetzt, damit nicht entweder die Geliebte gezwungen wird, oder damit er sie nicht durch hoffnungslose Liebe unglücklich mache, und wenn sie durchdringt,

damit er sie nicht um die Zärtlichkeit der Eltern bringt. In beyden Fällen wird ein Mißverhältniß hervorgebracht, welches nicht selten eine Lebenszeit dauert, und die unglücklichsten Verhältnisse herbeyführt. Ohne Zweifel hatte ich mich also nur an Ferdinanden zu wenden; denn von ihrem Vater, der sich von den Gefühlen der innigsten Dankbarkeit für mich durchdrungen hatte ich wohl so leicht nichts zu befürchten. So fehlte es denn nur an der letztern Erklärung. Die Gelegenheit, mich der Geliebten zu entdecken, mangelte mir nicht: denn ich war Stundenlang mit ihr allein. Drey lange Wochen ging ich mit dem festen Vorsatze hin, mein Schicksal entschieden zu sehn, und drey Wochen verließ ich sie, ohne das Mindeste gethan zu haben, den Ausgang zu beschleunigen. So oft ich reden wollte, stockte mir der Odem, die Kehle war mir wie zugeschnürt, und es war mir unmöglich, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Die

Situation war mir zwar nicht neu, aber man weiß, wie furchtsam die wahre Liebe zu seyn pflegt. Ein ganz besonderes Ereigniß löste mir endlich die Zunge.

Ferdinande, das sonst so aufgeweckte heitere Mädchen, verfiel plötzlich in einen tiefen Ernst, der immer trauriger wurde, und allmählig in die finsterste Schwermuth übergieng. Ihr Tiefsinn steckte mich an, und aus sehr begreiflichen Gründen. Bei einem jungen Mädchen in den Jahren sind das die untrüglichsten Symptome der Liebe, und welche Hoffnungen berechtigen mich zu der Gewißheit, daß ich der Geliebte sey; welche ihrer Aeußerungen machte mir das zweifelsfrei? Liebte sie schon? Hatte sie vielleicht mit Hindernissen zu kämpfen? Es ist wahr, man hat Exempel, daß Nebenbuhler verdrängt sind, aber setzte ich mich nicht der Gefahr aus, vom ersten besten wieder verdrängt zu werden? Würde ich nicht eine

Geiſtes für die ganze Folge meiner Lebenszeit mir gegeben haben? Der einzige Vortheil, den ich gehabt haben würde, wäre Befriedigung der Sinnlichkeit gewesen, und in welchem Verhältniſſe ſteht dieſer kurze Rauſch mit dem Gefühle, ein Mädchen überliſtet oder betrogen zu haben, von dem man nicht wirklich geliebt iſt, und das ſo viele tauſend Mittel in Händen hat, grauſam dafür zu ſtrafen? In welchem Verhältniſſe ſteht es mit der Beſorgniß, ewig unglücklich zu ſeyn? Indeß das Labyrinth, worin alle dieſe Zweifel mich verwickelten, war zu dornenreich für mich, ich wollte Gewißheit haben, und ſie mir erkaufen, was es auch koſten möge.

Ein Augenblick im traulichen Geſpräch, der mir günſtig ſchien, flößte mir dieſe Kühnheit ein.

„Ferdinande," ſprach ich und ergriff mit dem zärtlichſten Ausdruck ihre Hand, „Fer-

dinande! „Ihre kummervolle Miene verräth mir, daß Sie ein geheimes Leiden in ihrem Busen tragen. Ich bin nicht berechtigt, Anspruch auf Ihr Vertrauen zu machen, so unendlich glücklich es mich auch machen würde; aber glauben Sie mir, Ihr Gram macht auch mich sehr unglücklich!" Ich schwieg, und ihrem schönen Auge entquoll eine Thräne. Ach! so weinen die Engel!

„Ich biete Ihnen kein kaltes unfruchtbares Mitleid an, Ferdinande! ich berechtige Sie, Alles von mir zu erwarten, was Sie von einem Mann erwarten können, der bereit ist, Sie mit Aufopferung seiner Ruhe und des Theuersten, was er kennt, glücklich zu machen. Ihre Schwermuth lehrt mich, daß Ihr Herz nicht mehr frey ist, aber lassen Sie mich die andere Hälfte des für mich vielleicht so schrecklichen Geheimnisses wissen! bey meiner glühenden Liebe, — ich kenne nichts Heiligeres! — beschwöre ich Sie,

gönnen Sie mir das Glück, Sie selbst mit Aufopferung des Meinigen glücklich zu machen!"

„Wäre ich fähig, den Blick des Mädchens zu beschreiben! — „bey Ihrer Liebe zu mir?" — zitterte sie endlich heraus. „Vergessen Sie, daß diese Hand einer Bettlerinn gehört, die . . . . . .

„O nein, Ferdinande! diese Hand ist ehrwürdig, denn ihr edler Fleiß erhielt das Daseyn eines hülflosen Vaters, und sie allein ist fähig, mein Glück zu begründen." Die sanfte Verwirrung, das stille Entzücken, das sich in ihren Blicken spiegelte, lehrte mich, daß meine Besorgnisse doch wohl ungegründet gewesen seyn mochten. Sie ließen mich das Süßeste hoffen, und als erröthend Sie mir, nach langem Kampfe mit ihrer jungfräulichen Weiblichkeit, gestand, daß, wenn ihre Gefühle mich glücklich machen könnten, kein Mensch glücklicher wäre als ich, o was fühl.

te, was empfand ich da? Ich unterfange mich nicht zu schildern, wofür die Sprache keinen Ausdruck hat. Wer glücklich liebte, und nach so langen Zweifeln erst Erhörung fand, der versteht mich.

Mit den seligsten Gefühlen entdeckte ich mich ihrem Vater, den ich bald als den meinigen zu umarmen hoffte und, was ich selbst im Traume nicht geahndet hatte, ich fand Bedenklichkeiten — Bedenklichkeiten, die mir den edlen Charakter dieses biedern Mannes ganz enthüllten, und die ich in der Folge erst ganz zu deuten wußte. „Kennen Sie," sprach er, „Ferdinanden hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß Sie glücklich mit ihr seyn werden? ....

„Ihre Tugenden," fiel ich ein, „Ihr Verstand, — Ihre Bildung, — Ihr....."

„O glauben Sie mir," entgegnete er mich unterbrechend, — „das Alles kann

täuſchende Maske ſeyn, oder durch zehnfach gröſſere Fehler verdunkelt werden, obwohl ich das eben nicht auf meine Tochter anwenden will. Indeß, Sie haben Ihr Herz auf das Mädchen geſetzt, — nehmen Sie es hin! Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, daß des Vaters Segen auf Ihrem Haupte ruhen wird, — aber ich verſchweige Ihnen nicht, daß ich unſäglich unglücklich ſeyn würde, wenn Sie, mein einziger Wohlthäter, jemals mit ſchmerzlichen Empfindungen an dieſe Stunde zurückdächten! —"

Aber wo iſt wohl ein heißer Liebhaber, der für ſolche Erinnerungen ein Ohr hat? Ich floh in Ferdinandens Arme zurück, und binnen wenigen Wochen war ſie meine Gattin. Ich war ein glücklicher Ehemann, und wenn eine Ehe ſo dauren und vollenden könnte, wie die Meinige begann, ſo wäre das Paradies ſelbſt im bildlichen Verſtande mehr als Fabel! Ein ſo heiliges, ein ſo

reines Entzücken hatte ich, wie gesagt! im Arm meines durch mich glücklichen Weibes, am Busen der Gattin, o ich weiß nicht, welchen Leiden, welchen Stürmen das Schicksals ich nicht kühn Hohn gesprochen hätte?

Ich hätte mit Blindheit geschlagen seyn müssen, wenn ich nicht deutlich gesehn, deutlich bemerkt hätte, wie sie plötzlich alle Häuser sich mir verschlossen, wo eine heirathslustige Schwester, Tochter oder Nichte, in ihrem stillen Kämmerlein um einen Mann seufzte. Ich wußte mich im Arm meines angebeteten Weibes zu trösten, aber auch diese Wonne verkümmerte man mir, denn ein Fest, eine Zerstreuung jagte die andere. Ist irgend etwas übel ersonnen, ja grausam möchte ich es nennen, so ist es gewiß die thörichte Sitte, zwey kaum verbundenen Liebenden, die ersten Tage ihres neuen Glückes, ach! die nur zu

oft die einzigen frohen der ganzen Ehe ſind, zu werden. O bleibt mit eurem läſtigen Gepräge des Ceremoniels, bleibt mit eurer erlogenen Theilnahme an euren Tänzen und Feſten daheim, bis Ihr wißt, ob Ihr in Feſtkleidern, oder Trauergewändern Eure Ceremonieen anzubringen habt! —

Ferdinandens machten dieſer Rauſch ſchwindeln, und ſie gefiel ſich in dieſem ſteten Wirbel um deſto mehr, je mehr ſie wirklich in demſelben glänzte. Jung, ſchön, geiſtreich, die Gattin eines Mannes, deſſen Anſehn nicht unbedeutend war, war es ein Wunder, wenn Alles ſich um ſie drängte, Alles ihr ſchmeichelte? Auch befremdete es mich nicht im Mindeſten, daß ſie, die die höhere Welt nicht genug kannte, nicht daran dachte, daß Werth zwar Neider erwirbt, aber ſelten zu Freunden verhilft; daß ſie die beſonderen Abſichten dieſer Leute nicht ahndete, und treuherzig genug, das Alles ihrem eigenen Werthe

beilegte. Aber es schmerzte mich, daß sie an den faden Schmeicheleyen dieser Thoren Gefallen finden konnte; es betrübte mich zu sehr, daß kein Verlangen sich in ihrer Brust regte, dies planlose, nur auf Zerstreuungen und Sinnentausch abgesehene Leben mit dem stilleren häuslichen zu vertauschen, dessen Freuden zwar einfacher, aber edler und reiner sind. Wäre ich nicht so heißer Liebhaber gewesen, ich würde oft Gelegenheit gefunden haben, die traurigsten Schlußfolgen für die Zukunft zu ziehn. Indeß diese Periode verfloß. Die activen und passiven Feste nahmen ein Ende, und jetzt hoffte ich meines Weibes zum erstenmale froh zu werden! aber das war ein gewaltiger Rechnungsfehler! — In dem Zirkel meiner Freunde gefiel Ferdinande sich wohl; denn dort fielen gewöhnlich die Aeußerungen ihres nicht selten beißenden Witzes unbemerkt auf die Erde, und, ihren schönen Augen zu Gefallen, geschah auch nicht das Mindeste, was ihrer

Eitel-

Eitelkeit Nahrung geben konnte. Hier war sie die Gattin des Freundes, nicht die Königin der Schönen. Der Weihrauch dessen sie gewohnt war, und den sie vermißte, hatte sie nun einmal benebelt, mein Haus, selbst mein Umgang, machte sie nicht mehr froh. Je inniger ich sie liebte, desto leichter wurde es mir, die Veränderung, die mit ihr vorging, zu bemerken, und um desto schmerzlicher fühlte ich sie. Mit jedem Augenblicke verschlimmerten sich die Symptome, und wurden mir immer bedenklicher. Ich hätte blind seyn müssen, um nicht zu sehen, daß Ferdinande mich nicht liebte, daß meine Zärtlichkeit ihr lästig war, und daß sie sich überwinden mußte, um mir nicht unartig zu begegnen. Doch hielt ich es, um sie wo möglich umzustimmen, für meine Pflicht, kein Auge für das Alles zu haben. Im Gegentheil, ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit; ich bewies ihr durch meine zärtlichen Liebkosungen, wie sehr sie mir Alles

ſey, und wurde um deſto unterhaltender, je herzlicher ſie gähnte. Ja ich kam ihren kühnſten Wünſchen, wenn ſie ſie nur halb äußerte, nur leiſe andeutete, entgegen, und huldigte ſelbſt ihrer Eitelkeit durch einen vergrößerten Aufwand. Ich hoffte Erkenntlichkeit für ein Benehmen, welches ſie nicht erwarten konnte, es ſollte mir ihr Herz wiedergewinnen; aber Thor der ich war! Wiedergewinnen? Hatte ich es jemals beſeſſen!

Mit jedem Tage ſtarb eine von ihren Tugenden dahin, oder vielmehr mit jedem Tage lüftete ſich ein Schleyer mehr, der ihre Fehler verdeckt hatte. Wo waren alle die liebenswürdigen Eigenſchaften geblieben, die mich ſo ſehr entzückt hatten? Wie konnte dies Weib, deſſen Neigungen, deſſen Denkart, deſſen Geſchmack ſo vollkommen mit dem meinigen übereingeſtimmt hatte, als hätte ich ſie gebildet für mich, wie konnte

dies Weib ſo plötzlich ſich geändert haben, daß ſie alles that, von dem ſie wußte, daß ich es anfeindete? Alle ihre geglaubten Tugenden waren in die entgegengeſetzten Laſter übergegangen; die Schooßſünden des Weibes wurden die ihrigen, und der feindſeligſte aller Dämonen beherrſchte ſie. Was ich liebte war ihr Greuel; was ich wünſchte, war ihr verhaßt; was mir Mißvergnügen machte, war ihre Freude. Ein grauſamer Engel hatte mich aus meinem geträumten Paradieſe vertrieben! —

Ferdinande war geiſtvoll, ſie beſaß Verſtand, und ich hielt es nicht für unmöglich, durch ihn dem Herzen beyzukommen.

„Ich beſchwöre Dich," fragte ich einſt als mir der Augenblick gelegen ſchien, „ſage mir, meine Ferdinande, iſt es ſo, wie meine bangen Beſorgniſſe es mich lehren; iſt es ſo, daß Du mich nicht mehr ſo warm liebſt, wie in den glücklichen Tagen vor

unſerer Ehe? Und iſt dies der traurige Fall, nun wohlan, ſo ſage mir, weil wir verbunden ſind, unſere Tage gemeinſchaftlich zu beſchließen, was iſt in meinem Charakter, was in meinem Benehmen, was Deinem Glücke im Wege liegt? Um des meinigen willen erkläre Dich!"

„Wunderbare Frage!" war die Antwort, die mich ſo tief kränkte, — „als ob man immer tändeln könnte? Mir iſt es nun einmal nicht gegeben, einſchmeichelnd zu ſeyn!"

„O nein, meine Ferdinande!" fuhr ich gerührt fort, „nicht davon rede ich, ob Du gleich als meine Braut, als das liebenswürdige holde Mädchen, das ſelbſt in Lumpen mir ſchätzbar war, dies Talent in einem ſo hohen Grade beſaßeſt, das ganz geſchaffen iſt, die Sorgen des Mannes zu zertheilen und ihn glücklich zu machen. Aber fragen muß ich Dich doch, ob alle die Tu-

genden, die mich vormals so unwiderstehlich an Dich zogen, und von denen ich jetzo keine Spur mehr in Deinem Herzen gewahre, wirklich darin waren oder nicht? Fragen muß ich Dich, ob Du glaubst, daß es Deinen Verstand oder Dein Herz ehrte, wenn Du meinen Neigungen, meinen Wünschen, meinem Geschmacke jetzt gerade entgegenarbeitest, denen Du Dich vorher so genau anschmiegtest?" — Dann zog ich eine Parallele zwischen dem, was sie vor unserer Ehe, und dem, was sie nach derselben war; zwischen dem, was ich von einer Frau erwartete, und dem, was sie leistete, bewies ihr, daß es des Weibes erste Pflicht sey, den Mann glücklich zu machen, und zeigte ihr, daß die Ehe nur vom lästigen Ceremoniel dispensire, den feinen Ton, das gesittete Betragen, die Aufmerksamkeit, mit einem Worte, die wahre Höflichkeit aber doppelt nothwendig mache; zeigte ihr, daß dies ein Gesetz der gesunden

Vernunft und der Ehre sey, zweyer Gesetzgeber, von deren Vorschrift man sich schlechterdings nicht entfernen könne, und wenn man Herr der Welt sey. Dann kam ich auf mich, enthüllte ihr meine ganze Seele, meine ganze Denkart; zeigte ihr, daß ich um desto unglücklicher seyn müsse, je mehr ich die ganze Erwartung meines Glückes auf sie, auf ihre Tugenden, auf ihr Herz und die Zärtlichkeit desselben, auf ihre feinern Gefühle, ihre Talente und die Empfindungen, die sie vormals für mich äußerte, gebaut hatte. Aber, ach! wie endete diese Unterredung, von der ich so viel gehofft hatte! Ein stattlicher Panegyrikus auf ihre eheliche Treue, ein Schwall unwürdiger Exclamationen und Interrogationen, das war die ganze Antwort eines Weibes, die nur zu gut wußte, daß mein Herz mit so unsäglicher Liebe an ihr hieng!

Ich bin überzeugt, daß diese meine traurige Ehestandsgeschichte die sehr vieler Män-

ner iſt, die, wie ich, glücklich waren; die, wie ich, von dem Herzen, und von der Hand eines Weibes das größte Glück erwarteten; die, wie ich, lange wählten, ſorgfältig prüften und ſich von einem in einen Engel verkappten Teufel betrogen fanden. Ehe ich an mir ſelbſt die traurige Erfahrung machte, habe ich ſie tauſendmal an Andern gemacht, und der Unterſchied beſteht nur in den Modificationen. O gewiß man hat niemand mehr zu bedauren Urſache, wie einen Mann, der bey den gerechteſten Anſprüchen auf häusliches Glück der Unglücklichſte unter der Sonne iſt. Ihr, die ihr dies ganz zu fühlen im Stande ſeyd, — bedauert mich!

Hätte ich Ferdinanden weniger geliebt, als ich es wirklich that, ſo würde ich mein Schickſal minder hart empfunden haben; aber je inniger mein Herz an dieſer Undank-

baren hieng, um deſto tiefer empfand ich jede ihrer unwürdigen Behandlungen. Mit Freuden hätte ich mit Aufopferung der Hälfte meines Lebens ihre Aenderung erkauft, aber was ließ ſich noch von einem Weibe anders als Verſchlimmerung erwarten, das ſein Herz der Liebe, und ſein Ohr der Vernunft ſo ganz verſchloß? Nur zu gut verſtand ich jetzt, was der redliche Montabor nicht auszuſprechen wagte, und ehe ich das Letzte verſuchen wollte, beſchloß ich zuvor, mich Ferdinanden gewiſſermaaßen furchtbar zu machen, und ihr zu zeigen, daß ſie eine Seite in meinem Charakter vermuthete, die nicht darin lag: Schwachheit! Aber wie ſieht es mit dem Glücke, mit der Ruhe des liebenden Ehemannes aus, der ſolche Maaßregeln anwenden muß? Indeß ſie waren nicht nöthig. Ferdinande, die nun Zweymal die Rolle gewechſelt hatte, änderte ſich aufs Neue, und hätte ſie dieſe auf ewig behalten! Ich wäre ſehr glücklich geweſen. — Aufs Neue ward ſie

das entzückende Geſchöpf, das ſie ohne Widerſpruch ſeyn konnte, ſo bald ſie wollte; aufs Neue legte ſie in ihre Stimme das Schmelzende, die Allmacht, die mich ſo ſehr hinriß, und alle die Unarten, die mich ſo unglücklich gemacht hatten, waren verbannt. —

Aber bey Alle dem war ich doch nicht glücklich, ſo ſehr ich unter andern Umſtänden es geweſen ſeyn würde. Meinem unglücklichen Beobachtungsgeiſte entgiengen tauſend Kleinigkeiten nicht. Ich ſah, daß Ferdinande ſich zwang, herzlich gegen mich zu ſcheinen, und es ſchmerzte mich: denn ich fühlte, daß die Liebe ſich nicht erzwingen läßt. Ich ſah, daß ſie mich nur zum Scheine mit Liebkoſungen überhäufte, aber ich errieth den Grund nicht, warum ſie dieſe Maske ſo plötzlich überwarf. Der Schleyer ſank früh genug vor meinem Auge; ich war der Unglücklichſte aller Sterblichen! Ich hatte viel erwartet, auf vieles mit ſtiller Reſignation

mich gefaßt gemacht, aber eine so grausame Wendung meines Schicksals hatte ich nicht erwartet. Seine Schläge betäubten mich, die Zeiten meines Glückes waren auf ewig dahin!

Niemand konnte liebenswürdiger seyn, als der Baron von Starberg, und Niemand verstand die Kunst, sich in das Herz derer, mit denen er umgieng, zu schleichen und eine Gesellschaft zu unterhalten, besser wie eben er. Einfall folgte auf Einfall, ein Witz jagte den andern, eine Laune die andere. Freilich nahm er nicht selten die Ehre und den Ruf seiner besten Freunde auf seine leichte Zunge; aber nichts desto weniger hieß er allenthalben der angenehme Starberg. Auch der schöne Starberg hieß er; denn er hatte einen starken männlich schönen Körper, und war, im Gefühl seiner Schönheit, stolz und mit Würde imponirend.

Der ſchöne und angenehme Baron gerieth in Geſchäftsverbindungen mit mir, und beſuchte mich mehreremale. Anfangs kam er nur, wenn er Geſchäfte hatte, aber es währte nicht lange, ſo kam er, wenn er auch nichts zu beſorgen hatte, und es war mir bisweilen lieb, denn ſeine Unterhaltung gefiel mir, — ich zog ihn zu meinen Abendzirkeln, und da er im Stande ſich ſeiner Laune durchaus nicht überließ, ſo war er auch dort wohl gelitten. Allmählig fing er an, ſich mit Ferdinanden zu beſchäftigen; er war Stunden lang in ihrer Nähe, auch wenn ich nicht zugegen war, und bald entgieng mir der Eindruck nicht, den er auf mein ſchwaches Weib gemacht hatte. Ich bemerkte ihn mit Entſetzen; denn ich wußte, weſſen ſie fähig war, und hatte die traurige, ſo ſchmerzlich niederſchlagende Gewißheit, nicht geliebt zu ſeyn. Ihre verſtohlenen, ſich zugeworfenen Blicke, Ferdinandens Aengſtlichkeit, deren Herz vielleicht zum Letztenmale zuckte, wie

ich Ihre damals wähnte, — Starbergs mehr als zärtliche Theilnahme für sie, das Alles leitete mich auf schreckliche Vermuthungen, und ich sah wohl, daß ihre erkünstelte Freundschaft gegen mich nur ein verhüllender Schleyer sey, der mir das Aergste verbergen und mein Auge benebeln sollte. —

Unter allen meinen Hausbedienten war mir Eduard, mein Kammerdiener, der liebste, weil er das treueste Geschöpf unter der Sonne war. Er war als Knabe mein Gespiele gewesen, er hatte mich als Jüngling begleitet, und ob wir gleich beyde zu Männern herangewachsen, in so ganz verschiedenen Verhältnissen waren, so war ich ihm doch immer mehr Freund als Gebieter. Dieser Mensch kam eines Nachmittags auf mein Zimmer, und nachdem er mit einer gewissen Furchtsamkeit in der Miene überall umhergeblickt hatte, ob ihn auch Jemand beborche, fing er mit zitternder Stimme an:

„Es war mir beym Gange zu Ihnen faſt, als ob ich in den Tod gehen ſollte, und ich wäre ſicher wieder umgekehrt, ſo ſchwankte ich, wenn ich nicht eine Sache auf meinem Gewiſſen hätte, die zu verſchweigen Sünde wäre. Vielleicht zerſtört dieſe Offenbarung Ihre Ruhe, aber ich habe dann doch meine Pflicht gethan! . . . . . .“

„Nun . . . ?“ fragte ich erſtaunt.

„Wie oft habe ich,“ fuhr er fort, „in den erſten Zeiten ihrer Vermählung Gott gedankt, als ich Sie ſo froh erblickte, aber jetzt, gnädiger Herr! fürchte ich faſt, als ob ſie nicht ſo belohnt werden, wie Sie es verdienen. Darf ich offen ſprechen?“

„Ja rede, rede!“ ſchrie ich ungeduldig.

„Nun denn, gnädiger Herr! Jetzt, ſage ich, ſcheint es mir, als ob Ihre Frau Gemahlin nicht allein ein Verſtändniß habe, ſondern es ſchon lange gehabt haben müſſe, ehe Sie von Ihnen gekannt iſt! —“

Als thäte der Erdboden im Hui ſich auf, und als ob aus den Gräbern ſich eine Schreckensgeſtalt mir entgegenbäumte, ſo fuhr ich bey dieſen Worten zuſammen. „O meine Ahndungen!“ ſeufzte ich. „Aber ſprich,“ — fuhr ich fort, — „Um alles in der Welt willen, haſt Du Vermuthungen oder Gewißheit? . . . .“

„Leider die letzte, gnädiger Herr! Seit zwei Monaten entfernen Sie ſich nie, gehen nie auf die Jagd, reiten nie über Land, daß ihre Frau Gemahlin nicht ſofort in dem Billnauer Hölzchen ſpatzieren geht, welches, wie Sie wiſſen, nur eine halbe Stunde von hier liegt. Bis an den Wald begleitet die Kammerjungfer ſie, dann aber muß ſie zurück, die gnädige Frau geht allein nach dem Förſterhauſe, und, wie ich gewiß weiß, findet ſie jedesmal den Baron Starberg dort.“

„Starberg?“ ſchrie ich erblaſſend. „Aber ſprich weiter, — woraus ſchließeſt Du,

daß dieſes Verſtändniß früher ſeinen Anfang genommen habe, als ich ſie kannte?"

„Aus den allerſicherſten Anzeigen! Ich hielt es für Pflicht, Ihnen, gnädiger Herr! aus lauteren Abſichten Aufklärungen zu verſchaffen, wo ein Anderer früh oder ſpät es vielleicht aus hämiſchen gethan hätte, und in dieſer Ueberzeugung ſpürte ich den Gängen Ihrer Frau Gemahlin näher nach. Nicht allein, daß ſie jedesmal den Baron dort findet, — es iſt ein dreyjähriges Kind den Leuten zur Pflege übergeben, welches leider nur zu gewiß das ihrige iſt."

Bewegungslos ſank ich auf einen Stuhl, ſo heftig hatte mich dieſes Donnerwort erſchüttert. „Und der Beweis?" ſtammelte ich erſtarrt.

. . . „Ich gieng eines Nachmittags, als ich gewiß wußte, daß die gnädige Frau nicht dort ſey, nach dem Jägerhauſe, ſtellte mich, als ob ich mich verirrt hätte, und

fieng mit der jungen Förſterin, deren Mann abweſend war, an, mich in ein Geſpräch einzulaſſen. Ich ließ Wein bringen, machte ſie geſchwätzig, ſpielte am Ende gar den Verliebten, und erfuhr, nachdem ich mich ihr durch einige Liebkoſungen intereſſant gemacht hatte, daß ihre Frau Gemahlin hier vor drei Jahren entbunden ſey, daß der Baron Starberg das Pflegegeld bezahlt habe, und daß ſie es jetzt ſelbſt entrichte. „Und was macht die gnädige Frau hier, wenn ſie kommt?“ fragte ich weiter. „„Je nun, „„der Baron Starberg hat die grüne Gar„„tenſtube ein für allemal gemiethet, da „„ſchließen ſie ſich ein, und ich denke eben „„nicht, daß ſie beten. Alte Liebe roſtet „„nicht, wiſſen Sie wohl. Der Baron „„hatte ſich vor vier Jahren den Zutritt „„in des alten Herrn von Montabors „„Hauſe verſchafft, und da kam denn freilich „„nicht das nächſte Jahr ins Land, als ſie „„ſchon ſchwanger von ihm war. Wie es

nun

„„nun geht. Vornehme Leute wiſſen ſo „„etwas zu verbergen; das Fräulein, das „„ihrer ärmlichen häuslichen Lage wegen „„ohnehin nicht viel aus dem Hauſe kam, „„hielt ſich jetzt vollends verborgen, kam „„hier ganz in der Stille nieder, und kein „„Menſch wußte darum.““ — „Aber Ihr Vater?“ ſagte ich. — „„Je nun der alte ehrliche Mann hat ſich faſt zu Tode gegrämt, und wollte anfangs gar nicht in die jetzige Vermählung ſeiner Tochter willigen, weil er den guten Herren nicht betrügen wollte, aber da wurde ihm gedroht, da wurden ihm ſo viel häusliche Quaalen bereitet, daß er am Ende wohl mußte!““

Hier ſchwieg der treue Bediente, und ich wußte genug, um zu verzweifeln. „Verſchwiegenheit darf ich Dir nicht anempfehlen,“ ſagte ich; „aber jetzt geh, und überlaß mich meinem Nachdenken!“

O wie unendlich lang wurde mir die Zeit, bis der unglückliche Nachmittag erschien. Ich nahm in Starbergs Gegenwart Abschied von Ferdinanden, indem ich eine Reise nach einem etwas entfernten Landgute machen zu wollen vorgab, aber man kann leicht denken, daß ich mich nach einigen Stunden auf Umwegen zum Försterhause schlich. Ich hatte mir selbst vorher Fassung anempfohlen, und, in der That! ich bedurfte ihrer. Die Försterin erbleichte sichtlich, wie sie mich erblickte, aber sie zitterte, wie ich ihr mit den heiligsten Schwüren betheuerte, daß ich kein Gebein an ihr ganz lassen würde, wofern sie mich durch das mindeste Verdacht erregende Geräusch verriethe. Sodann schlich ich an die Thüre der Gartenstube, und sah nun beym ersten Blick durch die Spalte das treulose Weib in Starbergs Armen. Zu ihren Füßen lag das Kind und spielte, ein Anblick, der mich beynahe gerührt hätte. „Guter Gott, dachte ich bey mir selbst, ist

es möglich, daß Menſchen zu einem ſolchen Grade von Verdorbenheit herabſinken? So ruhig ſitzt ſie da, als ob ſie mit Erfüllung ihrer heiligſten Pflichten beſchäftigt ſey; nicht verſtohlen blickt ſie umher, als ob es ein verbotener Weg ſey, auf dem ſie wandelt; — das Laſter muß ihr eine ſchreckliche Gewohnheit geworden ſeyn!" Indem hörte ich ſie ſprechen, und lauſchte zitternd wie ein Verbrecher.

„Wir können dieſe Nacht hier bleiben, Ferdinande," ſagte der Baron, „Dein ehelicher Herr wird ſchwerlich ſo früh heimkehren."

„Miche doch, Lieber," entgegnete ſie, „wer weiß, von welchen Spähern ich umgeben bin, denn der liebenswürdige Graf ſcheint mir die beſte Anlage zur Eiferſucht zu haben. Nur ein Paar Stunden können wir noch zuſammenbleiben."

„Wohlan!" ſagte er, „ſo laß uns den Augenblick benutzen. Aber ſchicke den Kna-

den heraus! — die keusche Penelope stand auf, nahm den Knaben bey der Hand, öffnete die Thüre, und glaubte in die Erde zu versinken, wie sie mich erblickte. Indeß sie erinnerte sich bald, was sie hier zu thun habe, und es vergiengen nicht drey Minuten, als sie schon mit allen Formalitäten in Ohnmacht sank.

„Bravo Madame," sagte ich ganz kalt, „Sie verstehen Ihr Handwerk aus dem Grunde; aber Sie hätten sich die Mühe ersparen können; denn die süße Bemühung, Sie aus Ihrer Betäubung zu wecken, überlasse ich lediglich dem Herrn von Starberg!" Ich machte eine Verbeugung, und kehrte stehenden Fußes in die Stadt zurück. — Ich schämte mich, ferner der Gatte eines Geschöpfes zu seyn, das eigentlich ins Zuchthaus gehörte, begab mich sogleich zum Minister, dem ich meine traurige Matrimonial-Geschichte ohne allen Rückhalt erzählte, und

äußerte den Wunsch, ohne förmlichen Consistorialprozeß geschieden zu werden, weil ich die Weitläuftigkeiten haßte. Er stimmte ihm bey, und so war die Sache bald abgethan. Zwei Consistorialräthe erschienen am folgenden Tage mit einem Cabinettsrescript, vernahmen Ferdinanden und mich, und ehe acht Tage vergiengen, war ich von einem Weibe getrennt, das ich einst so gränzenlos liebte, wie ich es jetzt verabscheute, und in dem ich mich so schrecklich geirrt hatte. Mein Glück, meine Ruhe war dahin! Erst eine späte Zukunft konnte mich trösten!

VI.

Das Thal in Theſſalien.

Eine Allegorie.

Hippolyten von du Plat

an

ihrem vierzehnten Geburtstage

erzählt.

In den romantiſchen Gefilden Theſſaliens lag eine anmuthige Gegend, das Thal der Glückſeligkeit genannt. Wenige Bewohner der umliegenden Fluren kannten ſeine Schönheit anders, als aus den Sagen des Alterthums. Wenige wußten, ob es bewohnt, oder öde ſey, obgleich ſein reitzender Name jedermann nach ſeinem Anblicke lüſtern machte, — aber man ſagte, es ſey ſchwer zu dieſem Thale zu gelangen, und glaubte zugleich, die Unſterblichen ſelbſt ſetzten den Wanderern unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, um einen Aufenthalt, den ſie für ihre Lieblinge beſtimmten, nicht von Unwürdigen entweihen zu laſſen.

Drey junge Mädchen, — Aglaja, Lilinette und Ida — beſchloſſen, den Weg

zu diesem glücklichen Thale zu suchen, und traten beym erwachenden-Strahle eines schönen Morgens, hoffnungsvoll, ihre Reise an. Nicht lange hatten sie die Hütten ihrer Flur aus den Augen verloren, als sie schon unschlüssig wurden, auf welchem Wege sie wandeln sollten. Es lagen drey Wege vor ihnen, alle drey schienen ins Thal zu führen, und mehrere anmuthige Nebenpfade durchschlängelten zwey davon. Hier blühten die lieblichsten Blumen, — Wohlgeruch athmeten die Lüfte, und der Himmel wölbte sich freundlich über die Gegend, — dahingegen der dritte mehr mit Dornen besäet schien, und ein trübes Gewölk über ihn schwebte, welches unfreundlich dem Wanderer zu drohen schien. Die schönen Pilgerinnen ließen ihn liegen, — aber sie waren noch unschlüssig, welchen der beyden gleich reitzenden Pfade sie einschlagen sollten. —

Ehe ſie den Scheideweg ganz erreichten, wurden ſie beym Umſehn gewahr, daß ein holdes Mädchen ihnen gefolgt war. Es glich einer Himmliſchen, war reitzend ohne vollkommen ſchön zu ſeyn, und trug ein einfaches prachtloſes Gewand, welches, einer Huldgöttin gleich, die lieblichſten Formen umfloß. Ihr Haar flog in ſchönen, aber regelloſen Locken um ihre Schultern, und nur ein Kranz von duftenden Veilchen ſchürzte es. Man geſellte ſich bald zu einander, — und tauſend ſchuldloſe Tändeleyen verkürzten den angenehmen Pfad.

Bald endete er ſich, aber wie erſtaunten die Jungfrauen, als ihre Begleiterin raſch den Dornenpfad einſchlug. Unentſchloſſen folgten ſie ihr, aber kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als Aglaja, die älteſte, ſich ermüdet unter den Schatten eines Baumes warf, und ihre Geſpielinnen beſchwor, den verhaßten Weg nicht weiter

zu verfolgen, was auch Simplice, ihre Führerin, dagegen einwandte. In diesem Augenblicke nahte sich ein Jüngling, der an Schönheit Alle übertraf, die die guten Mädchen jemals gesehn haben mochten. Aus seinen Locken, blond wie die des göttlichen Phöbus, duftete die köstlichste Narde, ein Kranz blühender Myrthen umschlang sie, sein rosenfarbnes Gewand, reich und mit edler Pracht geschmückt, verhüllte den schönen Körper, — strahlend war das Feuer seiner Augen, und sein Mund, von einem puberischen Lächeln umflossen, glich der ersten Rose, die den May begrüßt. Die Lüfte schienen wohlgefällig um ihn zu scherzen, und unter seinen Tritten blühten tausendfarbige Blumen. —

Von seinem Anblicke bezaubert, wünschte Aglaja nichts sehnlicher, als daß er sich zu ihrem Begleiter antragen möchte. Kaum sah er ihre leicht zu deutenden, einladenden

Blicke, als er ſchon zu ihr flog, und unter den ſüßeſten Schmeicheleyen ſie einem Weg zuführte, den Simplice vermieden hatte. Er war ſchöner, wie die lachendſte Phantaſie ihn zu ſchildern vermogte, — und wenn Aglaja ermüdet ſchien, ſo ſchuf der Jüngling Zephyre um ſie, die ſie ſanft auf ihren Fittigen emportrugen. Entzückt fragten ſie ihn endlich um ſeinen Namen.

„Man nennt mich," antwortete er ſanft, „das Vergnügen. Nur durch mich gelangen die Sterblichen zum Glücke, — und ſelbſt Throne ſind ohne mich Sclaverey. Ich bin die Seele der ganzen Schöpfung, und nur auf meinen Fittigen emporgetragen, können die Sterblichen glücklich werden."

Er ſchlang ſeine Arme um ſie, drückte den Kuß der Weihe auf ihre Lippen, — und bald war Aglaja den Augen ihrer Freundinnen entſchwunden. Ernſt wandte

Simplice sich zu Lilinetten und Idan, und sagte, indem sie ihnen einen hellgeschliffnen Crystall darbot: „Blickt in den Spiegel der Zukunft, und weinet über eure Schwester!"

In diesem hellen Crystalle erblickten sie Aglajen, die auf der lachenden Flur mit ihrem Führer wandelte, und mit den schönsten Blumen sich bekränzte. Sie war nicht viel weiter gegangen, als der Jüngling sie an einen Strom leitete, dessen silberhelle Fluten mit flüchtigem Laufe zu einem fernen Thale eilten, — und in diesem Augenblicke rief Simplice „O der Unglücklichen! Sie ist verloren!" — Indem sie wohlgefällig den Strom betrachtete, und sich bückte, ein Blümchen am Ufer zu pflücken, stürzte der Jüngling sie plötzlich hinein, und entfloh dann mit lautem Hohngelächter. Anfangs kämpfte sie schwach mit den Wellen, aber bald ward sie von ihrer Gewalt fortge-

riſſen. Liſinette und Ida jammerten über ihr Geſchick, — aber mit einer ſanften Thräne im Auge fuhr Simplice fort: „Ihr habt noch nicht Alles geſehn.“

Und im Spiegel des Cryſtalls erblickten ſie Aglaja wieder am Ufer eines öden und dornichten Geſtades. Sie ſtreckte ihre Arme nicht mehr zur Rettung aus, — aber zwey häßliche Geſtalten reichten ihr die Hand. Sie ſchien ſie zu fliehen, — aber umſonſt, wider Willen mußte ſie das Ufer erklimmen. Hier eröffnete ſich die ſchrecklichſte Ausſicht in eine Einöde, wo ſich lauter Gräben befanden, die kein Raſen deckte, keine Blumen ſchmückte, und beyde Geſtalten bemühten ſich unaufhörlich, Aglajen den entſetzlichen Anblick zu zeigen. Bei jedem Schritte verblühten ihre Reitze mehr, — und nicht lange, als ſie ſo widrig war, wie ihre Begleiterinnen ſelbſt. Schauernd fragten die beyden traurenden

Jungfrauen, wer der Treulose sey, der ihre Schwester in die Arme ihres Verderbens geführt habe?"

„Er selbst," entgegnete Simplice, „nennt sich das Vergnügen, aber sein wahrer Name ist der Leichtsinn. Auf dem anmuthigen Wege der Kindheit, zu welchem ich euch geleitete, traf er sie an; — die Aue, wo sie mit so sichtbarem Vergnügen wandelte, war die Aue der Jugend. Sie stürzte in den Strom der Leidenschaften, und am öden jenseitigen Ufer boten Alter und Reue die unwillkommnen Hände ihr zur Rettung dar. Hier öffnet sich ihr keine andere Aussicht, als die Aussicht auf öde Gräber, mit keinem Rasen, mit keiner Blume von der Hand der Freundschaft geschmückt, und mit keiner Thräne, von dem Auge der Zärtlichkeit benetzt. —"

Lilinette und Ida weinten die bittersten Thränen und giengen dann an der Hand ihrer Füh-

Führerin weiter, als der Weg auch Lilinetten beſchwerlich zu werden anfieng. Kaum hatte ſie ſelbſt erſt dieſe Empfindung in ihrer Seele erregt, als plötzlich ein Mann erſchien, von mittlerm aber blühendem Alter. Sein Gewand war Purpur, — und in ſeiner Hand hielt er einen goldenen Stab, der einen Scepter glich. Er nahte ſich voll innerer Würde Lilinetten und ſagte: folge Du mir, ſchönes Mädchen! der Weg auf welchem Du wandelſt, kann Dich niemals zur Glückſeligkeit leiten. Die Unerfahrene, die Dich leitet, kennt ſelbſt den Weg dahin nicht, und weiß nicht, daß man ohne mich niemals dahin gelangen kann."

Und wie heißeſt Du, edler Fremdling? fragte Lilinette.

„Sagt Dir," ſprach er lächelnd und voll Selbſtzufriedenheit, „der goldene Scepter in meiner Hand, und die Pracht meines Gewandes nicht, daß ich der Reichthum bin?"

Lilinettens Wahl war schnell entschieden. Oft hatte sie vom Ruhme dieses Gottes gehört, oft gehört, daß man seine Lieblinge beneidete; sie stieg auf einen goldnen Wagen, den er herbeyzauberte, und bald war sie Ida's und Simplice's Auge entschwunden.

Simplice las den geheimen Wunsch ihrer einzigen noch übrigen Gefährtin auf ihrem Gesicht. „Du wünschest das Schicksal Lilinettens zu wissen?" sprach sie, und reichte ihr den wunderbaren Crystall hin. „Sieh, meine Freundin! Unzählige kleine geflügelte Genien umschweben die im Taumel Entzückte. Die Gestalt der kleinen Sylphen wechselt so schnell, als die Farben eines Thautropfens im Sonnenglanze. Sie ist oft lieblich, oft veränderlich und fantastisch, zuweilen aber zerfließt sie ganz vor den Blicken. Ein Mädchen im eitlen Schmucke streut Gold und Kostbarkeiten vor ihnen, wo sie flattern. Die Genien sind

die eitlen Wünſche, und ihre Freundin heißt die Verſchwendung. Eben den Jüngling, welcher Aglajen ins Verderben ſtürzte, ſiehſt Du in wenig veränderter Geſtalt Lilinetten ſchmeicheln, und ſeiner Treuloſigkeit uneingedenk, lauſcht ſie ſeinen verführeriſchen Liebkoſungen. Jene weinende Schöne, welche das glänzende Gefolge, das ſie geleitet, mit dem Ausdruck des Schmerzes auf ihrem himmliſchen Geſichte verläßt, iſt die leidende Tugend. Selten müht ſich der Reichthum, ihre Thränen zu trocknen, — ſie geſellt ſich alſo zu dem Jünglinge, der dort vor uns wandelt, — und Alles, was ſein beſcheidnes Loos vermag, wird er ihr willig darbieten, und ſie wird ihn mit der vollkommenſten Glückſeligkeit belohnen.“ Ida'n ſchlug das Herz bey dieſen Worten, ohne daß ſie den Grund davon wußte.

„Jenes muntre jugendliche Weib,“ fuhr Simplice fort, „welche ſich in Lilinettens

Gefolge mischt, und deren Gewand sich Chamäleonsartig verändert, ist die Schmeicheley. Nicht lange bleibt sie bey ihr, — denn schon folgt ihr die Sorge, die eitlen Wünsche entflattern, und der Ueberdruß nähert sich ihr mit trägen Schritten. Sie hat das Thal der Glückseligkeit weit hinter sich liegen lassen, und das Ziel ihrer Reise werden die unfruchtbaren Ebenen seyn, die Du Aglajen erreichen sahest!"

Ida weinte der verlorenen Schwester eine mitleidvolle Zähre, und folgte mit williger Ergebung der sanften Simplice. Wie der Abend sein Rosengewand über die Fluren breitete, gelangten sie in ein Thal, dessen Schönheit die lachendste Vorstellung übertraf, die sie sich bisher von den Gefilden Elysiums gemacht hatten. Malerische Landschaften umflossen es, reine Quellen wanden ihr Silber durch duftende Linden und Akazien, und eine schmeichelnde Luft wehte in

diesem glücklichen Clima. — „Dies Thal,“ sprach Simplice, „ist das Thal der Glückseligkeit,“ — und in dem nämlichen Augenblicke erblickte Ida eine himmlische Schöne, im einfachen Epheubekränzten Gewande, die sie bald für das erkannte, was sie war, — und an deren göttliche Brust sie sich schmiegte.

Die Göttin winkte einem reitzenden Jünglinge, den Ida mit ihrem schüchternen Blicke kaum zu berühren wagte, und führte ihn in die Arme der Jungfrau. Simplice, die Unschuld, und die Liebe führten das junge Paar in Hymens Tempel, der in einem Myrtenwäldchen sich erhob, die Tugend heiligte ihr Bündniß, und als sie in die ländliche Wohnung traten, die sie erwartete, empfieng die Zufriedenheit sie an der Hand der Mäßigkeit, und alle Tugenden feyerten, bey ländlichen Gesängen, der Liebenden glückliches Fest.

„O Simplice!“ rief Ida entzückt, — welche Gottheit bist Du? Sage es mir, damit ich ihre Altäre täglich bekränze, und mein bescheidenes Opfer ihr darbieten könne! — —

„Ich bin,“ sprach die treue Führerin, die edle Einfalt, die Schutzgöttin der lächelnden Kindheit, — und wohl dem, der mir durch sein ganzes Leben treu bleibt. Der Weg, den ich Dich führte, ist der Weg der Pflicht, — im Anfange beschwerlich, im Fortgange lieblicher Blüten und süßen Genusses voll. Kein anderer führt zum Thale der Glückseligkeit. Nie, glückliches Paar, werde ich euch verlassen, bis jenes glückliche Gefilde, welches ihr dort im Abendrothe glänzen seht, Euch in seine besseren Wohnungen aufnimmt.“

Der Jüngling blickte mit Ida'n dahin, und am fernen Ende einer lieblichen Flur,

ſahn ſie zwey Urnen von blühenden Roſen bekränzt, an welchen ein holdes Schäfergeſchlecht zärtlich weinte. Hinter den Cypreſſen, welche ſie beſchatteten, ſchloß ſich eine Ausſicht in Gefilde auf, — zu glänzend, als daß ſterbliche Augen ihren Anblick lange zu ertragen vermogten. Zärtlich umarmten ſich die Liebenden und ſprachen mit dem Lächeln himmliſcher Ruhe, indem ſie auf die Gefilde deuteten: „Elyſium!“ In daurender Glückſeligkeit lebten ſie, bis die heiligen Schatten, die dort wallten, ſie in ihre geweyhte Mitte aufnahmen!“

Ins Gewand des theſſaliſchen Mährchens hat ſich, ſchöne Hyppolite, die göttliche Wahrheit gehüllt. Noch immer, holde Mädchen, bietet ſich zu eurer Führerin ins Thal der Glückſeligkeit, die edle Einfalt dar, — noch immer will ſie eure freund-

liche Schutzgöttin seyn, — aber ach, der Pilgerinnen waren drey, und auf dem Wege der Pflicht folgte ihr nur Eine!

VII.

Der Kampf.

Fragment eines lyriſchen Gedichtes.

Der Kampf.

Erſter Theil.

Im traurig düſtern Schweigen der Mitternacht,
Gelehnet auf die ſtützende Rechte, ſaß,
Mit ſtarrem Blick, der Dichter jetzo
Athmend noch kaum, — wie ein Bild von
Marmor; . . . . .

Nicht, dem des Künſtlers ſchaffende Hand
für jetzt
Die Form nur gab; — zwar ſteht es auch
kalt und todt
Noch da: bald aber wird des Meiſters
Mächtiges: „Werde" den Geiſt ihm wecken.

Dem Marmorbilde glich er, das einſt mit Luſt,
Mit hoher Luſt den Kenner ergötzt; und nun,
Von Frevlershand entſtellt, des edlen
Wanderers Seele mit Trauer füllet!

Doch nicht die Thaten grauer Vergangenheit,
In deren Nacht er oft und umſonſt geweilt,
Oft aber auch mit froher Schauer
Tugend und Wahrheit, — vom Trug und Laſter

Dem Auge manches Forſchers mit frecher Hand
Und Liſt entrückt, beym Scheine des Lichts, das er
In ſeiner Bruſt mit ſtiller Treue
Liebend gepflegt, — in der Ferne erblickte; —

Auch nicht der Zukunft trübe Geſtalten, noch
Der Gegenwart mit Greueln bezeichnete
Empörend wilde Trauerſcenen,
Hatten ihm jetzt ſo den Geiſt gebannet.

Ihn hat das Elend seines Geschlechtes oft,
Und oft der gräßlich wüthende Kampf empört:
Oft auch der stolzen blinden Führer
Thörichtes Streben das Herz zerrissen;

Doch wenn das menschlich fühlende Herz erlag,
Bedachte schnell sein froherer Geist: daß einst,
„Was nach dem Lauf der Dinge kommen
Sollte, gewiß auch noch kommen würde;"

Daß Meinung zwar und Irrthum und
Wahn verdrängt,
Die Wuth des Mördereifers gedämpft, —
nur Spott
Und Warnung für die Welt, vor andern
Gleichen Verirrungen, werden könnten;"

Daß aber Wahrheit, Recht und Vernunft,
daß einst
Der hohe Werth der sanfteren Menschlichkeit,
Nach diesem wildern Kampf, mit hellern
lieblichern Strahlen noch glänzen müßten."

Das Uebel selbst führt Gutes mit sich herbey,
Das Unrecht ist die Quelle des Rechts. Die Nacht,
Die trübe Nacht der Vorurtheile,
Weicht nur nach Stürmen der Wahrheits-Sonne.

Denn so hat's der im Himmel gewollt! So er
Vom Anbeginn der Zeiten geordnet! Er,
Der dir Natur, und deinem großen
Mächtigen Gange Gesetze vorschrieb.

„Wer mitzugehn nicht weise genug, im Stolz
Des eitlen Wahnes kühn sich dawiderstemmt:
Wird schwer für seine Thorheit büßen,
Und sich nur selbst ins Verderben stürzen;"

Er wird zermalmet werden, der trotzige
Tollkühne Schwächling, unter dem Rad der Zeit,
Wie der verächtlich kleine Wurm dort
Unter dem eilenden Fuß des Wandrers!"

So dacht' er einſt. Der hellere Sinn,
der Blick
Der höhern Einſicht, wurde verhüllt; das Licht,
Die Kraft des großen Troſtgedankens
Schwanden dahin in dem Sturm' der Lei-
den, ...

Der eignen Seelenleiden, des fürchterlich
Getäuſchten Dulders! Traurig und ruhelos
Irrt' er ſchon lange, fern von Menſchen,
Schweigend umher und in ſich verſchloſſen.

Doch fliehe gleich, von Feinden und Freun-
den fern,
Weit in die Welt der Traurende hin: Sich ſelbſt
Entflieht er nie: denn tief im Buſen
Trägt er verborgen den Pfeil des Kummers,

Die Unnennbare, welche den Sterblichen
Mit Höllenkraft ergreifet und niederwirft,
Und ſelbſt dem Himmelsſohn, dem ew'gen
Geiſte, nun Tod und Vernichtung drohet;

Der Quaalen Größte, — ſie, die der bange Geiſt
Des tiefgebeugten ſcheuen Gerechten fühlt,
Wenn er, ſchon nah am hochgeſteckten
Strahlenden Ziele des langen Strebens,

In ſchrecklich heller Klarheit verzweiflend ſieht:
Daß Tugend — dieſe Göttergeſtalt, die ſich
Der rege Menſchengeiſt im heitern
Frühling des Lebens mit Wonne träumet,

Und dann dem holden Bilde mit Lieb' und Treu
Anbetend folget; — Tugend ſey nichts als Wahn!
Ein eitles Luftgeweb', ein blendend
Strahlengebild, das den edlen Träumer

Bald auf den leichten Schwingen der Fantaſie
Sich ſelbſt entführend, hin auf die Wege lockt,
Dann in den Stürmen ſeines Lebens
Einſam verläßt und am Abend ſchwindet!

Die

Die hatte jetzt den Dichter ſo tief gebeugt.—
Betäubt und düſter ſchaut' er, und kalt und bleich,
Zur Erde hin; ſein Geiſt dem letzten
Schwinden, ſein Leib der Erlöſung nahe.

„Woher?" So frug mit Rührung die
Muſe ihn:
Denn hold war ſtets die Göttin dem Leidenden,
Der Freuden ſeiner beſſern Tage
Stille Genoſſin, ſein Troſt im Leiden;

„Woher denn dieſe Stille des Grabes jetzt?
Der Gram, der ſo dein edelſtes Selbſt verzehrt?
Woher, o Sterblicher! die düſtre
Wolke, die ſo dir den Geiſt verdunkelt?

„Du ſchweigſt, und hörſt die Stimme der
Freundin nicht?
Verkennſt du dieſe Stimme? Verkennſt du
mich?
Mich! deine letzte, — Mich, die einzig —
Treue Gefährtin in deinem Leiden?....."

Groß ist die Summe deiner Erfahrungen,
Nicht klein die Zahl der Jahre, die du gelebt.
Oft sah ich sie, die tiefen Wunden
Bluten, die frühe schon Deinem Herzen

Des Schicksals Härte grausam geschlagen
hat;
Doch so gebeugt sah ich Dich nie — so tief
Gefallen nie! Sonst oft die frohe
Zeugin der Siege, des hohen Sinnes,

Der dich, im Stolz des männlichen Muths,
— des Muths,
Der stets von ihrem Kämpfer die Tugend heischt,
Hoch über jeden Schlag, und alle
Schrecken der Welt im Triumph emporhob.

Wo seyd ihr, schöne glückliche Zeiten nun?
Seyd ihr auf immer, immer entflohn für
ihn?
Ihr göttlich schönen Prüfungstage!
Tage des Kampfs und des hohen Sieges.

Als Neid und Argliſt, Irthum und Bos-
heit einſt,
Mit aller Kraft und Tücke der Höllenmacht — —
Als blinder Haß und Häſcherwuth ſo
Schonungslos ihn zu dem Abgrund drängten?

Vor meinem Auge ſtehen ſie hell noch da.
Ich ſagte mahnend, freundlich beſorgt, zu dir:
„Sey Mann! Auch jetzo wirſt du ſiegen,
Wenn du nur willſt, und, dem Ziele nahe,

Nicht vom gewohnten Pfade der Tugend
weichſt."
„Ja, Göttin!" — rieſſt du, — „Mann will
ich ſeyn auch jetzt!
Und dieſen Muth ſoll keine Tücke,
Keine Tyrannengewalt mir beugen!"

Ha! welch ein Schauſpiel, Göttern und
Sterblichen!
Welch ein Triumph für Tugend und Wahrheit
iſt's,

Wenn der Gerechte, seines Werthes
Stille bewußt, sich dem wandelbaren,

Erzürnten Glücke muthig entgegenstellt!
Stark im Gefühl der inneren Kraft, und voll
Vertrauen auf den Schutz der Götter,
Keiner Gefahr noch Gewalt entweichet!

Und dieser muthig ringende Mann, —
warst Du!
Bereit, für Recht und Wahrheit und Vaterland,
Bald, bald als Opfer hinzusinken — — —
Bürger der Welt, und der Menschheit Kämpfer.

Wo ist er nun hin jener erhabne Muth,
Der sonst des Schicksals Launen so kühn getrotzt?
Der sicher kühne Stolz der hohen
Würde des Mannes, wo ist er nun hin?

Woher denn diese Stille des Grabes jetzt?
Der Gram, der so dein edelstes Selbst verzehrt?
Woher, o Sterblicher! die schwarze
Wolke, die so dir den Geist verdunkelt?

Du ſchweigeſt fort, und achteſt der Freun-
din nicht.
So hör' ein Wort denn! Hör' und vergiß es nie:
„Wer muthlos ſelber ſich verlaſſen,
Den wird kein Gott vom Verderben retten!"

Wie aus dem Todesſchlummer erwachend,
ruft
Er ſeufzend hier und innig erſchüttert aus:
„O wäre dieſer Leib verweſet!
Wär ich Unglücklicher nie geboren!

Dann wär ich aller Zweifel und Quaalen los;
Ich müßte dann nicht haſſen mich ſelbſt! O dann,
Dann würd ich unbekannt und glücklich
Ruhen im Schooße des ew'gen Schlafes!....

Was that ich dir, o Göttin! daß du mich jetzt
So grauſam an die glücklichen Zeiten mahnſt?
Ha! Niemand fühlts, wie der Gefall'ne,
Wo er einſt ſtand, was er war, und jetzt
iſt!

Laß ab von mir, und spotte des Elends nicht;
Erwähne nicht der vorigen Tage mehr!
Der Jugendtraum ist ausgeträumet .....
Soll sich der Mann noch am Grabe täuschen?

Und willst du freundlich trösten den Trauernden,
Warum gedenkst du seiner Erfahrungen?.....
Fluchwerther Lohn so vieler Leiden!
Schreckliche Lösung so schöner Träume!

Ihr Todesfrüchte meiner Erfahrungen!
Ihr habt ja meinen Glauben an Sie zerstört!
Ihr meinen hellen Sinn verfinstert
Hoffnungslos mich in die Nacht gestürzet.

Nun irret einsam im Labyrinthe fort,
Und sucht mein scheuer Geist das verlohrne Licht,
Licht meiner Seele! — ha! Er suchts und
Findet nur Zweifel und Nacht und Dünkel!

O du, der mir den ſtrebenden Geiſt, der du
Mit dieſem heißen Drange nach Wahrheit mir
Den hohen Glauben an die Tugend,
Schöpfer des Alls und der Menſchen Seele!

Aus deiner Weisheitsfülle gegeben, und
Nun, ach! auf immer wieder genommen haſt!
O gieb, ich fleh zu deiner Güte! —
Gieb mir Vernichtung und ew'ge Ruhe!"

Er ſprachs, und ſchwieg nun wieder, in ſich
gehüllt.
Er ſchwieg, doch Seufzer hoben die ſchwere Bruſt
Dem Leidenden, und helle Thränen
Stürzten herab von der blaſſen Wange.

Auch Götter weinen, wenn der Gerechte fällt.
Sie wandte ſchnell ihr himmliſches Antlitz weg;
Und, tief gerührt, erhob die holde
Tröſterin ſich zu dem Thron des Vaters.

Der Kampf.

Zweyter Theil.

Er steht doch wer mit redlichem Gemüth
Die Tugend liebt, — wer in dem Hochgefühl
Erkannter Pflicht, auf ihrem Dornenweg
Mit freyem männlich festem Tritte wandelt,
Und fremden Beyfalls unbekümmert, stets
Den Himmelslohn im eignen Busen trägt;
Wer Wahrheit, — Gottes erstgeborne
Mit — ew'ge Tochter — frühe zum Idol
Des unentweihten rein verwahrten Herzens,
Zur Führerin am Lebenspfade, wählt;
Wer sie, im Wechseldrang der Erdenscenen,
Mit thätig freier, voller Seele sieht,

Und ſelbſt am Rand' des Abgrunds, ſelbſt im Dunkel
Des tauſendfach verſchlungnen Labyrinths
Mit heißem Durſt nach ihrem Lichte lechzt!
Der fällt nie ganz! .... der findet ſie gewiß
Und ſtets im großen Tempel der Natur.
Ihr Strahl erhebt auch dann noch ſeine Seele,
Wenn ſchon der letzte Stab der Hoffnung bricht!
Er ſtehet bald, — im heiligen Gefühl
Der unbezwungnen, göttlich ſtarken Kraft
Mit vollem Glanz des Siegers wieder auf, —
Und neidet nicht (der großen Lehre froh)
Das leichtre Loos des Glücklichen, der fern
Von den Gefahren jeder lichtern Höh,
In tief verborgnen, ſicher dunklen Thale
Des ſtillen Pflanzenlebens nie noch fiel.

Der du dich, „Freund der Tugend und der Wahrheit
Und Freund auch ihrer Freunde" nennſt, — dich jetzt,
Indem dein weiches Herz dem Loos des Dulders

Vielleicht des Mitleids stolze Thräne weint,
Im süßen Wahne deiner eignen Stärke, —
Bedaurend über fremde Schwäche, klagst:
O hüte dich! . . . Dein lauer träger Geist
Erreicht das nicht; — dein trübes Auge sieht
Die Zahl und Größe der Gefahren nicht,
Die des zum höhern Ziel hineilenden
Selbstüberlaßnen Wallers rauhe Bahn,
In trüber Schaar umlagernd, seinen Muth
(Der kühnen, schreckenfrohen Seele Kraft!)
Mit wildem Ungestüm zu brechen drohn!
Kennst aber auch die Himmelsfreude nicht,
Die jedem schwer errungenen Siege folgt,
Und ahnest kaum die Götterwonne des,
Der selbsterrettend sich vom Fall' erhob.
Doch wage du dich auf des höhern Wandels
Noch nie von dir betretnen steilen Pfad,
Der Ihn nun sicherer zum Ziele führt:
Gefallen bist beym ersten Schritte du!
Gefallen ist des eitlen Wahnes Trotz!
Dein Stolz, wie deine Tugend, ist dahin;
Dahin der Preis, den sonst der Muth verdiente!

Und dein Beginn, das Wageſtück des Schwächlings,
Iſt, wie dein Name ſelbſt, des Spötters Lied.

Du aber, der, im bunten Wechſelſpiel
Der frühgewohnten thieriſch groben Lüſte
Schon längſt entmenſcht, an keine Tugend glaubſt, —
Und jeden Strahl des Sonnenlichts der Wahrheit
Mit ſtumpfem Eulenſinne fliehend haßſt;
Der du, bewußt der eignen Nichtigkeit,
Dem Beſſern ſtets mit Natteraugen folgſt,
Und, fiel er, ihn mit deinem Gift begeifernd,
Im Rauſch der Schadenfreude jedem Glauben
An Menſchenwürde kühn das Urtheil ſprichſt,
Ja ſie, die hocherhabene Geberin
Der höhern Güte, — Sie — die Allmacht ſelbſt,
Mit frechem Klüglingsblick zu richten wagſt:
Frohlocke freyer Witzling nur! .... dein Spott,
Dein wildes Hohngelächter trifft dich ſelbſt,

Und dich allein! Du zeigeſt unbedachte,
(Verräther an dir ſelber!) nur die niedre,
Die ſchrecklich niedre Stufe jetzt, worauf,
Ein ſchädliches, verächtlich ſchlechtes Glied,
Du in der großen Weſen-Leiter ſtehſt.
Der Menſchengeiſt, durchdränge nie das Dunkel
Der ſchwarzen Nacht, die deinen Sinn umhüllt —
Begriffe nie die unermeßlich tiefe
Erniedrigung der Menſchenſeele ſonſt,
Die du, Verächtlicher, nun ſelber zeigſt!
Der Menſchengeiſt! .... Vor deſſen Götterblick
Der Schlund der Hölle ſelbſt nicht ſicher iſt;
Vor deſſen Allgewalt ſich Erd' und Meer,
Und Sie, die ſelbſt dem kühnen Flug des Aars
Zu hohe Region der Lüfte, beugt; —
Der ihres großen Laufes Kreis beſtimmt;
Er, der dem Blitze ſelbſt Geſetze gab!
Ha! dieſer Geiſt berechnet, mißt und faſſet
Die ungeheure weite Ferne nicht,

Die Dich, o Menſch, von ihm dem Menſchen trennt!
Der rohen Sinnlichkeit verworfner Sclave,
Geselle dich zur Heerde, Thier zum Thier!
Und pflege fort der viehiſch niedern Luſt,
Die deinen ſtumpfen Sinn allein noch reitzt, —
Bis dich, wie jeden ſeelenloſen Wurm,
Die Hand der ewigen Verweſung trifft,
Und, jede Spur von deinem Daſeyn tilgend,
Die Schändung des Geſchlechts vernichtend reicht, —
Du Spott und Hohn der menſchlichen Natur!

O Jüngling, der du den Geſang, vielleicht
Bekümmert und mit wundem Herzen hörſt;
Der Du, vielleicht im Sturmgedräng der Zeit,
Das jetzt die Erde mit Ruinen deckt,
Entflammt vom Rachgefühl des edlen Zorns
Nach der Vergelterin, Gerechtigkeit,
Mit feuchtem Blick, und, ach! vergebens rufſt;

Der du, vielleicht der längst entflohnen Göttin
Umsonst nachweinend, ihrer Wiederkehr
In hoffnungslosem, ängstlich bangem Schweben
Des zweifelnden Gemüthes, zitternd horchst:
Verzage nicht! .... Die Tugend ist kein Traum,
Kein täuschend Bild, — und keine Schwärmerey
Der Glaub' an Sie. — — Auch sind der Freunde viel,
Viel der Verehrer noch, die ihrem Dienst geweiht,
Mit frohem Muth in ihren Tempel gehn,
Wenn gleich, zerstreut jetzt durch der Stürme Wuth,
Und eingehüllt in sichern Zauberschleyer,
Den ächte Weisheit ihren Jüngern leiht,
Der stillbescheidnen Waller leiser Tritt
Nicht jedes Ohr vernimmt, und ihres Gangs
Erhabnes Ziel nicht jedes Auge sieht. —
Du wirst sie kennen einst die Edlen, — wenn,

An der Erfahrung sichern Hand, der Jüngling
Zum Manne reift, — wenn du des Geistes Adel
Und deines Muths selbstständig freye Kraft
In Stunden der Gefahr erwiesen hast.
Sie kennen (zweifle theurer Jüngling nicht!)
Sie kennen dich. Gerühret sehen sie
Vielleicht schon jetzt dem schönen Kampfe, der
Nun deinen Muth und Werth bewähre, zu,
Und ahnen, Freude lächelnd, schon den Sieg,
Den dein Beginn, dein männlich fester Schritt
Gewiß, dir selbst noch unbewußt, verspricht, ...
Den seltnen, unvergänglich schönen, Sieg,
Der dich, bekränzet mit dem Palmenzweige
Des wohlverdienten höhern Ruhms, nun bald
Dem Bund der Edlen zugesellen soll;
Dem Bund'! der unter nah und fernen
Himmeln,
Bey jedem bessern Volk, zu jeder Zeit,
Der Menschheit zarte Blüte sorgsam hegt.

Im Stillen säen sie den Saamen aus,
Der nur aus reiner Hand und langsam stets,

Doch einſt gewiß, zum Glück der Welt gedeiht.
Was ihre ſtille hoffnungsreiche Liebe
Mit zärtlich treuer Hand geſäet hat;
Was jetzt dem ungeweihten Späheraug'
Unſichtbar im Verborgnen nur noch keimt:
Wird einſt, wenn an dem Sonnenſtrahl der Wahrheit
Die heilig-reine Saat zur Aerndte reift,
Die goldnen, himmliſch-ſüßen, Früchte tragen,
Die ſtets der beſſre, höh're Menſch nur kennt, —
Nur er, im allgemeinen Zagen ſeiner Zeit,
(Im ungewiſſen, knechtiſch-feigen Schwanken
Des Furcht betäubt' entarteten Geſchlechts!)
Mit ſtiller Zuverſicht zu hoffen wagt;
Und nur der Enkel, — nur der fernen Jahre
Erfahrungsreicher, menſchlich freyer Sohn
Bewundernd ſehen, dankbar pflücken ſoll.

Der Edle weiß: daß er, durch ſeine Thaten,
Durch ſeiner Werke, rege Wirkſamkeit,
Auch dann die höhern Zwecke ſeines Seyns,

Die

Die Absicht der Natur, noch fördern werde,
Wenn er, nach seinem Erdenlauf schon längst
In andre Welten hingegangen, längst
Mit ihm sein Name selbst vergessen ist.
Der Edle weiß: daß nicht der Jahre Lauf,
Daß keine Macht der Zeit, die Menschenseele
In ihrem Wirken hindern, lähmen darf,
Die, wie der Schöpfer, dessen Hauch sie ist,
Selbstthätig handeln, ewig fortwirken soll.
(Denn Nichts vergeht im Reiche der Natur,
Die, ewig formend, ein unwandelbar
Gesetz der innern, göttlich sichern Ordnung
In Allem stets und ungestört befolgt.)
Und dieses Wissen, dieses stillbescheidne
Mitwirken zu dem hocherhabnen Zweck,
Der heiligen anbetungswerthen Meisterin,
Macht ihn, den Sterblichen, den Göttern gleich!

Auf, Jüngling, denn, und fasse Muth!
Verliehre
Auch du dies große Ziel aus deinem Auge
nie.

Wohl ist der Weg, den du jetzt wandelst, schwer, —
Der Kampf, den du bestehen mußt, nicht leicht:
Doch groß ist auch, und schön und hoch der Preis,
Der dort am Ende deiner Bahn dir winkt, und reich
Dem frohen Sieger einst die Mühe lohnt!

Viel sind der Kräfte, die der Mensch besitzt;
Unglaublich groß ist seines Willens Macht, —
Nicht klein der Kreis, in dem er wirken kann.
Ja! groß und hehr, und hoch und stark und mächtig,
Ein Gott auf Erden ist er, — wenn er will!
Und seines Geistes Herrschermacht, sein Reich,
Sein Wirkungskreis, sind gränzenlos; sie währen
Mit ew'ger Dauer fort, wie Zeit und Raum.

Zwar ists ein Freigeschenk des Himmels stets
Das größre Maaß der höhern Seelenkräfte.
Denn, der des Schicksals Urne in der Hand,

Der Welten Ocean in ewiger Bewegung,
Und der Geſtirne Lauf in Ordnung hält;
Er, der Geſchlechter jetzt vom Nichts entſtehn
Und Nationen jetzt verſchwinden heißt,
Den Weltтyrannen hier vom Throne ſtürzt,
Und für ein Würmchen dort mit Vatermilde
ſorgt:
Frey, ſpendet er, der Ewige, nach ſeiner
Allmacht —
Anbetung heiſchend heiligem Geſetze,
Die Gaben der Natur dem Sterblichen —
Zum Segen oder Fluch der Brüder! — aus!

Doch frey iſt dann und eigen der Gebrauch
Und wollen ſoll er ſelbſt, der Glückliche,
Dem dies erhabne, göttlich ſchöne Loos
Mit ſeines Lebens Licht zum Theile ward!

VIII.

Schwachheit und Schwärmerey.

Am Hofe zu M**** waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Die Fürstin war gestorben, die Maitresse, ungeheurer Unterschleife wegen, auf die Festung gesetzt, und der Graf Ch*, erster Minister, hatte sich auf seine Güter zurückgezogen. Der Herr von L***, ein gewändter feiner Staatsmann, legte, um sich auf seinem Posten fester zu behaupten, wie es seinen Vorgängern gelungen war, und um alle Federn in der großen Staatsmaschiene zur freyen Lenkung in der Hand zu haben, den feinen Plan an, seine Gemahlin an die Stelle der Maitresse treten zu lassen, und den Fürsten unmerklich in solche Verhältnisse mit ihr zu bringen, daß er es wünschen mußte.

Die Frau von L*** war ein eben so verschmitztes als kluges Geschöpf, das sich selbst vollkommen kannte, und auf diese Kenntniß mit einem unbegreiflichen Scharfsinn ein großes Glück zu gründen verstand. Nie hat ein Weib seine Reitze so schlau und so glücklich anzuwenden gewußt; jede ihrer Eroberungen war ihr vom Anfange gewiß, und sie hatte bisher sich rühmen können, noch kein Unternehmen angefangen zu haben, ohne es vollkommen zu vollenden. Dies kam ganz allein daher, daß sie einem Jeden das war, was er wünschte, daß sie seyn möchte. Geschwätzig, voll von Heiterkeit, hinreißenden Einfällen und fröhlichem Witze, — melancholisch und einsylbig, ernst — pedantisch, gelehrt, muthwillig, Dilettantin in Allem, und nur in der Liebe Meisterin, zeigte sie, was man nur zu sehn verlangte. Die üppigste Laune kostete ihr so wenig als die schneidendste Satyre. Mit dem Soldaten war sie eine Heldin,

mit dem Prieſter devot, mit dem Gelehrten beleſen, mit dem Stutzer Modekennerin, mit dem Wollüſtling eine Phryne — und dies Alles in einem außerordentlichen und unbegreiflichen Grade. Man pflegt zu behaupten, daß die Koketten kein Herz haben, und unter der Bemühung, Alles zu entzünden, ſelbſt zu brennen vergeſſen. Dies war mit der Frau von L*** der Fall gewiß nicht, denn, wenn ſie auch im Anfange vielleicht nicht mehr als gleichgültig war, ſo trug es ſich doch nicht ſelten zu, daß ſie nachher in das Werk ihrer eigenen Hände um deſto heftiger entbrannte. Doch mit dem männlichen Herzen, bis auf ſeine allergeheimſten Falten, genau bekannt, hütete ſie ſich wohl, dem Gegenſtande merken zu laſſen, wie ſehr ſie ihn liebe; ſparte ihre Gunſtbezeugungen bis auf gelegene Augenblicke, wo ſie, anſtatt nüchtern zu machen, nur noch mehr berauſchen, ließ ſich immer mehr errathen als erkennen, kurz

zeigte, daß sie das Handwerk ihres Geschlechtes — zu gefallen — von Grund aus verstehe.

Was ihr Aeußeres betraf, so konnte man es schwerlich schön nennen, aber es war vollkommen niedlich, und immer nach jedermanns Laune und Geschmack. Ihre Gesichtszüge besaßen von Natur schon eine ausnehmende Geschmeidigkeit, und die Kunst hatte nachher noch alle Kräfte darauf verwandt, sie für jeden Charakter passend zu machen; sie sagten nur, was sie sagen sollten. Wäre ihr Auge auch wirklich weniger schwarz und funkelnd, ihre Augenbraunen minder sanft gewölbt, und ihr Haar nicht so seiden und lockicht gewesen, sie hätte darum doch vielleicht nicht minder bezaubert. Dies Weib spannte jetzt ihre Netze nach dem Fürsten aus, und nahe, ganz nahe war sie schon daran, ihn darin verwickelt zu sehn, als ein unglücklicher Zufall sich gegen sie

verſchwor, und ihre wie ihres Gemahls Pläne ſcheitern ließ. —

Der Fürſt war ein beinahe leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd und hieng dieſem ſeinem Lieblingsvergnügen mit großem Eifer nach. Nur von einem einzigen Kammerherrn begleitet, ritt er einſt aus, und da es ſchon ſpät und er noch einige Meilen von der Reſidenz entfernt war, ſo beſchloß er, auf einem Landhauſe zu übernachten, welches ihm auf dem Rückwege aufſtieß. Er trat in das Haus, und da die Gebieterin ſich zufälliger Weiſe im Garten befand, ſo eilte er ſelbſt dahin, ſie aufzuſuchen, und ſich als ihren Gaſt anzukündigen. Die geſchmackvolle Anlage ließ ihn den Schluß auf die Gebieterin ſelbſt machen, und er irrte ſich nicht. An einem einfachen Denkmal von weißem Marmor, welches am Ende einer kleinen, ſanft hinauf ſteigenden Allee von Silberpappeln aufgerichtet war, ſah er eine ſchwarz gekleidete Madonnenſi-

gur, die sich schwermüthig an die umgestürzte Urne lehnte, und mit ihren Gedanken weit über die Erde hinauszuseyn schien. Er nahte sich ihr, und wie groß war sein Erstaunen, als er die Baronin von R*** erblickte, die einst an seinem Hofe eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Die sanfte Schwermuth, die bey dem Tode ihres Gemahles, der sie so schmerzlich ergriff, ihr Auge verklärte, die leidende Miene, die auf ihrem schönen Gesichte lag, machten sie reitzender wie je. Sie schien einem auf die Erde herabgeschwebten Engel zu gleichen. Sichtlich bebte sie zurück, wie sie den Fürsten erblickte; denn die ganze Vergangenheit, mit ihren Leiden und Freuden, lag blitzesschnell vor ihrem Auge mit doppelter Klarheit da, und weckte die wehmüthigsten Gefühle in ihr. Mit der sanftesten Schonung ihrer Gefühle, ohne ihren Schmerz zu berühren, dessen Gründe ihm wohl bekannt waren, trug er ihr, nach der ersten

ſtillen Begrüßung, ſeine Bitte vor, und führte ſie dann an ſeinem Arme zurück. Es war nicht zu leugnen, er konnte ſehr liebenswürdig ſeyn, wenn er wollte, und jetzt bot er Alles auf, ſich in dem günſtigſten Lichte zu zeigen. Unerſchöpflich war ſeine frohe Laune, ſein Witz ſpielte, ohne zu verwunden, er hatte tauſend Einfälle, tauſend kleine Begebenheiten wußte er ihr mit einem Anſtrich von Munterkeit zu erzählen, die alles belebte, was er ſagte, und es gelang ihm, ſie in eine heitere Stimmung zu zaubern. Er blieb am folgenden Tage, er blieb am dritten, und je länger er in ihrer Nähe war, je mehr er ihren hohen Geiſt zu bewundern Gelegenheit fand, um deſto mehr ſtaunte er über die Möglichkeit, daß dies Weib einſt ſeinen Blicken entgangen ſeyn konnte. Die heißeſte Liebe war in ihm erwacht.

Er fühlte es wohl, daß er dies Wort nicht ausſprechen durfte, auch ſah er wohl

ein, daß sie wahrscheinlich, sobald sie seine Absichten errathen haben würde, alles aufbieten würde, um ihnen zu entgehen; denn der Ruf hatte ihm von der felsenfesten Treue erzählt, die sie selbst dem Schatten ihres einst so flatterhaften Gemahls bewahrte. Weislich verbarg er daher Alles, was ihn verrathen konnte, und erst nach einigen Wochen trug er ihr, ganz gelegentlich, die Stelle einer Oberhofmeisterin bey der Prinzessin Erminie, seiner jüngsten Tochter, auf eine Art an, die es ihr unmöglich machte, sie auszuschlagen.

Die Residenz wurde von jetzt an der Sitz der rauschendsten Freude. Tausend Feste, von denen eins genußreicher war wie das andere, wurden angestellt, und vor Allen Auguste sichtlich zur Königin derselben erhoben. Sie bemerkte die Auszeichnung wohl, mit der man sie behandelte, aber sie

war ihr gleichgültig. Nichts ſuchte ſie ſehnlicher, als ſich aus dem Gewirre loszureißen, und während die rauſchendſte Freude Alles mit ſich fortriß, ſaß Auguſte, in tiefem Kummer verſenkt, in der einſamſten Gegend des Parks, ſah dem ruhigen Gange des Mondes zu, horchte ſchwermüthig dem Rauſchen der Cascade und dem Schlage der Nachtigall, und verlor ſich dann in Träume der Sehnſucht. Eine große Stadt iſt nicht für die Empfindung, am wenigſten eine Reſidenz, und beſonders nicht für dieſe trübe und in ſich verſchloſſene Gattung derſelben. Die reine Engelsgüte, das Gepräge einer keuſchen Unſchuld kommt immer um ein Jahrhundert zu ſpät. Einige verlachten die Baronin, andere bewunderten ſie, und gähnten bey ihr, alle aber verſtanden ſie nicht. —

Dem Fürſten ſchien dies Verſtehen allein aufbehalten zu ſeyn. Von den Zu-

dringlichkeiten der Weiber müde gemacht, suchte er in der stillen Sonderbaren eine Erholung. Seine Liebe für das reitzende Weib erwachte mit jedem Tage heißer, aber er sah wohl ein, daß er sie beschleichen müsse, wenn er etwas gewinnen wolle, und hätte er von der Liebe geredet, Auguste hätte ihn nie angehört, selbst dann nicht, wenn er, seinen Irrthum bemerkend, nachher eine mildere Neigung hätte heucheln wollen. Es befremdete ihn zwar nicht zu sehn, daß sie das Gewirre des ewigen Taumels von Zerstreuungen floh, aber er wußte es sich nicht zu erklären, woher dieser ewig finstere Gram sich schrieb, der unverscheuchbar ihr Auge umhüllte.

„Immer finde ich sie traurig," redete er sie einst an. „Ist es meine Gegenwart, die Sie niederdrückt? . . ."

„Der gütige Monarch fühlt meine Antwort, ohne daß ich sie ausspreche!"

„Wenig-

„Wenigstens bin ich gewiß, daß ich den freyen Lauf Ihrer Thränen hemme. Kein Seufzer entflieht Ihren Lippen, wenn ich bey Ihnen bin, aber immer sind diese schönen Augen naß, und dieser schöne Busen kämpft unter einer fremden Last, oder unter seiner natürlichen Fülle!“

„Gewiß unter seiner natürlichen Fülle, wenn Sie von Unruhe und Sorgen sprechen. Es ist eine unglückliche Gewohnheit, die über mich, wider meinen Willen, Herr geworden ist.“

„Doch zweifle ich nicht, daß es Sie erleichtern würde, wenn Sie einem mitfühlenden Herzen vertrauen wollten, was Sie bekümmert, und wenn Sie an ihm Theilnahme und gegenseitige Mittheilung suchten. Ich bin gewiß, Sie dürften nach einem solchen Herzen nicht lange suchen. —“

„Und wem anders könnte ich es mittheilen, als den stillen Theilnehmern mei-

ner Freuden und Leiden, welche jede Gestalt annehmen, die ich Ihnen geben will?"

„Ich erkenne die süße Schwärmerey Ihrer gespannten empfindungsvollen Seele. Sie sprechen von Gegenständen der Natur."

„Gewiß, denn wir haben keine wärmern und treuern Freunde."

„Aber lieben Sie blos die stummen?"

„Mehr als die schwatzenden. Diese ermüden mit einem Troste, den man schon kennt, und den man schon so oft unwirksam gefunden hat, mit einer unterbrochenen, durch ihr eigenes Interesse zerstreuten Theilnahme, mit einer ungelegenen Aufmunterung, mit allen Fehlern in der Kenntniß des menschlichen Herzens. Die Natur aber, nachgiebig und tausendgestaltig, findet immer einen Weg zum bekümmerten Herzen, und tröstet mit ihrer stillen Freundschaft. Einen Leidenden muß man besuchen und lieben, aber nie zu ihm sprechen!"

„Und ſelbſt wenn der Kummer nichts weiter als ein chimäriſcher iſt?“

„Kein Kummer, mein Fürſt, iſt chimäriſch. Denn auch eine Krankheit der Einbildungskraft iſt ein groſſes, oft unheilbares Uebel. Das Gegenmittel zu ſchnell und zu heftig gebraucht, iſt immer gefährlich, und glänzende Zerſtreuungen machen den Einſamen nicht ſelten noch einſamer.“

Die Baronin hätte dem Fürſten keinen gelegenern Wink geben können. Begierig faßte er ihn auf. „Sie meinen,“ fuhr er fort, „um einem Kummervollen und Leidenden zu gefallen, muß man den Charakter der Gegenſtände annehmen, an die er ſich, während ſeiner einſamen Verſchloſſenheit, gewöhnt hat? . . .“

Allerdings, denn ſonſt wird er immer zu dieſen wieder zurückfliehen. Der wahre Kummer des Herzens liebt einen ſtillen

ungesehenen Erguß. Nur der falsche trägt seine Aeußerungen zur Schau. Sehen Sie einen Leidenden sich dem Bache vertrauen, der Nachtigall ganze Tage zulauschen; sehen Sie ihn Blumen pflanzen, sich einen Garten bauen und Lauben pflegen; sehen Sie ihn ohne äußere Veränderung oft auch Augenblicke hindurch heiter und ruhig, dann wieder in Thränen zerfließen; sehen Sie ihn die Menschen weder mit Affectation fliehen, noch mit Gleichgültigkeit aufsuchen, so glauben Sie mit Bestimmtheit, daß er krank ist, sehr krank!"

„Ich errathe, daß Sie ein treues Gemälde Ihrer selbst entwerfen. Aber, meine theure Baronin, ein Erguß, und wäre er auch noch so unbestimmt, ist immer erleichternd."

„Ein jeder Erguß? Nein gewiß nicht! Ein unbestimmter? Da möchte ich Sie fragen, mein Fürst, ob es einen giebt?

Wenn ich in meinem Garten, über den Spiegel des reinen Waſſers gelehnt, den ſchwindenden Farben des Abendhimmels nachſehe; wenn der Nachtwind im Säuſeln der Blätter bey mir leiſe vorüberweht, und ich das Schlagen meines Herzens an einem Baume, den ich umfaſſe, für ſeinen Gegenſchlag halte; wenn ich zwiſchen den vorüberfließenden Wolken den einzelnen Sternen nachfolge, und mich mit dem jenſeits hinter ihnen tröſte; wenn mein Blick in der grauen Ferne irrt, aus dem röthlichen Dufte des Abends ſich Geſtalten zuſammenſetzt, und in ihnen Bilder einer edlen Vorwelt ſchaut, ſo gewinnt Alles eine deutliche und klare Form unter dem Zauberſchlage einer glücklichen Phantaſie, und ſelbſt die tiefſte Stille im Schooße der Mitternacht gewinnt Leben durch meinen eigenen Athemzug."

„Süße Schwärmerin!"

„Sie nennen dies Schwärmen, mein Fürſt, aber es iſt nicht ſo. Eine fühlende Seele legt in Alles Bedeutung. Alles in der Natur hat für ſie Leben, und ihrer Empfindungen heiligſter Tempel iſt Einſamkeit und Stille!“

Ohne es zu ahnen, hatte Auguſte dem Fürſten den einzigen Weg zu ihrem Herzen gezeigt, und er begriff, daß er bey aller ſeiner Weiberkenntniß, und aller ſeiner Feinheit, Weiber zu behandeln, noch vieles zu lernen habe, um den natürlichen Widerſtand eines fühlbaren Herzens zu überwinden, das zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, um etwas außer ſich leicht und mit Wohlgefallen wahrnehmen zu können. Offenbar um Ihrentwillen ward jetzt der Ton am Hofe aufs Neue auffallend verändert. Die rauſchenden Feſte wurden eingeſtellt, die Tugend, die Weisheit, die Grazien

ſchienen Alles fortan zu beſeelen. Der Fürſt ſelbſt ſtudirte ſich in den Charakter der Schwärmerey, aber indem er es that, verlohr der ſeinige ſelbſt alle Haltung, und ſeine weiche, allen Eindrücken faſt offenſtehende Seele, ward jetzt ſelbſt von den Empfindungen angeſteckt, welche er anfänglich nur zu ſeinem Vortheil hatte lenken wollen. Der Enthuſiasmus greift um ſich, und hat er erſt die allerkleinſte Wurzel geſchlagen, ſo iſt er nie ganz mehr zu vertilgen. Aber dies war es eben, was ihn der Baronin einen großen Schritt näher brachte; denn kaum nahm ſie wahr, er habe wirklich eine fühlende Seele, wirklich Empfindungen, als ſie dieſelben auch zu entwickeln und auszubilden nach allen Kräften bemüht war. Sie betrachtete ihn nachgerade als ihr Geſchöpf, und vernachläſſigte ſich ſelbſt darüber. — Der Fürſt fühlte mit heimlichem Entzücken, daß die Erfüllung ſeiner Wünſche ſich zu nähern beginne, und jetzt wurden ſeine Bli-

cke allmählig verständlicher, seine Aeußerungen kühner, und seine glühende Leidenschaft hielt sich kaum noch in ihren Schranken. Aber kaum bemerkte Auguste dies, als ihr Betragen gegen den Fürsten, das bis jetzt freimüthig, offen und selbst zutraulich gewesen war, ehrerbietig und ceremoniös wurde. Er konnte ihr kein Lächeln, keinen Scherz mehr abgewinnen und sie auch nur sehr selten allein antreffen. Sie wußte dies so natürlich zu veranstalten, daß der Fürst nicht an ihre Absicht denken konnte, sondern die lästigen Umstände verwünschte. So wollte sie es fortgehen lassen, bis er müde würde, sie zu verfolgen und bis seine Leidenschaft erkaltete. Aber ihre Kenntniß des Menschen verließ sie. Sie hätte sich erinnern müssen, daß Hindernisse nur noch mehr entflammen und Widerstand um desto mehr reizt, je mehr man die Hoffnung zum Siege nicht verloren hat. Und sie selbst war so schwach! so schwach!

Es war ihr unmöglich, den Fürsten immer abzuweisen, und schlau genug wußte dieser immer die für ihn günstigsten Stunden zu wählen, suchte sie am Abend im Park auf und verfehlte sie nur selten an ihrem Lieblingsplätzchen. Dann wußte er so fein seine Gefühle mit den ihrigen zu vermischen, so schlau sie in Gespräche zu verwickeln, daß sie es nicht einmal bemerkte, daß sie in dem dichtverschlungenen Gebüsch allein mit ihm war. Diese Stunden wurden bald die Genußreichsten ihres Lebens. Die Philosophie der Grazien beschäftigte sie. Aus den Wolken stiegen sie immer wieder auf die Erde hinab. Sie suchten nur unter den Sternen Bilder für ihre mehr als irdischen Empfindungen, aber ihre Hände verschlangen sich dabey oft noch inniger, als die Wildniß um sie her. Ganz unmerklich schlich das Bild des liebenswürdigen Fürsten sich in ihr Herz, und wenn sie in Stunden der Einsamkeit wohl es be-

merkte, wenn sie ihre Entschlüsse, seine Gegenwart zu fliehen, erneuerte, dann rief sie Eduards Bild in ihre Seele zurück, aber schon kostete es ihr Kampf. Das Herz des Weibes ist aus Wachs geschaffen. Leicht prägt der Eindruck sich ein, sie wollen ihn vertilgen und immer tiefer dringt er ein. Jahrhunderte wollen sie ausdauren und eine Stunde reicht oft hin, ihre Empfindungen umzuwälzen. Die Augenblicke des Erwartens wurden jetzt täglich ängstlicher und sehnender; die des Wiedersehens vorüber fliegender, die der Trennung langsamer. Das Gespräch ward abgebrochen, mehr mit Seufzern ohne Grund untermischt, mit Klagen ohne zu wissen warum, mit bedeutenden Pausen und verlohrnen halb niedersinkenden Blicken. Welch ein Schauspiel für den Forscher des menschlichen Herzens! Auguste glaubte sich himmelweit von ihm entfernt, und doch war nur ein Schritt zwischen ihm und ihr.

Der Fürſt verfolgte indeß ſeinen Weg. Alles, was die Liebe Ueberredendes und Schmeichelndes hat, und alle Reitze, welche ſich in der Begierde zu gefallen entwickeln, vereinigten ſich, um die Baronin zu gewinnen. Täglich entfaltete er neue Talente, und indem er ſeine Geliebte, ihn zu ſchätzen, nöthigen wollte, ward er ſelbſt um ein Groſſes ſchätzbarer.

Auguſtens Widerſtand war mehr ſpielend als zurückſchreckend, und bald hörte er ganz auf. Sie verdiente in ſeinen Augen ſo lange und ſo groſſe Bemühungen; denn was ihn an ſie zog, war der himmliſche Reitz ihres unſchuldigen Herzens, die fleckenloſe Reinheit ihrer Seele, die Hoheit ihres Charakters. Nichts konnte ihn ihr jetzt näher bringen, als wenn es ihm gelang, ihre Achtung ganz zu verdienen. Es gelang; denn ſchon belohnte Auguſte ihn für manche gute und edle Handlung — und deren that er jetzt viele, — mit gewährten achtungs-

vollen Blicken. Sie hatte ja den schönsten Triumph eines edlen Herzens, den, daß sie die Quelle der Tugenden war, die für ein ganzes Land so wohlthätig wurden. Jetzt erst wagte er es das Wort Liebe auszusprechen, und mit den süßesten flehendsten Bitten lag er zu ihren Füßen. Aber sie hätte keine Antwort geben können und hätte es ihr Leben gegolten. Ein stiller Händedruck, ein leiser Schauer, den sie ihn in demselben mittheilte, ein niederfallender, und dann mit einem heißen überwallenden Erröthen wieder in die Höhe gehobener Blick war Alles. Er zog sie an seine Brust, und sie sträubte sich nicht mehr; er nannte sie seine Geliebte, und sie duldete es.

Auguste, die tugendhafte Auguste war in den Augen der Welt von ihrer Höhe gesunken, aber der Genius der Tugend verzieh ihr. Sie war die Wohlthäterin des Landes geworden, und die Nation segnete sie, denn ihre Einflüsse waren unverkennbar.

IX.

Ueber weibliche Bildung.

Bruchstück eines Briefes

an

Henriette von D....t.

— — — — — — Darin aber, liebe Henriette, bin ich ganz Ihrer Meinung, daß ein Mädchen, welches auch nur wenig, beynahe gar nicht mit Lesen sich abgab, dennoch einmal ein gutes Weib, eine kluge Hausfrau und eine zärtliche, treue, sorgsame Mutter werden könne, wenn sie sonst nur an gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten gewöhnt ist. Ich bin davon so innig überzeugt, wie Sie selbst es nur seyn können; denn ich müßte nicht mit gesunden Augen und Ohren um mich her sehen und hören, wenn ich die Beweise für ihre Behauptung nicht tausendfältig wahrnehmen wollte. Ja ich gebe Ihnen sogar noch das zu, daß das viele Lesen, und besonders ohne kluge Auswahl, weit schlimmer ist,

als das gar nicht Lesen. Die vielen verschrobenen, halbgelehrten Damenköpfe in den großen und kleinen Städten unseres Vaterlandes beweisen es nur allzusehr. Um die Ruhe mancher Familie, um die Wohlfahrt manches Hauses, um die Stirne manches Ehemannes würde es gewiß besser stehen, wäre die Dame minder in der Literatur der Romane bewandert. Aber, Henriette, die Uebertreibung und der Mißbrauch einer guten Sache, macht die Sache selbst deswegen noch nicht schlimmer.

Stellen Sie einmal zwey Mädchen neben einander, — mit gleichen körperlichen Reitzen, gleichen Geistesfähigkeiten, gleicher Güte des Herzens, und beyde durch Lehre und gutes Beispiel zu gleicher häuslicher Tugend und Sittsamkeit gewöhnet: aber geben Sie einer von beyden den einzigen Vorzug vor der Andern, daß sie ihrer sonstigen moralischen Bildung auch noch durch

zweck-

zweckmäßige Lectüre zu Hülfe gekommen iſt, — welches unendliche Uebergewicht werden Sie ihr durch dieſen einzigen Vorzug gegeben haben. Denken Sie ſie ſich als Freundin, als Braut, als Gattin, als Hausfrau, als Mutter, in Glück oder in Unglück, in Wohlſtand oder in Armuth, in den glänzendſten Zirkel verſetzt oder in die verſteckteſte Hütte, — ihr Uebergewicht wird immer und unter allen Umſtänden unverkennbar ſeyn. Laſſen Sie den Liebhaber und den Bräutigam auch im erſten frohen Rauſche der Leidenſchaft überſehen, was der andern durch den Mangel dieſes einzigen Vergnügens entgeht, — wird es der Gatte aber nicht doppelt fühlen, der nach dem verflogenen Rauſche nun mit kälterem Blute an der Seite ſeines Weibes ſitzt und ſie ſehr natürlich jetzt richtiger würdiget, — der nun nicht mehr blos tändeln will, ſondern in langen Winterabenden, um ſich von der Arbeit des Ta-

ges zu erholen, anziehende Unterhaltung, und wenn ihn Sorgen, welcher Art sie nun auch seyn mögen, drücken, aufheiternden Trost aus dem Munde seiner auf Lebenszeit gewählten Gefährtin erwartet, und statt dessen nur eine stumme Gesellschafterin an ihr findet, — die in der ersten Viertelstunde schon sich mit den Versicherungen ihrer Liebe und ein Paar aufgetischten Stadt- und Haus-Novellen vollkommen erschöpft hat? Wird nun nicht auch seine Achtung gegen sie verschwinden, und also das letzte Band, welches dem Weibe nach den Flitterwochen noch übrig bleibt, ihren Gatten zu fesseln, nach und nach erschlaffen? Wird nicht der in seinen Hoffnungen getäuschte Mann die Unterhaltung, die er daheim vermißt, in andern Häusern, vielleicht bey andern Weibern, suchen, und wird nicht so der Hausfriede zerstört, — beyder Ruhe aber auf immer untergraben seyn? . . .

Sehn Sie sich um in der Welt, Henriette, und Sie werden den Anlaß der Zerrüttung häuslicher Glückseligkeit tausendfältig fast einzig und allein aus dieser Ursache herleiten müssen. Mag das verlassene Weib dann immerhin die fleißigste Hausfrau, die gewissenhafteste Mutter seyn: sie wird es kaum dahin bringen können, in den Augen ihres Mannes, einer bezahlten, ihrer Pflicht getreuen Sklavinn den Rang abzulaufen. Mag sie mit zuvorkommender Liebe und Zärtlichkeit ihren Mann zu erheitern streben, sie wird seine wachsende Kälte zu keiner ungezwungenen Hingebung seines Herzens wieder umzaubern können; sie wird den Mann mit dem besten Herzen am Ende so weit kommen sehn, daß er sogar ihre ihm lästige Zärtlichkeit unfreundlich zurückweiset.

Was anders macht das orientalische Weib zur bloßen Sclavin des Mannes, als

die vernachläſſigte Bildung ihres Geiſtes? Der Mann ſieht da nichts an dem Weibe, als den bloßen Körper, und ſchätzt den Werth deſſelben alſo blos darnach, ob dieſer mehr oder weniger die Sinne reitzt. Hat das deutſche Weib wohl ein beſſeres Schickſal zu erwarten als jenes, wenn es blos auf ſeine körperlichen Reitze ſich verlaſſen zu können glaubt? Sollen es etwa die Anſprüche, die es als rechtmäßiges, an den Mann gebundenes Weib, zu fordern hat, vor der Verachtung ſchützen können, — an die die orientaliſche Sclavin einmal gewohnt iſt? O nichts deſto weniger! Das geſetzliche Band wird den Gatten nicht feſthalten, ſondern nur drücken, und je unauflöslicher es iſt, deſto unerträglicher wird es ihm ſeyn, und das Weib ſelbſt wird um deſto unglücklicher werden. Möchte meine Stimme ſtark genug ſeyn, um jedem Mädchen es ins Herz zu rufen, Schönheit und Reitze nicht als den Grundſtein ihres Glückes anzuſehn, — denn

mit der schwindenden Jugendblüthe stürzt ja das ganze Gebäude zusammen. Ist der Geist des Weibes nicht gebildet genug, um ihr immer neue Mittel an die Hand zu geben, es zu befestigen, daß es auch unvorhergesehenen Stürmen trotzen kann, so ist sie verlohren; denn, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, muß sie jeder sich aufthürmenden Wolke entgegensehn. Und wo findet sie eine reichhaltigere nie versiegende Quelle, den Geist zu veredeln, als in den ewig schönen Gefilden, die der rastlose menschliche Forschungsgeist aufsuchte und anbaute, und in welchen sie auf dem Wege, den der Fleiß der würdigsten Menschen ihr bahnte, nun mit den Früchten ihrer angestrengten Kräfte, als Wegweiser in der Hand, ruhig lustwandeln kann?

Ich lernte vor etwa anderthalb Jahren in L**** einen gewissen Herrn von Sp***** kennen, und fand bald, daß er ein Mann

war, dem Kopf und Herz genau auf der rechten Stelle saß. Einige zufällige Umstände begünstigten meinen Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, und es währte nicht lange, als wir in einem sehr vertrauten Verhältnisse lebten. Schon gleich anfangs fiel mir in seinem Zimmer das Brustbild eines Frauenzimmers auf, das mir wie ein Schönheitsideal der schöpferischen Künstlerphantasie vorkam, so recht, wie in der glücklichsten Stunde aus voller Seele hingeworfen, so schön und geistvoll war jeder Zug in dem himmlischen Madonnenprofil. Jedesmal, wenn ich in das Zimmer trat, stand ich gewiß einige Minuten davor, — und niemals wurde ich müde, neue Schönheiten daran aufzusuchen und zu finden.

Ich hatte eben einmal wieder ein Weilchen mit hohem Interesse es betrachtet, es von der obersten Haarlocke bis auf die unterste Falte im Halstuche, Stück für Stück

gemuſtert und von neuem bewundert, hatte zum zwanzigſtenmale meine Zweifel an der Treue des Portraits wiederhohlt, und war zum zwanzigſtenmale mit der Verſicherung widerlegt, daß nicht ein einziger Pinſelzug in dem ganzen Gemälde ſey, der der Schönheit des Originals nicht eher nachſtehe, als ſie übertreffe, als ich endlich das Stillſchweigen mit der Frage brach, ob er dies Mädchen wirklich gekannt habe?

„Mehr noch als das!“ erwiederte Sp****** mit einem tiefen Seufzer, und ſtützte den Kopf auf die Hand — „Sie war meine Geliebte!“

Wer Ihre Geliebte, und iſt es nicht mehr?

„Schon ſeit vier Jahren iſt ſie die Gemahlin des Baronet M....m, der bei ſeiner Durchreiſe im Fluge ſich in ſie verliebte, im Fluge ſie heirathete und im Fluge mit ſich nach England nahm.“

Und von einem Ausländer ließen Sie das schönste deutsche Mädchen sich wegfangen? — oder wurden Sie etwa nicht wieder geliebt?

„Ich wurde es, — aber ich gab die Eroberung auf."

Hier sprang er unruhig auf, ging einigemal in großer Bewegung auf und nieder, und fuhr dann fort: „Ich habe sie mit allem Feuer der Leidenschaft eines stürmischen Jünglings geliebt, — ja ich glaube beynahe, ich liebe sie noch, wenigstens seh ich ihr Bild noch täglich mit Bewunderung und Entzücken: aber den Lord beneide ich dennoch nicht, — ob ich gleich nur ihr Bild besitze, er aber sie selbst sein eigen nennt. Ich weiß es nun einmal, daß ich nichts als ein Bild habe, und so theuer ich es auch habe bezahlen müssen, so wenig dauert mich dennoch mein Geld, denn die Waare ist darnach. Er ist aber bei seinem Handel auf alle Fälle betro-

gen, denn er wollte ein Weib haben, — und eine ſchöne Puppe iſt ſein Gewinn!"

Iſt es möglich? rief ich erſtaunt. Sollte dies Auge, das ſo viel Seele verſpricht, gelogen haben?

„Ja, es log leider!"

Schade, — ewig Schade! rief ich, und ſah das Bild zum erſtenmale mit verdrüßlicher Miene an.

„Wundern Sie ſich nun noch," fragte Sp***** nach einigen Minuten, „daß ich den Baronet nicht beneide?"

Gewiß nicht, — aber darüber wundere ich mich, daß der blendende Glanz dieſer Schönheit in dem Taumel der Leidenſchaft Ihre Augen nicht genug beſtach, um nicht zu verkennen, daß das Bild log!

„Ich wäre wahrſcheinlich ſo gut betrogen wie der Baronet, und Heloiſe wäre nicht ſein, ſondern mein Weib geworden, wenn

nicht ein Zufall mich zu ruhiger und kalter Ueberlegung geführt hätte."

„Wiegesagt, mein lieber B., — ich liebte sie wie noch nie ein Weib, und dachte ernstlich daran, diesen Schatz auf ewig mir zu sichern, weil ich in ihrem Besitze die schwindelnste Höhe des menschlichen Glückes zu erreichen hoffte. Ich hatte sie noch nie anders, als in großen geräuschvollen Gesellschaften gesehn und gesprochen, wo sie es immer war, der alle Augen entgegenflogen und alle Herzen nachseufzten, als wenn weiter kein weibliches Wesen da gewesen wäre. Sie sprach nur wenig, — aber was sie sprach, paßte recht gut zu dem gesellschaftlichen Modeton. Ich hatte ihr noch mit keinem Worte gesagt, daß ich sie liebte, und sie mir eben so wenig, daß sie mich liebe; aber unsere Augen hatten dies Geschäft schon lange übernommen, und durch hundert unbedeutende scheinende, aber uns sehr verständ-

liche Winke und kleine Gefälligkeiten, ſicher: ten wir unſeren Herzen gegenſeitig immer mehr zu, was unſere Augen ſich ſagten. Es fehlte uns nur an einer ſchicklichen Gelegen: heit, wo wir ungeſtört uns ſprechen konnten, ſo war ſie meine Braut, und ich ihr förm: lich Verlobter. Nur die Abreiſe einer ihrer Tanten, die ich ſeit Jahren ſchon, wegen der allbekannten Häßlichkeit ihres Charakters, haßte, und die gerade damals in Heloiſens väterlichem Hauſe verweilte, wollte ich abwar: ten, ehe ich den letzten entſcheidenden Schritt unternahm. Der Zeitpunkt kam immer nä: her, und mit Ungeduld ſah ich dem Augen: blicke entgegen, da ſie zum Thore hinaus: fahren würde. Aber es war nicht ſo im Rathe des Schickſals beſchloſſen, wie ich es mir träumte. —"

„Heloiſe hatte eine vertraute Freundin, mit der ich oft im Hauſe des Domherrn von K.....k zuſammentraf. Sie war zwar ſo ſehr ſcharfſichtig eben nicht, aber meinem

Herzen war sie doch, in Bezug auf Heloisen, sehr bald auf die Spur gekommen. Anfangs neckte sie mich, ich neckte sie wieder, — aber bald ward sie die Vertraute meiner Liebe, der ich mein ganzes Herz, und meinen Entschluß, mich um Heloisens Hand zu bewerben, entdeckte. Sie gab mir im Voraus die gewisse Versicherung des besten Erfolgs, weil sie mit Heloisens Herz genau bekannt zu seyn meinte. Die Versicherung, die sie mir gab, klang mir so süß, daß, um sie recht oft zu hören, ich ihr immer neue Zweifel entgegenstellte. Sie machte sich endlich anheischig, mich so zu überführen, daß keine Gegenrede mir übrig bleiben könne, und als ich sie nach ein Paar Tagen wieder sah, sprang sie mir frohlockend entgegen, und hielt mir einen Brief dicht vor die Augen, den sie dann schnell wieder einsteckte. Ich bestürmte sie mit Bitten, mir den Brief, den Heloise ihr geschrieben, und worin sie sie zur Vertrauten ihres Herzens gemacht

hatte, zu zeigen, — sie ließ ihn sich end-lich halb mit Gewalt rauben, — und ich sprang froher wie ein König mit diesem mir unschätzbaren Kleinod in die abgelegenste Laube des Gartens. Ich konnte kaum Athem holen vor Freuden. Das Blut tobte in meinem Herzen, als wollte es alle Adern zersprengen, — denn da hatte ich ja einen Brief in Händen, den Heloise geschrieben hatte, — sie, — von der die unbedeutendste Zeile mir ein Heiligthum gewesen seyn würde! Und nun sollte ich gar das Geständniß ihrer Liebe lesen! Mit zitternden Händen entfaltete ich ihn, — aber selbst im Momente der höchsten Leidenschaft sprach es mich unhold an, ein Chaos von Buchstaben durch einander gewirrt zu sehn, das mit der größten Mühe nur sich halbverständlich deuten ließ. Da stand freilich so etwas von Liebe gegen einen gewissen Herrn von Sp*****, aber wie mir dabei zu Muthe ward, werden Sie am besten beurtheilen können, wenn

Sie den von mir im höchsten Triumph eroberten Brief selbst der Durchsicht werth halten wollen."

Sy***** nahm bey diesen Worten das Gemälde von der Wand, hielt mir die Rückseite hin, und entfernte sich dann, in sichtlicher Bewegung, auf einen Augenblick aus dem Zimmer.

— Und so, liebe Henriette, bin ich fast nie überrascht, wie damals. Heloisens Brief war auf der Kehrseite befestigt. Ich fieng an zu lesen, — aber das Lesen half mir nicht lange. Wenigstens die Hälfte mußte ich in Gedanken zusetzen und errathen, um nur einigen Sinn hineinzubringen, denn so viel entsinne ich mich, daß das Ganze, — nichts war, wie der allerunverständlichste Unsinn, der aus der Feder eines Septimaners nicht ärger hätte fließen können. Bald ärgerte ich mich, bald mußte ich wieder lachen über die Sinnverdrehungen, zu welchen fast jede Zeile Anlaß gab, und ich lachte noch,

wie Sp***** ſchon lange wieder im Zimmer war.

„Ich hatte über der Mühe des Leſens,“ fuhr er fort, „bey der nicht ſelten auch mir eine Anwandlung von Lachen entfuhr, faſt ganz vergeſſen, daß Heloiſe den Brief geſchrieben habe, und ich der Glückliche ſeyn ſolle, den die Epiſtel den Geliebten ihres Herzens nannte. Aber ſo wie ich ihren Namen unten las, fiel er mir deſto ſchrecklicher aufs Herz. Ich hörte auf zu lachen, und war wenigſtens ſechs volle Monate lang nicht wieder zum Lachen zu bewegen. So war ich noch nie in meinen freudigſten Erwartungen getäuſcht, ſo noch nie in meinen wonnevollſten Träumen geſtört. Als hätte ich auf einer einzigen Karte mein ganzes Vermögen verlohren, ſo troſtlos ſchlich ich nach Hauſe. Ich gab der Ueberlegung Raum, — und ihr endliches Reſultat, das mir manche Thräne koſtete, war: daß Heloiſe, ihrer blendenden Schönheit ohnerachtet, nicht im

Stande seyn könne, mich dauerhaft an sich zu fesseln und glücklich zu machen, weil sie auf einer zu niedrigen Stufe von Geistes-kultur stände. — Ich sah sie nachher noch einigemale, aber mit ganz andern Augen wie zuvor, und entdeckte zu meiner großen Betrübniß, daß meine Besorgniß nur allzugegründet war. Mein Herz war zerrissen, aber meine Vernunft war gerettet. Ich warf mich in meinen Wagen, wartete nicht den letzten Pinselzug ab, den der Mahler zur Vollendung seines Werkes an dem bestellten Portrait Celestens zu fertigen hatte, sondern fuhr, so schnell ich konnte, in die Welt hinaus. Einige Monate lang schwärmte ich dann Menschenscheu in den wildesten Gegenden der Schweiz umher, bis ich ruhiger an meinen Verlust denken konnte. Ich erhielt Nachricht von Celestens Vermählung und Abreise und kehrte ruhig zurück, weil ich nicht fürchten durfte, sie wieder zu sehen. Aber ein schrecklicher Augenblick stand mir doch

doch noch bevor, der mich beynahe um alle meine Faſſung brachte. Es war der, in dem der Mahler zu mir ins Zimmer trat und mir das Gemälde überbrachte. Das kaum halb verwiſchte Bild ſtand mit einem male wieder, ſo lebhaft und reitzend wie ſonſt, in meiner Seele da, und der Gedanke an den unwiederbringlichen Verluſt des ſchönen Mädchens ſtürmte mit aller Macht in mein Herz. Ich bezahlte dem Mahler mehr noch als er verlangt hatte, damit er nur gieng und mich allein ließ, und ſo wie die Thüre hinter ihm verſchloſſen war, ſtürzte ich nieder, und weinte die heißeſten Thränen an dem Bilde des ſchönen Mädchens. Aber als der erſte Sturm des Schmerzes vorüber war, griff ich haſtig nach meiner Briefraſche, holte den garſtigen Brief heraus, und las ihn ſo lange, bis die innige Ueberzeugung mich wieder ergriff: „Heloiſe iſt kein Weib für dich!“ Und jedesmal, wenn die alte Schwachheit wieder mein Meiſter wird, iſt es der Brief, der

mich zur Besinnung zurückführt. Alle Briefe der gelehrten Männer in der ganzen Welt würden das nicht gekonnt haben, was dieser eine, — und zwar der schlechteste, den ich je las, vermogte. Ich fieng an recht lebhaft zu fühlen, wie vielen Dank ich ihm schuldig sey, und da wuste ich ihm keine ehrenvollere und passendere Stelle anzuweisen, als die da hinter dem Portrait der schönen Verfasserin. Macht das Bild selbst, durch einen unvermutheten Eindruck, mein Blut schneller nach dem Herzen fliegen, so dreh ich nur schnell es um, und der Brief führt in einem Augenblick mich zur Besinnung zurück."

Hier endete Sp***** seine Erzählung, und hieng mit unerkünstelter Kaltblütigkeit das Bild wieder an die Wand.

— Und Sie? Was meinen Sie, schöne Henriette, kann ich ihnen einen treffendern Belag zum Vorgesagten geben?

X.

Ueber Weiblichkeit,

und

die Gränzen weiblicher Beſtimmung.

Die Abweichungen, welche wir in dem Ideengange und in den Leidenſchaften des männlichen und weiblichen Geſchlechtes bemerken, ſtehen in einer genauen Beziehung mit der Organiſation und Empfindungsweiſe beyder Geſchlechter. Freilich giebt es auch Fälle, wo die Empfindungen des Mannes und des Weibes völlig übereinſtimmen, aber meiſtens ſind dieſelben weſentlich von einander verſchieden, weſentlich durch das Geſchlecht modificirt. Unſer Urtheil über äußere Gegenſtände hängt doch wohl von dem Geſichtspunkte ab, unter dem uns dieſelben erſcheinen, und dieſer iſt bey beyden Geſchlechtern ein durchaus verſchiedener. Das Weib ſteht, abgeſehen davon, daß es anders empfindende Faſern hat als der

Mann, in ganz andern Verhältnissen zu der Außenwelt. Die Natur scheint sich mit dem Weibe andere Zwecke vorgezeichnet, andern Eindrücken es unterworfen zu haben; daher müssen wir die Verschiedenheit in den Begriffen und Urtheilen beyder Geschlechter ableiten, und diese stehen in einem geraden Verhältnisse mit dem Interesse, das dieselben an verschiedenen Gegenständen nehmen. Das Weib beurtheilt nur diejenigen Gegenstände mit Anstrengung und Aufmerksamkeit, welche sich auf seine Bedürfnisse und Neigungen beziehen, und denen es sich gewachsen fühlt. So meidet es alle Arbeiten, die mit Beschwerde und Gefahr verknüpft sind, — beschränkt sich auf solche, die ein geringeres Kräftemaaß erfordern; auf Beschäftigungen, die zugleich dazu dienen, die Feinheit und Geschicklichkeit seiner Finger, die Schärfe seines Blickes, die Anmuth seiner Bewegungen noch mehr auszubilden; es hasst alle Geistesarbeiten, die

ein anhaltendes, tiefes Nachdenken heiſchen; es übt ſeinen Geiſt an Gegenſtänden, die eher gefühlt als durchdacht werden müſſen, die eher einen lebhaften als einen energiſchen Geiſt erfordern; Gegenſtände bey welchen der Einbildungskraft eine wichtigere Rolle zukömmt als der Reflexion; ſolche Gegenſtände, die erſchöpft werden können, wenn auch nur ein munteres Talent leicht über ſie hergleitet.

Ferner zeichnet ſich das Weib durch genaue Beobachtung und richtige Schätzung der Menſchen in ihren einfachen und zuſammengeſetzten Verhältniſſen aus: umſonſt verſuchen dieſe ihre Handlungen und Leidenſchaften unter einer künſtlichen Larve zu verbergen. Der Scharfſichtigkeit des Weibes entgeht kein, auch noch ſo fein nüancirter Zug. Das Intereſſe, welches die Weiber zu allen Zeiten daran finden, die Männer, und die Verhältniſſe ihrer Schwe-

ſtern zu denſelben zu beachten, erhebt ihre Beobachtungsgabe zu einem Grade von Fertigkeit und Zuverläſſigkeit, den der gebildeſte Denker nie erreichen wird. Wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſo hört ihr Auge alle Worte, ihr Ohr ſieht alle Bewegungen. Dabey wiſſen ſie, zum Triumph ihrer Kunſt, dieſes Spiel beynahe immer unbemerkt zu treiben, und ſich unter dem Scheine der Unbedachtſamkeit, oder einer ſchüchternen Verlegenheit, jedem Argwohne dieſer Art zu entziehen.

Wohl dem Weibe, das dieſes natürliche Rollenfach nicht überſchreitet! — Wehe ihm, wenn es beſtochen von dem ſüßen Gifte der Schmeicheley, irregeführt von der Bewunderung unvorſichtiger Freunde, ſich in eine andere Laufbahn wirft, — wenn es, nicht länger zufrieden, durch natürliche Geiſtes-Anmuth, durch Feinheit des geſellſchaftlichen Benehmens, worin das Weib

den Mann ſo weit hinter ſich zurücklaßt, Gefallen und Bewunderung zu erregen, noch andere Triumphe verlangt, — wenn es auch noch durch Gelehrſamkeit glänzen will! — Dahin iſt ſein Reitz! Das Weib hört auf, Weib zu ſeyn, und bemüht ſich umſonſt, das zu werden, was es zu ſcheinen wünſcht. Mit der Anmuth verliert die Schönheit die vorher behauptete Herrſchaft. Statt eine Gelehrte zu werden, wird das Weib meiſtens nur eine lächerliche Pedantin. Im Durchſchnitte genommen wiſſen die gelehrten Frauenzimmer nichts gründlich, ſie verwirren alle Ideen, werfen alle Gegenſtände durch einander. Ihr lebhafter Geiſt hat einige Bruchſtücke aufgefaßt, und nun wahnen ſie, das Ganze zu verſtehen. Ihre Lernbegierde wird durch Schwierigkeiten gehemmt, ihre Ungeduld hält ſie von weiteren Fortſchritten ab. Sie ſind nicht im Stande, ihre Aufmerkſamkeit lange genug einem Gegenſtande zu widmen, und eben

dadurch sind sie von dem reichen Genusse ausgeschlossen, den tiefes Nachdenken gewährt. Pfeilschnell eilen sie von einer Materie zur andern, und so bleiben denn nichts als einige unvollständige einseitige Begriffe zurück, die in ihrem Kopfe den seltsamsten Wirrwarr bilden. Zwar gelingt es zuweilen einzelnen Frauenzimmern, sich wirklich gelehrte Kenntnisse zu erwerben, — aber ich möchte beinahe behaupten, zu nur noch größerem Unheile. Welche Stelle gebührt wohl diesen Zwittergeschöpfen, die keinem Geschlechte angehören, in ihren verschiedenen Lebensstufen? Durch welchen Reiz will das Mädchen den Jüngling, der in ihm eine neue Gefährtin sucht, fesseln? Welche Hülfe wird die Tochter dem Hausstande leisten, — was wird der Gatte von ihr zu erwarten haben? und wird sie sich wohl von den Stelzen ihres Geistes herablassen, um ihre Kinder zu erziehen? Alle die zarten Verhältnisse, die den Reiz des

Weibes ausmachen, die das Weib beglücken, sind für sie dahin. Während sie ihre Herrschaft ausdehnen wollen, untergraben sie sie.

XI.

Phantasien.

Glück der Unschuld.

An

Lilli von Egloffstein.

Lieblicher Anblick, wenn sanft, dem kommenden Frühling,
Ihren keuschen Busen die göttliche Rose entfaltet!
Lieblich bist du, des Frühlings lachender Himmel,
Und Du, o rieselnder Bach, wenn unentheiligt dein Silber
Durch' die Blumen der Au' mit süßem Murmeln sich schmieget!
Lieblich bist du, Natur, auf jedem stillen Gefilde,

Wo dein rosiger Fuß des Segens Spuren gebildet, —
Lieblich auf jeder Au', die, in unzähliger Schönheit,
Deine spendende Hand mit kränzenden Blumen geschmücket!
In der Mädchenwange heiligem leisen Erröthen,
In den Blicken der Unschuld, — und in der gefühlvollen Thräne,
Zeugin der stillen Duldung, bey leise seufzendem Kummer,
Bey fremden Schmerzen des Mitleids sympathetische Zeugin!
Der Wonne Zeugin bey edlen Thaten und schuldlosen Freuden —
Ach, oft veredelt der Schöpfer das Weib zum Seraph, durch Thränen!

Lilli! es sinket der Abend nieder im flammenden Scheine!
Sieh, Dich begrüßen durchs Laub der silbernen Pappeln am Bache
Zit-

Zitternd die letzten Strahlen der ſanft entſchwindenden Sonne.
Wie die ſtillen Gefilde ihr reiner Purpur umfließet!
Wie durch balſamiſche Kräuter die Quelle ſo ſilberhell rieſelt!
Reinſter Spiegel der Schönheit! Male, geliebteſte Quelle,
In deiner Fläche das Bild der lachenden Aue — der Roſen
Die Dich freundlich beſchatten! Doch lieblicher male, o Quelle,
Das reine Leben der Unſchuld, wie Du, ſo leiſe verfließend!
Dir an Beſcheidenheit ähnlich, duftet, o Lilli, das Veilchen,
Dem der koſende Zephyr Balſamgerüche entführet.
Weit um ſich her verbreitet die Blüte des ſchattenden Geißblatts,
Und der bethaute Jasmin an freundlich verſchwiſterten Lauben,

Süße Düfte durchs Thal; — die Nacht-
viole entfaltet
Ihren bräunlichen Kelch dem Abend, — wie
Balsam ergießend
Ist der schüchterne Busen, der sich dem
Tage verschleyert,
Und zärtlicher Blödigkeit gleich, nur einsamer
Stille enthüllt.
Freundinnen lieblicher Ruh', — der Einsamkeit
und der Gesänge,
Nachtigallen! — wie oft, verlohren in hol-
den Gefühlen,
Lauscht euch ein zärtliches Herz! O singet der
scheidenden Sonne,
Die jetzt mildlächelnd entflieht! Schon schwindet
sie hinter den Hügeln,
Und röthet das leichte Gewölk im Westen, —
o singet das sanfte
Trennungklagende Lied, der milder entschwin-
denden Sonne!
Beglückt, o Lilli, beglückt ist die Freundin
der Unschuld!

Unſchuld allein empfindet, in ihrer Schönheit, die Schöpfung;
Ihr lächelt die blühende Aue, ihr rieſeln melodiſch die Bäche,
Sie verſüßet des Lebens Tage, und breitet voll Milde
Ueber den Schlummer des Lieblings den leichten roſigen Fittig.
So entſchwinde dein Leben, — Lilli! — ein ewiger Frühling!
Selig, — weil dich durchs Leben der Seraph, Unſchuld, geleitet!
Deine Tage ſind heiter, wie Lieblingstage des Mayen,
Und ihr künftiger Abend wird, im Gewande der Roſen,
Vom reinſten Golde umfloſſen, ein ſegnender Freund dir einſt nahn!

Der goldne Lenz steigt von den Bergen nieder,
Im leichten Schaum zerrinnt des Stromes Eis.
Die Myrte grünt, — es blüht die Rose wieder,
Und Flora wandelt in der Töchter Kreis.
Es wiegt der Schwan das glänzende Gefieder,
Entfesselt weht der Blumenhauch des Mays;
Die Najas kehrt, es kehrt die Oreade
Und in den Wipfeln athmet die Dryade.

Ach, sank auch in mein Herz der Frühling nieder?
Zerrann die Sorge mir, wie leichter Schaum?
Blüht mir der Liebe süßes Leben wieder?
Kehrt mir zurück der Jugend goldner Traum?
Vergebens hör' ich deine Zauberlieder,
Erinnerung, — mein Ohr vernimmt sie kaum;
In das Vergangne will der Geist nicht fliehen,
Und vorwärts treibt ihn ewig das Bemühen.

Ich ſteh allein an deinen Blumenhügeln,
Du ſtilles Thal, du liebetrunkne Flur;
Und um mich her, auf tauſend regen Flügeln,
Entſchwingt ſich frey das Leben der Natur.
Es tritt die Kraft hervor aus ihren Spiegeln,
Und neu belebt ſich alter Eintracht Spur;
Iſt mir allein der ſchöne Reitz verſchwunden?
Tagt keine Hoffnung mir im Flug der Stunden?

Sie tagt! Wie eines Gottes leiſe Nähe
Umſchauert mich erhebendes Gefühl.
„Nicht ſinken ſoll der Menſch von ſeiner Höhe,
Beherrſchen nur des Lebens Wechſelſpiel;
Und — daß ihm nie der Hoffnung Troſt vergehe,
Sey ihm gewährt ein überird'ſches Ziel,
Das ſchöne ſoll er ſuchen in dem Leben
Und finden wird ers in dem ew'gen Streben."

Ein Pilger geht er einſam auf der Erde,
Zum höchſten Ziel begleitet ihn kein Herz.
Ihn treibt die Müh, es folgt ihm die Beſchwerde,
Und oft ergreift ihn der gewalt'ge Schmerz.

Nur daß er selbst des Glückes Meister werde,
Rief ihn das Schicksal strebend himmelwärts;
Und was er hier geahnet und empfunden,
Im Wesen wird es einst mit ihm verbunden."

O so vergiß, was dir in trüben Stunden,
Mein Herz, geraubt des Schicksals strenge Macht;
Wer in sich selbst das Bleibende gefunden,
Den führt ein sichrer Leitstern durch die Nacht;
Und wie des Frühlings Zauber, neu empfunden,
In jeden Trieb', in jeden Reiz erwacht;
So müsse feurig, auf der Andacht Schwingen,
Zu neuem Leben sich der Geist entringen.

Das Herz.

Einer Harfe vergleich ich das Herz. Die aetherischen Saiten
Rühret des hohen Gefühls heilige, tiefe Gewalt.
Leise nur zittert das Laub, — auf Tönen der Freude vorüber,
Doch auch der klagende Schmerz schmilzt in den Tönen daher.

Nepenthe.

Nimm ihn auf, o Natur! in deinen Armen, an deinem
Buſen, der nimmer verwelkt, nimm ihn, den Einſamen, auf!
Mehr als einſam iſt, ach! wem bange das Auge umherirrt;
Hierhin ſehnt ſich das Herz, dorthin entführt es die Luſt. —
Wer, vor des Meeres Fluth die erzitternde Hütte zu wahren,
Sorgſam mit leichtem Geſträuch kaum ſeine Hütte umzäunt;
Leichtes Geſträuch nur trägt des Armen Mühe zuſammen.

Wenn, mit Mauer und Wehr, ſtolz ſich der Reiche verſchanzt —
Wenn die ſichere Erd' ihm Daſeyn verbürget und Leben,
Und mit dem leichten Gemüth jener ſein Alles verliert.
Nun erhalte ſie mir, o Natur, die herrliche Gabe,
Die, wie ſtiller Geſang, rings um den Trauernden tönt.
Mit ihr athm' ich, Beglückter, des Himmels reinere Stille,
Und ein freyerer Blick lächelt zur Erde hinab.
Nicht verhüllen die Sterne, — der Sorge ängſtliches Bild,
Mit den Düften des Haynes ſchöpf ich Elyſiums Luft,
Und ein Nepenthe bringt aus ſeinem ewigen Frieden,
Wie mit geiſtiger Hand hebt es die Seele empor.

Sehnsucht und Hoffnung.

(Im Park zu Weimar geschrieben.)

Tiefes Schweigen! Aus entwölkter Bläue
Streut der Mond sein mattes Silberlicht.
Sey willkommen, Nacht! in deren Weihe
Gern die Schwermuth ihre Kränze flicht.

Heil mir! süße Ahnungsträum' entblühen,
Paradiesisch hellt die Zukunft sich.
Wunsch und Hoffnung schön verschwistert ziehen
Magisch ihren Zauberkreis um mich.

Nicht auf ewig seyd ihr mir verschwunden,
Sehnsucht wird nicht stets euch Thränen weihn!
Ihr, o meine Lieben! — schön verbunden
Harret ihr in bessern Sternen mein!

Süßer Troſt! aus düſterem Sarkophage
Schwingt ſich Pſyche ſtrahlend einſt empor,
Miſcht am großen Wiederſehungstage
Selig ſich in euer ſel'ges Chor.

Fließet dann der Sehnſucht Thränen! fließet
Meinen Freuden, die mir hier verdorrt;
Jeder Thräne, hier geweint, entſprießet
Eine Roſe beſſrer Freuden dort!

Cyanen.

Eine Sammlung zerſtreuter Aufſätze,

herausgegeben

von

Karl Auguſt Buchholz

und

Friedrich Spangenberg.

Berlin,
bey J. D. Sander.
1806.

Ex
Bibliotb. Regia
Berolinenſi.

Der

Frau Hofräthin

Caroline Ziel geb. **Barkay**

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Anſpruchlos blüht die Cyane unter den ſchwer geſenkten Aehren des Feldes. Sie ergetzt mit ihrem blauen Kelche das Auge des Wanderers, der Schnitter ſelbſt ſenkt bisweilen den ſchon gehobenen Arm zu ihr hin, und das argloſe frohliche Mädchen pflückt ſie wohl gar, um ſie an ihrem

Buſen verwelken zu laſſen. Schnitter, — ſchone dieſer Cyanen, und du, liebliches Mädchen, ſuche ſie auf am Vorabend des Blumenfeſtes, und winde ſie in den Kranz, der deine Schläfe ziert. Dann blühten ſie nicht vergebens.

Inhalt.

1. Bruchſtücke aus dem Tagebuch eines wandernden Menſchen.

2. Der Bettler. Eine Novelle.

3. Bruchſtücke aus den Codicillen eines Weiberkenners.

Frage und Antwort.

Die ſechszehn Jahre. Aus Adelardens Tagebuch.

Dem Andenken meiner Auguſte.

Die Wahl der Gattin.

Florette.

Wahrheit und Kezereyen.

4. Apologie des Cölibats.

5. Rhapsodieen über Liebe und Ehe. Aus dem Englischen.

6. Der Lizenziat Vidriera. Eine Satyre. Aus dem Spanischen des Cervantes.

7. Bruchstück eines Briefes der Frau von Varnon an die Gräfin Guiche.

8. Das Publikum und die Schriftsteller.

Bruchstücke

aus dem

Tagebuche eines wandernden Menschen.

Der Morgen.

— ſie war an meine Bruſt geſunken, das offne, ſeelenvolle Geſicht zu mir empor-gehoben — o! der ganze Himmel ihrer Liebe lag in den ſüßen, blauen Augen, mit denen ſie mich ſo freundlich lächelnd an-blickte! — Wirſt du mich auch ewig lieben? ſagte ſie ſchmeichelnd und drückte ſich feſter an mich; eine kleine Thräne zerfloß in dem ſchwimmenden Auge: wirſt du mich auch ewig lieben, mein Eduard, wie ich dich liebe? — Ich ſchlang ſprachlos meine zit-ternde Arme um ſie, ich bog mich zu dem

liebeathmenden Mädchen hinab, meine Lippen ſanken auf die ihrigen. —

So ſprach ich laut zu mir ſelbſt, meinen Traum und das ſchöne Bild noch einmal wiederholend. Kaum ſeit einer halben Stunde hatte mich der ſchöne Morgentraum und mit ihm zugleich der holde Schlaf verlaſſen; ich war aufgeſtanden und hatte mich, noch voll der ſüßen Phantaſien, an das geöffnete Fenſter geſetzt, in das die Herbſtſonne warm und freundlich hereinblickte. Vor mir lag das ſchöne lachende Dorf mit ſeinen Gärten und Raſenplätzen, halb noch in traulicher Dämmerung, und halb von den frühen Strahlen beleuchtet; und dann die dunkle, ſchlafende Landſchaft, in deren wallenden Nebel man nur den Silberfaden des ſich ſchlängelnden Baches und die goldenen Umriſſe der Berge erkennen konnte. —

Ich ſaß noch verloren in den Entzückungen meines Traumes — wer mag ſich

von ſeinen Träumen, und wer, wenn ſie ſo ſüß ſind, von ihnen losreißen? — noch immer ſah ich ſie an meiner Bruſt liegen, noch immer ihr himmelvolles Auge mich anblicken. —

Ja, ja, meine Linda, ich werde dich ewig lieben! Bey allem — und ſchon ſchwebte ein Schwur auf meinen Lippen, ihr nie ungetreu zu werden; aber eine plötzlich aufwallende Schamröthe und ein ängſtliches Klopfen meines Herzens ließen mich nicht vollenden. Das junge Landmädchen, das ich erſt geſtern Abend geſehen, von der ich einen Kuß halb geraubt, halb freiwillig bekommen hatte, das holde Kind der Natur und Unſchuld trat in dem Augenblicke lebendig vor meine Seele und erinnerte mich an die ſchon begangene kleine Untreue.

Aber, nein, himmliſche Linda, dein Bild ſoll ewig in meinem Herzen bleiben, und kein Weib, kein Engel ſoll dich daraus verdrängen! Ich blickte zur Sonne auf, die

ſchon höher am Horizont heraufgeſtiegen war und die fliehenden Nebel des Thales zertheilte, als wollte ich ſie zur Zeugin meiner Liebe anrufen — und in dem Augenblicke fingen die Glocken der Kirche an zu tönen, die Feier des Tages einzuläuten, und eine ſpäte Lerche ſtieg jubelnd in den blauen Himmel auf. Ich werde dich ewig lieben! rief ich noch einmal aus, und von allen benachbarten Dörfern hallten mit einem Mahle die Feiertöne durch das ſtille Thal hin.

Ja, Sonne und ihr, heilige Töne! ich werde ihr ewig treu ſeyn, bis dies glühende Herz in Aſche zerfällt und — auch dann noch, wenn es mir möglich iſt!

Eine wunderbare Heiterkeit und ein freudiges Vertrauen auf mich ſelbſt verbreiteten ſich in meiner Seele. Stolz auf die Kraft meines Herzens und von der Ewigkeit meiner Liebe froh überzeugt, ging ich im Zimmer auf und nieder. Das Klopfen meiner Bruſt war nicht mehr jenes ängſtliche, bange;

es hatte ſich in ein muthiges, frohes verwandelt. Meine Wange glühte nicht mehr vor Scham, ſie war von jener wohlthuenden Wärme geröthet, die eine errungene Selbſtzufriedenheit zu begleiten pflegt.

Die Glocken waren ſchon längſt verſtummt, und ich wandelte noch immer in dem jetzt ganz von der Sonne erleuchteten Zimmer. Linda's Bildniß, das ſich von meiner untreuen Bruſt in der Nacht losgemacht hatte, lag auf dem Kiſſen meines Lagers. Wie von einer Glorie umgeben, lag im Sonnenglanze das geliebte Bild mit dem ſüßen Lächeln da, als wenn ſie alles vergeſſen, mir alles vergeben hätte.

Linda, o meine Linda! rief ich aus. Ich ſtürzte vor dem Bilde nieder, ich drückte es an meine Lippen, ich preßte es an mein glühendes Herz und —

Und wäre mir eine Armida, wäre mir die Göttin der Liebe erſchienen — Linda durchglühte meine ganze Seele.

Lorchen.

Sind Sie ſchon aufgeſtanden? Guten Morgen auch, guten Morgen, lispelte Lorchen, das junge Landmädchen, zu mir herauf, wie ſie mich im Fenſter liegen ſah. In ein leichtes Morgenkleid gehüllt, das die ſchönen Formen dieſes ſüßen Geſchöpfes mehr verrieth, als verbarg, ſtand ſie mit freundlich nickendem Köpfchen da. Sie ſagte das mit einem ſo innigen, ſo liebreich fragenden Tone, es lag ſolche ſüße Unbefangenheit, ſolche himmliſche Unſchuld in ihrem ganzen Weſen, es war ein ſolcher Zauber über das blühende Geſchöpf ausgegoſſen, daß —

Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es mich zu ihr hinab, — keiner meiner Gedanken dachte an Linda — ach! Lorchen blickte mich ja ſo ſeelenvoll an — ich bog mich mit der Bruſt über das Fenſter hin-

aus, um den Athem ihres Roſenmundes zu trinken, die leiſeſte ihrer Bewegungen mit meinen trunkenen Augen einzuſchlürfen — ich — aber ein Druck von Linda's Bilde, das wieder an der alten Stelle meines Herzens wohnte, noch ein Druck — und —

Meine eben gefaßten Vorſätze traten mahnend vor meine Seele und ſtraften mich für meinen Leichtſinn. Guten Morgen! antwortete ich kalt und riß mich plötzlich in die Höhe. Ich warf das Fenſter zu und entfernte mich.

Ich weiß nicht, wie viel hartes und rauhes in dem Tone lag, womit ich dies ſagte, daß ich ſelbſt darüber erſchrak. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt. Dieſe unſchuldige Güte, ſagte ich mit dem Gefühle, wenn wir uns über einer zugefügten unverdienten Kränkung überraſchen, — dieſe unſchuldige Güte, dieſes offne Vertrauen — und deine Härte, deine unfreundliche Antwort. —

Ich ſchüttelte unwillig den Kopf und, Weh dir, Eduard! fuhr ich fort.

O ich hätte für alles in der Welt meine Antwort zurückgekauft. Ich eilte wieder an's Fenſter, aber Lorchen war nicht mehr da. Wie wird ſie das gekränkt, ihrem zarten Herzen wehe gethan haben! rief ich aus, und der Mißmuth und der Unfriede ward ſtärker in meiner Seele.

Ich warf mich auf einen Stuhl nieder, um mir noch einmal die ganze Scene zurück zu rufen. Aber war denn die Antwort wirklich ſo hart! ſagte ich und fing ſchon an, mich vor mir zu entſchuldigen. Wünſchte ich ihr nicht auch einen guten Morgen? — ja, guten Morgen! ſagte ich, und — ſollte ich etwa etwas anders ſagen? und was? — Nein, und dann war ſie ja auch ſo leicht bekleidet — mir ward fühlbar leichter ums Herz — die Morgenluft iſt kühl und —

Aber eine Stimme, die ich vergebens

zu betäuben ſuchte, rief mir den Ton meiner Antwort zurück. Er war ſo rauh, ſo hart und, guten Morgen! rief ich laut in eben dem Accente, wie vorher zu Lorchen, ſo unfreundlich und bitter, daß ich mißmüthig aufſprang.

Befehlen Sie etwas? fragte der eisgraue, ehrwürdige Wirth, die weiße Sonntagsmütze zwiſchen ſeinen zitternden Händen gefaltet, indem er in die leiſe geöffnete Thür hereintrat. Ich war hier vor der Thüre und glaubte, weil ich Sie ſo ſtark rufen hörte. —

Ach nein, ſagte ich unwillig und wieder mit ſo unfreundlichen Tone, daß die weiße Wange des Alten ſich plötzlich mit einer Röthe überzog. So nehmen Sie es nicht übel! ſagte er mit einer Stimme, die das Gefühl ſeiner Kränkung verrieth, und wollte wieder herausgehen.

Aber, lieber Vater, rief ich ihm zu, — mit dem ſanfteſten, freundlichſten Tone, der mir zu

Gebote ſtand, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Lieber Vater, wiederholte ich ſchmeichelnd und faßte ſeine Hand: wie weit iſt noch Willow von hier? kann ich heute noch wohl hinkommen?

Man rechnet neun Stunden, aber in acht können Sie recht gut hinkommen. Aber wollen Sie heute ſchon gehen? Ich wollte Sie bitten, wenn es Ihnen bey uns gefiele, noch hier zu bleiben. Heute Abend iſt Tanz im Dorfe und mein Lorchen —

Ich ward ſichtbarlich röther und verlegner im Geſichte — und mein Lorchen, fuhr er fort, hat ſich recht gefreut, heute noch einmal mit Ihnen zu tanzen. Sie tanzt recht gern, aber die jungen Burſche ſind ſo wild, und da mag ſie lieber mit Ihnen tanzen. — Ich habe recht meine Freude an dem Mädchen, ſie iſt meine Enkelin. —

Er hielt plötzlich inne; eine Thräne rollte über ſeine gefärbten Wangen herunter, und

er blickte mit lebhaftern Augen zum Himmel auf, als wenn er ſagen wollte: Vater! ſie iſt ja meine einzige Freude auf dieſer Welt!

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten ſollte. Ich hatte Linda verſprochen, am heutigen Tage bei ihrer Schweſter zu ſeyn, ihr das kleine Angebinde zu überbringen, und eine Ueberraſchung zu erwarten, die Linda, wie ſie mir geſagt hatte, mir bereitete. Ja, ich wollte auch fort, aber konnte ich der rührenden Bitte des Alten widerſtehen? ſollte ich ihm die kleine Freude rauben, ſein geliebtes Lorchen vergnügt zu ſehen? ach! und hatte ich nicht ſo viel wieder gut zu machen? —

Ich konnte nicht einig mit mir werden; ich verſprach nicht, ich ſchlug nicht ab. Ich beſtellte ein Frühſtück, und ging, mich, auf einem Spaziergange durchs Dorf, zu entſchließen.

Der arme Bettler.

Ich war ſchon zwei Mahl durch das friedliche Dorf gegangen, ohne nur das Dorf geſehen zu haben; ich dachte nur darüber nach, ob ich bleiben oder gehen ſolle, ohne zum feſten Entſchluß gekommen zu ſeyn; ich hatte das Dorf ſchon wenigſtens 200 Schritte hinter mir liegen, ohne es zu wiſſen. Du mußt fort! ſagte ich auf einmal zu mir, ſtand ſtill, um mich nach dem Wirthshauſe umzuſehen. Aber da war kein Wirthshaus, kein Dorf; ich ſtand zwiſchen zwei gelben Rübenfeldern, auf dem Wege nach Willow.

Guter Gott, ſagte ich, ſo wandeln faſt alle deine Kinder durch's Leben, ohne ſich um den Pfad zu bekümmern, auf dem ſie wandeln. Wir träumen alle in der Gegenwart und mitten in der Vergangenheit ſehen wir uns nach der Gegenwart um,

als ob sie noch da wäre. Armer, sterblicher Mensch! deine Freuden blühen dir immer, aber du gehst träumend vor den lächelnden Blumen vorbei und dann blickst du dich schmerzlich nach ihnen um und murrst mit deinem Schicksale, daß es dir keine gab!

Murrst mit deinem Schicksale! hörte ich eine Stimme neben mir wiederholen, die mir das Herz durchdrang. Ich sah mich um und erblickte neben dem Wege, auf einer kleinen Anhöhe, einen alten Menschen sitzen, in dessen blassen Gesichte der Schmerz und die Trauer ihre leserliche Schrift geschrieben hatten. Die gefalteten Hände ruhten in seinem Schooße und mit den Augen, aus denen einzelne Thränen herabsanken, blickte er starr auf einen todten Hund hin, der vor seinen Füßen im wehenden Grase lag.

Dann saß er wieder stumm da, immer fest auf seinen todten Liebling hinblickend und ohne mich zu bemerken, als ich mich

ihm näherte. — Endlich ſuchte er in einer Taſche, die ihm vorne über der Bruſt hing, ein Stück altes Brod hervor, als wenn er eſſen wollte — aber er legte es auf ſein Knie nieder, — ſah bald auf den todten Hund, bald wieder auf das Brod hin, — benetzte es mit ſeinen Thränen und brach es in zwei Hälften.

Da! ſagte er mit faſt weinender Stimme und legte die eine Hälfte in das offne Maul des Hundes: da! nimm es; noch das letzte, was ich habe, will ich mit dir theilen, du mein guter, treuer Gefährte! — O wie oft warſt du mein Troſt, wenn mich alle die harten Menſchen verſtießen — wenn du ſchmeichelnd neben mir ſtandeſt, liebkoſend an mich heraufſprangſt, als wollteſt du mich wieder mit der gefühlloſen Welt verſöhnen — und jetzt biſt du todt — ein heftiges Weinen unterbrach ihn — und ich habe nun keinen mehr, der meine Freude und meinen Schmerz mit mir theilt. —

Guter Philax, wenn ich ſo oft unter dem blauen Himmel ſchlafen mußte, weil ſie mir kein ärmliches Lager von Stroh geben wollten, — wenn ſie mich höhnend von ſich ſtießen, — mir auf meine Bitte nur Flüche, ſtatt Brodes gaben, — dann bliebſt du doch bey mir, freundlicher, guter Philax! lagſt ſchnarchend neben mir auf der harten, kalten Erde und — ach! und — nun haben ſie dich todtgeſchlagen — die grauſamen! —

Er konnte vor Thränen und Schluchzen nicht weiter. — Der alte, unglückliche Menſch warf ſich neben ſeinen todten Freund ins Gras nieder. —

Ewiger Himmel! rief ich aus, und fühlte meine Augen naß werden. Wenn ich Millionen beſeſſen hätte, ich hätte ſie mit ihm theilen müſſen. —

O ihr, die ihr bei dieſer Stelle mitleidig die Achſeln zucken und mein Gefühl verſpotten könnt, ihr ſeid es nicht werth,

Zeugen jener rührenden Scene geweſen zu ſeyn! —

Ich ergriff ſeine Hand, bot ihm für den Verluſt ſeines Freundes, zur Linderung ſeiner Schmerzen, meine halbe Börſe. — Nein, ſagte er, ohne einen Blick von dem geliebten Todten zu wenden, nein, Geld bedarf ich nicht. Ich will neben ihm ſterben, neben meinem guten Philax. Ich würde doch keinen haben, der ſich mit mir freuete.

Ich ſuchte ihn zu tröſten, und ließ mir die Geſchichte ſeines Philax erzählen. Sie war ſo einfach und rührend, daß ich meine Thränen mit den ſeinigen vermiſchte.

Kalter Menſch, der du die Liebe zu dem unvernünftigen Geſchöpf verdammſt, lies dieſe kleine Biographie eines Hundes, der einſt einem Menſchen alles war.

Hier iſt ſie, wie ich ſie aus der verwirrten und unterbrochenen Erzählung des alten Mannes wiederzugeben vermag.

Philax Lebensgeschichte.

Ich hatte mich einmal — so erzählte der Alte — an dem Ufer der Donau niedergesetzt, um meine müden Glieder auszuruhen und zugleich meinen lechzenden Gaumen zu erquicken. Ich tauchte mein hartes Brod ins Wasser, um es beißen zu können. — Da kam ein kleiner Hund mit ängstlichem Geheule angeschwommen, — seine Stimme ward immer schwächer und seine letzten Kräfte versagten ihm schon ihren Dienst. Man hatte ihn mit seinen Brüdern ins Wasser geworfen, um sie zu ersäufen. — Er mogte wohl der stärkste seyn, denn die andern schwammen schon unbeweglich hinter ihm nach.

Mich jammerte der kleine Hund, — ich zog ihn mit meinem Stabe aus dem Wasser, legte ihn neben mir nieder in die war-

me Sonne, gab ihm von dem eingeweichten Brode zu essen. — Er erhohlte sich bald und ward dann munter, und fieng an, um mich her zu spielen und meiner Hand zu liebkosen, als wenn er fühlte, was ich ihm gethan hatte. —

Ich nahm ihn mit mir, und trug ihn auf meinem Arme, wenn er nicht mehr laufen konnte. — So ward er groß; und wie er nun groß war, ging ich einmal über einen mürben Steg. Er brach entzwei, ich fiel in den tiefen Morast — da sprang Philax, denn so hatte ich ihn genannt, hinzu, faßte mich hinten mit seinen Zähnen und zog mich, daß ich nicht tiefer sinken sollte. Er war auch mein Retter. — Dann sprang er vor Freuden umher und an mich hinauf, sah mich bellend an, und konnt esich in seiner Freude nicht finden. —

So wanderten wir immer mit einander, wie ein Paar Brüder — und was ich hatte, das theilte ich mit ihm, und wenn

ich kaum ſo viel hatte, um meinen Hunger zu ſtillen, ſo wollte er nicht eſſen, ſondern legte ſich ſchlafend bey mir nieder. — Ach! und geſtern Abend — da mich ſo hungerte — ging ich vor das Haus des Pächters in jenem Dorfe da — der harte Mann jagte ſeine Hunde auf mich — Philax ſtellte ſich vor mich und wies ihnen die Zähne — und da ſie mich beißen wollten, ſprang er auf ſie zu und biß den einen, daß er laut ſchrie — der Mann ward böſe und — ſchlug meinen Philax todt. Ich nahm ihn auf meinen Arm und trug ihn fort — und will nun mit ihm ſterben. —

Der getröſtete Bettler.

Nein, guter Alter, ſterben ſollſt du nicht, ſagte ich zu ihm und ſuchte ihm Troſt einzuſprechen; nimm alles, was ich habe. —

Ach! mein Herr, antwortete er, indem er meine Hand, welche ich noch immer in der ſeinigen hielt, leiſe drückte, ich habe Alles verloren, was mir lieb war auf der Welt — aber — wenn — wenn Sie einen Philax hätten, — ſchenken Sie mir einen Hund wieder. — Aber den würden Sie eben ſo lieben, wie ich meinen. —

Komm, komm, Alter! ſagte ich, wenn ein Hund dich tröſten kann, du ſollſt ihn haben. — Und wie ich das ſagte, ſah er mich an, ob ich auch wohl die Wahrheit redete; und dann blickte er mit thränenden Augen dankend auf.

Er verſprach mir ins Wirthshaus nach-

zukommen und ich ging. Er wollte der geliebten Leiche noch den letzten Tribut seiner Liebe und seiner Thränen zollen. — Ich ging, um ihm bei dieser heiligen Handlung nicht drückend zu werden. —

Die Börse.

Lorchen, Lorchen! rief ich, wie ich ins Wirtshaus trat, und sie eben, als sie mich erblickte, durch die Gartenthüre schlüpfte. Lorchen! rief ich noch lauter, aber sie hörte nicht. — Der alte Mann saß in seinem Großvaterstuhle auf der Flur, in der Sonne seine alten Glieder zu wärmen. Er war sanft eingeschlafen und sein silberlockigtes Haupt wiegte sich auf der alten Brust. — Lorchen, Lorchen! rief ich so laut, als ich konnte, und der alte Schläfer fuhr plötzlich erschrocken in die Höhe.

Ich glaubte — fieng er an, und war im Begriff, etwas Unsanftes zu sagen, als er die Augen zu mir aufschlug. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Sie hart angefahren bin, sagte er mit sanfterer Stimme. — Er glaubte das schon laut gesagt zu haben,

was unhörbar ſeinen Lippen entflohen war. — Ich träumte ſo ſüß von den frühern Zeiten — und da ward ich ſo unſanft aufgeweckt. Ich träumte von meinem ſeeligen Hannchen, wie ich ſie zum erſten Mahle ſah und —

Gut, lieber Vater! unterbrach ich ihn raſch, ohne Rückſicht auf die Wärme, mit der er ſprach, — ich dachte nur an meinen armen Bettler, — könnt ihr mir nicht einen Hund verſchaffen?

Einen Hund? fragte der Alte und verzog ſein Geſicht voll Unmuth, den er über meine unfreundliche Unterbrechung empfinden mußte, in ein fragendes Lächeln: einen Hund? was wollen Sie mit einem Hunde machen?

Ich erzählte ihm die Geſchichte des armen alten Mannes, und er ſah mich dabey an, als wenn er die Aufrichtigkeit meiner Theilnahme bezweifelte, — und ich hatte die rührende Scene ihm kaum geſchildert, als —

Der alte Bettler ganz athemlos in die Thüre hereinſtürzte. Lieber Herr — er konnte kaum reden, ſo erſchöpft war er — lieber Herr — ihren Beutel — er gab ihn mir mit zitternder Hand — Sie hatten ihn vergeſſen, — ich fand ihn im Graſe liegen, — Sie ſollten nicht glauben — glauben daß ich ein Dieb wäre. —

Er konnte nicht mehr; der Schmerz über ſeinen todten Freund, und die jetzige Anſtrengung, machten ihn ohnmächtig. Er wollte niederſinken, ich fieng ihn in meinen Armen auf. — Ich mußte ihn an mein Herz drücken und wäre der Adel der ganzen Welt zugegen geweſen. —

Hohe Tugend! in der Bruſt des Bettlers iſt deine Heimath!

Lorchen — und

Wir hatten den Alten auf ein Bette gelegt, und ihn der ſüßen Wohlthat der Natur, einem erquickenden Schlafe überlaſſen. Ich bat den greiſen Wirth, Sorge für den armen Unglücklichen zu tragen, und — eine Thräne in ſeinem Auge verſicherte mich meiner Bitte. —

Ich ging in den Garten, Lorchen zu ſuchen; ich mußte ihr das Unrecht von dieſem Morgen abbitten, — das ſtand alles wieder ſo lebhaft vor meiner Seele. Ich hätte meinen Todtfeind um Vergebung flehen können, in ſolcher unnennbar wehmüthigen Stimmung, wie ich war, und Lorchen? —

Aber Lorchen war im ganzen Garten nicht zu finden. Ich ſuchte, ich rief ihren Nahmen, ich ſuchte wieder, — ſie war nicht da. Ich ging auf mein Zimmer

zurück. Ich war mit mir selbst nicht zufrieden; ich warf mich auf den ländlichen Sofa nieder, und die süße Linderung, die die Natur allen unsern Wehen bereitet hat, nahte sich auch mir; ich entschlief, bis ein leises Knarren der Thüre mich weckte.

Ich öffnete die schlaftrunkenen Augen und erblickte in der halbgeöffneten Thüre — Lorchens blühendes Gesicht. Schüchtern trat sie herein, das holde Antlitz zum Boden geneigt; in ihrer Hand hielt sie einen Blumenstrauß.

Ich komme, sagte sie mit einer süßen, verlegenen Stimme, die die Verlegenheit noch süßer machte — wenn Sie sie nicht verschmähen wollen, Ihnen diese Blumen zu bringen. Es waren die letzten in unserm Garten — und ich habe auch noch eine Rose gefunden, setzte sie schon etwas muthiger hinzu. Ich glaubte Ihnen eine Freude damit zu machen, denn — gestern Abend sprachen Sie so viel von Blumen. —

Gutes, herrliches Geſchöpf! rief ich aus, — ich konnte in dieſer Minute kein Wort finden, dieſem unſchuldigen Kinde der Natur meine Empfindungen auszudrücken — und wollte ſie an meine Bruſt nieder ziehen, aber — Linda's Bildniß drückte mich wieder ſo ſtark, daß ich ſie plötzlich los ließ. —

Sie ſah mich faſt weinend an. Sie wollen meine Blumen nicht! ſagte ſie ſchluchzend. Auch heute Morgen waren Sie ſo böſe! Was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Noch geſtern ſo freundlich und heute —

Nein, und hätten tauſend Linda's mein Herz mit ihrem Bildniſſe gedrückt, ich hätte ſie in meine Arme ſchließen, an mein Herz preſſen müſſen. — Ach! ſie lag ſchon an dem meinigen, ehe ich es noch dachte. —

Linda! hörte ich unten rufen — aber das ſüße, liebevolle Weſen ruhte an meiner Bruſt. Himmliſche Unſchuld! rief ich aus, und preßte ſie an mich, und wieder

rief es Linda! und Linda! — — O vergieb mir, vergieb mir, Lorchen! ich drückte einen Kuß auf ihre Roſenlippen und — wieder hörte ich Linda, Linda, Linda! Aber ich hielt ſie in meinen Armen, preßte ſie an mein glühendes Herz; — ſie ſchlang die ihrigen um meinen Nacken und ſchlug ihr ſeelenvolles, himmliſches Auge zu mir auf. —

Ich kannte mich ſelbſt nicht mehr; ich ſank auf ihren bebenden Buſen und —

Linda trat in die ſchnell geöffnete Thüre. — —

Der Bettler.

Eine Novelle.

Ein glänzender Wagen hält vor der Thüre des Grafen von M***, würdigen Miniſters eines angeſehenen Fürſten. Ein junger Mann, ſchön, lächelnd, die Haare geſchmackvoll geordnet, ſteigt heraus, hüpft mit leichtem Fuße die Treppe hinauf und tritt in den Beſuchſaal, wo ſich gleich alle Damen um den Liebling des Tages verſammeln.

Ach es iſt unſer lieber L**! rufen alle wie aus einem Munde. Wo kommen Sie her — wo ſind ſie ſo lange geblieben — gewiß hat Ihr Fleiß Sie auf der Regierung feſtgehalten? . . .

„Sie haben Recht, meine Damen. Themis hat mir die Augenblicke geraubt, die ich

der Freundſchaft weihen wollte. Die liebe Göttin iſt von Natur ein wenig ernſthaft, und ich muß geſtehen, daß ſie mich von Herzen ennuyirt hat." —

„Ach Sie armer L**! Gab es denn keinen unterhaltenden Prozeß?"

„Man geht wahrhaftig nicht auf die Regierung, um ſich zu unterhalten. Aber attendéz — etwas Intereſſantes gab es doch. Man referirte die Klagſchrift eines ſiebenzigjährigen Greiſes, dem ſein Sohn ein kleines Erbe von dreihundert Gulden abſtreiten will!"

„Ah le traitre! Aber vermuthlich iſt dieſer Sohn in ſchlechten Umſtänden?"

„Du tout! Er iſt ein Crösus, — aber ein hartherziger Unhold. O, es iſt ſchrecklich, was es für Menſchen auf der Welt giebt!"

„Ciel, — est il possible!"

„Wenn Sie ihn geſehen hätten, dieſen ehrlichen Greis, Sie würden Thränen ver-

gessen haben, süße Thränen, die ich aus Ihren Augen küssen möchte. Er hat sich für seinen Sohn arm gemacht und das ist nun sein Dank!"

„Ich liebe diese Wärme, mein lieber L**," unterbrach ihn der Minister. „Im trocknen Geschäftsgange ist es viel werth, wenn Herz und Kopf harmoniren!"

„Allons Messieurs — Silence!" unterbrach ihn die Präsidentin von H**, „warum wollen wir uns unlustig machen? Kommen Sie lieber L**, wir haben mit dem Spiele auf Sie gewartet." — Man versammelt sich um den Spieltisch, L** schüttet seine Geldbörse aus, und kaum ist das Spiel im Gange, als unten im Hofe eine rauhe Stimme ertönt. Man horcht. Es ist ein Blinder, der eine Ballade singt, die wenig Werth hat, aber durch das, jeder Strophe angehängte Ritournelle: „Gebt einem armen Blinden ein Allmosen, damit er nicht verhungert!" — interessant gemacht wird; der

Geſang fiel den Damen auf. Die Bitte des Greiſes rührte ſie nicht, aber ſie lachten über ſeine närriſche Stimme, und den ſonderbaren Accent, den er auf die Worte legte.

„Was der alte Filou wohl für eine närriſche Phyſiognomie haben mag," räusperte die Präſidentin.

„O gewiß, zum Todtlachen," fiel das Fräulein von P** ein, das über jedes geknickte Gänſeblümchen weinte, und Verzuckungen bekam, wenn ſie einen todten Vogel ſah. „Er kräht ja wie ein Hahn!"

Aus Gefälligkeit für das Frauenzimmer, befahl der Graf ſeinen Bedienten, den Blinden heraufzuholen. Er erſchien, und da er nicht ſehen konnte, machte ihn nichts irre, er begleitete ſeinen monotonen Geſang mit einem von Apoll verwünſchten Fiedelbogen, und verzog ſeine Mienen beym Singen ſo ſeltſam, daß die Damen laut an zu lachen fingen. Nur der Graf blieb ernſt-

haft, näherte ſich ihm wie er geendet hatte, und fragte freundlich, ob er ſchon lange blind ſey. —

„Noch nicht lange gnädiger Herr," antwortete er. „Ach Gott! jetzt bin ich der Unglücklichſte aller Menſchen, aber einſt war ich reich und froh!" —

„Und welchen Stand hattet Ihr?"

„Ich war ein wohlhabender Landmann."

„Und was hat Euch ſo entſetzlich herunter gebracht?"

„Ein Sohn, — ein treuloſer Sohn! Ach ich liebte ihn über alles, und jetzt verachtet er den Vater, den er an den Bettelſtab brachte!"

„Der Elende! hat er Vermögen?"

„Er hat das Meinige in Händen, und ſich ein einträgliches Amt, mächtige Gönner und ſelbſt den Adel dadurch erworben." —

„Und doch thut er nichts, Euch zu helfen?"

„Nicht allein das! Müde mich zu ſehen, müde ſich zu ſchämen, nicht etwa ſeines Verbrechens, ſondern meines Elendes, das doch ſein Werk iſt, hat er mich vor drei Jahren einſperren laſſen, und im Hospital wo ich ſchmachtete, verlor ich das Geſicht. Krankheit und Elend nagten an meinem Leben, das Grab war meine letzte Hoffnung, aber auch dieſe wurde mir geraubt, denn ich genas. Jetzt verſtieß man mich ſogar aus dem Armenhauſe, weil mein unnatürlicher Sohn nichts mehr zu meiner Verpflegung thun wollte, — ich ward Bettler, aber ich gehe nur des Nachts umher, weil ich am Tage erkannt zu werden fürchte!"

Die Damen wurden jetzt im Ernſte gerührt, und L**, der bläſſer ausſah wie alle Uebrigen, ſchien mit einem tödtlichen Verdruſſe zu kämpfen. Der Graf nahm ſeine Betrübung wahr, und fragte ihn theilnehmend: „Wird Ihnen übel lieber L**?"

„L**?" rief der Blinde, „o Gott! das iſt der jetzige Nahme meines Sohnes!"...

„Weſſen?"...

„Ach nur zu gewiß! O Sohn! Sohn! Mein Auge erblickt dich nicht, aber meine Thränen fallen laſtend auf deine Seele!"

L** ſtarrte wie vernichtet vor ſich nieder, — dann ſprang er plötzlich auf, und ſtürzte aus dem Saale. Alle ſahen ihm erſtaunt nach.

„Ich bin verloren, ſeufzte der Alte. Er hat mich erkannt, er wird mich aufs Neue verfolgen, — wo ſoll ich mich verbergen?"...

„Seyd ruhig Alter, erwiederte der Graf, ihr ſteht von dieſem Augenblicke an unter meinem Schutze. Das Ungeheuer! erſt vor einer halben Stunde ſprach er vom Undanke, und jetzt"...

Er bemerkte in dieſem Augenblicke L**s Geldbörſe auf dem Tiſche, nahm ſie, und ſprach, indem er die ſeinige dazu legte und

ihm überreichte: hier unglücklicher Mann iſt etwas auf Abſchlag der Wohlthaten, die euer unwürdiger Sohn von Euch empfangen hat. Nehmt es hin, und danket der Vorſehung, daß ſie Euch in mein Haus führte!

Der Fürſt, dem die Sache vorgetragen wurde, entſetzte L** ſeines Amtes, denn wie konnte ein ſo verabſcheuungswürdiger Menſch, ein guter Beamter ſeyn? — und ſtellte dem unglücklichen Vater ſein ihm entriſſenes Vermögen wieder zu. Ein Urtheilsſpruch würdig dieſes großen Monarchen!

Bruchſtücke

aus

den nachgelaſſenen Codicillen

eines Weiberkenners.

I.

Frage und Antwort.

„Warum werden ſo viele Mädchen alte Jungfern?" — Wäre ich ein Gelehrter, ſo würde ich erſtens das Verhältniß in der Anzahl des männlichen und weiblichen Geſchlechts zu finden ſuchen, weil ſich ſchon vielleicht hieraus eine Urſache der ſteigenden Vermehrung der alten Jungfern vernehmen ließe. Ich würde zweitens ſagen, daß der Soldatenſtand ſo viele tauſende zum eheloſen Leben zwinge, und was dergleichen ſtaatswirthſchaftliche Gründe mehr ſind. Allein da ich blos auf geſunden Men-

ſchenverſtand, und nicht auf Gelehrſamkeit Anſpruch mache, ſo muß ich was dahin gehört, übergehn. Es giebt außerdem ſo viele Celibataires, die ein artiges Einkommen beſitzen, die weder Soldaten noch Mönche ſind, und doch vor Hymens goldenen Feſſeln fliehn. Sogar wächſt dieſe Klaſſe täglich, und mit ihr die der alten Jungfern. Woher dieſe Erſcheinung?

Näher mein ſchönes Mädchen, ich will diskret ſeyn, und leiſe ſprechen!

Wie hoch kommt Ihnen Ihr Anzug zu ſtehn, und wie oft verändern ſie denſelben im Jahr?

Spielen Sie?

Können Sie ohne Bälle, Konzerte, Opern und Abendkränzchen leben?

Reiſen Sie im Sommer aufs Land und ins Bad?

Haben ſie viel Bekannte unter dem Männergeſchlechte?

Steigen Ihnen bisweilen nicht Launen und Grillen zu Kopfe?

Werden Sie bürgerlich genug denken, Ihre Kinder selbst zu stillen?

Können Sie einen schönen Anzug sehn, ohne zu wünschen einen Aehnlichen zu haben?

Haben Sie wohl eher über die Bestimmung der Gattin und ihre Pflichten ernsthaft nachgedacht?

„Mein Gott, welche albernen Fragen!"

Sie können Recht haben, meine Dame, aber doch machen unsere Celibataires, diese und ähnliche Fragen ganz gewiß, ehe sie sich zum Mönchsgelübde entschließen.

Und nun habe ich noch eine geheime Ursache in Petto, — aber kommen Sie einen Schritt näher, damit ich sie Ihnen ins Ohr flüstre:

Was sonst in der alten rauhen Zeit nur das Weib schamhaft in der Brautnacht gab, das geben in unsern aufgeklärten

Zeiten ſo viele Mädchen; das iſt eine Blume geworden, die jeder Knabe am Wege pflückt. Wozu daher das läſtige Joch?

Mädchen, Mädchen! eine alte Jungfer iſt gewöhnlich ein grämliches, ungeſelliges, verachtetes Geſchöpf: aber wie viele oder wie wenige unter euch ſind es werth Mütter und Gattinnen zu ſeyn?

II.

Die ſechszehn Jahre.

Aus Adelaidens Tagebuch.

„Sechszehn Jahre ſind ein gefährliches Alter für ein junges Mädchen!“ ſagte Tante Friedchen zu meiner Mutter, als ich eben in die Thüre trat. Sie ſaß auf dem Sopha, und las die Zeitung. Meine Mutter war mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt, und hörte zu. Das Wort meiner Tante ging bei mir nicht verloren, und ich zerbrach mir gewaltig den Kopf darüber, worin denn das Gefährliche des Alters wohl ſtecken möge. Unbemerkt nahm ich meinen Kalender heraus, ſah nach, wie weit ich noch von dieſem ſchlimmen Zeitpunkt entfernt ſeyn möchte, und empfand ein mit Bangigkeit gemiſchtes Vergnügen, als ich fand, daß mein Ge-

burtstag nur noch einige Monate entfernt ſey.

„Adelaide," fieng meine Tante an, „ich habe hier ſo eben ein artiges Anekdötchen geleſen."

Darf ich es hören Tante? —

„Ja," erwiederte ſie, „wenn du erſt achtzehn Jahre alt ſeyn wirſt. Früher ſollte kein Mädchen in den Spiegel ſehen, und vor dem zwanzigſten weder ſchreiben noch leſen lernen."

Und warum das? fragte ich. Tante Friedchen ſagte nachher, ich hätte verzweifelt dumm ausgeſehen.

„Weil das Leſen und Schreiben junge Mädchen weit führen kann. Man hat die Exempel ſeufzte ſie, und nahm eine Priſe."

Das war ein neues Räthſel für mich. Wohin ſoll einen das Leſen und Schreiben bringen können, dacht ich bey mir ſelbſt. Ich verſtehe beydes, und es hat mich noch zu nichts gebracht.

Mein Geburtstag kam heran, und beſcherte mir ein neues Kleid, nebſt einigen Bagatellen zum Putze, die freilich in meinem vierzehnten Jahre keine Bagatellen für mich waren. — Einige Wochen gingen hin, und noch empfand ich von dem Gefährlichen meines Alters nicht das Mindeſte. Mein Vater hatte vor einiger Zeit ein Landgut gekauft, und wir bezogen es jetzt zum erſtenmale. Unſer Nachbar auf dem Lande war ein Finanzrath, ein weitläuftiger Anverwandter meiner Mutter, und Vater von acht Kindern, mit welchen wir täglich zuſammen kamen. Unter dieſen befand ſich ein Knabe von neun Jahren, mit einem wahren Cupidokopfe. Es machte mir ein bisher unbekanntes Vergnügen, in den weichen goldgelockten Haaren des kleinen Eduard zu wühlen, in ſein heiteres blaues Auge zu blicken, und mein Bild darin zu ſuchen, wie in einem Spiegel. Bey den Spielen ſuchten wir immer zu derſelben

Parthie zu kommen; nur mir gab er die Hand beym Reihentanz, nur mich nannte er, wenn wir Blindekuh spielten. An einem stillen Sommernachmittage saß ich allein im Schloßgarten, an einem Akazienstrauche. Die übrigen Kinder waren unten im Thale bey der Mühle. Eben dachte ich an meinen kleinen Spielgefährten, als er zur Gartenthür herein schlich, und sich nach mir umzusehen schien. Ich stützte mich auf den Rasen, in der Stellung einer Schlafenden, doch so, daß ich zwischen den Fingern durchschielen konnte; leiser und immer leiser schlich er heran, und stand eine Weile vor mir, dann brach er einen Zweig, und wehete mir die Mücken ab. Einigemale berührte er mit den Fingerspitzen meine Stirne, und näherte sich mir so sehr, daß ich mich angeweht fühlte von seinem Athem. Es pochte gewaltig unter meinem Corset. Jetzt rief mich der Kleine zwei- oder dreimal leise bey meinem Nahmen, und als ich kein

Zeichen des Bewußtſeyns gab, fühlte ich ſeine warme Lippe an der Meinigen, und ein geheimes Feuer wallte durch mein Inneres. Ich wollte die Augen öffnen, aber ſie waren ſo feſt geſchloſſen, als ob der Schlaf ſie mit ſeinem magiſchen Stabe berührt hätte. Zweimal wiederholte der Kleine ſeine Liebtoſung, und das letztemal ſo kräftig, daß ich ehrenhalber erwachen mußte.

„Ich wollte ein Mückchen verſcheuchen, das ſich an deinen Mund geſetzt hatte", ſagte er mit der Miene der Unſchuld. Ich wurde roth, und er nicht minder.

Geſchäfte riefen den Finanzrath noch vor dem Ende des Sommers nach der Stadt, und Eduard mußte ſeinem Vater folgen. Nun wurde mir das Land zur Einöde. Im Herbſt beſuchte uns der junge Baron Wellheim mit ſeinem Hofmeiſter. Er mochte ſechszehn Jahr alt ſeyn, und verband mit einer einladenden Bildung herrliche Anla-

gen, nur hatte ihn sein Vater der Oberforstmeister von Wellheim, etwas verwildern lassen. Das Bild des kleinen Eduard's erblaßte allmählich in meiner Seele, und das des jungen Barons verdrängte es bald ganz. Ob er sonst gleich ein wenig wild und ausgelassen war, so schien er doch mir gegenüber, sanft und folgsam wie ein Kind. Oft spielten wir mit einander wie Kinder; freilich hatte Amor sein Spiel dabey, aber er war erst jung geworden in unserm Herzen, und hatte weder Flügel noch Pfeile. Eines Tages hatten wir Gäste, und es wurden der Gesundheiten so viele bey Tische ausgebracht, daß mehrere Herren Anfälle von Schwindel bekamen. Ich schlich mich auf mein Zimmerchen, klimperte auf meinem Klavier, gähnte, und schlenderte in den Garten, wo sich der Baron schon befand. Wir irrten zusammmen einige Gänge durch, und bestiegen einen Hügel, der uns die Aussicht

ins Feld gewährte. Der Baron drückte meine Hand wärmer, wie sonst, — denn der Wein mochte ihn vielleicht kühner gemacht haben. Mit einem Mahle ergriff er mich bey der Hand, und zwang mich mit ihm den Hügel hinab zu springen. Wir glitten aus, und lagen an der Erde. Unglücklicherweise hatte sich im Springen mein Halstuch verschoben, und die Lippen meines unbescheidenen Liebhabers machten sich diesen Zufall zu Nutze.

Von diesem Augenblicke an vermied ich ihn, denn ich schämte mich, ihm ins Auge zu sehen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, bey Tische einige halbe Blicke auf ihn zu werfen. Er kam mir demüthiger und bescheidner vor, als je.

Die Zeit seiner Abreise näherte sich, und da wir die letzten Tage keine weiteren Besuche hatten, so konnten wir uns nur bisweilen auf Augenblicke ohne Zeugen sehen. Den Tag vor seiner Entfernung steckte er

mir ein Briefchen in den Handſchuh, worin er mich bat, ihn eine Unterredung unter vier Augen zu geſtatten. Er habe mir ſehr viel zu ſagen, ſchrieb er unter andern, was er dem Papiere nicht alles anvertrauen könne. Zufälliger Weiſe waren wir nach Tiſche ein viertel Stündchen allein im Speiſezimmer, und ich hatte Gelegenheit ihm zu ſagen, daß ich keinen ſchicklichen Ort zu einer Zuſammenkunft wiſſe.

„Ich wüßte wohl einen," ſagte er, — „aber" —

Nun, aber?

„Ihr Zimmer Adelaide!"

Wie können wir auf meinem Zimmer beyſammen ſeyn, ohne bemerkt zu werden?

„Des Nachts!"....

Ich ward ungehalten, und wollte ihm eben eine Strafpredigt über ſeine Zumuthung halten, als wir durch meine Tante und Mutter unterbrochen wurden. Die Nacht kam heran, ich war in meinem

Schlafzimmer allein, warf mich in mein Nachtkleid, löschte mein Licht aus, und warf mich aufs Bette. Nicht lange, so stand ich wieder auf, öffnete den Riegel an der Thüre, den ich vorgeschoben hatte, und horchte, ob sich nichts in meiner Nachbarschaft bewegte. Es schlug zwölf. Eine Empfindung des Unwillens ergriff mich, und wuchs mit jedem Glockenschlage. Schnell hüllte ich mich in mein Bette, ließ aber doch die Thür unverschlossen.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, als mein Nachtbesuch erschien. Leise wie ein Geist, und in diesem Augenblick mir wahrlich eben so furchtbar, näherte er sich mir, und ergriff meine Hand, die er schweigend zwischen der seinigen hielt. Lange kam kein Laut über unsere Lippen. Endlich setzte er sich zu meinen Füßen, und machte mir die beredteste Erklärung seiner Liebe. Ich war spröde, und er flehte, ich gab nach, und er wurde verwegen. Ich zürnte, und er bat

ſo rührend um Verzeihung, daß man verzeihen mußte. Aber wenig Augenblicke darauf, hatte er Urſache, allerdings um welche zu bitten. Amor hielt unterdeſſen nicht ſo gut Wache, daß er den Schlaf abgehalten hätte, uns zu beſchleichen. Ich weiß nicht mehr in welcher Lage wir waren, als meine Tante mit einem durchdringenden Schrey uns weckte.

Man denke ſich dieſe Scene, und wie uns zu Muthe ſeyn mußte!

Siehſt du nun wie gefährlich die ſechszehn Jahre ſind, ſagte ſie nachher öfters; und noch nach zwey Jahren, am Tage meiner Verbindung mit Wilhelm, gab ſie mir folgende Ermahnung:

„Wenn du einſt Töchter haſt, ſo hüte ſie in den gefährlichen ſechszehn Jahren. Gieb ihnen keinen Spiegel vor dem achtzehnten, und laß ihnen keinen Unterricht im Leſen und Schreiben geben vor dem zwanzigſten!“

Der guten Tante mocht' es wohl mit ihren ſechzehn Jahren ergangen ſeyn wie mir.

III.

Dem Andenken meiner Auguſte.

Ein ſchönes, aber geiſt- und herzloſes Weib, iſt für den Mann, was eine Puppe für das Kind iſt, ein liebliches Spielzeug, ſo lange es noch den Reiz der Neuheit hat.

Aber ewig neu ſind die Reize des Weibes mit edlem Herzen und ſchönem Geiſte. Es iſt durchaus unmöglich, mit leerem Kopfe und verwahrloſetem Herzen wahrhaft ſchön zu ſeyn.

Aeußere Wohlgeſtalt allein, iſt eine wohlklingende Rede ohne Verſtand, eine Blume ohne Geruch, ein Gemälde ohne Leben.

Heiterkeit! Weiber bewerbt euch um dieſe ſchöne Tugend, denn alle Liebesgötter, wie unſre Dichter ſagen, haſſen den Trübſinn, und fliehen vor der bewölkten Stirn. Im

geiſtreichen Auge entzückt ſie wie milde Frühlingsſonne.

Julie hatte die ſchönſten Augen unter allen Mädchen mit ſchönen Augen in B**. In dieſen ſchönen Augen ſah ich einſt eine Thräne glänzen, — und ich muß auch meine Schwachheit geſtehn, ich würde in dieſem Augenblicke ein Königreich darum gegeben haben, hätte ich dieſe ſchöne Thräne wegküſſen dürfen. Aber kaum erfuhr ich, daß Julie eines verunglückten Planes ihrer Eitelkeit wegen, weine, als dieſe Thräne alle Reize für mich verlor.

Ich ſah einſt mit Auguſten, meiner geliebten Auguſten! an einem ſchönen Sommerabend die Sonne untergehen, und wir ſprachen von Scheiden und Unſterblichkeit. Da perlte auch eine Thräne in ihrem Auge. O, wie viel ſchöner war dieſe Thräne wie Julien's Thräne, und doch war Auguſten's Auge weit weniger ſchön!

Ein andermal ſprach ich mit ihr von den

unverſchuldeten Leiden einer unglücklichen Familie, und ſie weinte eine Thräne des ungekünſtelten Mitleids mit mir. Aber ſchnell erheiterte ſich ihr Auge, und ſie reichte mir lächelnd ihren Ring dar, um den Unglücklichen zu helfen. O, dieſe Thränen! dieſes Lächeln! Nie in meinem Leben habe ich eine ſchönere Thräne, und nie ein ſchöneres Lächeln geſehen. Sie ſchien mir in dem Augenblicke eine Göttin, ich vergaß daß ſie die Tochter einer ſterblichen Mutter ſey, ich ſank nieder auf meine Kniee, und bedeckte ihre Hand mit Thränen der Rührung und Liebe.

Und von dem Augenblicke an wurde ſie meine Auguſte, die mir lange mein Daſeyn verſchönerte, bis dieſer himmliſche Blick zu früh ins Grab ſank. Ich werde bey der Rückerinnerung an Sie, ernſter wie ich es wollte. Aus Erfahrung lernte ich es, wie himmliſch gut ein Weib werden kann, lernte, daß unter allen Lebensgütern für den

Mann kein größeres, wünschenswertheres, schätzbareres und heiligeres Gut geben kann, wie die Liebe eines Weibes, welches gut und edel ist, wie meine Auguste es war.

Ich wiederhole es auch: mit einem leeren Kopfe, und einem verwahrloseten Herzen, ist es unmöglich schön zu seyn.

Sanftmuth ist die Rose im Kranz weiblicher Tugenden, schwesterlich vereint mit ihr ist die Bescheidenheit, aber schöner wie beym Erwachen des Tages, des Himmels Erröthen in Osten ist, tausendmal schöner ist die Röthe der Scham, auf dem Antlitze der Unschuld.

IV.

Die Wahl der Gattin.

Lindlof war ein raſcher, empfindungsvoller Jüngling, mit unverbeſſerlichen Grundſätzen und einem Schatz ausgebreiteter Kenntniſſe, die ihn berechtigten, Anſpruch auf eine etwas mehr als gewöhnliche Rolle zu machen. Er wurde bemerkt, und es währte nicht lange, als er auf einer Stufe ſtand, die ſeinen Verdienſten angemeſſen war. Daß ein junger Mann wie er, der von der Natur mit nicht gewöhnlichen Reizen, und vom Schickſal mit Glückgütern und Anſehn reich beſchenkt war, manches Mädchen zu, aber nicht verwerflichen, Spekulationen verleitete; wie ſie durch ihn am beſten zum summum bonum aller Mädchen, weß Nahmens und Standes ſie auch ſeyn

mögen, gelangen könne, das gehört so ganz zu den Alltäglichkeiten, und den Dingen die sich von selbst verstehn, daß es kaum erinnert zu werden verdient. Wo nur irgend eine Schwester, Tochter oder Nichte in ihrem stillen Kämmerlein um einen Mann seufzte, da war Lindlof gewiß, bemerkt und hervorgezogen zu werden; er sah es wohl, und allmählich dachte er im Ernst darauf, aus der Legion der heirathslustigen Mädchen, sich eine zu erwählen. Nicht unüberlegt wollte er bey der Wahl zu Werke gehen, um sich nicht gleich so vielen unüberlegt zum Märtyrer des heiligen Sacraments der Ehe zu machen, und er beschloß, sich zu diesem Ende seinem ältern Freunde Hilmer zu entdecken, der ihn bey dem schwierigen Geschäfte leiten sollte.

„Das ist eine kitzliche Sache, lieber Lindlof," antwortete Hilmer, „und um so schwieriger, da von dem Glücke deines Lebens die Rede ist. Aber laß hören, welche

Anſprüche machſt du, und was verlangſt du von dem Weibe, dem du deine Hand geben willſt?"

„Je nun," antwortete Lindlof lächelnd, „hübſch muß ſie vor allen Dingen ſeyn, wenn auch nicht blendend ſchön. Sie ſoll Verſtand haben, Talente beſitzen, zu gefallen wiſſen, aber nur mir; angenehm im häuslichen Umgange ſeyn, und eine gute Mutter zu werden verſprechen."

„Das heißt, du verlangſt eine Unmöglichkeit, denn ich zweifle ſehr, daß zwiſchen dem Nord- und Südpol ein weibliches Weſen gefunden wird, das dieſen Forderungen ſämmtlich entſpricht. Aber laß uns einen Augenblick einen Blick auf die Mädchen werfen, von denen allen du keinen Korb zu beſorgen haben würdeſt. Ich werde ein unpartheyiſcher, aber ſtrenger Cenſor ſeyn!"

Lindlof dachte einen Augenblick nach. „Laß uns mit Henriette F*** beginnen," — ſagte er endlich.

„Henriette F***?" In der That, deine Wahl ist nicht übel, denn sie ist ein Mädchen voll Geist und Witz, spricht wie ein Buch, ohne ein Buch zu zitiren, trägt das Gepräge der Gutmüthigkeit auf der Stirne, und ist im Umgange frei und offen. Aber, lieber Lindlof, eben diese Henriette F*** hat einen ungebändigten Hang zu Zerstreuungen und öffentlichen Vergnügungen. Nur wenn sie von einem zum andern schwärmen, von einem Wirbel in den andern eilen, von einem Rausche in den andern sich stürzen kann, nur dann ist sie in ihrem Element. Kein Ball, kein Konzert, keine Redoute, kein Casino ohne Henriette, und wenn sich die Umstände einmal so fügen, daß sie zu Hause bleiben muß, so ist die schöne, die geistreiche, die witzige, die talentvolle Henriette, das unerträglichste Geschöpf auf Erden. Du siehst, lieber Lindlof, dies Mädchen ist keine Frau für einen Mann, der in Stunden der Sorge und

des Mißmuths im Arme ſeiner Gattin Erholung ſucht. Sie wird ihr Ballkleid garniren, wenn du dich mit ihr unterhalten willſt, ſich putzen, wenn du ihre Liebkoſungen wünſchſt, und auf den Ball fahren, wenn du am liebſten in ihrer Geſellſchaft ſeyn möchteſt!"

„Aber Sophie P***?" fragte Lindlof.

„Es iſt wahr, ſie gefällt allenthalben, — ihre Schönheit und ihr Verſtand ſtehen im genaueſten Gleichgewicht, alles drängt ſich um ſie, alles bewundert ſie, und doch wird ſie nicht eitel. Ich muß geſtehn, ich hielt ſie lange Zeit für ein ſehr vorzügliches Mädchen, und glaubte, daß ſo große Vorzüge nur durch ſehr kleine Fehler verdunkelt werden könnten, aber als ich einmal zur unerwarteten Stunde kam, hörte ich, daß Sophie mit ihrer Mutter in ſehr ungewählten Ausdrücken zankte. Geſchieht das am grünen Holze, was wird am dürren werden? Ein Mädchen daß ſich gegen ihre Mutter ver-

gißt, wird nie eine Gattin werden, wie man ſie ſich wünſchen muß."

„Du haſt Recht. Aber Clärchen H***?"

„O, ſchweig von ihr! Nicht allein daß Clärchen einen Hang zum Spiel hat, der unvertilgbar iſt, und alſo als Spielerin nie eine Gattin werden kann, wie ein gefühlvoller Mann ſie verlangt, ſo wirf nur einmal einen aufmerkſamen Blick auf ſie, und du wirſt ſehen, wie ſie den halben Tag mit der frivolen Beſchäftigung zubringt, ihr kleines Figürchen zu putzen, wie ſie mit allen Flitterſtaat der Mode ausſtaffiret iſt, und doch mit zerlöcherten Strümpfen geht, wenn ſie glaubt, daß man es nicht bemerkt. So etwas, lieber Freund, iſt gut, eine Maitreſſe daraus zu machen, aber zur Gattin taugt es nicht, oder etwa ſo viel, wie ein Weimariſcher Offizier zum Kriege."

„Da taugt ſie freilich von Herzen wenig," ſagte Lindlof lächelnd, „aber was haſt du

ſtrenger Richter denn an Juliane M*** auszuſetzen?"

„Juliane M***, mein lieber Freund, iſt das ſchönſte Mädchen in ganz L*, da haſt du nun freilich Recht. Ihre Figur iſt königlich, ihr blondes Haar ſeiden, und mit ihren Augen kann ſie allenfalls auch wohl einen vernünftigen Mann ein Paar Wochen zum Narren machen. Aber als ich Julianen näher kennen lernte, ſah ich, daß ſie eine lebendige Compoſition von Argwohn und Mißtrauen war, ein Mädchen, das zu keinem lebendigen Weſen Zutrauen hat. Ein ſolches Mädchen, das erſt achtzehn Jahre zählt, verdient gewiß ihrerſeits kein Zutrauen, denn ihr Mißtrauen iſt nicht die Frucht einer langwierigen, unangenehmen Erfahrung, ſondern ein Charakterzug, und wer alle Menſchen für Betrüger hält, ohne ſelbſt betrogen zu ſeyn, der iſt auch fähig jeden Menſchen zu betrügen! Haſt du aber

Luſt dir eine Hölle zu heitzen, ſo nimm dir ein argwöhniſches Weib."

„Nun wahrhaftig, mich ſoll es wundern, ob du endlich noch ein Mädchen findeſt, bey dem dein bedächtiges Aber wegfällt. Was ſagſt du zu Friderike L***?"

„Die nimm zur Frau, lieber Lindlof, wenn du Luſt haſt, Abends mit ihr im Mondſchein zu ſpazieren, wenn du fähig biſt, mit ihr über ein geknicktes Gänſeblümchen zu weinen, und wenn du ohne zu Gähnen ihre Verſe anhören kannſt. Ein empfindſames Frauenzimmer allein ſchon iſt ſchlimm, aber wenn ſie gelehrt dabey iſt, dann wird eine Compoſition daraus, die im Stande iſt, dem Manne ſein Haus auf ewig unleidlich zu machen. Wenn du des Mittags zu eſſen gedenkſt, wird ſie den Küchenzettel vergeſſen haben, und dich dafür mit ihren Balladen bewirthen, und wenn du deine häuslichen Sorgen mit ihr theilen willſt, wird ſie dich nicht zu Worte kommen

laſſen, weil ſie eben einen neuen Almanach von Schlegel, erhalten hat. Ihren Kindern wird ſie in der Taufe fantaſtiſche Nahmen geben, und ſie aus Göthen's Meiſter's Lehrjahren leſen lehren, und wenn ſie Töchter haben wird, wird ſie ſie eben ſo verbilden, wie ſie ſelbſt verbildet iſt. Das, lieber Lindlof, iſt keine Frau für einen Beyſitzer des Juſtizkollegiums, der Aufheiterung braucht. Nun, und welches Urtheil fällſt du über Louiſe R***?"

„Louiſe R***, lieber Lindlof, iſt ein Strudel, der alles an ſich reißt, alles feſt hält, in ſeinen betäubenden Zauberkreiſe um ſich her wirbelt, und am Ende alles wieder zertrümmert von ſich ſtößt. Hätteſt du nicht die mindeſte Anlage zur Eiferſucht, dies Weib müßte dich dazu verführen. Sie würde ihren Triumph darin finden, dich ein Paar Monate feſt zu halten, und dann ihre Augen nach einem Gegenſtande umherwerfen, mit dem ſie daſſelbe Spiel

anfinge und vollendete. Lieber noch die Verſemacherin, — Ein Unglück iſt beſſer wie das Andere!"

„Aber wahrhaftig, lieber Hilmer, ich bin am Ende. Du verwirfſt eine wie die andere, und ich glaube gar, du willſt mich am Ende in den Hageſtolzen-Orden hineinſchwatzen!"

„Nichts weniger, lieber Lindlof. Im Gegentheil, meine ſehnlichſten Wünſche würden erfüllt, wenn ich dir ein Mädchen nennen könnte, durch das dein Glück begründet würde, denn ich würde mich ſelbſt mit für einen Urheber deſſelben halten. Wage es, Amalien D** kennen zu lernen, die du freilich auf keinem einzigen Balle, auf keiner einzigen Redoute geſehen haben wirſt, weil Häuslichkeit die erſte Blume im Kranze ihrer Tugenden iſt, und du wirſt erfahren, daß ein Mädchen ohne ſchön, ſelbſt ohne hübſch zu ſeyn, das liebenswürdigſte, angenehmſte Geſchöpf auf Erden ſeyn

kann, das alle Tugenden beſitzt, die eine Gattin liebenswürdig machen. Sie macht keine Verſe, aber ſie urtheilt ſehr richtig über die, die ſie lieſet. Sie iſt keine Modenärrin, aber ſie folgt der Mode, wenn ſie mit ihrem richtigen Gefühle vom Schönen und Angenehmen übereinſtimmt. Am wenigſten iſt ſie gelehrt, aber ſie hat eine natürliche Bildung, ſie iſt häuslich, ohne mit einem Schlüſſelbunde zu prangen, und wenn du ein Weib ſuchſt, welches einmal das Vorbild deiner Töchter, die Verwalterin deines Vermögens, deine Tröſterin im Leiden, und die herzliche Theilnehmerin deiner Wohlfahrt ſeyn ſoll, ſo nähere dich Amalien D**, und du wirſt gefunden haben, was deine Wünſche dir als möglich zeichnen."

Lindlof folgte ſeinem Rathe, lernte Amalien kennen, wurde mit jedem Augenblicke entzückter über dies holde, anſpruchloſe Geſchöpf, bot ihr ſeine Hand an, und wurde der allerglücklichſte Gatte.

V.

Florette.

(An Henriette Wolf.)

Florette ſpielte am Fuße des Plintimmon auf einer blumenreichen Wieſe, als ſie einen Goldfinken auf einer Leimruthe kleben ſah, über den ſchon der drohende Habicht ſchwebte, und den ſie ſchnell befreyete.

„Nimm ihn mit dir," ſagte die Mutter, „ſperre ihn in den Käfig, und hänge ihn dann vor das Fenſter."

Florette war nicht übel Willens, den Befehl in Ausübung zu bringen, aber jetzt flatterte das geängſtete Thier ſo ſcheu in ihrer Hand, daß ſie es zärtlich anblickte, küßte, und dann ſchnell fliegen ließ. Er flog im Kreiſe um ſie her auf ihrem Heim-

wege, ſetzte ſich auf einen Baumaſt vor der Thüre, und ſang ſo angenehm und ſo lieblich, daß die Mutter über ſeine unbedachtſame Freilaſſung ſchmälte. Aber Floretten reuete die Handlung nicht, die ſie allein dem Antriebe ihres Herzens beyzumeſſen hatte. Sie ſtand am folgenden Morgen früh auf, um dem Geſang des Vogels zu lauſchen, aber er war nicht da. Sie lief tiefer ins Gebüſch hinein, und plötzlich trat hinter einem blühenden Hagedornſtrauche eine weibliche Geſtalt hervor, klein nur, aber ſchön, und mit einem Engelblicke. Alle Farben der Wieſen umfunkelten ſie, und wenn ſie ging, ſtrahlte ſie wie ein Thautropfen, den die Sonne beglänzt. Die Dame ergriff freundlich ihre Hand und ſagte: „Ich bin die Fee Lilinette, und weit umher nur unter dem Nahmen, der Dame vom Felſen, bekannt, weil die Felſenhöhle von Plintimnon mein beſtändiger Aufenthalt war. Still und einſam lebte ich in dieſer

Einöde, ich zog mir den Haß der Königin zu, — sie verwandelte mich zur Strafe in einen Vogel, und schwur bey dem Stabe der Elfen, daß ich so lange in dieser Verwandlung leben solle, bis ein menschliches Wesen, von allem Eigennutz frey, mir eine Gefälligkeit erzeigen würde. Leichten Sinnes flog ich weg, denn ich hielt die Menschen für gut, und wußte nicht daß Eigennutz die einzige Triebfeder sey, die alle menschlichen Handlungen leitet. Man hatte mir gesagt, daß die Bewohner des Landes am wenigsten verderbt wären, weil sie den Luxus und dessen Laster nicht kennten, aber fünf lange Jahre hindurch hüpfte und flatterte ich um die Hütten herum, und mein Gesang erschallte fortwährend von den Strohdächern. Selten bemerkte man mein Hüpfen, selten hörte man auf meinen Gesang, und aller Lohn meiner Dienstfertigkeit war, daß man einen Stein ergriff, wenn ich nahe genug zum Wurfe kam

Mißmuthig floh ich in die Stadt, ſang auf Promenaden, in Lauben, oder am Rande eines Springbrunnens. Bald lernte man auch hier mich kennen, man lauſchte meinen Geſängen, aber ich merkte bald, daß ich rings umher von Netzen umgeben ſey, und flog davon. Endlich fing ich mich ſelbſt auf einer Leimruthe, und du gutes Mädchen retteteſt mich von der Scheingefahr, ohne mich gefangen zu halten, und ohne einen andern Lohn zu wollen, als das Vergnügen etwas Gutes gethan zu haben. Lilinette iſt dankbar, und ſie will dich belohnen, wie noch keine Fee belohnte, indem ſie dir nicht allein die Macht verleiht, deine Wünſche zu befriedigen, ſondern auch die Freiheit giebt, ſie wieder zurück zu nehmen."

Sodann ergriff ſie ihre Hand, führte ſie durch einen verworrenen Gang von Geſträuch und Steinen, und geleitete ſie zu einer Wölbung, wo das Tageslicht durch eine Felſenſpalte ſpärlich durchſchimmerte.

Hier ſetzte ſie ſich mit ihr auf eine Bank von Granit, und ſagte, indem ſie ihr zwey Quellen zeigte, die zu ihren Füßen hinrieſelten: „Siehe dieſe beyden Quellen, die mitten in dieſer Höhle entſpringen, und davon die eine in ein alabaſternes, die andere in ein Bette von ſchwarzem Kieſel fällt; eine dieſer Quellen heißt, die Quelle der Freuden, die andere, die Quelle der Leiden. Beyde Quellen entſpringen aus abgeſonderten Adern, im Gebirge, und brechen an zwey verſchiedenen Stellen hervor, nach einem kurzen Laufe aber vereinigen ſie ihr Waſſer, und wallen immer in einem gemiſchten Strome fort.“

„Jedem Andern ſind dieſe Quellen verſchloſſen, — dir aber ſey es vergönnt, frey daraus zu trinken, und durch ſie dein künftiges Leben zu beherrſchen. Wenn du das Waſſer der Freude aus der Alabaſterquelle trinkſt, ſo werden dir alle deine Wünſche gewährt. Je höher du ſie ſpannſt, um deſto

ſüßer wird deinem Gaumen das Waſſer dünken, hüte dich aber, dich durch die anlockende Süßigkeit nicht zu übermäßigen Trinken verleiten zu laſſen. Die üblen Wirkungen deiner Wünſche können nur dadurch vernichtet werden, wenn du aus der Quelle der Leiden trinkſt, und das Waſſer dieſer Quelle wird ſich nach Maaßgabe der Süßigkeit der erſtern, verbittern. Nimm alſo dieſen goldenen Becher Florette, — wünſche und trinke, denn du ſtehſt am Rande der Freudenquelle." — Was iſt natürlicher, als der Wunſch nach Schönheit, bey einem Mädchen? Ihre Züge waren nicht regelmäßig. Sie nahm den Becher, und wünſchte angenehm zu ſeyn. Das Waſſer war ſüß, ſie trank viel, und ſah mit unnennbarer Wonne das Mißverhältniß ſchwinden. Sie trank mit dem Wunſche vollkommen ſchön zu ſeyn, weiter, und ſie ward es, ward es in einem ſo hohen Grade, daß ſie berauſcht vor Freude zurückkehrte, und

ihre eitle Mutter mit ihrem Entzücken anſteckte.

Von jetzt an ſah man Floretten auf allen Tummelplätzen der Freude, in allen Sälen des Müßigganges. Ein Ball jagte den Andern, ein Feſt drängte das Andere, und im beſtändigen Rauſche herumgetrieben, hatte ſie kaum Zeit zu ſich ſelbſt zu kommen. Aber allmählich bemerkte ſie, daß Männer, die ſie heute vergötterten, morgen ſie gegen Buhlerinnen vertauſchten, bemerkte, das die Weiber mit geſchäftiger Zunge über ihren Ruf herfielen, und daß der allmählich eintretende Verluſt deſſelben von der Zeit an ſich datirte, wo ihre Schönheit ſich vermehrte. Heldenmüthig entſchloß ſie ſich deswegen, dieſem gefährlichen Vorzuge zu entſagen, ging nach der Quelle, trank, wünſchte ſich nur angenehm und nicht ſchön zu ſeyn, und endlich einen treuen Geliebten. —

Sie war nicht lange zurück, als ein junger Mann ſich bey ihr einfand, der ihrer

ganzen Zärtlichkeit werth schien. Er tändelte und schmeichelte, er sprach von der Allgewalt seiner Liebe, mahlte die Gluht seiner Leidenschaft, und hatte ihr Herz erobert, ohne daß es ihm Mühe gekostet hatte. Aber allmählich wurde er ihrer Küsse satt, und weil Florettens Tugend seinen anderweitigen Versuchen fest und standhaft widerstand, so verließ der Ungetreue sie, weil seine Hoffnungen mehr zu gewinnen, gescheitert waren. Unwillig suchte Florette ihre Beschützerin auf, aber sanft erwiederte Lilinette: „Meine Tochter, du kannst zwar für dich wünschen, aber auf Andere haben deine Wünsche keinen Einfluß. Du kannst durch die Wunderkraft des Quelles liebenswürdig werden, aber daraus folgt nicht, daß du auch geliebt werdest, denn du kannst weder Unterscheidungskraft noch Treue einflößen. Glück, welches du dir von andern Menschen herleiten willst, vermag ich nicht dir zu geben."

Dieſe eingeſchränkte Kraft des Quelles benahm Floretten auf eine Zeitlang den Muth ſo ſehr, daß ſie ihn gar nicht beſuchen mochte. Aber wie ſie bey mehrerer Bekanntſchaft mit der Welt ſah, daß Reichthum ein magnetiſcher Zauberſtab ſey, der Alles zu dem Beſitzer hinneige, und wie ſie bemerkte, daß Grazie und Schönheit allenthalben dem Golde nachgeſetzt werden, und Vornehme und Weiſe um das Lächeln der Reichen buhlten, ſo ging ſie zu der Quelle, trank, und ſah am andern Morgen ihre Juwelenkäſtchen gefüllt, und alle Fächer ihrer Schränke mit Gold verſehen. — Nun war ſie die erſte in jeder neuen und koſtbaren Mode, die Lieblingin des Publikums, und die Göttin, der alles opferte. Das tauſendzüngige Gerücht ſchrie ihren Reichthum hundertmal größer aus als er war, und überall wo ſie erſchien, war alles Aufmerkſamkeit, Bewunderung und Ehrfurcht. Diejenigen Damen die ſie vorher kaum eines

Blickes gewürdigt hatten, beugten ſich vor ihr, und ſagten ihr tauſend Schmeicheleien über Eigenſchaften die ſie beſaß und nicht beſaß. Bisweilen hörte ſie nun freilich auch wohl etwas von Glückspilzen murmeln, aber dann brüſtete ſie ſich um deſto mehr, erhob den Glanz ihres Putzes, vermehrte die Zahl ihrer Bedienten, und verdoppelte ihren Aufwand ſo ſehr, daß Niemand den Wettſtreit mit ihr beſtehen konnte. — Indeß man wurde ihres Reichthums gewohnt, man ſprang nicht mehr ans Fenſter, wenn ſie durch die Straßen fuhr, ſie lernte, daß ſich Bewunderung bald ſelbſt überlebt, und daß das Vergnügen des Aufwandes dahin iſt, wenn weder Neid noch Bewunderung mehr dadurch erregt wird. Sie ſah, daß die Ehrfurcht eine leere Formalität ſey, bemerkte, daß Alle die, welche ſich um ſie drängten, nur durch Eitelkeit und Eigennutz herbeygelockt wurden, ging zur Quelle, ſagte ihrem Feenreichthume Lebewohl, und wollte

hinfort nur durch Verſtand und Witz glänzen. Ein einziger Becher den ſie leerte, bewirkte das Wunder, und plötzlich fühlte ſie in ihrer Fantaſie ganz neue Ideenbilder aufſteigen; was ihr Gedächtniß ihrer Einbildungskraft vorhielt, nahm eine neue Geſtalt an, und verknüpfte ſich mit Dingen, mit denen es vorher in gar keiner Verbindung geſtanden hatte. Wo ſie war, athmete ſie nichts als Spötterey, Tadel und Reformation, ſie konnte keine Erzählung hören, ohne den Erzähler zum Schluſſe anzufordern, weil er ihr Langeweile machte; und jedes geſellſchaftliche Vergnügen ſtörte ſie durch ihre ſarkaſtiſchen Bemerkungen. Ein Betragen, welches ſie, wie man leicht denken kann, allenthalben gefürchtet, unwillkommen und verhaßt machte. Ihr Scherz, und ihre beißenden Bemerkungen waren immer die Folge gänzlicher Verachtung. Was Wunder, wenn alle Welt über ſie ſchrie, und man einmüthig ſich zu ihrer

Verfolgung und Herabsetzung verband? Jedes Auge war geschärft, ihre Fehler zu entdecken, jede Zunge geschäftig, ihren Theil zur Verunglimpfung ihres Charakters beyzutragen. Bey der reinsten Keuschheit ihres Herzens ward sie beschuldigt, daß sie ihre Gunstbezeugungen verschwende, weil sie in der Unterhaltung mit Männer nicht zurückhaltend war, bey dem edelsten Gefühl menschlicher Trefflichkeit hielt man sie für kalt oder neidisch, weil sie mit ihrem Lobe sparsam war, bey dem zärtlichsten Mitleid gegen den wahrhaft Unglücklichen machte man ihr den Vorwurf, sie weide sich an Anderer Leiden, weil sie mit dem Unglücklichen nicht in laute Klagen ausbrach. Sie spottete über alle erheuchelte Güte, über jedes maskirte Mitleidsgefühl, und man nannte sie eine Feindin der Gesellschaft und der Menschheit.

Nur zu bald war Florette es überdrüssig, ein allgemeiner Gegenstand des

Haſſes zu ſeyn, und ſie bat Lilinette ihr das gefährliche Talent des Witzes wieder zu nehmen. Lange ſtand ſie unſchlüſſig am Quell, denn ſie wußte nicht, was ſie ſich wünſchen ſollte. Sie war ſchön geweſen, und ihr Geſchlecht verfolgte ſie, ſie hatte ihr Glück in der Liebe geſucht, und war betrogen, ſie war reich geweſen, und hatte ſich doch die Zufriedenheit nicht kaufen können, ſie war geiſtvoll und witzig geweſen, und man verfolgte ſie, weil ſie es nur darauf anlegte, mit ihrem Witze zu kränken, man haßte ſie, weil ſie nur bemüht war zu glänzen.

Nachdenkend trat ſie der Quelle näher, ergriff den Becher, und leerte ihn dreimal, indem ſie ſich Sanftmuth, Beſcheidenheit und Liebenswürdigkeit wünſchte. Froh über dieſe glückliche Wahl umarmte Lilinette ſie zärtlich, und jetzt erſt wurde Florette glücklich, jetzt erſt betrat ſie den wahren, einzig möglichen Weg zur Zufriedenheit!

. . .

Ein einfältiges Märchen? ſagſt du, liebe Henriette....

„Du magſt Recht haben, — aber glücklich will ich den Mann preiſen, der in dir einſt das Glück ſeines Lebens ſuchen wird, wenn du Florettens letzter Wahl aus der Fülle deines Herzens beiſtimmſt."

„Mädchen, — noch hüpfſt du im Flügelkleide dem Leben erſt entgegen. Präge es in deiner Seele tief ein, daß Sanftmuth, Beſcheidenheit und Liebenswürdigkeit allein, das Weib zur Grazie machen, und die lieblichſten Blumen im Kranze ihrer Tugenden ſind. Dann Henriette wirſt du glücklich ſeyn!"

VI.

Wahrheit und Ketzereyen.

Man ſagt wohl, die Liebe komme und gehe wie es ihr gut dünkt, aber mit eurer Erlaubniß, ich halte das für wenigſtens nicht ganz wahr. Den erſten Eindruck können wir freilich nicht vermeiden, aber wir können ihn ſchwächen durch Flucht, Zeit und Abweſenheit, und am Ende gar vertilgen. Die Liebe wird nur ſtark durch unſere Schwäche. Da wendet mir nun jemand ein, man ſey nicht Meiſter ſeines Herzens, die Liebe ſey Sympathie, und der Himmel mag wiſſen was Alles. Aber wollt ihr wiſſen, warum dieſe Gemeinplätze ſo viele Vertheidiger finden? Darum, weil jeder dabey intereſſirt iſt, daß es ſo und nicht anders ſey. Wenn man einen einfäl-

tigen Streich gemacht hat, ſo ſucht man immer Gründe von außen auf, die ihn entſchuldigen.

Woher die vielen unzufriedenen Ehen ſich ſchreiben? Daher, mein Freund, weil die Weiber es vergeſſen, daß ihre Pflicht iſt, ihre Männer glücklich zu machen. Sie ſcheinen in der Regel nur zu glauben, daß der Mann zum Spielwerk ihrer Launen geſchaffen iſt. In fünf Sechstheilen wenigſtens liegt die Schuld unglücklicher Ehen am Weibe, denn eine hochachtungswürdige Frau, die ein wenig im Stande iſt Launen zu tragen, ein wenig Coketterie beſitzt, und ein wenig Beurtheilungskraft hat, kann aus ihrem Manne ſchaffen was ſie will, es müßte denn ein Extrem der Rohheit ſeyn. Schwer, beinahe unmöglich iſt es, daß ein Mann auf die Dauer der geſunden Ver-

nunft, im Munde eines ſanften Weibes, welches ſich ihm nicht vorher verächtlich gemacht hat, widerſtehn könne.

Weil des Mädchens Rede von Honig fließt, weil ſie ſo angenehm, ſo gefällig, ſo beſcheiden, ſo anſpruchlos iſt, darum meint ihr müſſe die Gattin es auch ſeyn? O, gefehlt. Sie machen es wie der Pabſt Sixtus. Ehe er die Schlüſſel Petri gefunden hatte, fügte er ſich in die Umſtände, nachher war er ein Despot. Denn freyer lächelt die holde, ſüße, gefällige Geliebte, dem Gatten aber folgt, die ſchwer zu duldende, ſaure Kippe ins Ehebett, jenſeits deſſen man nur zu oft erkennt, daß der Traum, den die glückliche Unwiſſenheit der Jugend ſo romantiſch träumte, Traum war.

Die Launen des wunderlichen Dinges welches wir Weib nennen, sind unerschöpflich. Die meisten von diesem Geschlechte bleiben ewig Kind, und wohl dir, wenn du eine gefunden hast, die, wenn auch spät doch wenigstens einmal aufhört es zu seyn.

Unter zehn Herzensangelegenheiten ist die Liebe vielleicht nur ein einzigesmal im Spiel. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehn, das Fliehn vor sich selbst, das Bedürfniß, einmal ein Liebesabentheuer anzuknüpfen, der Wunsch zu gefallen, alles Dinge die einer Leidenschaft nicht im mindesten ähnlich sind, werden so oft die Veranlassung einer so genannten Liebe, und nur die Weiber sind es in der Regel, die den Irrthum am meisten bestärken, weil ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt wird.

Es giebt Weiber, die ſich mit ihrer Tugend brüſten. Aber unterſucht das Ding einmal in der Nähe. Hat ſie nicht vielleicht nur der Liebe ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Liebe widerſtanden? Wie kann man einen Menſchen tapfer nennen, der niemals kämpfte? Zeigt mir ein Weib das der günſtigſten Gelegenheit, der zärtlichſten Liebe, und der Gewißheit des Geheimniſſes ohnerachtet ſich nicht erſchüttern ließ, und ich will ſie kühn das achte Wunder der Welt nennen.

Es giebt Augenblicke, wo das tugendhafteſte Weib oft das Schwächſte iſt. Das macht, weil die Natur ſtets über ihren Vortheil wacht. Das Bedürfniß zu lieben, gehört zu dem Weſen des Weibes, ſeine Tugend iſt nur ein Schmuck.

Schwachheit iſt der Stoff, aus dem die Weiber gebildet wurden, und Empfindſamkeit ihre Grube. Jahrhunderte wähnen ſie ausdauern zu können, einer Ewigkeit wollen ſie trotzen, und die Ewigkeit erliegt oft einer Minute.

Eine Geliebte die Hochachtung verdient, wird vielleicht eine vortreffliche, muſterhafte Gattin. Du wirſt einen hohen Grad von Ehrfurcht für ſie fühlen, aber Leidenſchaft? Sehnſuchtsvolle Zärtlichkeit? Unmöglich. Und was iſt natürlicher? Durch ihre Verdienſte fühlſt du die deinigen verkleinert, du biſt gezwungen ſie zu ſchätzen, — Adieu Liebe! Ihre Tugenden ſind gewiſſermaßen ein Verweis für dich, dein Stolz empört ſich, dein Selbſtgefühl regt ſich, — Adieu Liebe!

Ein Weib das ihren Mann durch ſtete Liebkoſungen feſſeln will, geht weit weniger ſicher zu Werke, wie ein ſolches, das ihre Launen an ihm ausläßt, das in beſter Form eigenſinnig iſt, und wohl gar mitunter zankt. Launen ſind das Salz der Liebe. Zänkereyen, Aushöhnungen, Eiferſucht und Empfindlichkeit, nur mit den gehörigen Modifikationen, das ſind ihre beſten Nahrungsmittel. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart wird man bald gewohnt, man hat immer Recht mit ihr, und das erregt Langeweile. Wo dieſe aber erſt einreißt — Adieu Liebe!

Liebe heißt in der That nichts weiter, als ein Bedürfniß befriedigen. Willſt du glücklich ſeyn, ſo ſuche dir kein gelehrtes Weib, ſondern ein ſolches, das angenehm unterhält ohne gründlichen Ernſt, das eine

frohe Laune beſitzt, Geſchmack an geſelligen Freuden hat, und vor einer Herzensangelegenheit eben nicht erſchrickt. Wir Männer bedürfen nicht der Tugenden der Weiber, ſondern ihres Frohſinns und ſelbſt ihrer Schwachheiten.

Wenn Liebe durch Freundſchaft und Vernunft allein geleitet wird, ſo iſt ſie keine Leidenſchaft mehr, und wenn du über den Sternen taumelſt, und in die Fußtapfen der alten Romanhelden trittſt, ſo artet ſie in Narrheit aus. Wenn die Vernunft, oder ein outrirter Enthuſiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, ſo wird die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerey. Medium tenuere beati.

Ein Liebhaber ſollte nie darüber klagen, daß die Liebe ſeine Gebieterin wild und un-

gerecht macht, denn ſie beweiſet mit dieſer Ausſchweifung die Stärke ihrer Leidenſchaft. Der iſt in ſehr geringem Grade verliebt, wer ſich immer ſo ganz vernünftig in ſeinen Gränzen hält. Je heftiger man geliebt zu ſeyn fühlt, um deſto glücklicher iſt man.

Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus ſchwatzen, endigen ſich allemal eben ſo, wie die gewöhnlichen Weiber. Zeigt mir ein Weib, das vom achtzehnten bis zum dreißigſten Jahre Platon treu blieb, und ich will für ein jedes ſolches Weib euch ein Andres aufſtellen, das zwiſchen ſechszig und achtzig noch Leidenſchaft der Liebe weckt. Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platoniſche Freuden ſuchten, wie ſie ſo oft ſo gern den Schein haben wollen, wenn ſie blos durch ihren Geiſt, blos durch ihr Herz feſſeln wollen, wozu

dann das ängſtliche Beſtreben durch eine angenehme Geſtalt zu feſſeln? Was hat wohl in aller Welt der Geiſt mit einer ſchönen Haut und einem zierlichen Wuchſe gemein? Welche Widerſprüche! Wenn man ſie ſieht, ſo ſollte man wahrhaftig glauben, Schönheit ſey in ihren Augen allein ein Verdienſt, und wenn man ſie hört, ſo thun ſie, als ob ſie nicht den allermindeſten Werth darauf ſetzten!

Hütet euch ein Weib anzugreifen, von dem geliebt zu ſeyn ihr nicht gewiß ſeyd. Nichts ſchmeichelt der Eitelkeit der Weiber mehr, als wenn ſie eine Gelegenheit finden, ihre Tugend glänzen zu laſſen, im Kampfe mit einem Manne den ſie nicht lieben. Welches Vergnügen genießen ſie nicht, indem ſie einen ſcheinenden Sieg davon tragen, der ihnen doch ſo wenig koſtet.

Lächerlich iſt es einen Liebhaber klagen zu hören, daß ſeine Liebe nicht erwiedert werde. Um alles in der Welt willen, iſt denn die Liebe eine willkührliche Laune? Wofür iſt denn die Geliebte euch Dank ſchuldig? Hat ſie euch gebeten, ſie zu lieben? Was kann ſie dafür, daß ſie euer Schickſal nicht theilt, und nicht in derſelben Minute eine Närrin wird, in der ihr Narren wurdet?

Liebt ſie euch aber, warum beſteht ihr auf das wörtliche Bekenntniß, daß ſie es thut? Eben wenn ſie am meiſten für euch fühlen, verſchweigen ſie dies Wort am erſten, und unter zehn Weibern gewähren acht ſehr bedeutende Gunſtbezeigungen, ehe ſie es ausſprechen.

Die Weiber wollen, daß man ſie für unüberwindlich halten, und doch nicht ſo handeln ſoll, als ob man es glaubte.

Sie verlangen eine gefällig ſchonende, aber keine alberne Ehrfurcht. Begehre nichts, zeige das brennendſte Verlangen zu erhalten, und die ſchüchternſte Blödigkeit, dies Verlangen laut werden zu laſſen, ſo gewinnſt du alles.

Es iſt ſehr gut, daß die Weiber ſich überreden, ihre Tugend ſey ihr eignes Werk; denn mit dieſem ſüßen Wahne würde man ihnen das Intereſſe rauben, welches man für Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft hat. Wer wird wohl einen Soldaten durch die Verſicherung zur Schlacht anfeuern, daß er am Ende doch das Gewehr wegwerfen und davon laufen werde?

Apologie des Cölibats.

Eheloſigkeit, welch ein ſeliger Zuſtand biſt du! und welch ein Widerſpruch in den Geſinnungen unſerer Tage! Alles ruft ſich heiſer nach Freiheit, und wer iſt freier als der Eheloſe? Wer mehr Sklav als der Beweibte? Fragt alle Ehemänner, die länger als vier Wochen verheirathet ſind, und ſie werden mit einem tiefen Seufzer die Wahrheit meiner Behauptung bekräftigen.

Haſt du eine Frau? Du mußt jeden guten Biſſen mit ihr theilen, den du ſonſt allein und in Ruhe verzehren könnteſt. Dies mußt du dir verſagen und jenes, weil ſie gerade neue Bänder und Hauben braucht; du mußt ihre Grillen und Launen dulden,

und damit ſind Evens Töchter gar reichlich ausgeſtattet!

Biſt du ehelos? Niemand fragt nach deinem Gehen und Kommen. Haſt du ein Gläschen über den Durſt getrunken, kein mürriſches Geſicht ſtraft dich dafür. Biſt du beweibt? Des Nachts weckt dich ein Kind in der Wiege aus dem ſüßen Schlaf, oder die Liebkoſung deiner Hälfte, wenn der Stachel des Fleiſches ſich in ihr regt. Tags lärmen dir Weib und Kind, Muhmen und Vettern um die Ohren, und verſcheuchen, wenn du nachdenkend am Schreibtiſche ſitzeſt, deine beſten Ideen.

O dreimal und viermal glücklich, wer ſeinen Großvaterſtuhl allein beſitzt, und in ſeinem Mittagsſchläfchen durch nichts geſtört wird, als durch das Miauen einer Katze, oder das Geſtöhne einer alten ehrbaren Haushälterin.

Haſt du Weib und Kind, ſo gehört dein Herz der Welt, du mußt gute Freundſchaft

halten mit den Kindern der Welt um deiner Familie willen. Das wußteſt du, heiliger Hildebrand! Und hat man nicht an der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit das redende Beyſpiel vor Augen? Der proteſtantiſche Geiſtliche iſt Bürger, wie jeder der nicht Mantel und Kragen trägt, und hat wohl mehr Ehrfurcht vor einem Mandat des Landesherrn, als des Superintendenten. Manchen ſchönen Gulden muß er verſchleudern an Kindtaufſchmäuſe und den heiligen Chriſt.

O der goldenen Zeit, da das fromme Volk, zufrieden mit der Laterne ohne Licht, die man ihm vortrug, den Geiſtlichen für ein Weſen höherer Art hielt, und den goldpapiernen Nimbus um ſeinen Kopf für Himmelsglanz! Um das alles hat die Aufhebung des Cölibats die proteſtantiſche Geiſtlichkeit wirklich gebracht, und das Geſchrey der katholiſchen Geiſtlichkeit um dieſe Aufhebung wird ſie auch darum bringen.

Das Weib ſorgt für einen Nimbus anderer Art um den Kopf des Mannes, und der arme Tropf muß, ſtatt der Schlüſſel zum Himmel und zur Hölle, das Wiegenband in die Hand nehmen.

Eheloſigkeit, unſchätzbares Kleinod, — durch dich gelangen wir ſchon hienieden zur Theilnahme an den Gütern einer beſſern Welt. Zwar hat eine ſolche Entſagung ihre Schwierigkeiten, und der Satan hält nicht ſelten dem frommen Celibatair ſeinen optiſchen Kaſten mit unkeuſchen Bildern vor. Aber Muth, Muth, Brüder! Heilige haben den großen Kampf gekämpft, und uns gelehrt, wie man überwinden könne. Wälzt euch wie Franz von Aſſiſi in Sümpfen, nehmt gleich ihm ein Bild von Schnee mit zu Bette, und der Kitzel wird ſich legen. Hilft das nicht, und bleibt die Verſuchung noch immer zu groß, nun ſo befolgt den Rath des Evangeliums:

Aergert dich dein Auge, ſo reiſſe es aus!

Folgt dem erhabenen Beyſpiele des groſſen Origen, origeniſirt, abälardiſirt, combabuſirt euch! das Himmelreich leidet Gewalt. Haben doch Heilige, um ihre Seelen zu retten aus den Klauen des Verderbens, ſogar ihre Köpfe hingegeben, und dieſen Verluſt, durch die Gnade des Himmels nicht empfunden! Fürchtet darum nicht, ſo ihr den Stachel aus dem Fleiſche reiſſet, daß die Vergnügungen der Küche und des Kellers für euch verloren ſeyn werden. Werft einen einzigen nachdenkenden Blick in euren eignen Hühnerhof. Iſt der keuſche Kapaun bey ſeiner Enthaltſamkeit nicht runder und geſunder, wie der Hahn bey der Sünde der Polygamie?

Ein Weltmenſch könnte mich fragen, warum bey ſo bewandten Sachen Gott im Paradieſe ein Männlein und ein Fräulein erſchaffen habe. Hierauf antworte ich: dies geſchah, um den Menſchen zu prüfen. Das Weib war nach der Meinung großer Kir-

chenlehrer der verbotene Baum, von welchem der Menſch nicht naſchen ſollte. Ohne das Weib wäre für den Mann keine Verſuchung geweſen, und ohne Verſuchung iſt kein Verdienſt. Ohne Sünde gäbe es keine Tugend, und ohne Uebel kein Gut.

Einfältige könnten freylich auf die Idee kommen, daß, wenn die Stamm-Eltern des Menſchengeſchlechts ſich der Enthaltſamkeit befliſſen hätten, ſie ja aus ſehr natürlichen Gründen ohne Nachkommenſchaft geblieben wären. Aber dergleichen Pinſel mögen bedenken, daß bey Gott kein Ding unmöglich iſt. Er ſchuf die erſten Menſchen, er konnte auch die Uebrigen hervorbringen.

Ueberhaupt ziemt es dem Menſchen nicht viel zu grübeln. Glaubet in Demuth, und traget in Geduld!

Rhapsodieen

über

Liebe und Ehe.

(Aus dem Engliſchen.)

Liebe.

Mensch, der du fähig bist, die Wonne der Freundschaft und der Liebe zu fühlen, wie groß bist du! Sie gehen beyde mit uns über zur Unsterblichkeit.

Freundschaft ist ein Fels der nimmer wankt, an dem jedes Ungemach der Erde scheitert.

Liebe ist Frühling. Ihre Blüthen sind Entzücken, ihre Früchte Einigkeit!

Wo sie lächelt, lächelt der Himmel mit. Engel freuen sich des erhabenen Menschen, der lieben kann.

Vor ihr beugen sich Rang und Stand:

ſie verſchwiſtert die Seelen, mögen ſie wohnen in Palläſten oder Hütten.

Süßer Friede wohnt bei zärtlichen Herzen; traut ſind Turteltauben, aber nur Menſchenherzen ſind zärtlich.

Mit dem Erwachen der Natur wachte die Liebe auf; aber erſt mit dem Erwachen des Menſchen ward ſie das ſeligſte Glück, welches Gott der Natur verlieh.

Wer nicht liebt, lebt nicht. Liebe iſt der Pulsſchlag der Natur, vom Inſekt bis zum Engel liebt alles. Wer wollte ihren ſanften Ruf nicht hören?

Dem Jünglinge.

Willſt du dir eine Gattin wählen, Jüngling, ſo frage dein Herz, nicht deine Begierden.

Lauter ſey deine Abſicht, mit der Vernunft übereinſtimmend dein Zweck.

Haſt du gefunden das Mädchen deines Herzens, dann gieb ihr auch dein Herz, und nicht deine Schmeicheley.

Mach es bekannt mit deiner Würde, denn du willſt Mann ſeyn. Sanfter Ernſt feſſelt mehr, als die Sprache der Phantaſie. Das Weib freut ſich ihres Mannes überall, wenn Menſchenſchönheit ſein Charakter iſt, die ſie mit ihm zu theilen und zu veredeln hat.

Das Schönſte in der Natur iſt das Weib, und das Erhabenſte in der Natur der Mann. —

Dem Mädchen.

Erröthe nicht, keuſches Mädchen, wenn du Liebe fühlſt. Natur legte ſie in dein Herz, beſtimmt, die Anzahl ſeliger Weſen zu mehren.

Groß iſt dieſe Beſtimmung! Du blühteſt auf, wieder aufblühen zu laſſen.

Dein Herz, rein wie auf dem Veilchen der perlende Tropfen, wird dir Jünglinge zuführen. Aber nur Einem ſchenckſt du es. Sey glücklich mit ihm, denn du ſchenkſt es ihm durch Seelenharmonie. O, auf dieſe höre, ſanftes Geſchöpf! Trifft der Jüngling nicht die feinſten Nerven deiner Empfindung, dann laß ihn, und wenn er dir auch Welten zu geben hätte. Spricht aber deine Seele den Ton ſeiner Seele an, ſo gieb ihm dich ganz hin!

Ewig biſt du dann gefeſſelt; aber dieſe

Feſſel iſt die erhabenſte Freyheit. Von einem edlen Manne abzuhängen, iſt das gröſste Glück der Weiber, ihr erſter gegründeter Stolz. An der Seite deines Mannes wirſt du gehen, wie der Schutzengel an der Seite der Frommen.

Verſüße ihm das Leben, du kannſt es durch Zärtlichkeit und Treue. So wird es euch beyden dahin eilen wie ein ſeliger Augenblick, und ſein Hinſterben eine Ernte des ewigen Entzückens bleiben.

Würde des Weibes.

Beglückt iſt der Mann, der den Himmel in ſeinem Weibe findet. Er verkennt ihre Würde nicht; denn eines edlen Weibes Kuß ſtärkt ſeine Kraft, und eines edlen Weibes himmliſche Sanftmuth, mit Vernunft und Tugend gepaart, gießt himmliſche Kraft in die Seele des Mannes.

Ein treues Weib iſt die Krone des Mannes, und niemals wird ſie ihm entriſſen werden.

Ihr traulicher Blick formt ſeine Welt. Ihre Blicke gehen in die Seele über, daß ſie nicht trübe werde.

Schönheit iſt flüchtiges Gewölk, aber Herzensgüte iſt mit der Bläue des Aethers zu vergleichen, die majeſtätiſch bleibt, und herablächelt, wenn alle farbigen Wolken verſchwunden ſind.

Das ſanfte Weib macht das Leben ſüß, und ſegnet jede Unternehmung des Mannes.

Was in der Welt mit Mühe und Kampf zu erringen iſt, wird durch den Gedanken erleichtert: ich habe ein Weib! Glücklich iſt der Staat, der den Bürgern gute Weiber erzieht. Nur Weiberſanftmuth ſpornt den Mann an, groß in Beruf und Pflicht zu ſeyn.

Eines ſanften Weibes bittender Blick iſt mehr, als das Drohen der Völker, und der Befehl der Tyrannen.

Freue dich Jüngling, der du heranwächſeſt wie ein blühender Baum. Unter ſeinem Schatten wird die Liebe ruhen, und auf ſeinem Gipfel Nachtigallen ſingen.

Selig iſt der Mann, der an der Bruſt eines guten und ſchönen Weibes ruht.

Würde der Ehe.

Heil dem Jünglinge, der Mann heißt, — Heil dem Mädchen, das Weib heißt. Im Staube haben beyde ſich gefunden, und beyde gehn zu den Engeln mit einander über.

Groß iſt der Mann, denn er kann Vater heißen. Groß iſt das Weib, denn es kann Mutter heißen. Das Weib gebiert wie die Natur: dieſes Weſen; jenes, Engel.

Weib iſt der erhabenſte Nahme der Schöpfung — es bevölkert Welten. Aus der Frucht des Leibes wird in den Gräbern Saat der Unſterblichkeit.

Heilig ſey die Ehe der Gegenwart und der Zukunft. Vergangene Jahrtauſende haben ſie gefeiert, — Jahrtauſende werden ſie noch feiern.

Alles was Menſch heißt, huldige der

Freundſchaft und der Liebe. Mit der Ewigkeit gehn ſie gleiche Schritte.

Lobſinget der Freundſchaft und der Liebe. Lobſinget der Ehe. Selig ſind die Ehen, welche die Liebe ſchließt.

Trennung.

So wollte man den Geburtstag einer ewigen Vereinigung nennen?

O, ihr Seelen, die ihr euch fandet, setzt mehr Zuversicht in eure Unsterblichkeit.

Liebe kann im Staube nur anfangen. Auch das längste Erdenleben knüpft nur den Faden an. Ewigkeit muß ihn ausspinnen.

Zwar der Aufflug in die seligen Gefilde ewiger Fortdauer kann nicht von beyden Seiten zugleich erfolgen. Eine Seele muß auf eine Spanne Zeit noch harren. Aber diese Trennung gleicht ja höchstens nur dem Vorausgehn eines freundschaftlichen Pilgers, welcher bald von seinem unzertrennlichen Gefährten eingeholt wird, wenn er auch eine kurze Strecke zurück bliebe.

O, denket nicht, daß das Grab der Liebe

Grenze ſey. Eben das iſt der Standpunkt ihrer Unendlichkeit. Das Grab iſt der erhabene Gipfel jenes Berges, von dem ihr die unabſehbare Ewigkeit eurer ſeligen Liebe zu ſehn nicht anfanget, zu ſehn nicht endet.

Traurig wäre es, nur für die kurze Spanne Leben, Freundſchaft und Liebe geſtiftet zu halen.

Heil der Gottheit! Sie hat geſorgt, daß das Edelſte der Menſchenempfindung ſo ewig wie die Seele ſey. Darum freut euch, verbundene Herzen, — darum freut euch, liebevolle Seelen!

Sterben iſt nichts wie des ewigen Fortlebens Reiſe. Jede Vollkommenheit die wir im Raupenleben an uns ſchätzten, wird jenſeits erſt anfangen Vollkommenheit zu ſeyn, wenn wir, als Verklärte, das Leben der Engel leben werden. Dann wird Freundſchaft und Liebe unbegränzter zunehmen wie der längſte Tag, den die Sonne mit ihren Flammenſtrahlen ſchafft und beſeelt.

Trennung iſt die Geburtsſtunde ewiger Liebe, und die Grenzlinie zwiſchen Grab und Himmel iſt unmerklich.

Segen der Trennung, die ein ewiges Wiederſehn gebiert. Segen dem Sterben, der Mutter unſerer Unſterblichkeit, der ſanften Vermittlerin einer ewigen Umarmung!

Der
Lizenziat Vidriera.

Eine Satyre.

Frey nach Cervantes.

Ein Paar junge Edelleute aus einem alten ſpaniſchen Hauſe hielten ſich auf einer Univerſität auf, ich weiß nicht mehr wie ſie heißt, und der Himmel mag auch wiſſen, wo ſie liegt. Ich ſage mit Verbedacht, ſie hielten ſich dort auf; denn ihre Zeit mit den Wiſſenſchaften zuzubringen, dazu waren ſie viel zu aufgeklärt, und ich hätte es ihnen auch wahrhaftig gar ſehr verdacht. Ein geborner Edelmann braucht nichts zu wiſſen; es iſt genug, wenn er alle die in ſeinen Schutz nimmt, die etwas wiſſen. —

Einmal begab es ſich, daß dieſe hoffnungsvollen Jünglinge, aus denen dem Vaterlande mächtige Stützen erwachſen ſollten, wie ihre Väter meinten, am Ufer des Dor-

mes spazieren gingen, an dem sie einen Bauerjungen schlafend erblickten, der so sorgenlos da lag, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge, und dem doch die ganze Welt vielleicht im Traume zugehörte. Die beyden Edelleute sahen ihn nachdenkend an, ob sie gleich in ihrem Leben nicht nachdachten.

„Du — Rikaredo, sagte der älteste, — der Junge schläft."

„Ja, Juaniko, antwortete der andere, — er schläft."

„Du Rikaredo, — weißt du was? — wir wollen ihn aufwecken."

„Ja, Juaniko, wir wollen ihn aufwecken!"

Nach diesem sinnreichen Gespräche weckte Don Rikaredo den Schläfer auf, und fragte ihn wie er hieße.

„Thomas Rodaja, Senner!"

„Und woher bist du, Junge?"

„Herr ich bin aus Leokadi, und mußte

meinem Vater die Ziegen hüten. Aber da ſagte der Pfarrer einmal, ein Ziegenhirt wäre Papſt geworden; und darum will ichs auch werden"

„Junge, und du haſt deinen Vater nicht vorher gefragt?"

„Ach Herr, dem will ich ſchreiben, wenn ich erſt Papſt bin. Aber Senner, wie Sie mich hier ſehen, habe ich nicht einen Maravedi, nehmen Sie mich mit, und ſtatt des Lohns, laſſen Sie mich ſtudiren, damit ich bald, recht bald Papſt werde!"

„Du biſt ein Narr, ſagte Rikaredo; aber komm mit. Ich will dir die Ehre geben, den älteſten Edelmann in ganz Spanien zu bedienen; denn du ſollſt wiſſen, daß ich aus dem Hauſe Lerida bin. Komm mit, und mach mir Ehre, ſetzte er ſtolz hinzu." —

Thomas, ſollt ihr wiſſen, war ein kluger Junge. Er ſtudierte eifrig; im zweyten Monat ſchon dachte er an die Papſtkrone

nicht mehr, warf die Kirchenväter unter den Tisch, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, und hatte in der Zeit von acht Jahren so viel gelernt, daß man ihn das Wunderthier der Gelehrsamkeit nannte. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß, und verband damit ein so richtiges Gefühl, daß er hierdurch nicht minder berühmt wurde. Die beiden Edelleute endigten ihre Studien, und gingen zu ihrer Mutter zurück, die sie auf die Wagschale setzte, um zu erfahren, wie viel schwerer sie an Geist und Körper geworden wären; aber sie fanden, daß Thomas eine unnütze Meubel sey; sie gaben ihm zwey Philippsthaler, und der junge Mensch, der mehr im Kopf als in der Tasche hatte, ging wohlgemuth in alle Welt. —

Als er den Hügel von Zombra herab stieg, wo die Landstraße nach Antequera geht, traf er einen Edelmann zu Pferde an, der von zwey Bedienten begleitet war, und

einen Weg mit ihm hatte. Sie machten Bekanntſchaft, und es währte nicht acht Minuten, als unſer Held ſchon wußte, daß ſein Begleiter Don Diego de Valdura, Capitain der Infanterie vom zwölften Füſelier-Regiment Sr. Majeſtät des Königs wäre, und daß er gegenwärtig auf einer Reiſe begriffen ſey, die die wohlthätige Abſicht habe, ſolche Menſchen die mit dem Soldatenſtande nur aus der Ferne bekannt wären, aus ihrer traurigen Ungewißheit zu reiſſen, und ſie in die Süßigkeiten dieſes Lebens einzuweihen. Er fing ſogleich an, ſie auch jetzt aus einander zu ſetzen, pries das zwangloſe Leben des Soldaten, ſeine Freyheit, ſeine Ungebundenheit im Felde, und ſeine Ausſicht auf Reichthum durch Beute, — verſchwieg aber ſehr weislich die zufälligen Unbequemlichkeiten, als da ſind: der Stock des Corporals, der Froſt auf den Wachen, der Hunger in belagerten Feſtungen, und die Gefahren der Schlacht. Am

Ende rückte er gar mit einem offenbaren Antrage hervor, und Thomas, der Luſt hatte die Welt zu ſehn, auch nur ein Paar Jahre bey der Armee zu bleiben beſchloß, ſchlug ein, weil es ihm nachher noch Zeit genug dünkte, zu ſeinem Juſtinian zurückzukehren, war aber doch ſo klug, ſich nicht, als Soldat enrolliren zu laſſen, und auszumachen, daß er wegziehen könne, wenn er wolle. Der Capitain meinte zwar anfangs, daß dies unnütze Bedenklichkeiten wären; aber am Ende gab er doch nach, und bot ihm ſogar, weil er ihn lieb gewonnen, einen freyen Tiſch bey ihm ſelbſt an. Noch in derſelben Nacht kamen ſie in Antequera an, und in wenigen Tagen, mit Hülfe großer Tagereiſen, zur Compagnie, die bald mit mehreren andern nach Carthagena abging. Die Erwartungen, die er mitgebracht hatte, wurden gar ſehr herabgeſtimmt, als er die Autorität der Commiſſarien, das rauhe Betragen der Officiere, die Schliche der

Quartiermeiſter, die Geſchicklichkeit der Kaſſirer, die Klagen der Unterthanen, der Handel mit den Quartierzetteln, die Ausgelaſſenheit der Rekruten, die Zänkereyen der Wirthe, und ſo viele andere Dinge ſah, über die er ſich eben nicht Urſache hatte zu freuen. Sie ſchifften ſich ein, und kamen, nach manchen Fährlichkeiten, in Genua an, wo unſer guter Thom ſich mehr als einmal in Treviſaner, Montefreskoner, Asperiner und Deskargamarer berauſchte. Er bewunderte die blonden Haare der Genueſerinnen, die Artigkeit und Munterkeit ihrer Männer, und die Schönheit der Stadt ſelbſt, die in dieſen Felſen ihre Häuſer, wie Diamanten in Gold, eingefaßt zu haben ſcheint. Am folgenden Tage wurden alle Compagnien ausgeſchifft, die nach Piemont ſollten. Aber Thomas wollte nicht mit, ſondern zu Lande nach Rom und Neapel gehn — wie er es auch wirklich that — von da wollte er durch Venedig und Loretto,

nach Mayland und Piemont zurückkehren, wo Valdivia ihn versicherte, daß er sie antreffen würde, wenn sie nicht schon nach Flandern abgereiset wären, wohin es gehen sollte. —

Zwey Tage darauf beurlaubte er sich vom Capitain, und kam in fünf Tagen in Florenz an, welches ihm seiner angenehmen Lage, seiner Reinlichkeit, seiner prächtigen Gebäude, und seiner großen und weiten Straßen wegen sehr gefiel. Aber die Sehnsucht nach Rom trieb ihn weiter. Er freuete sich in den Straßen zu wandeln, in denen die alten Helden der Vorzeit umhergegangen waren, besuchte die sieben Kirchen, beichtete bey einem Penitenziarius, küßte dem Oberhaupte der Christenheit in aller Demuth die Füße, und segelte endlich, überhäuft mit Agnus Dei und Paternoster, nach Neapel ab. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, er verließ die Stadt sehr bald, und ging nach Venedig. Wäre Columbus nicht

geboren worden, dieſe Stadt hätte nicht ihres Gleichen. Dank ſey es dem Himmel und dem großen Hernando Cortez, daß er Mexico eroberte, damit doch dem großen Venedig etwas entgegengeſtellt werden konnte. Betrachtet man dieſe zwey großen Städte in den Straßen, ſo ſcheinen ſie ganz im Waſſer zu ſeyn. Die in Europa iſt das Wunder der alten, und die in Amerika das der neuen Welt. Ihr Reichthum ſchien ihm unermeßlich, ihr Gouvernement weiſe, ihr Ueberfluß groß, und ihre Gegend angenehm. Kurz, ſie dünkte ihm im Ganzen und in den einzelnen Theilen des Ruſes würdig, der von ihrer Erhabenheit in der ganzen Welt ſich verbreitet. Er genoß alle Ergötzlichkeiten, die dort zu haben waren, und ſie glichen den Feſten der Calipſo, weil ſie ſeinen erſten Vorſatz beynahe aus ſeiner Seele verlöſchten. Von hieraus ging er auf vielen Umwegen zurück nach Aſte, und kam eben recht, denn am folgenden Tage mar-

ſchirte das Regiment nach Flandern. Valdivia nahm ihn freundſchaftlich auf, aber der närriſche Thom! Jetzt da er ſeine Abſicht erreicht hatte die Welt zu ſehn' jetzt beſchloß er allen Armeen, Fahnen, Quartiermeiſtern und Kanonenkugeln der ganzen Welt, Lebewohl zu ſagen, und nach Salamanca zu gehen, um zu ſtudiren, oder vielmehr um ſich wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen, was er längſt vergeſſen hatte. Ihr lacht über den närriſchen Kauz, der ſo planlos umher gekreuzt war? Nicht wahr? Aber hört, lieben Leute, die Hand aufs Herz, wenn ihr euch fragt, wie viele Katzenſprünge ihr in eurem Leben gemacht habt, auf wie vielen Irr- und Schleichwegen ihr herumgelaufen ſeyd, und wie viele unnütze Gänge ihr gemacht habt, wie viele Rück-Erinnerungen werdet ihr dann bekommen? Nicht um ein Haar beſſer und klüger ſeyd ihr wie Thom.

Seine Freunde empfingen ihn indeß gut,

ſie unterſtützten ihn, und ehe zwey Jahre dahin waren, wurde er Lizenziat der Rechte, und taufte, aus einer närriſchen Grille, den Nahmen Rodaja in Vidriera um. Um dieſe Zeit war es, als eine wunderſchöne Dame in Salamanca ankam, die alle Welt bezauberte, nur unſern Vidriera nicht. Deſto mehr Eindruck machte er auf ſie, — ſie that, ihm aller Convenienzen und aller Läſterzungen Andaluſiens trotzend, den Vorſchlag ſie zu heirathen, aber er ſagte ihr unverhohlen, daß er keine Zeit dazu habe. Sie wollte verzweifeln, und um ſo mehr, da ſie die Unmöglichkeit einſah, ſein Felſenherz zu erweichen, gab ihm aber endlich auf den Rath einer Mohrin eine toledaniſche Quitte, welche dieſe ihr überreichte, und die dieſelben Wirkungen eines Liebestrankes verurſachen ſollte. Aber ſie hatte fehlgeſchloſſen, denn der arme Vidriera verfiel in die heftigſten Zuckungen, wurde wahnſinnig, und zehrte bis auf

die Haut und Knochen ab. Seine Sinne waren verwirrt, und was das aller Sonderbarſte war, er bildete ſich von dieſem Augenblicke an ein, von Glas zu ſeyn. In dieſer Einbildung ſchrie er raſend, wenn ihm jemand zu nahe kam, und bat und flehte auf das beweglichſte ſich ihm nicht zu nähern, man würde ihn ſonſt zerbrechen, da er nicht wie andere Menſchen geſchaffen, ſondern von der Fußſohle bis zum Scheitel von Glas ſey.

Um ihn aus dieſem ſonderbaren Wahn zu reiſſen, ſtießen und ſchlugen ihn ſehr viele, ohne ſich an ſein Bitten zu kehren, umarmten ihn, und machten ihn dann aufmerkſam, daß er ja doch nicht zerbrochen ſey. Aber man gewann damit nichts anders, als daß der arme Vidriera ſich auf die Erde warf, ein ſchreckliches Geſchrey ausſtieß, und in eine Ohnmacht fiel, aus der er erſt lange nachher erwachte, und um ſo flehentlicher bat, ſich ihm nicht aufs

Neue zu nähern. Da er fortwährend behauptete, daß seine Geisteskräfte jetzt weit ungefesselter wären, weil sein Körper nicht mehr von einer so groben terrestrischen Materie sey, so legten ihm viele sehr schwere Fragen vor, die er mit dem größten Scharfsinn beantwortete, und eine solche durchdringende Einsicht dadurch verrieth, daß selbst die gelehrtesten Männer darüber staunten.

Einst ging er bey einem Tempel der Vulgivaga vorbey, und sah viele Bewohnerinnen desselben an der Thüre. „Das ist die Bagage von Satans Armee, sagte er, in Leviathans Hause einquartirt."

Ein andermal fragte ihn jemand, was er einem seiner Freunde rathen solle, der sehr betrübt sey, weil sein Weib mit einem andern durchgegangen sey. „Sag ihm, antwortete er, er solle Gott danken, daß er ihm seinen größten Feind aus dem Hause geschafft habe." „Also soll er ihr nicht nach-

ſetzen?" — verſetzte jener. „Um des Himmels Willen nicht," war Vidrieras Antwort, „denn fände er ſie, ſo fände er einen ewigen unverwerflichen Zeugen ſeiner Schande." „Wenn das iſt, wie ſoll ichs mit meiner Frau anfangen, um Ruhe zu haben?" „Gieb ihr was ſie braucht, und laß ihr das Kommando über alles im Hauſe, nur über dich nicht."

Ein junger Menſch ſagte zu ihm: „Sennor Lizenziat, was meint ihr, ſoll ich meinem Vater davon laufen? Er ſchlägt mich ſo oft!" „Wiſſe Bube verſetzte er, des Vaters Strafe ehrt, die des Alguazils ſchändet!"

Einſt war er an der Thüre einer Kirche, und ſah einen Landmann hereingehn, der ſich rühmte, zu den alten Chriſten (Chriſtiano viejo) zu gehören. Hinter ihm kam ein anderer der nicht in dem Rufe ſtand. Der Lizenziat rief lachend: „Warte Sonntag, laß den Sonnabend erſt vorbey!"

Das Gerücht ſeiner ſeltſamen Narrheit

verbreitete ſich durch ganz Caſtilien. Ein Grande am Hofe erfuhr es, wollte ihn ſehen, und gab einem Bekannten in Salamanca den Auftrag, ihn zu ihm zu ſchicken. „Wiſſen Sie wohl, Sennor Vidriera, ſagte dieſer, daß man am Hofe neugierig iſt ſie zu ſehn?" „Entſchuldigen Sie mich, antwortete er, ich kann nicht lügen, nicht ſchmeicheln, und es nicht verlernen, daß man groß iſt, wenn man tugendhaft iſt." Dem ohnerachtet bediente jener ſich einer wirkſamen Liſt, — ließ ihn in einen Tragekorb ſetzen, wie diejenigen ſind, worin man Gläſer packt, und ihn ſo fort bringen, um ihn zu überreden, daß er als ein wirklich gläſernes Gefäß transportirt würde. Er kam bey Nacht nach Valladolid, und erregte hier ein allgemeines Aufſehn. Wie er im Schloſſe Falken und andere Raubvögel in Käfigen ſah, ſagte er: „Wenn die Majeſtät doch lieber ſelbſt hereinkröche!"

Einmal fragte ihn ein Student, (denn die Herren ſind in der Regel vorwitzig) ob er ein Dichter ſey, weil er ein ſo originelles Genie ſey?

„Bisher, antwortete er, war ich weder ſo dumm, noch ſo glücklich!"

„Das verſteh ich nicht," verſetzte der Muſenſohn.

„Ich war nicht ſo dumm elend zu dichten, und nicht ſo glücklich den Ruhm eines guten Dichters zu verdienen!"

Ein anderer fragte ihn, ob er die Dichter ſchätze?

„Die Dichtkunſt ſehr, aber die Dichter gar nicht."

„Warum?" fragte man weiter.

„Unter der ungeheuren Menge von Dichtern, ſind ſo wenig gute, daß ſie gleichſam keine Zahl ausmachen. Da es alſo keine Dichter giebt, ſo ſchätze ich ſie auch nicht. Aber ich bewundere und ehre die Dichtkunſt, die faſt alle übrigen Wiſſenſchaften in ſich

faßt. Sie bedient ſich aller, ſchmückt ſich mit allen, und bringt Werke hervor, die der Ewigkeit entgegen reifen."

„Aber die ſchlechten Dichter, Sennor Lizenziat, was haltet ihr von denen?"

„Was ſoll man ſagen, als daß ſie die Unwiſſenheit und Arroganz ſelbſt ſind. Einen ſolchen Menſchen kennt man auf den erſten Blick, wenn er Andern, die ihn umringen, ein Sonnett vorleſen will. „Sennoren, ſpricht er, hören Sie dies Sonnettchen, das ich geſtern Abend bey einer gewiſſen Gelegenheit verfertigte. Es iſt nicht viel werth, aber es liegt doch ein Etwas, — ich weiß nicht was? darin, das gefällt!" Dann beißt er ſich in die Lippen, zieht ſeine Augenbraunen in die Höhe, wühlt in der Rocktaſche, und zieht unter tauſend zerriſſenen Papieren eins hervor, das er mit widerlichem affektirten Tone deklamirt. Loben ihn die Zuhörer nun nicht, ſo fährt er fort: „Meine Herren, ſie haben mein

Sonnett nicht gehört, oder ich habe falsch deklamirt. Erlauben Sie, daß ich es wiederhole." So geht es in einem Athem fort, und ich werde ihnen so wenig meinen Beyfall geben, wie ich die Dummheit ehren werde, die unter dem Baldachin sitzt, und die Unwissenheit, wenn sie sich auch an einen Thron lehnt."

Man fragte ihn einmal, warum die Dichter größtentheils arm wären.

„Weil sie selbst es wollen, antwortete er, denn es hängt nur von ihnen ab, reich zu seyn. Sie haben durch ihre Mädchen dazu Gelegenheit, die alle reich sind, denn sie tragen goldene Haare, eine Stirn von polirtem Silber, Augen von Smaragd, Zähne von Elfenbein, corallene Lippen, und einen Hals vom reinsten Crystall. Ihre Thränen sind fließende Perlen, ihren Füßen entkeimen Jasmin und Rosen, wenn es auch ein eisernes Erdreich ist worauf sie

wandeln, und ihr Athem iſt reiner wie Ambra und Muskat."

Einſt ſah er in der Kirche des heiligen Franziskus ein ſchlechtes Gemählde, und ſagte: die guten Mahler ahmten die Natur nach, die ſchlechten aber ſpieen ſie aus.

Ein andermal nahte er ſich dem Laden eines Buchhändlers und ſagte: „dein Gewerbe würde mich ſehr freuen, lieber Mann, wenn du dir nicht ſo viel Prellereyen zu Schulden kommen ließeſt."

„Und welche?"

„Erſtens die Grimaſſen die du machſt, wenn du deine Bücher in den Zeitungen anpreiſeſt, und wenn du die Ladenhüter, die Makulatur geworden ſind, für den halben Preis ausbieteſt, um den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern. Dann aber den Poſſen, den du denen ſpielſt, die ihre Bücher auf eigene Koſten drucken laſſen, weil du ſtatt funfzehnhundert, dreytau-

ſend Exemplare druckeſt, und die erſteren erſt verkaufſt, wenn die letzten, deren Ertrag in deinen Beutel fließt, abgeſetzt ſind."

„Wie ſoll ich es anfangen," fragte ihn jemand, „um allen Leuten zu gefallen?"

„Sey mit dem Prieſter ſcheinheilig," antwortete Vidriera, „mit der Betſchweſter devot, mit der Phryne liederlich, und mit dem Studenten grob. Fluche mit den Soldaten, ſprich mit dem Buchhändler von der Theurung des Papiers, mit dem Advokaten von ſeinen gewonnenen Prozeſſen, mit der Coquette von ihren Eroberungen, und mit dem ehrlichen Manne vom weiſſen Raben."

„Wer iſt der ſchädlichſte Menſch?" fragte ihn ein Anderer.

„Ein unwiſſender Arzt! Der Richter kann nur das Recht verdrehn, der Advocat unſern Prozeß verlängern, der Kaufmann uns betrügen, aber keiner uns ungeſtraft umbringen wie der Arzt. Der tödtet uns, ohne einen andern Dolch zu ziehn wie

ſein Recept, und ohne daß ſein Verbrechen entdeckt wird, weil er es gleich mit Erde bedeckt!"

Einſt ging ein Commiſſair zur Unterſuchung einer peinlichen Sache mit zwey Alguaſils und vielem Volke vor ihm vorbey. Er fragte, wer es wäre, und man ſagte es ihm. „Ich wette, verſetzte er, dieſer Richter trägt Ratten im Buſen, Piſtolen in der Tinte, und Donnerkeile in den Händen, um alle Gegenſtände ſeiner Unterſuchung zu verwüſten. Ich erinnere mich, daß einer meiner Freunde in einer peinlichen Unterſuchung eine Sentenz fällte, die mit dem Verbrechen in keinem Verhältniſſe ſtand, ſo ſtrenge war ſie. Ich fragte ihn, warum er ein ſo grauſames Urtheil gefällt, und eine ſo offenbare Ungerechtigkeit begangen habe?"

„Um eine Appellation zu veranlaſſen," war ſeine Antwort, „und dadurch den Oberrichtern freyes Feld zu laſſen, ihre Menſchenliebe durch Mäßigung und ver-

hältnißmäßiger Einrichtung dieſer ſtrengen Sentenz zu zeigen!" „So fein wiſſen bisweilen die Untergebenen den Großen zu ſchmeicheln."

„Verſpotte mich nicht," ſagte ein Baccalaureus, über den Vidriera lachte, „denn du weißt wie hoch meine Kenntniſſe, und wie tief meine Einſichten in den Wiſſenſchaften ſind!"

„Ja," antwortete Vidriera, „ich weiß es, Ihr ſeyd ein Tantalus in den Wiſſenſchaften, ſie ſind euch zu hoch und zu tief, darum könnt Ihr ſie nie erreichen."

Einſt lehnte er ſich an einen Schneiderladen, und ſah, daß der Meiſter die Hände in den Schooß legte. „Meiſter ſagte er, ihr ſeyd auf dem Wege des Heils." „Woraus ſeht ihr das?" fragte dieſer. „Woraus? Weil ihr nichts zu thun, und alſo auch keine Gelegenheit zum Lügen habt. Wohl dem Schneider der nicht lügt, und an Feyertagen nicht arbeitet!"

Von den Schriftſtellern ſagte er, ihre Sorgen wären unglaublich, denn ſie hätten kaum eine Brodrinde und Waſſer, und doch wären ſie dem Staate ſo nöthig, wie Hayne, Alleen, ſchöne Ausſichten und unſchuldige Vergnügungen.

Von den Fechtern ſagte er, ſie wären Meiſter in einer Kunſt, die ſie nicht könnten, wenn ſie ſie brauchten; und von den Advocaten, daß ſie die Satelliten des Teufels wären. — Von ſeiner Narrheit genas er nicht wieder, er blieb bey dem Glauben, daß er von Glas ſey, und als er ſtarb, ſetzte man ihm die Grabſchrift:

„Weilt an dieſer Stätte, denn unter ihr iſt im Staube das achte Wunder der Welt begraben: ein weiſer Narr."

I.

Bruchstück

eines Briefes

der Frau von Varnon,

an

die Gräfin Guiche.

II.

Das

Publikum und die Schriftsteller.

. . . . . Endlich, Madame, bleibt mir noch eine Frage an Sie übrig, — ist Ihnen, während Ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt, nie das Glück zu Theil geworden, in die Mysterien gewisser Vorlesungen bey verschlossenen Thüren eingeweiht zu werden?

Ich sehe wohl daß ich mich deutlich erklären muß. Meine Meinung ist gar nicht, von Schriften zu reden, die für das Publikum bestimmt sind, und deren kluger Verfasser sich des allgemeinen Beyfalls dadurch gewiß zu machen sucht, daß er sie vor der öffentlichen Bekanntmachung einigen Personen von anerkanntem litterarischen

Verdienſte mittheilt, und ehrlich um ihr Urtheil bittet. Von ſolchen beſcheidenen Schriftſtellern iſt hier die Rede nicht, meine oben vorgelegte Frage hat einen ganz andern Gegenſtand. Sie betrifft nur ſolche Schriften, die, wie es heißt, nie ans Tageslicht kommen dürfen, doch aber in hundert Abendgeſellſchaften vorgeleſen werden, und hundert guten Freunden zum nochmahligen Durchleſen mitgetheilt werden.

Es kann wahrhaftig nichts ſpaßhafteres geben, wie dieſe heimlichen Autoren. Oeffentlich ſagt er, daß er dieſes ſein Meiſterſtück niemals zur Publicität gelangen laſſen wolle, ſchwört, daß er nicht eitel genug ſey, auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm den mindeſten Werth zu legen, und ſchwört dies auf Caffeehäuſern und an allen öffentlichen Orten ſo laut, daß man am Ende wohl aufmerkſam auf ſeine Arbeit werden, und ihn um deren Mittheilung bitten muß. Eine Bitte, die dieſer ſo wenig eitle Schriftſteller

gewiß niemals abſchlägt. Die Neugier derer die davon hören, wird immer größer, — der Adel, dieſer geborne Protecteur der Talente, alle Männer von Anſehn, ja ſelbſt wohl berühmte Phrynen, die die Ninon copiren wollen, laſſen es ſich angelegen ſeyn, den erhabenen Schriftſteller bey ſich zu ſehn, der ſich aus der Ehre der Preſſe nichts macht, — um ihn dafür durch die ſchmeichelhafte Auszeichnung, die ſie ihm angedeihen laſſen, in etwas zu entſchädigen.

Wenn nun gleich ein ſolcher Schriftſteller nach der Palme der Unſterblichkeit nicht ringen kann, ſo dient ſie ihm doch wenigſtens ſtatt einer Gnadenpenſion zum Lebensunterhalte, denn es giebt dann keine Mittagstafel und kein Souper, zu denen er nicht gebeten würde. Bisweilen ſchlägt er ihrer dreißig aus gegen eins, zu dem er ſich verſpricht, und noch obendrein läßt er ſich oft genug einfallen, nicht einmal Wort zu halten, falls man es etwa bey der Einla-

dung an einer oder der andern Formalität hat fehlen lassen. Die geringste Unvorsichtigkeit darin giebt ihm Anstoß. Wenn man nicht die geschicktesten Wendungen genommen hat, seiner Delicatesse zu schonen, so rächt er sich an denen, die ihn eingeladen haben dadurch, daß er sie den Martern der Ungewißheit Preis giebt.

Ich erinnere mich eines solchen Falles, da die Frau von Pontis sich in der heftigsten Unruhe befand, da sie über vierzig Personen zu sich aufs Land gebeten hatte, um eine solche kostbare Vorlesung zu hören. Sie schwebte ihres vergeblichen Harrens wegen in tödtlicher Unruhe bis um vier Uhr, wo man sich endlich zu Tische setzte, ohne den Wundermann kommen zu sehn. Die Mahlzeit war kostbar und gewählt, aber die Gesellschaft machte der Wirthin desfalls eben keine sonderlichen Complimente, so sehr ärgerten sich die Gäste, daß sie in ihrer Erwartung getäuscht waren. Man

aß nicht, ſondern ſchmollte wie die Kinder, denen ihr Spielzeug genommen wird. Kurz, die Frau von Hauſe war ſo verſtört, ſo ganz außer aller Faſſung, daß ſie mein herzliches Mitleid erregte.

Ich that mein Möglichſtes, ſowohl ſie als die Geſellſchaft durch die Verſicherung zu tröſten, daß ſie nicht viel verloren hätten, indem das Manuſcript, welches ich ſchon an einem andern Orte gehört hatte, nur von ſehr geringem Werthe ſey, und einer Flugſchrift weit nachſtände, die ich geſtern geleſen hätte. Aber ich hatte gut ſprechen, alle fingen an mich mit einem Mahle widerlegen zu wollen, und alle verſicherten, es ſey ein gewaltiger Unterſchied etwas zu hören, das Niemand weiter hörte, und etwas zu leſen, was Jedermann leſen könnte. Nun aber ſagte ich ihnen, ſie wäre von der Polizey verboten, alle Inhaber hätten ſie zurück geben müſſen, und nur ein glücklicher Zufall habe ſie mir gelaſſen. Augenblicklich

beſtürmte man mich mit Bitten ſie vorzuleſen, — ich that es, und die Geſellſchaft fühlte ſich in etwas getröſtet; die einzige Frau von Duportail abgerechnet, die ſich mit einem reichlichen Vorrathe von ſchmeichelhaften Gemeinplätzen für den nicht erſchienenen Autor verſehen hatte, den ſie in ihr Haus locken wollte, weil ſie mit dem Projecte ſchwanger ging, ſich einen Nahmen unter den ſchönen Geiſtern zu machen. Sie hatte ſogar ihre Staatscaroſſe, in der ſie ſonſt ſtets in Geſellſchaften fuhr, zu Hauſe gelaſſen, und eine platte Berline mit ſich genommen, weil ſie durchaus die Ehre haben wollte, den Allbeliebten, bey ihrer Rückkehr, an ihrer Seite zu ſehn, und mit ihm zu glänzen.

Ich bezeugte ihr mein Mitleid über ihren fehlgeſchlagenen Plan, gab ihr indeß Mittel und Wege an, ſich zu einer Einladung in ein Haus zu verhelfen, wo ſie ganz unfehlbar den beſcheidenen Mann

kennen zu lernen Gelegenheit finden würde, und hatte ihr keine vergebliche Hoffnung gemacht. Wenige Tage nachher erhielt ich mit zwanzig anderen, denen es wie mir, zu einem besonderen Glücke gerechnet wurde Zutritt in diesem Hause, und man pries uns sehr glücklich, zu den Auserwählten zu gehören, denn zwanzig Andere durften nur hinter einer spanischen Wand unbemerkte Zuhörer seyn. Alle bezeugten sich im voraus ganz entzückt darüber, und machten sich Rechnung auf ein Vergnügen, welches ihnen bis jetzt noch kein gedrucktes Werk verschafft hätte. Ich meines theils lächelte über diese weitläuftigen Anstalten zu so unbedeutenden Dingen, und machte den natürlichen Schluß, daß der Eigenliebe der Menschen zu schmeicheln, es nichts weiter als Schwierigkeiten bedarf; sie zu verblenden, nichts als Charlatanerie. Die große Zurüstung zu einer Thorheit giebt ihr ein Ansehn von Wichtigkeit.

Der Schriftsteller, aufgeblasen von einem Stolze, den er unter einer vorgeblichen Bescheidenheit vergebens zu verbergen suchte, sprach in seiner kurzen Vorrede von der Furcht, daß sein Werk zu ernsthaft seyn möchte Allen zu gefallen, und fing endlich, nachdem man ihn durch zu frühe Lobsprüche beruhigt hatte, an, zu lesen. Er las also, und las unendlich viel besser als er geschrieben hatte. Denn kaum war er bis zum ersten Drittheil seiner Vorlesung gekommen, so sah ich schon, — ach Himmel was sah ich da! Wären Sie an meiner Stelle gewesen, Sie würden Mitleiden, nicht mit dem Autor, denn der verdient es nicht, aber mit der Frau von Hause, gehabt haben. Sie lag so zu sagen auf dem Rade der Verlegenheit und Beschämung, da sie, so gut wie ich, überall gähnende Gesichter und Mienen des Verdrusses und der Langenweile sah. Indeß forderte sie mit ihren Augen die Zuhörer zur Aufmerksamkeit auf,

aber umsonst! Man konnte es einem jeden auf dem Gesichte lesen, daß er mit dem geheimen Wunsche beschäftigt war, zu entfliehen, um dieser gräßlichen Langenweile zu entgehen.

Die Furcht vor einer Desertion, die für ihren Protegu so demüthigend gewesen wäre, gab ihr die edle Dreistigkeit ein, die Gesellschaft selbst anzureden. Vielleicht war Demosthenes nicht beredter, da er das schwere Geschäft übernahm, den Muth der Athenienser neu zu beleben, als diese Dame in Aufstellung ihrer Argumente, die die Vortrefflichkeit der kläglichen Schrift darthun sollten. Sie pries die Schönheit des Planes, den Tiefsinn der Argumente, das Erhabene der Philosophie, die vollkommne Kenntniß der Leidenschaften und des menschlichen Herzens, den hohen Schwung des Ausdrucks, und den zauberischen Reiz des Vortrags. Am Ende forderte sie mich gar auf, mein Urtheil zu sagen, weil sie er-

wartete, daß ich ſie aus Gefälligkeit unterſtützen würde, und ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit. Ich war ſo gut wie alle Zuhörer überzeugt, daß dies elende Manuſcript, wenn es gedruckt würde, nothwendig den Verleger zu Grunde richten müſſe, und hiervon ging ich bey meiner Behauptung aus, daß es ſchlechterdings nöthig ſey, eine Schrift der Art, in den Schooß der unbedingteſten Verſchwiegenheit zu begraben. Der Leute die im Stande wären, es nach ſeinem wahren Werthe zu beurtheilen, ſagte ich, gäbe es ſehr wenig. Der große Haufe würde es nicht verſtehn; die berühmteſten Schriftſteller würden auf den Verfaſſer eiferſüchtig werden; und der größte Theil der Gelehrten aus Neid darauf ſchimpfen. Hieraus zog ich den Schluß, daß es auf jeden Fall ein Werk ſeyn würde, die Bosheit der einen, und der Unwiſſenheit der andern, ein ſolches Werk blos zu ſtellen. Wollte er alſo ſein Manuſcript in

ſeinem Portefeuille verwahren, ſo könnte er ſich dadurch, daß er es bey verſchloſſenen Thüren vorleſe, hundert Freunde, dagegen wenn er es herausgäbe, tauſend Feinde machen. Dies Urtheil, deſſen wahren Sinn keine Seele falſch verſtehen konnte, als der dünkelvolle Vorleſer, machte nicht nur, daß die Anweſenden heimlich ins Fäuſtchen lachten, ſondern auch, daß die Aufmerkſamkeit einigermaßen wieder geweckt wurde, und der ſo gelehrte als beſcheidene Mann ſeine Vorleſung glücklich beendigte. Die Geſellſchaft hatte ſogar die Höflichkeit, dem Herrn, der ihnen doch ein Paar Stunden lang die Zeit vertrieben hatte, ihre Dankſagung abzuſtatten. Viele Lobſprüche ärndtete er nun freilich nicht ein, aber dafür ward er doch von vielen eingeladen, zu ihnen zur Mittagstafel zu kömmen, ja man nöthigte ihn ſogar, zu meiner großen Verwunderung, das Verſprechen ab, ſein Manuſcript mit zu bringen.

Dieſe Inconſequenz nahm mich, als ich nachher darüber nachdachte, nicht mehr ſo ſehr Wunder, wie ſie anfangs gethan hatte. Die Frau von Pontis hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dieſen unbekannten Gelehrten in Bekanntſchaft zu bringen, und ihn wenigſtens in der Hauptſtadt berühmt zu machen. An dieſem Wunderwerke wollten nun viele andere auch Theil nehmen. Ueberdies war es ihr doch gelungen, mit dieſer Lockſpeiſe funfzig Menſchen in ihr Haus zuſammen zu bringen. Einen ſolchen Nahmen wollten ſich denn Andre auch machen. Und dann weiß man ja wohl, wenn die ſchlechte Schrift immer genannt, und immer wieder angeführt wird, werden ihr dadurch immer mehr Vertheidiger verſchafft. Ein dramatiſches Stück, das im Schauſpielhauſe anfangs ausgepfiffen worden iſt, kann ſich durch die dreiſte Stirne des Verfaſſers, und die Unerſchrockenheit der Schauſpieler glücklich wieder heben. Man gähnt darüber

bey der ersten Vorstellung, man schläft wohl gar dabey ein, man ärgert sich daran und verliert alle Geduld. Wenn der Dichter aber der Kritik kühn Trotz bietet, und die Schauspieler das Hohngelächter nicht achten, so findet das Publikum das Stück bey der sechsten Vorstellung unübertrefflich schön.

Dies ist so wahr und so gegründet, daß ich selbst für die Urtheile, die ich über das so platte als jämmerliche Werk, welches ich damals hatte mit anhören müssen, nicht würde haben bürgen können, wenn ich mich genöthigt gefunden hätte, es noch einmal in einer so zahlreichen Versammlung zu hören. Allein die Vorsicht die ich brauchte, mich davor zu hüten, verursachte, daß ich bald darauf in eine andre Schlinge gerieth. . .

Das Publikum und die Schriftſteller.

Aus Mercier.

Das Publikum iſt unſtreitig den Schriftſtellern verpflichtet. Der Autor giebt viel, und empfängt wenig dagegen. Iſt das Werk nur erſt aus ſeiner Hand, ſo hört es ſogar auf, ſein Eigenthum zu ſeyn. Das ganze Publikum theilt den Genuß unter ſich. Das Werk unterrichtet, klärt auf, unterhält, beſchäftigt. Glaubt man für dies alles den Verfaſſer mit einem armſeligen Goldſtück bezahlt zu haben? Kaum reicht es hin für Tinte und Papier.

Auch das Ausland nimmt Theil an einem ſolchen Werke, es vervielfältigt ſich in Europa, es iſt in allen Händen, und der Gewinn — im Beutel des Buchhändlers.

Der Ruhm muß den Autor entſchädigen, und das moraliſche Vergnügen, welches er der Leſewelt verſchafft. Dieſe Empfindung, wie ſehr erhaben iſt ſie über die niedern Vergnügungen, ſowohl durch ihre Feinheit als ihre Dauer!

Ich ſchreibe dieſe Bemerkungen aus keiner andern Urſache nieder, als um die Unrechtigkeit gewiſſer reicher Gecken, und die Inſolenz einiger Emporgekommenen zu rügen, die ſich erdreiſten, die ehrenvolle Armuth eines Schriftſtellers zu bewitzeln.

Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, urtheilt ſelbſt: ziemt es, die Biene zu verſpotten, die euch ihren Honig bringt? Laſſen ſich die Arbeiten eines guten Schriftſtellers mit Gelde bezahlen? Iſt das Buch nicht das Reſultat ſeiner Geiſtesbildung, und weiß man, was ihn dieſe koſtet? Iſt es nicht die Frucht eines vieljährigen Nachdenkens, einer langen Mühe, — und hätte der Schriftſteller, der ſich für den

Nutzen und das Vergnügen des Publikums ſelbſt aufopfert, nicht das Recht zu ſeinem Vaterlande und ſeinen Mitbürgern zu ſagen: Lacht nicht über mein Dachſtübchen, ſo lange ihr noch kein Prytaneum beſitzt?

Was iſt die Belohnung unſerer Theaterſchriftſteller? Eine ſchmähungsvolle Kritik, vielleicht von Knaben geſchrieben, oder eine magere Lobrede. Nehmt unſere beſten Theaterſtücke, die aller Orten ein Gewühl von Zuſchauern herbeylocken, und alle Hände zum Beyfallklatſchen in Bewegung ſetzten: deshalb wird der arme Verfaſſer um keinen Heller reicher, und er mag ſeine harte Brodrinde in Waſſer tunken. Die Bühne gewinnt mit ſeinem Stücke vielleicht mehrere Tauſende, alle theatraliſchen Handlanger ziehen ihren Theil davon, und keiner fragt, ob der Verfaſſer nicht etwa noch das Papier ſchuldig iſt, worauf er das Werk ſeines Geiſtes geſchrieben hat?

Man nenne mir eine menſchliche Kunſt die fähig wäre, vielfachere, feinere und weniger ermüdende Freuden zu verſchaffen, und denjenigen, der ſich damit beſchäftigt, karger lohnt? So heiſcht es denn alſo gewiß die Gerechtigkeit, diejenigen zu achten, die ſich ſo edel und unintereſſirt beſchäftigen, und es muß einem Schriftſteller erlaubt ſeyn, aller Orten in einem Frack zu erſcheinen, ohne daß man ihn deswegen verachte!

Emanuels Lehrjahre

oder

des Lebens Ansichten.

Ein psychologischer Roman

von

Carl August Buchholz,

dem Verfasser des Karl Aurelius.

Erster Theil.

Zürich 1807.

bei Orell, Füßli und Compagnie.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Zueignung.

An

Alexander Eduard Lewis von Menar,

in Liefland.

Aus der Vergangenheit frohen und trüben Bildern tritt freundlich Deine Geſtalt vor mein Auge, und eine ſüße Wehmuth ſpricht mich an.

Das Schickſal hat uns getrennt — der Sehnſucht einſamer Schatten begleitet uns, — nie vielleicht ſehen wir uns wieder; aber über Meere und dämmernde Berge,

über Fernen und Jahre reicht die Freundschaft.

Einst fallen Blüthen unter Stürmen, Hoffnungen sinken, und wir haben nichts als unsre Thränen; aber Freundschaft ist der unvergängliche Felsen im wogenden Meere.

Nimm es hin dies einfache Denkmal, welches ich Dir weihe, wenn es gleich seiner nicht bedarf. Aus weiter Ferne reicht der Freund es Dir hin. Dein Andenken ist ihm heilig, und Dein Herz sein Trost in den Stürmen des Schicksals.

Dr. Carl August Buchholz.

Vorrede.

Es sind im Grunde wenig Worte, die ich denen zu sagen habe, welche diesen Blättern ihre Muße schenken wollen; denn, was ich darlegen wollte, sagt der Titel, und, was ich darlegte, liegt der Beurtheilung offen da. Dringend bitte ich nur darum, nicht zu glauben, als wolle ich mich an den Troß der Nachahmer schmiegen, zu welchem Glauben der Titel leicht verführen könnte. Existirte auch kein Wilhelm Meister, ich hätte diesem Werke keine andre Ueberschrift zu geben gewußt; denn es sind eigentliche Lehrjahre, die der Held dieser Blätter im Strudel der Welt, und im Gewirre der Menschen lebt.

Ich habe hier meine Ansichten des Lebens, und meine Gedanken und Ueberzeugungen über die Menschen, im Gewande des Romans niedergelegt. Gerne begebe ich mich, daß sie von fremden abweichen mögen, weil gewöhnlich individuelle Erfahrungen leiten. Aber wer einen prüfenden Blick auf die Welt, wie sie da liegt, nicht wie Dichtungen sie schildern, wirft, wer kalter unpartheyischer Beobachter ist, der wird vielleicht finden, daß diese Ansichten nicht von der Oberfläche geschöpft, und das Resultat einer bitter bezahlten Menschenkenntniß sind. Ich bitte indeß einen jeden sein Urtheil zurück zu halten, bis man das Ganze gelesen haben wird. Eine Bitte, die nicht ohne Bedeutung ist.

Meine Kenntniß des schönen — oft doch wohl nur per antiphrasin so genannten Geschlechtes — mag sich bisweilen, ich gebe das zu, ein wenig timonisch äussern;

aber ich ſpreche aus meiner vollſten Ueberzeugung, und kenne hier leider nur Ausnahmen von einer unangenehmen Regel. Ein Schickſal welches wohl Viele, oder vielmehr Alle mit mir theilen werden, die ſich bemühen, den weiblichen Charakter, dies unauflösliche Räthſel zu erforſchen. Mein gegenwärtiger Aufenthaltsort iſt zudem mehr wie jeder andre geeignet, die verſchiedenſten Beobachtungen anzuſtellen, und ich habe dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt gelaſſen, meine Erfahrungen zu berichtigen und zu erweitern.

Gelegentlich nur bemerke ich noch, daß ich ſchon vor geraumer Zeit, während meines Aufenthaltes in Mannheim, dieſe Blätter ſchrieb, und ſie jetzt nur einer Umarbeitung unterzog.

Wezlar, Ende 1806

Emanuel.

Erſter Theil.

Und in dem nemlichen Augenblicke wehte ein balſamiſcher Duft über das glückliche Gefilde, eine ſanfte Harmonie ſüß wie Sphärenmuſik ertönte. Alles ſchien die Nähe eines höheren Weſens anzudeuten und eine ſüße Beklommenheit lag auf Aller Buſen. Und nieder ſchwebte im ſäuſelnden Weben eine himmliſche Geſtalt, ein himmelblaues flatterndes Gewand ſchlang ſich um die ätheriſchen Formen, in ihrer Hand trug ſie eine blühende Roſenknoſpe, dreymal neigte ſie ſie, und nun wurde die bezaubernde Muſik ſo ſüß, ſo hinreiſſend, und doch ſo fröhlich, daß in Allen neue Empfindungen erwachten. Die Jünglinge ſchlangen ihre Arme um den Nacken der Jungfrauen und tanzten: die Greiſe vergaßen

ihre Schwachheit und tanzten; in den Armen der Mütter wurden die Säuglinge unruhig, und die Mütter legten sie hin und tanzten, und Alles tanzte: — da winkte sie noch einmal die göttliche Fee; die Töne verklangen wie Geisterwehen, und näher trat sie dem glücklichen Hassan, legte seine Hand in Zoradens Hand, und sprach: „So vermähle ich die Tugend mit dem Glücke, den Reiz mit der Unschuld, die Natur ....."

Unwillkührlich schlug ich bey diesen Worten das Auge auf, und sah wie Julie, ohne mich zu hören, in süße Träume versunken war. Leicht kräuselten sich die braunen Locken um den weissen Nacken, unter der schwebenden Verhüllung wallte ruhig der Busen, und der Engelskopf lag in der kleinen Hand; eine himmlische Anmuth schwebte über der sinnenden Gestalt. Mit Entzücken weilte mein Blick einige Augenblicke auf ihr, dann fragte ich leise: „Und Julie träumt? träumt wachend?" —

Sie ſchlug das ſeelenvolle Auge zu mir auf und ſah mich mit unbeſchreiblicher Grazie an.

„Und hörte Julie nicht?"

Doch, lieber Emanuel, — ich danke Ihnen für das geiſtvolle Mährchen. Zoradens geprüfte Liebe, und Haſſans Glück wiegte mich in den ſüßen Traum. Ich dachte mich ſo ganz zurück in jene goldne Feenzeit, Sie wiſſen wie meine rege Fantaſie ſich aus des Dichters Täuſchung gleich Wahrheit träumt, und eine trübe Wehmuth beklemmte mich unbewußt.

„Eine trübe Wehmuth? Was war in dieſem ſimpeln Mährchen Trübes, und wie reißt das Glück der vereinigten Liebe Sie zur Wehmuth hin?"

Lächeln Sie immerhin über die Schwärmereyen! lieber Emanuel. Wenn ich jene glückliche Idyllenzeit vor mein Auge zaubere, wo es Haſſan dem Hirten möglich war, durch treue Liebe Zoradens Hand, die Hand der Königs-Tochter zu erringen, wenn ich in jene goldne

Zeit der Unschuld und der Liebe mich denke, und nun die finstere Verhältnisse unsres Lebens, und unsrer Zeit dagegen setze; — o! ich kann Ihnen nicht sagen, nicht beschreiben, wie tief ich diesen Abstand empfinde.

„Aber Julie, wer weiß ob jene Zeit, wie in glücklichen Stunden der Dichter sie sich träumt, wirklich einmal gelebt ward, und dann — wenn man so gewaltsam die Fesseln einer weisen Convenienz zerbrechen wollte —

O! sprechen Sie es nicht aus, dies verhaßte Wort, und streiten Sie nicht mit der Waffen kalter Vernunft. Aber Sie schreckt der gewaltsame Abstand. Wie nun, wann Sie den Fall sich denken, daß Sie ein Mädchen lieben, heiß lieben, und auch sie ihr Glück darin findet, diese Empfindungen zu theilen, wenn jeder ihrer Gedanken Ihnen gehört, wenn Sie das schöne Bild Ihrer stillen glücklichen Träume sind, Sie nun in dieses Mädchens Arme finden, ewig ihr angehören wollen,

und dann die grausame Frage Ihr Herz zerschmettert — ob Sie mit dem edlen Herzen, mit der weichen Empfindung auch die Ahnenprobe zu bestehen im Stande sind? Das Emanuel, das war es, was ich sagen wollte.

Ich fühlte mich gewaltsam ergriffen. Lassen Sie uns enden Julie, sagte ich verwirrt. Ich nahm das Buch zur Hand. Wollen Sie, daß ich das Mährchen ende?

„Nein! nein! sie sprang auf, und ihr Auge flammte. Ein andermal Emanuel, fuhr sie langsamer fort. Leben Sie wohl!"

Sie gieng — in ihrem schönen Auge sah ich eine Thräne glänzen, und ach! was hätte ich darum gegeben, was geopfert, was geduldet, für einen seligen Augenblick in dem ich in ihre Arme hätte sinken und die Vorurtheile überwinden können, der ihr Herz, aber nicht die Welt spottete.

Wo nehme ich Farben um Juliens Reize, wo Worte um ihren Charakter zu ſchildern? Indem ich es beginnen will, fühle ich wie unmöglich es iſt.

Und wer könnte es wagen, dieſen holden Zauber hoher Weiblichkeit und anſpruchloſer Grazie in Worte übertragen zu wollen? Sie wurde angebetet ſeit ſie in die Welt trat, für die ihr Herz nicht geſchaffen war, aber ſie wußte es nicht, denn ſie war einfach wie die Natur, und ſchuldlos wie dieſe. Ihr Herz hegte innige aber einfache Anſprüche, doch eben dieſe holde Simplicität verſtand man nicht in dem Zirkel, in dem zu leben ſie verurtheilt war. Alles Schöne, alles Edle hatte eine zarte Bedeutung für ſie, aber ſie war mit ihrem Herzen allein, man ſpottete ihrer Empfindungen, ſie zog ſich zurück, bald war ſie nur glücklich in ihren Träumen, und weil ſie dieſen die Verhältniſſe nicht anſchmiegen konnte,

ſo wurde ſie eine Schwärmerin im edlern Sinne des Wortes.

Ihr Vater, der Geheimerath von Hochſtein, war ein Mann mit den widerſprechendſten Eigenſchaften. Er war der einzig übrig gebliebene Sohn einer ſehr angeſehenen und ehemals ſehr mächtigen Familie geweſen, die aber durch Unglücksfälle mancherley Art allmählig von ihrer Höhe geſunken war. Er beſaß Talente, und da der brennendſte Ehrgeiz der jemals in eines Jünglings Buſen tobte, ihn belebte, ſo ſuchte er ſie auszubilden, und ſich durch Kenntniſſe geltend zu machen. Aber unerachtet ſeiner ehemals ſo angeſehenen Familie beſaß er keine Verbindungen mehr, die ſeinen Werth geltend machten; keine Freunde, keine Beſchützer die Kieſel zu Diamanten ſchleifen, und ſie dann geſchickt in das Diadem zu heften wiſſen. Zehn lange Jahre blieb er im Staube, da erſt gelang es ihm durch einen Zufall dem Miniſter bekannt zu werden, der ihn hervorhob und bemerkte.

Hochstein verschlang Arbeit und Schwierigkeiten, zeichnete sich aus wie Keiner und sah sein Ansehn mit seiner Wirksamkeit steigen. Eine reiche Heyrath die ihm zu neuen Connexionen verhalf, befestigte sein Glück. Der alternde Minister übertrug ihm ein Geschäft um das andere; Jahr verfloß um Jahr, und nach des Greises Tode sah sich Hochstein an seiner Stelle, die er durch Verdienste errungen hatte.

Aber dieses Selbstgefühl seines Werthes wurde das Unglück des Landes, und legte den ersten Grundstein zu seinem Sturze. Anmaßender Stolz sprach aus allen seinen Handlungen und Worten, seine Willkühr zehrte das Land auf, weil er nur daran dachte, Schätze zu sammeln; kein Versprechen wurde mehr gehalten, und aus dem neuen Minister war der ärgste Despot geworden. Die Klagen des Landes drangen bis zum Fürsten, obschon er alle Zugänge zu ihm mit seinen Creaturen besetzt

hatte. Die Stände forderten ſeine Entlaſſung; alles verſchwur ſich zu ſeinem Fall, und er hatte von Glück zu ſagen, als man ihm erlaubte, ſein Vermögen mitzunehmen und ſich auf die Güter ſeiner Gemahlin zurückzuziehen. Mit heimlichem Grimm fügte er ſich in das Geſetz der Nothwendigkeit, und war er vorher der Deſpot des Landes geweſen, ſo wurde er nun der Tyrann ſeiner Familie, denn niemals ſind die wunderlichſten Launen mehr ausgeübt, wie die, die er an ſeiner Gemahlin, an ſeiner Tochter Julie und ſeinem Sohne Ferdinand ausließ.

Seine Gemahlin theilte nur eine einzige ſeiner Leidenſchaften, ſeinen Stolz, und dieſen erfüllte ſie ſo ganz, daß man von den übrigen Zügen ihres Charakters gar nichts gewahr wurde, wenn ſie überhaupt einen beſaß. Ihr Geiſt war leer, ihr Herz verwahrloſt, und ganz ihrer werth ihr Sohn, der, wie die Fledermaus in der Fabel, zwiſchen Mann und Weib

da stand. Er konnte Seide zupfen, Filet knüpfen, ja sogar nach der Versicherung glaubwürdiger Zeugen Kopfzeuge aufsetzen. Er trippelte in kleinen Schritten, legte etwas Roth auf, und hielt sich für einen schönen Geist, weil er ein Paar erbärmliche Verse gemacht hatte. Er trug zwar eine Uniform und einen Degen, dessen Klinge, wie man sagte, eine Filernadel ersetzte; aber am liebsten kleidete er sich als Frauenzimmer, und dann vergaß man am leichtesten, daß er weder Mann noch Weib sey. Ach und diesem Kleeblatt war Julie, die edle Julie zugesellt! Sie allein fesselte mich an dies Haus. Es befand sich zwischen den Stunden so ein gewisses unbegreifliches Band des Verlangens und der Befriedigung, ein gewisses unausführbares und doch immer von Neuem gereiztes Sehnen, gleich einem Traume, in dem die Empfindungen der Freude und des Schmerzens ohne Uebergewicht kämpfen!

Ich ſaß in Gedanken verloren auf meinem Zimmer, in das die warme Herbſtſonne freundlich und lieblich hereinſchien. Die Bilder der entſchwundenen Vergangenheit traten vor mein Auge, an dem ſie im trüben und im freien Gewande vorüberſchwebten; ich ſah mit glänzendem Auge gen Himmel, und verglich ſie den einzelnen vorüberfliegenden Wölkchen, die der Windſtoß des Zufalls auf dem blauen Azur umher trieb.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre, Julie ſah freundlich in die geöffnete Spalte, und winkte mir, ſie zum Spaziergang in den Garten zu begleiten. Die Grenze deſſelben ward von einem kleinen See gebildet und an ſeinen ſanften Ufern machte ein aufgeworfener Raſenhügel unſre gewöhnliche Lieblingsſtelle aus. Hier ſaßen wir ganze Stunden hindurch

und träumten uns in den heitern Himmel hinein, den wir in der klaren Flut zu unsern Füßen so verschönert erblickten. Das leise Spiel der Wellen, die ruhige Bewegung des matten Silberschmelzes, gaben unsern Bildern und Hoffnungen einen gewissen angenehmen Zusammenhang; das goldne Zeitalter einer Zukunft jenseits des Körpers, war das Reich welches wir verschönerten, die Geisterwelt die wir bevölkerten, die Ewigkeit huldsam für uns, jeder süße Gegenstand eine Schöpfung für sie. Hier lebte ich meine schönsten Stunden, und das geheime Gefühl eines innigen Zusammenklangs unserer Seelen war es, das uns entzückte. Wir sahen hinab in die plätschernden silbernen Wellen, und überließen uns unsern Träumen, als ein einfacher Zufall unser Ideenspiel störte. Ein schüchternes zahmes Täubchen, das vielleicht zum erstenmale vom nahen Schlage den schwankenden Ausflug wagte, flatterte dicht vor uns, als in weiten und dann engern

Kreiſen ein Habicht herabſchoß, es packte, und dann mit der ängſtlich ſich ſträubenden Beute davon flog. Die kleine traurige Scene erſchütterte uns tief.

„Das Bild des Menſchen!“ ſeufzte ich beklommen.“

Und wie das Emanuel?

Dringt nicht auch Ihnen es ſich auf? So flattert der Jüngling hinaus mit roſigen Hoffnungen in das friedliche Leben, das er nicht kennt. Da ſtreckt das eherne Schickſal ſeine Kralle nach ihm aus, mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreift es ihn, und blutend fällt das Opfer.

Sie reden vom Unglücklichen, und Ihre trübe Miene lehrt mich, daß Sie an eigene Erfahrungen denken.

Sie können Recht haben Julie, — ich habe eine freudenleere Bekanntſchaft mit dem Schickſal gemacht, mein Herz iſt erzogen unter Schmerz und unter dem Jammer vergeblicher

gestammten. Sie wissen nun meine Wehmuth zu deuten.

Armer Emanuel, so stehen Sie denn nie mehr diese Einsamkeit die Sie nun umschließt, und wenn die Umgebungen Ihnen auch zum Theil verhaßt seyn müssen, so soll meine zärtliche Freundschaft doch Ihnen alles zu ersetzen streben. Denken Sie dann immerhin zurück an ausgestandene Leiden; der Gram wird Ihnen ein freundlicher Gefährte seyn, weil die Gegenwart ein froheres Bild trägt. Scheiden Sie vom Gewühle, vergessen Sie was war, und leben Sie ein neues Leben voll Freude.

Ihre Vorstellungen sind bezaubernd, und doch haben Sie Unrecht. Der Gram ist kein guter Schüler der Weisheit; Frieden heißt sich nicht vergessen, aus dem Gewühle der Gegenstände sich herausstürzen ist kein Schritt zur Freude, und von der Welt ganz sich trennen, macht die Einsamkeit nicht beglückend. Ich kenne die Welt, und weiß daß ich noch manche

Hoffnungen und Träume in Nichts sinken sehen muß, fremde Leiden gegen die meinigen halten muß, um zu fühlen, daß es größere giebt. Dann erst, wenn ich alles mit dem ruhigen Blick der Freyheit angesehen habe, und nichts mehr unter den Menschen mich ängstigt und freut, dann erst bin ich der Einsamkeit willkommen.

„Ich will Ihnen nicht einwenden, Emanuel, daß mir, die Sie oft eine Schwärmerin nannten, dieß überspannt scheint, aber werden Sie jemals mein Herz überzeugen können, daß es nicht wohlthuender ist, diese Einsamkeit bald herbey zu rufen, als einer ungewissen Ferne Ihr Glück anzuvertrauen? O eine Abgeschiedenheit von Liebe und Freundschaft verschönert, wie viel Anziehendes muß sie haben!"

„Ich begreife diese Gefühle Julie, und ich theile Ihre Empfindungen, wenn Sie eine Einsamkeit glücklich nennen, in der die Liebe ihren süßen Kranz um unsre Schläfe flicht,

und die Freundschaft uns immergrüne Blumen streut. O es muß ein reizendes namenloses Glück seyn, ein Glück das keine Worte fassen, an der Seite eines angebeteten theuren Weibes seine Tage in süßem Frieden entschwinden zu sehn! Dann gebe ich Ihnen Recht, wenn Sie meynen, daß man mit diesem Glücke in die verborgenste Stille fliehen müsse, um von der Welt, von ihren Verbindungen und Allem sich los zu machen, was sie stören könnte die schöne Illusion. Aber ach, Julie, — ehe diese Seligkeit errungen ist, wie viel Felsen sind da zu überschreiten, wie viele Klippen da zu überspringen? Denken Sie den Jüngling sich, der mit der heissesten Glut die Geliebte, die er sich selbst vielleicht kaum zu nennen wagt, anbetet".....

In diesem Augenblicke erstarb mir das Wort auf der Zunge. Wir waren im Gespräch um eine Ecke gebogen, und indem ich mit der Hand den blühenden Akazienbusch zurück schlug, er

ſich um ſie wölbte, ſtand der Geheimerath vor uns. „Guten Tag Herr Emanuel", ſagte er kalt und ſtolz, und wandte ſich dann zu Julien. „Ich hatte dich auf deinem Zimmer erwartet, und finde dich nun in ſo guter Geſellſchaft!"

„Gewiß in guter, mein Vater! denn wo kann die Tochter lieber ſeyn, als bey dem Retter des Lebens ihres Vaters?"

„Wer zweifelte daran?" fuhr er gezwungen lächelnd fort. „Aber der Abendwind weht kühl und du biſt leicht gekleidet. Nicht wahr Herr Emanuel"? Er bot ihr bey dieſen Worten den Arm, ich verbeugte mich verwirrt und ging, niedergeſchmettert von ſeinem Stolze, kämpfend mit Gefühlen die ich nicht beſchreiben kann.

Ich ging zurück auf mein Zimmer, und ſtarrte hinaus in die Dämmerung des Abends, die ich mit meinen Thränen begrüßte. Erhebend trat das Schauſpiel der untergehenden Sonne, die mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Bäume vergoldete, vor mein Auge, und in der Ferne ſchallte das Läuten der Abendglocke in mein Ohr. Bewegt lauſchte ich den Feyertönen, und meine Wehmuth wurde ſo beklemmend, mein Herz ſo weit, und der Raum des Zimmers ſo beengend für mich, daß ich hinaus eilte ins Freye, um die Stille eines nahen Hölzchens aufzuſuchen.

Alles um mich her hatte etwas Grabähnliches. Die Stille der angehenden Nacht hatte mir noch nie ſo ſtille geſchienen, die Oede um mich her niemahls ſo öde. Kein Vogel ſang ſein Abendlied, oder ich hörte es wenigſtens nicht in meiner dumpfen Betäubung. Selbſt

das Rauſchen des Waldbachs tönte mir nicht; es kam mir vor, als ob ich allein in der groſſen weiten Schöpfung in einer Menſchenleeren Wüſte da ſtünde, und meine Arme vergebens nach einem liebevollen Weſen ausſtreckte, das hoch in glänzender Wolke über mir ſchwebte.

Ich war ein Thor, ich fühle es; aber wer hat ſo ein reizbares Herz wie ich? Selbſt eine ſüſſe Wonne liegt im Gram, was auch Sophismen einwenden; der Umgang mit verblühten Freuden macht Thränen der Wolluſt vergieſſen, und im Bilde der Vergangenheit kehrt der ſüſſe Schmerz der Schwermuth mit ſtiller Luſt zum menſchlichen Herzen zurück. Die Leiden, welche die Seele durch Aufforderung ihrer Kräfte veredeln, ſind für die Menſchheit Gewinn. Wenn wir dann mit unſern Schmerzen und unſern betrogenen Hoffnungen uns in der Natur begraben, wenn irgend eine ihrer Erſcheinungen dann an unſerm Grame Antheil zu nehmen ſcheint, ſo löst ſich des Herzens

Bitterkeit in eine heimliche Wehmuth auf, die unſer Gefühl erhöht. Ich fühlte allmählich eine neue Stärke in mir erwachen. „Endlich Emanuel", rief ich mir ſelbſt zu, „endlich konnteſt du doch lernen weiſe ſeyn! Aus der Gegenwart immer mit vollen Zügen ſchöpfend, hätte die Beobachtung des Augenblicks dich längſt die Philoſophie des Lebens lehren ſollen; der Zufall hätte ſein Schreckliches für dich verlieren, und längſt hätteſt du die Welt als ein Spiel um eine Kleinigkeit anſehn lernen ſollen, wo es gleich viel iſt, wenn man aufſteht, verloren oder gewonnen zu haben, und wo man ſich nur ſeiner Kunſt und Gewandtheit freut, und nur ſeine Fehler bereut. Durch deine Erfahrungen, durch die lange Reihe betrogener Hoffnungen und unwillkührlich beſchränkter Leidenſchaften und Ausſichten, durch Schickſale von Empfindungen zu Empfindungen geworfen, ſollteſt du gelernt haben, dich in einem Gleichgewicht von Unbekümmerniß und Ruhe

zu erhalten, dein Glück in deinem Herzen zu tragen, und aus dir ſelbſt deine einzige lebſtende Geſellſchaft zu ſchaffen.“

„Ach, Emanuel, deine Täuſchungen und deine bitter bezahlten Erfahrungen ſollten deine beſten Lehrmeiſter ſeyn! Aber ich fühle es, wie ich in einem ſchwankenden Meere von Leidenſchaften und Widerſprüchen kämpfe, und wie ich das Spiel des Augenblicks bleibe. Die Zeit ſcheint mir aus ihren Fugen gerückt; eine ungeheure jähe Spalte liegt zwiſchen Damals und Jetzt, und durch den Nebel, der ſich von der Tiefe herauf zwiſchen dieſe Entfernung zieht, erblicke ich alle Geſtalten, alle Bilder wie eine Abendlandſchaft, die, im goldnen Dufte ſchwimmend, von den letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne begrüßt wird. Weinend und ſehnend ſtehe ich unaufhörlich da, ſtrecke meine Arme nach ihnen aus, und ein Sturmwind aus dem Abgrund heraufwehend verdickt den Nebel; das blühende Jenſeits mit ſeinen

Farben und Tönen verſchwindet, und in der entſetzlichen Einſamkeit ſtehe ich allein in finſtrer Nacht. O wer fühlt es inniger wie ich ſelbſt, daß ich für dieſe Welt nicht geſchaffen bin? Meine goldenſten Ausſichten, meine liebſten Hoffnungen, meine gewiſſeſte Zuverſicht, Alles war nichts als Traum, in den meine Fantaſie mich wiegte, und aus dem das eherne Schickſal mich heftig ſchüttelnd erweckte. Und war es meine Schuld? Als ich im Flügelkleide der Kindheit, zuerſt hinausflatterte mit meinen roſigen Träumen und Wonnebildern, und mit meinen entzückenden Anſichten ins Leben ging; da hing mit ſchwärmeriſcher heiſſer Liebe mein Herz an allem Schönen und Edlen, und meiner Jugend war es zu verzeihen, wann ich die Welt für ein Eden hielt, und in allen Menſchen meine Ideale von Tugend und Größe ſuchte. Da breitete die Wirklichkeit ihr ſchwarzes Reich vor mir aus, ihre Schreckniſſe betäubten mich, allein ſtand ich

da mit meinem glühenden Herzen daß man verſpottete, meine ſüßen Bilder zerſchwammen in ein unfruchtbares Nichts, und ich begriff mit unendlicher Wehmuth, daß ich geträumt hatte!"

„Durſtend nach Mittheilung meiner Gefühle, ſehnſüchtig ausſtreckend meine Arme nach einem Weſen, das mit mir fühlen, mit mir empfinden, und die Sehnſucht verſtehn ſollte, die wie ein Ammenlied mein Herz berühete, folgte ich dem ſüßen Andrang der Liebe, die mit ihren lieblichen Zaubertönen mich lockte. Eine Grazie ſchwebte zu mir herauf aus blühender Tiefe, mit ihren Wonnetönen gewann ſie mein Herz, in meine geheimſten Empfindungen drang ſie ein, die leiſeſte Andeutung meiner Gefühle verſtand ſie; ich trank mich wahnſinnig an ihrem Buſen in meinen Wonnebildern, ich wollte nichts mehr, ich begehrte nichts, denn ich glaubte Alles zu haben. Da erwachte ich; der ſüße Duft, der um ſie ſchwebte, und ihre eigent-

liche Gestalt mir verbarg, zerrann, und ich fuhlte mit namenlosem Grame, daß ich geträumt hatte; denn ich war betrogen und mein Glück war eine entfliehende Lüge."

„Fliehend in mich selbst, die Einsamkeit suchend, zog ich mich zurück. In der Liebe betrogen, glaubte ich es nicht in der Freundschaft zu werden. Noch eine Erfahrung hatte ich zu machen. Ganz Vertrauen, ganz Hingebung sank ich in die Arme eines Mannes der alle meine Gefühle, alle meine Ueberzeugungen theilte, oder doch die seinigen unvermerkt so umzuschmelzen wußte, daß sie den meinigen glichen. An ihn setzte ich das letzte Glück meines Lebens, und ich ward noch einmal getäuscht, denn seine gelogene Freundschaft scheiterte an der Klippe des Eigennutzes, und ich begriff mit unendlichem Kummer, daß ich geträumt hatte."

„So betrogen in meinen schönsten Hoffnungen, verfolgt von den Menschen, geneckt,

geſtört, gehetzt ohne meine Schuld, als Schwärmer verlacht, was bleibt mir übrig als ſie zu bedauern und mich zu beklagen? Und doch Emanuel, doch willſt du noch einmal zu hoffen wagen, doch noch einmal ihm trauen dem ſchönen Schattenbilde, das an deinem Herzen vorüberſchwebt? Aufs Neue willſt du Betrogener dein Glück in der Liebe ſuchen? In einer Liebe, die tauſend unüberwindliche Schwierigkeiten hat, und vergißt; abgeſehen davon, daß dies Geſchlecht tauſend Masken überzuwerfen verſteht, eine reizender wie die andere, eine trügender wie die andere? O nein, nein — beſiege dich, ſey ſtark!"

In tiefes Nachdenken verſunken kehrte ich zurück. An der Terraſſe des Hauſes ſchwebte Julie an mir vorbey, und hielt inne wie ſie mich erblickte.

„So trübe lieber Schwärmer"? lispelte ſie freundlich. „Nicht wahr, mein Vater hat Sie gekränkt? Ach es hat mich tief bekümmert,

aber vergeſſen Sie es, Emanuel, vergeſſen Sie es, und heitern Sie ſich auf. Julie wünſcht es, Julie bittet Sie darum. Gute Nacht, und morgen bringen Sie Ihr Tagebuch zu mir, wie Sie es verſprachen. Gute Nacht!" — Leiſe drückte ſie mir die Hand, und mit unnennbaren Gefühlen ſtarrte ich ihr nach. Wo waren meine Vorſätze? Wo meine Entſchlüſſe? Ich flog auf mein Zimmer, ihre Geſtalt begleitete mich, in meinen Träumen ſtand ſie vor mir — o Julie! Julie!

„Im Menſchen", ſagt ein gefeyerter Mann irgendwo, „iſt ein großer Wunſch der nie erfüllt ward. Er hat keinen Namen, er ſucht ſeinen Gegenſtand; aber alles, was du ihm nennſt, und alle Freuden ſind es nicht. Allein er kommt wieder wenn du in einer Sommernacht nach Norden ſiehſt, oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde iſt, oder der Himmel geſtirnt, oder wenn du ſehr glücklich biſt. Dieſer Wunſch hebt unſern Geiſt empor, und ihn, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unſre Saiten und Töne dem Menſchengeiſte. Der Sehnſüchtige weint dann ſtärker, kann ſich nicht mehr faſſen, und ruft im jammernden Entzücken zwiſchen die Töne hinein: „Ja, alles was ihr mir nennet, das fehlet mir!"

Inniger als wie in dieſen Worten kann ich meine namenloſe Stimmung nicht ausdrücken

Ich schwebte in einer Beklommenheit für die ich keine Worte weiß, und die doch so süß, so unendlich süß war. Alle Gegenstände um mich her, alle Bilder meiner Fantasie schwammen in einem rosenfarbenen entzückenden Lichte, ich hätte die ganze Welt an mein ausgesöhntes Herz drücken mögen, ich fühlte mich glücklich und war doch nicht ruhig, ich war froh und doch wehmüthig. In dieser Stimmung rollte ich die Hefte, die die Geschichte meines Lebens enthielten, zusammen, und gieng in Juliens Zimmer. Sie saß auf dem Sofa, die Guitarre, auf der sie noch so eben gespielt und mit ihrem zauberischen Gesang begleitet hatte, war auf ihren Schooß gesunken; die eine Hand stützte und bedeckte den Kopf, die andre lag hingesunken neben ihr. Sie war mit ihren Gedanken über die Erde hinaus, Thränen glänzten im verklärten Auge, und wie sie mich erblickte, schimmerte ein freundliches unnachahmlich schönes Lächeln durch sie hin.

„Ah Julie"! rief ich hingeriſſen von meinen Empfindungen.

„Seh ich Sie wieder, Emanuel? O in welcher Stimmung finden Sie mich! Ich ſchwamm in einer beklemmenden Träumerey, und doch war mir wieder ſo wohl. Die ganze Vergangenheit ſchien mir in eine roſenrothe Wolke eingehüllt, aus welcher die Gegenwart, wie die erſten Strahlen der Morgenſonne, ſich allmählich entwickelte. O ich war glücklich!"

„Wie wunderbar ſich unſre Gefühle begegnen!"

„Ich ſinke ſo gerne an den einſamen Buſen der Stille, denn ſie erzeugt himmliſche Erhebungen, und aus ihrem Dunkel gehen unſre glücklichſten Augenblicke hervor. Da ſtrecken wir unſre Hände empor über den Erdball, es ſcheint uns, als ob kein Gefühl der Bedürfniſſe, kein Streich der Umſtände, kein Hauch des Zufalls uns treffen könne! Fühlen Sie auch ſo Emanuel?"

„Süße Schwärmerin!"

„Ach, Emanuel, mit diesem Worte schlegen Sie alle meine Aufwallungen nieder. Tadeln Sie mich nicht. Ich weiß es daß ich schwärme, ich fühle es, aber — doch lassen Sie uns enden. Kommen Sie hinab in den Garten, und lösen Sie mir nun endlich den Knoten des Schlevers, der für mich über Ihre Schicksale, und Ihr Leben da liegt.“ Sie bot mir den Arm, und wir eilten unsrer Lieblingsstelle zu.

I.

Welche Gefühle durchbeben mich bey einem Rückblick auf die verfloſſenen Tage meines Lebens? Ich erblicke in der Vergangenheit nichts als eine weite Leere, nichts als unbefriedigte und verlorne Träume meiner Einbildungskraft, nichts als ein Chaos von Erſcheinungen, die der Augenblick gebahr und nahm, und von trüben Tagen und Jahren. Oft getäuſcht, oft betrogen, habe ich das Spiel aller Leidenſchaften durchlaufen.

Meine Leiden haben oft in gewaltigen Schlägen mein Herz zerſchmettert, aber wenigſtens einen Gewinn haben ſie mir gegeben, Kenntniß des Lebens, und Kenntniß des Menſchen. Die Vergangenheit drückt mich, und die Zukunft hat kein roſenfarbnes Bild für mich. Darum habe ich gelernt, die Gegenwart feſtzu-

halten. Alle Freuden und Leiden sollen mich nicht mehr kümmern, die nichts mehr als ein Traum sind, und ich will mich trösten, wenn die Kümmernisse des Lebens über mir schweben. Die Philosophie des Lebens ist nichts, als eine genaue anschauliche Kenntniß des Wechsels aller Dinge.

Ich sehe mit Ruhe zurück auf die Vergangenheit. Jedes Leben hat seinen natürlichen Druck. Ist es denn nicht selbst Wohlthat für den einzelnen Menschen, allen Kummer auf den Anfang desselben zu häufen, um das Ende ganz davon befreyen zu können? Wenn die Abendsonne uns mit einem reinen ungetrübten Genusse begeistert, dann haben wir die Stürme der Nacht und des Morgens, und die Hitze des Mittags lange vergessen. Die Schatten vergangener Gefahren gesellen sich, höher entzückend, dem Spiele der darauf folgenden Glückseligkeit zu. Alles lächelt dann in einem einförmigen sanften Schmelze, und zum vollen

Bewußtseyn seiner Gefühle gehört eine verbergegangene Spannung.

* * *

Über meine Voreltern und meine Familienverhältnisse gehe ich weg, weil das Alltäglichkeiten sind, die Keinen interessiren; aber eine Charakterschilderung der Mitglieder unseres Hauses, die aus meinen Eltern und Geschwistern, einem Oheim, einem Hofmeister, und einem Hausfreunde, dem Herrn von Bassenheim bestanden, der unser unzertrennlicher Gesellschafter war, kann ich mir nicht versagen.

Mein Vater, der Gutsbesitzer Erlau in Sachsen, war ein Mann von einem so seltsamen als ausgezeichneten Charakter. In seiner Seele herrschte ein Ernst, der alle seine Gedanken und Empfindungen, der sein ganzes Wesen beseelte. Auch nicht ein einziges Mal habe ich ihn lachen gesehn; höchstens entschlüpfte

ihm dann und wann ein untheilnehmendes Lächeln. Er hatte viele Unfälle, aber auch manches Glück erlebt, und wußte nun nichts mehr, was ihn aus dem Gleichgewicht seiner Gemüthsverfassung hätte bringen können. Keine Bitte, keine Vorstellung fand ihn empfindlich, keine Beleidigung brachte ihn auf. Mit unverwandtem Auge, ohne einen schwachen Moment, gieng er einem lange entworfenen und erkämpften Plane einer strengen Tugend nach, war aber nichts desto weniger kein Tugendeiferer, und sah und ertrug fremde Thorheiten und Fehler mit Gelassenheit. Er hatte wenig gelesen, und es mußte ein seltsames Buch seyn, das ihn zum Lesen reizen sollte. Seine Grundsätze waren keinem Weltweisen und Moralisten abgeborgt, sondern aus dem großen Buche der Erfahrung, aus dem Umgang mit Menschen, und aus seinen eigenen Schicksalen mit aller erdenklichen Kälte geschöpft, und darum hielten sie auch Stich, wenn sie wieder unter die Ge-

genſtände geriethen, von denen ſie abgezogen waren. Sein Herz übte nicht Tugend, es war durch die Kraft der Gewohnheit zur Tugend ſelbſt geworden. Ihm koſtete keine Handlung etwas, die wir andern Aufopferung nennen — es lag nun ſchon in ſeiner Natur, ſo und nicht anders zu verfahren, ſo und nicht anders zu wünſchen. Um deſto reicher an Empfindung war meine Mutter, und ſelten hat ein Weib wohl ein ſo tiefes und inniges Gefühl beſeſſen, wie ſie. Sanftmuth war der Hauptzug ihrer reinen Engelsſeele. Ach! ſie war ſo gut, ſo himmliſch ſanft; es gab Augenblicke wo man ſie hätte anbeten mögen. Die lauterſte Einbildungskraft, die ſanfteſte Stimmung ihres Geiſtes, ein Gedächtniß das nur für die Scenen der Anmuth und milder Tugend da zu ſeyn ſchien, hatte ſich bey ihr durch eine rührende Schwermuth, und durch eine leiſe Schwärmerey, zum Entzücken in einander verſchmolzen. Dabey war ſie gebildet, Dilettantin in Allem,

Virtuosin in Manchem, und in dem Kranze häuslicher Tugenden fehlte nicht eine einzige Blume; — kurz ich darf mit Entzücken bekennen, daß ich nie ein anbetungswürdigeres Frauenzimmer gesehn habe, wie meine Mutter. Ihr Bruder, der den größten Theil des Jahres bey uns zubrachte, war ein sehr gebildeter Mann, der die feinsten Kenntnisse, viel Weltkunde, einen meisterhaft praktischen Scharfsinn, und eine angenehme Beredtsamkeit in sich vereinte. Wenn er unter uns war, so stockte die Unterhaltung nicht einen Augenblick lang, und immer erinnere ich mich noch mit einer Art von Entzücken seiner Mährchen, die er uns, wenn wir am Kamin traulich zusammen saßen, aus dem Stegreif erfand, und mit der üppigsten Laune zum Besten gab. In der Liebe einige Male betrogen, und von frivolen Damen zu einer schlimmen Ansicht ihres Geschlechtes geleitet, war er ein abgesagter Weiberfeind geworden, und ohne auf meine Mutter und

meine Schweſter Rückſicht zu nehmen, ließ er dieſen ſeinen Widerwillen aus allen Worten ſprechen, ohne ſie darum weniger zu lieben. Selten ließ er ſich in einen ernſthaften Streit ein; nur wenn das Geſpräch auf Weiber fiel, und man ſich die Mühe nahm, ſie gegen ihn vertheidigen zu wollen. Dann war er ſogleich auf ſeinem Steckenpferde, und wenn er ſich nicht anders zu helfen wußte, ſo erzählte er wahre oder erſonnene Anekdoten, die ſämtlich die Moral enthielten, daß die Weiber eine Gattung von Katzen ſind, die man ſtreicheln muß, ohne einen Augenblick ihre Krallen aus dem Auge zu laſſen.

Der Herr von Baſſenheim der in der Nähe unſeres Landſitzes einige Güter beſaß, und der, wie ich ſchon oben erwähnte, ſich unzertrennlich an den Zirkel unſeres Hauſes angeſchmiegt hatte, war einer der vorzüglichſten jungen Männer. Alle Liebenswürdigkeiten des feinen Witzes, eine vollkommne Schärfe der Urtheils

kraft, die zarteste Biegsamkeit der Gedanken und Vorstellungen, überzeugten beym ersten Anblicke fest, daß er nur für die Gesellschaft geboren sey. Sein Anstand war leicht und fein, und seine Gesichtsbildung die angenehmste von der Welt. Sein großes, blaues, schwärmerisches Auge sprach zu jedem guten Herzen; eine erhabene Stirne, eine vollkommne schöne Nase, und das lieblichste Mienenspiel gaben seinem Gesicht allen Ausdruck, den man in ihm lesen wollte. Er war Meister über alle seine Bewegungen, und ganz eingeweiht in die Kunst, sich jede Lage anzueignen, und das Eigne und Natürliche jedes Standes zu fassen. In den glatten Zirkeln der großen Welt war er der gewandteste Hofmann, im Mittelstande ein artiger Bürger, unter Landleuten ein wißbegieriger naiver Bauer, in jeder Lage gleich anbetungswürdig. In allen seinen Eigenschaften paßte er für sein Zeitalter, aber sein Herz war für das jetzige nicht geschaffen. In

den Tiefen der dunkelſten Vorzeit verſunken, lebte er nur glücklich in der Verſetzung ſeiner Gefühle bis in die entfernteſten Zeitalter hinauf, unter Roſen, und einem ewig heitern Himmel, in der Idyllenruhe des Schäferlebens. Fernande, meine ältere Schweſter, die in allen ſeinen Gefühlen ihm begegnete, war ſeine Geliebte, und gewiß ſie mußte glücklich ſeyn. So mit allen Anſprüchen auf freudigen Genuß, ganz von jener Empfänglichkeit für männlichen Werth durchdrungen, ſo ganz in ihren Adolph vertieft, vermochte er es wohl, ſie zu beſitzen. Niemals hat es auch ein zärtlicheres Einverſtändniß gegeben. Der Genuß deſſelben ſtieg durch zarte Delikateſſe und Verſchwiegenheit zu einer hinreiſſenden Höhe. Wer ſie nur halb kannte, und nur halb mit ihnen fühlte, ſah jedem Worte und jeglicher kleinen Handlung den heimlichen Wunſch, die ſchüchterne Beziehung an, welche, indem ſie unaufhörlich ſich zu verrathen befürchtet, doch nichts ängſtliches

besorgt als übersehn zu werden. Fernande war ein reizendes Mädchen. Man kann wohl schöner, aber man kann unmöglich bezaubernder seyn. Diese immer junge Anmuth im dunklen Auge, dieser geschmeidige Miznenwechsel, dies himmlische Lächeln, diese schöne Rundung, dieses klare Colorit trift sich niemals wieder zusammen. Ein nymphenhafter Wuchs vollendete das Ganze. Ihre Laune, und selbst ihre Launen theilten der Gesellschaft eine ununterbrochne Lebhaftigkeit mit. Bald schweifte sie in gefälligen Spielen einer jugendlichen Munterkeit aus, bald verwickelte und verwirrte sie mit einem üppigen Witze alle Charaktere der Gesellschaft unter einander, bald stimmte sie alle zu Ernst und Schwärmereyen. Allen schien sie gleichviel zu geben, um endlich an ihrem Adolph um desto freyer zu hängen. Kein Moment war dem andern gleich, und jeden ließ man bemerkt und ungerne verrinnen. So der Abgott Aller hielt sie die Glieder durch die Bande

der Freundſchaft und der Liebe zuſammen, und indeß ſie die übrigen durch kleine reizenden Intrigen gruppiren half, fand ſie unvermerkt zu ihrer eigenen Glückſeligkeit Zeit.

Henriette, meine jüngere Schweſter, war ein frohes, ausgelaſſen frohes Geſchöpf. Halb Mann, und doch mit einer guten Anzahl weiblicher Launen wohl verſehen, mit ziemlich feſtem Charakter und Ideen. Aber welch ein Charakter war es! Eine ſeltſame Miſchung von böſen und anbetungswürdigen Grillen. Sie beſaß das vortreflichſte Herz, das nur Menſchenliebe athmete, aber ſie handelte zuweilen hart, um nur nicht merken zu laſſen, daß ſie es beſaß. Ihre Grillen ließ ſie oft in beſſer Form aus, aber kurz darauf bereute ſie ſie, und hatte dann alle Hände voll zu thun, um ſie nur wieder gut zu machen. Bald weinte, bald lachte ſie, und immer ohne die mindeſte Urſache, nur weil es ihr ſo einfiel. Zuweilen fand ſie das Traurige ſehr drollicht, und dann

wieder das Drollichte sehr traurig. Eine Minute hieng sie mit Leidenschaft an etwas, was sie die vorhergehende von Herzen verabscheut hatte. An meinem Bruder Alphons besonders ließ sie alle ihre Launen aus. Er war ein gutmüthiger Schwärmer, der im Mondschein wandelte, Vergißmeinnicht pflanzte, und keinen Abend beym Abendläuten auf dem Kirchhofe fehlte. Unter seine Blumen streute sie Unkraut, aus seinen schönsten Versen schnitt sie Haarbeutel und Ringkrägen, mit denen sie ihn und sein empfindsames Hündchen, ohne daß er es merkte, oft zum Gelächter herum wandeln ließ — kurz sie lebte in beständiger kleiner Fehde mit ihm. Ich selbst kann nicht läugnen, daß ich in manchen Stücken ihm sehr ähnlich sah. Ich lebte wie er in Gedanken im Idyllenleben, schöpfte aus der Lectüre der Dichter, die mich entflammten, eine für mein Alter ungewöhnliche Begeisterung, stellte mir die Welt wie ein Elysium vor, wo, wie im goldnen Zeit-

alter, es keine Laſter gab, und war in manchen oder vielmehr den meiſten Rückſichten ſehr überſpannt. Da ich noch ſehr jung war, beſchäftigten mich und meinen Bruder faſt nichts, als die Arbeiten des Gartens. Alles gedieh uns unter den Händen, und wir hatten unſre Freude am Wachsthum unſerer Gewächſe. Der Abend erſt war der Ruhe heilig. Eine Hollunderlaube nahm uns dann in die labende Kühlung auf; das beklommene Säuſeln der Abendluft miſchte zwar etwas Schwärmeriſches und Schwermüthiges unſeren Vorſtellungen ein; aber, über den ſanften Quell und den entfernten ſpiegelhellen Teich ſchwebend, ward ihr Lauf wieder gleicher und angenehmer beſänftigt. Dieſe romantiſche Stimmung zu befeſtigen war unglücklicher Weiſe niemand geſchickter, als unſer Hofmeiſter. Er war, was man auch bey Männern einen ſanften ſüßen Jungen nennt, aber im Grunde ein wenig bedeutungslos. Er lebte und webte in Dichtungen, und

seine wenig rege Fantasie schuf ihm immer neue Vorstellungen. Er kannte die Welt wenig mehr wie wir seine Zöglinge, und weil er gar nicht mit ihren unangenehmen Verhältnissen zu kämpfen gehabt hatte, gar nicht in der Schule des Schicksals erzogen war, so sah er alles auch nur im rosenfarbenen Lichte und hielt alle Menschen für so gut, als er selbst war. Um desto besser aber war er im Reiche der Dichtungen zu Hause; er hatte Gedichte geschrieben, und einen Schäferroman, in seinem Kopfe aber wohl tausend gespielt. Was Wunder, daß, bey meiner ohnehin großen Empfänglichkeit zur Schwärmerey, ich mich ganz an den anschmiegte der mich leitete? Uebrigens war auch er sehr unterhaltend. Er verstand die Kunst des Gespräches vollkommen; niemals unterbrach er, ließ die ganze Welt reden, so oft und so viel sie nur wollte, und that nicht das Mindeste dabey, als nur an einander zu knüpfen, wo etwa eine Lücke entstand. Eine

leichte und immer artige Bemerkung, worauf er zu ſinnen Zeit genug gehabt hatte, die er aber wie zufällig in die Unterredung einwarf, eine niedliche Naivetät, auch wohl zuweilen ein etwas mehr als ſchimmernder Witz, bewirkte dies ganz, und man war von ſeiner Unterhaltung bezaubert, wenn er gleich am wenigſten redete.

So entſchwand die Zeit bis in mein vierzehntes Jahr, als eine für mich ſo wichtige als unangenehme Veränderung mit meiner Lage vorgieng. Meine Schweſter Fernande hatte ihren Geliebten geheirathet, und war mit ihm auf ſeine Güter gegangen. Dieſer Verluſt war für unſern glücklichen Zirkel unerſetzlich, denn es ſchien, als ob ſie ſeine Seele geweſen wären; aber ein noch herberer Schlag ſtand uns bevor. Meine Mutter, meine gute Mutter erkrankte plötzlich, eine Kriſe trat ein, die unglücklich endete, und ſchon nach wenig Wochen überließen wir uns an der Bahre, die unſer

Glück verschloß, der wildesten Verzweiflung. Es war der erste Schlag der mein junges Herz traf, es war meine erste Bekanntschaft mit dem Grame, muß ich mehr sagen um die Stärke meiner Empfindungen zu schildern?

Der Eindruck, den der Tod dieser seiner langen Gefährtin durchs Leben auf meinen Vater machte, war unbeschreiblich; aber seinem Charakter getreu, äusserte sein Schmerz nicht laut sich. Tief in seiner Brust verschloß er ihn, und eben dieser Auflehnung gegen die Natur wegen, nagte er um so heftiger an ihm. Sein Landgut, einst seine größte Wonne, wurde ihm verhaßt, weil jeder Winkel ihn an verlorne Freuden erinnerte, und schon nach wenig Monaten vertauschte er ihn mit der nahen Residenz. Ach! mit welchen ganz anderen Gefühlen schied ich von diesem glücklichen Winkel der Erde. Alles hatte für mich eine hohe Bedeutung, und von Allem nahm ich mit Thränen Abschied. Alle Blätter, alle Blumen

um mich her erſchienen mir wie Freunde, von denen ich mich trennen ſollte, die Bäume wie alte Bekannte, die mir mit ihren Wipfeln zum letztenmale traulich zunickten. Jede Laube, die mich mit ihrem Schatten freundlich umfangen, jede Raſenbank die ich ſelbſt geſetzt, und ſelbſt mit Blumen bepflanzt hatte; jede Quelle die ſo oft mit ihrem leiſen Gemurmel mich in entzückende Träume gewiegt hatte, beſuchte ich noch einmal mit ſchmerzlichen Gefühlen, und eine Fülle zerreiſſender Empfindungen betäubte mein Herz, als der Wagen über die Zugbrücke, die zum Hauſe führte, rollte, und alle Bilder in ihrem entzückenden Lichte zum letztenmale vor mein naſſes Auge traten.

II.

Mit süßer Wehmuth rief ich mir noch lange jene glücklichen Tage, jene goldene Zeiten zurück. In jenen schattigen Lauben, wo nur vielleicht die Zweige wild durch einander wuchsen, weil meine sorgsame Hand sie nicht mehr pflegen konnte, in jenen düstern Hainen und an jenen glücklichen Quellen war ich froh und zufrieden gewesen, und eine sanfte Ruhe hatte mein Herz umfangen. Damals umschloßen die hohen Gebirge, die mit dem grünen Gestrauch üppig behangen waren; meine Welt, und meine Sehnsucht strebte niemals über sie hinaus. Die fröhliche Ebene die vor meinem Blicke ausgebreitet lag, und über die der heitere Himmel sich wölbte, war ein Bild der stillen Welt an der mein inneres Auge hieng. Ach! ich hatte es nicht geahnt, daß hinter jenen Bergen eine andere Welt lag, die so viele Schrecknisse

hatte, an die mein schuldloses Herz nicht dachte; ich hatte es nicht geglaubt, daß es eine Welt hinter jenen Felsen geben könne, wo man die Ergüsse eines vollen Herzens, wo man eine glückliche Einfalt und die Unschuld verspottete! Ich war, als ich aus jenen Thälern schied, ein Kind an Unerfahrenheit, ein Kind an offenem arglosen Sinne!

Wie wenig genügte meinem Herzen die neue Sphäre, in die ich trat. Wie kleinlaut wurde ich, wenn ich an die Träume vergangener Tage dachte; wie bekümmert wenn ich mit jedem Augenblicke mehr sah, wie meine Ideale schwanden, und an ihre Stelle eine traurige ertödtende Wirklichkeit trat. Da stand ich allein mit meinem vollen Herzen, das man nicht verstand, da allein mit meinen Gefühlen die man verspottete. Ich hatte ein Paradies verloren, und war in ein Gewirre von Menschen geflossen, wo Alles sich anfeindete, wo Eigennutz Alles beseelte, und wo so manches unhold

mich ansprach, von dem ich vorher keine Ahnung gehabt hatte. Und doch? Konnte es anders seyn? Bey dieser Stimmung, die ich mitbrachte, mußte ich überall Anstoß finden, bey diesem offenen vertrauenden Herzen mußte ich getäuscht werden; bey diesem reizbaren lebhaften Gefühle allenthalben auf Abstände stoßen! Man bekam indeß in der Residenz Augen für meinen Vater, weil er reich war, man zog ihn hervor wo man es konnte, brachte ihn in Verbindungen, von denen er sich nicht losreissen konnte, und riß ihn dadurch in den Strudel der höhern Welt hinein. Nichts desto weniger blieb ich einsam in diesem lebendigen Kreise, mitten in einer traurigen Wirklichkeit lebte ich fort in meinen Träumen, obgleich ich nun wohl wußte daß sie nichts waren, als das, und überließ mich dann einem ernstern Studium, um mich für die Geschäfte des Lebens vorzubereiten, und einst die Bahn betreten zu können, die ich nach dem Plane meines Vaters betreten sollte.

So erreichte ich mein achtzehntes Jahr, nach dessen Zurücklegung ich die Bekanntschaft machen sollte, als eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgieng. Eine junge Engländerin, Milady Graham war ihr Name, erschien von ihrem Bruder begleitet in der Residenz, und war bald die Seele aller Gesellschaften. Ihre Gestalt war ohne Zweifel unter denen aller Damen die vollkommenste; sie hatte alle Vorzüge des Nordens im Aeußern, und die des Südens im Innern. Die sprüchwörtliche Kälte, die man den Weibern ihres Landes vorwirft, war gewiß nicht bey ihr der Fall. Dieses Gefühl leuchtete aus ihren schwarzen brennenden Augen, über die sich die [illegible] Wimper wölbten; lebendige Wärme strahlte aus jeder ihrer Bewegungen, und dabey beseelte sie eine entzückende Munterkeit, die alles für sie einnahm, und nur dann und wann durch eine sinnende süße Schwermuth unterbrochen wurde. Auch ein gebildeter Geist [illegible]

schönen Hülle. Sie hatte alles benutzt, was die Gelegenheit ihr nur darbot, ihren Verstand zu bereichern; in keiner Wissenschaft, die das Leben verschönert, war sie Fremdling; auf mehrern Instrumenten war sie Meisterin, und bey allen diesen Vorzügen besaß sie dennoch eine hohe liebenswürdige Anspruchlosigkeit, die unendlich entzückte. Kurz es war schwer zu bestimmen, ob sie durch die Reize ihrer Gestalt, oder durch die herrlichen Eigenschaften ihrer Seele mehr fesselte. In sehr früher Jugend war sie an einen alten grämlichen Podagriker verheirathet worden, den man ihr aufzwang, weil die Convenienz für diese Verbindung sprach. In ihrem zwanzigsten Jahre befreyte sie der Tod von diesen unwürdigen Fesseln, und nun war sie auf einer Reise ins Ausland mit ihrem Bruder begriffen, um sich ihrer neuen Freyheit zu freuen.

Ein unbegreifliches Etwas zog mich zu ihr hin, und bald war ich heimisch in allen Zirkeln,

wo sie war. Ich wagte es anfangs nicht mich ihr zu nähern, aber ihr ungezwungenes Wesen, und die freundliche Leichtigkeit ihres Betragens, die jede ängstliche Empfindung aus ihrem Kreise zu verbannen wußte, gaben mir bald mehr Muth. Doch warf ich nur verstohlene Blicke auf die reizende Gestalt, und verlegen schlug ich sogleich sie nieder, wenn ihr Auge mir begegnete, und mich mit einnehmender Freundlichkeit zu begrüßen schien. Dann wurde ich unruhig, meine Wangen glühten wie von Fieberhitze, und wenn ihr Arm im Gespräche oder bey einer zufälligen Bewegung meine Hand berührte, so war es als ob ein electrischer Strahl mein ganzes Wesen durchzuckte. Sie zeichnete mich sogar aus; aber ich Neuling wagte es nur selten in das Gespräch einzustimmen, und wenn ich ja einmal ohne Zwang eine meiner Empfindungen laut werden ließ, so erröthete ich furchtsam, weil ich in jedem Worte eine Andeutung meiner Gefühle auf-

geliebet zu haben glaubte. Eine Empfindung war in mir erwacht, die ich noch nicht kannte, eine Saite in meinem Herzen berührt, die bisher noch gar nicht oder nur dunkel wie ferne Saiten getönt hatte. Ganz allmählich erst verlor sich diese Schüchternheit, denn immer offener, immer zutraulicher kam sie mir entgegen, und zuletzt wagte ich es schon, meine Augen die stumme und doch so beredte Sprache reden zu lassen, die ein geheimer Instinkt, wenn ich mich so ausdrücken darf, mich lehrte. Es kam mir vor, als ob die übrigen mir auf gleichem Wege entgegen kämen und antworteten; mit jedem Tage gewann ich einen stärkern Glauben an ihr Herz; aber noch quälte mich immer eine reinigende Ungewißheit, und eine natürliche Bescheidenheit mahlte mir das als unmöglich, was nur meinen brennenden Wünschen und meinem Herzen glaublich schien. Eine neue Welt lag vor mir da; alle meine Gedanken, alle meine Vorstellungen waren wie umgekehrt;

meine Hoffnungen ſchwammen in einem andern Lichte; Alles hatte für mich einen neuen Berührungspunkt gewonnen, und dabey erfüllte mich eine ſo hohe Seligkeit, und doch wiederum eine ſo raſtloſe Unruhe — kurz ich war ganz wie Jünglinge ſind, bey denen die erſte Liebe mit ihrer ganzen Gewalt einkehrt. Ein Zufall brachte mich endlich über meine Gefühle vollends in Richtigkeit, und gab mir Aufklärung über die ihrigen.

Heloiſe, dies war ihr Name, wohnte mit ihrem Bruder auf einem nahe bey der Stadt gelegenen Landhauſe, welches in einer wirklich reizenden Gegend lag. Auf einem Balle dort tanzte ich zum erſten Male mit ihr in einer duftenden Lindenallee. Die lebhafte Wärme, welche ihre reizende Geſtalt und die Anmuth in ihren einfachſten Bewegungen über mich auf mich gemacht hatte, ward mir noch einmal ſo mächtig, da ich ſie mit der unnachahmlichen Grazie in den flüchtigen Reihen [illegible]

ſah. Und zu welchem Grade ſtieg mein Taumel, als ich es wagen durfte, ſie zu umfaſſen, und ſie mich wieder umfaßte; als ich mit ihr im Kreiſe herumflog, alles um mich her in einem glücklichen Taumel vergaß, nur ihr feuriges Auge ſah das mir wonnevoll lachte, und das ſchnelle Klopfen ihres Buſens, der ſich unter dem dünnen Flore mit ſanfter Gewalt hob. Wie der Tanz, den ich ewig hätte tanzen mögen, endete, flog ich mit meinen mächtig ſtürmenden Gefühlen in eine fern gelegene einſame Laube. Aus dem dumpfen Schweigen der Schöpfung um mich her entwickelten ſich die heimlichen Töne der Nacht, wie Geſang aus einer andern Welt. Das Schauern der Abendluft, das Kniſtern unter den Blättern, der Quelle erſterbendes Flüſtern ſchienen mir Laute von einem ſchwimmenden Geiſterchore, das tanzend über den Blumen hieng. Die bilderreiche Dämmerung ſetzte aus den Düften der Nacht ätheriſche Geſtalten zuſammen, und

die ſchwankenden Strahlen des Mondlichts, das ſich durch das halbdurchflichtige Laub ſchüchtern und zitternd ſtahl, mahlte ſie vollends aus. Ich war in einem Aufruhr der Sinne, wie ich ihn noch nie gekannt hatte, und meine Fantaſie war geregter wie je. Die Sterne ſchwanden und kamen wieder, ich verlor mich im Reiche meiner Fantaſien, ich ſank von ihnen gewiegt in Heloiſens Arme, ich küſte ihre ſchwellenden Lippen, ich berührte mit dem Hauche meines Mundes ihr glänzendes Auge, — o wie ſelig war ich in dieſen Träumen! Welcher Moment! welches Jahrhundert des Lebens in ihm zuſammengepreßt! Meine Freuden ſind größer, als die der Spannung und Schwärmerey, wenn ſie an irgend einem lieben und theuren Gegenſtande haften!

Ich kehrte endlich zurück zur Geſellſchaft, und eben eilte ich durch das blühende Boskett das an den Tanzplatz gränzte, als Heloiſe vor mir ſtand, und mich lächelnd fragte wohin

ich geirrt ſey? Ich blieb ſtehen, und in meinem ſchwimmenden Auge, in dem meine ganze Seele lag und deutlich zu ihr ſprach, mußte ſie die Gefühle meines Herzens nothwendig leſen. Wir ſchwiegen beyde, und ihre Blicke waren zuweilen zärtlich auf mich geheftet. In dieſem Augenblick kehrte meine ganze Schüchternheit zurück, und ich wagte es nicht eine Sylbe über meine Lippen fliehen zu laſſen, ob ich gleich die Hälfte meines Lebens mit leichtem Muthe darum gegeben hätte, hätte ich hinſinken können in ihre Arme, und das Geſtändniß meiner Empfindungen ihr zuflüſtern. Sie unterbrach endlich die Stille durch die Frage: Ob ich morgen mich zu einer Geſellſchaft verſprochen habe? und als ich ſie verneinte, ſetzte ſie hinzu, daß ſie den Tag einſam und allein hier zubringen werde. Meine Unerfahrenheit fand in dieſen Worten, die jeder Weltmann leicht ſich gedeutet haben würde, gerade das Gegentheil, von dem was ſie ſagen ſollten, und nach einer ſo beſtimmt

ſcheinenden Aeuſſerung von ihrer Seite, glaubte ich meinen Wunſch, ſie den folgenden Tag zu beſuchen, in mir verſchlieſſen zu müſſen. Aus meinem ſchüchternen Schweigen errieth Heloiſe, daß ich ſie nicht verſtanden habe, und ſetzte hinzu, daß eine heitre Unterhaltung ihr wenigſtens für die Aufopferung ihres Wunſches entſchädigen könne. Auch dieſer für jeden andern ſo leicht zu erklärende Wink entdeckte mir nichts, und erſt der lächelnde Blick, den ſie auf mir ruhen ließ, gab mir endlich Muth.

„Ich werde alſo nicht hoffen dürfen, Sie morgen zu ſehn", ſtammelte ich endlich halb zitternd.

„Warum nicht"? antwortete ſie mir lächelnd „aber wie ich ſchon ſagte; — Sie werden wenig Geſellſchaft finden."

Ich beugte mich ihre Hand zu küſſen, ſanft drückte ſie die meine, und ein glühender Schauer zuckte durch alle meine Nerven.

„Heloiſe"! lispelte ich zärtlich und "

vollem Ausdruck meiner Liebe — „Heloiſe"! rief ich noch einmal leiſe, und wagte es, ſie näher an mich zu ziehen. In dieſem Augenblick tönten Stimmen, und die rauſchende Muſik des Balls begann in der Stille der Nacht zu klingen. Einen flüchtigen Kuß ließ ſie auf meinen brennenden Lippen, und eilte dann ſchnell fort. — Meine Gefühle? o wer könnte die in kalte Worte übertragen? Ich war ſo glücklich, ſo namenlos, ſo über allen Ausdruck glücklich, und doch wieder ſo wehmüthig! Ich breitete meine Arme aus nach der Gegend in der ſie verſchwunden war, und weinte Thränen der Freude. O niemals werde ich dieſe Nacht und dieſe Augenblicke vergeſſen! Alles verſchlang ſich in heiliger Feyer durch Liebe und in Liebe in mir; die Welt ſchien mir itzt nur ein Spiegel meiner Selbſtheit, nur das Bild meiner Seligkeit ſah ich und Heloiſen.

III.

O hätte damals mein guter Genius mir einen Wink gegeben; hätte ich damals meine Erfahrungen über die Weiber von jetzt gehabt, wie viel Thränen würde ich nicht geweint, welchen Kummer nicht geduldet haben! Hätte ich gewußt, daß nichts ungewisser, nichts trügender ist, als die Grimassen der Weiber; daß dies betrügerische Geschlecht sich in tausend Kunstgriffen erschöpft, tausend trügerische Hüllen über sich wirft, daß ihre Launen unerschöpflich und sie selbst das Spiel derselben sind, denen sie das Glück und die Ruhe des Mannes ohne Bedenken opfern, und daß die Schönen (denn von den Häßlichen, die wie Nullen zu betrachten sind, rede ich nicht) ihren Triumph darin finden, alles in betäubenden Zauberkreisen um sich her zu wirbeln, um es am Ende zertrümmert von sich zu stoßen. Aber wie konnte ich Neu-

lung, der ich erst eintrat in die Welt, wie konnte ich, dessen Auge geblendet war, im Stande seyn, die Irrgänge des Herzens dieser Geschöpfe zu enträthseln? Ich sollte diese wie andre Erfahrungen mit einem schmerzlichen Lehrgelde, mit meiner Ruhe erkaufen.

Wer an die Stunden seiner ersten Liebe zurückdenkt, der wird leicht errathen, daß ich eine schlaflose Nacht wachend durchträumte. Meine ganze verlegene Schüchternheit erwachte aufs Neue, wie ich nach dem Landhause hinausgieng. So sehr ich es eigentlich wünschte, mit ihr allein zu seyn, so sehr hoffte ich doch wieder auf der andern Seite, wenigstens im Anfange Gesellschaft bey ihr zu finden, und wie groß war meine Ueberraschung, als ich beym Eintritte ins Zimmer niemand wie sie erblickte. Sie saß in einem reizenden Deshabillé auf dem Sofa, und begrüßte mich mit einem stillen Lächeln. Ein unerträglicher Kopfschmerz ward mir angekündigt, den eine lächelnde Dame

ſagung für meinen willkommnen Beſuch folgte, die ich erröthend anhörte. Mit einem freundlichen Winke befahl ſie mir mich neben ſie zu ſetzen. Es herrſchte einige Minuten ein tiefes Stillſchweigen; zuweilen legte ſie den Kopf in die Hand, und ſah mich dann mit ſo ſeelenvollen Blicken an, daß ich in die höchſte Verwirrung gerieth. Ich war ſo ſchüchtern, ſo unendlich ehrerbietig, daß ich ihr im Herzen wahrſcheinlich ein leiſes Lächeln abzwang.

„Wie doch ſo unglaublich unſer Körper mit unſrer Seele einverſtanden iſt", ſagte ſie endlich. „Nur ein Nerven braucht ſich abzuſpannen an jenem, und dieſe erliegt mit ihm. Es iſt keine Empfindung, die dann nicht unterliegt."

„Keine? O gewiß, ich fühle daß mein Herz dem widerſpricht!"

„Nehmen Sie", fuhr ſie fort, „diejenige Empfindung, der unſer Herz, wenn es glücklich und froh geſtimmt iſt, ſo gerne Unvergänglich

keit geben möchte — eine Fiber braucht zu erschlaffen, die den Strahl des Auges löscht, eine Ader zu stocken, die der Wange die Rosen nimmt, und die schöne Ewigkeit hat ihr trauriges Ende erlebt, wenn sie auch mit tausend Schwüren verheissen ward."

„O nein, nein", rief ich bewegt, „es giebt eine Liebe, die jeden Wechsel des Zufalls überlebt; es giebt eine Liebe, die wenn sie erwiedert wird, der Ewigkeit trozt. O gewiß, dies heilige Gefühl, das aus dem Innersten meines Herzens hervorgeht, trügt mich nicht!"

„Täuschen Sie sich nicht, lieber Emanuel. Es ist so wie ich sagte. Wer hätte mehr Interesse dabey, wie eben mein Geschlecht, wäre Ihr schöner Glaube wahr? Gehn Sie hinaus in die Welt, prüfen Sie die Herzen der Männer, und Sie werden uns beklagen. Oder wissen Sie eine Erfahrung, die mich widerlegen könnte?"

„Keine Erfahrung, denn noch kenne ich die Welt und die Männer zu wenig — der Eitge

meiner Empfindungen iſt nur mein Herz, aber es iſt ein heiliger, ein unverwerflicher Bürge!"

„Ich bedaure Sie, lieber Emanuel; wahrlich ich bedaure Sie. O mit dieſem innigen Gefühl wie glücklich und wie unglücklich könnten Sie werden!"... Sie ließ bey dieſen Worten einen ſprechenden Blick auf mich fallen, der mich in einen tobenden Aufruhr warf. Die heftige Bewegung meines Innern überwand meine vorige Schüchternheit. „O Heloiſe"! rief ich überwältigt — „wenn Sie wüßten, was ich für Sie empfinde, wenn Sie die Größe meiner Liebe für Sie fühlen könnten, meine Liebe die Alles, Alles überleben wird!"...

„Die Wendung die Sie unſerm Geſpräch geben, überraſcht mich, Emanuel. Ich weiß nicht, was Sie zu dieſer Aufwallung führt?"

„Ah Heloiſe, keine Aufwallung! Es iſt ein Gefühl das mit lebendiger, alle andre Empfindungen verzehrender Stärke in mir erwachte, ſchon wie ich zuerſt Sie ſah; — es iſt

ein Gefühl, das nie mich verließ, das mein ganzes Herz ausfüllt, und das, so jung es seyn mag, seine Ewigkeit fühlt. O Heloise!" ....

Das Lächeln ihres Mundes verschwand, und ein sinnender Ernst trat an seine Stelle. Ich zitterte.

„In Ihren Jahren Emanuel", fuhr sie fort, „weiß man die Empfindungen, von denen man sich überwältigt glaubt, nicht ganz zu unterscheiden. Da hält man jedes flüchtige Gefühl, das seine Dauer nach Wochen, höchstens nach Monaten berechnet, für die Ewigkeit geweiht, und jede Regung der Theilnahme, die mehr als Wohlwollen ist, für Liebe. Und wenn es wahr seyn könnte, wenn Sie über Ihre Gefühle sich nicht täuschten, o welcher unglückliche Augenblick war es, als Sie mich zum Gegenstand Ihrer Empfindung machten? Sie wissen es, daß mir keine Rosen in der Liebe blühten, und Sie kennen auch mein

Schickſal. Nein, Emanuel, Ihre Freundin will ich ſeyn, ja ich will Ihre Führerin, Ihre Rathgeberin bey Ihrem Eintritt in die Welt ſeyn, aber reden Sie mir nie wieder von Liebe. Schonen Sie Ihre Ruhe, und achten Sie die meinige!“

Es lag ein tröſtender Wink in dieſen Worten, aber mir entgieng er, und ich fühlte nur, daß meine ſchönſten Hoffnungen zerronnen waren, fühlte es um ſo tiefer, da nach der Scene der vorigen Nacht, die mir ihre Empfindungen verrathen zu haben ſchien, ganz andere Erwartungen in meiner Seele geblüht hatten. Verwirrt ſenkte ich meinen Blick, als ich das Geräuſch einiger Equipagen hörte, die vorfuhren, und da es mir unmöglich ſchien, mit dem Chaos ſtreitender Empfindungen, das in meiner Bruſt ſich kreuzte, in der Geſellſchaft zu ſeyn, und da ich die Einſamkeit ſuchen wollte, um ungeſtört mich meinen Betrachtungen und meinen Gefühlen zu überlaſſen,

so wollte ich mich zurückziehn; aber Heloise litt es nicht.

„Ihre Entfernung", sprach sie, „würde Ihren Besuch manchem schärfern Auge enträthseln. Wenigstens den Zwang muß ich Ihnen auflegen, einige Stunden bey mir zu bleiben."

„Und ist es ein schwerer Zwang"? setzte sie mit einem zauberischen Lächeln hinzu.

Eine zahlreiche Gesellschaft aus der Stadt, die anlangte, unterbrach das Gespräch. Ich bemerkte unter ihr einen Italiener, einen gewissen Bianchi, der seines schönen Aeussern und seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen für den Adonis aller Weiber galt. Ach! es war ein Mann für dies unglückliche Zeitalter. Sein schöner gebildeter Körper war für die Sinnlichkeit desselben, und seine unbegreifliche Gewandtheit verstand sich in Alles zu fügen. In jedes Herz wußte er sich zu schmeicheln, und dabey liebte er die Künste bis zur Leiden-

ſchaft, und trieb verſchiedene von ihnen bis zur Vollkommenheit. Keinen Apollo können die Grazien wieder ſo auf allen ſeinen Schritten begleiten. Ich bemerkte ſeine Anweſenheit mit Unruhe. Sehr ſichtbar bemühte er ſich, ihr zu gefallen, und mich ſchlug dies um ſo mehr nieder, da ich wohl fühlte, daß er mir an Hülfsmitteln weit überlegen ſey. Heloiſe nahm ſeine Huldigungen nicht ausgezeichnet freundlich, aber auch nicht kalt auf, und ich fühlte mich von einer grenzenloſen Eiferſucht verzehrt. Meiner Gefühle nicht Meiſter, und in der Kunſt Empfindungen des Herzens zu verbergen nicht eingeweiht, mochte ich mich deutlich genug verrathen; ich entfernte mich bald, und Heloiſe ſuchte mich durch die freundlichen Blicke, mit denen ſie mich beym Abſchied begleitete, für eine Unruhe zu tröſten, die ſie nicht einflößen wollte.

Eine Einladung berief mich am folgenden Tage zu ihr. Ich flog hinaus, und fand ſie

aufs Neue allein. Sie winkte mir mich neben sie zu setzen; aber ihrer gestrigen Worte lebhaft gedenkend, wagte ich es nicht ihr den Sturm meiner Gefühle zu entdecken und verschloß sie. Sie selbst flößte mir endlich Muth ein. „O Emanuel", sagte sie, „was haben Sie aus mir gemacht? Ich kenne mich selbst kaum noch!" Ein kleines düstres Wölkchen von Wehmuth überschwebte ihr schönes Auge, das vorher, wie ein Doppelstern, voll Liebe und Sehnsucht gefunkelt hatte. „Ich fühle es, ich sollte nicht so mit Ihnen reden; aber sind wir Meister unsers Herzens?"

Ich wußte nicht, ob ich meinen Sinnen trauen, meinen Augen glauben sollte, die die ihrigen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf mich geheftet sahen. Ich glaubte einen schönen Traum zu träumen.

„O Heloise", rief ich endlich — „o Heloise wäre es möglich?"

„Ach Emanuel", unterbrach sie mich, „ich

darf es nicht wagen zu hoffen. Wir Weiber sind so schwach, wir überreden uns so gerne, daß unsre Wünsche Wahrheit werden, und mit unsrer Ruhe und unsrem Glücke müssen wir nachher die kurze selige Täuschung bezahlen. Wenn ich jünger und unerfahrner wäre, dann könnte ich Ihre jetzige Stimmung für Liebe halten, aber so" . . . . . .

„Diese Zweifel", rief ich, „diese Zweifel zerreissen mein Herz."

„Ach, Emanuel", fuhr sie fort, indem sie ihr Haupt langsam auf den Busen sinken liess, „ach, Emanuel, dieser Augenblick ist für mich zu wichtig, als daß er leichthin verflattern dürfte. Ich bin verloren, wenn er nicht auf immer mein Glück feststellt."

„Auf immer, auf immer! O Gelerte, meine Liebe wird keine Grenzen kennen!"

„Aber, lieber Emanuel", erwiederte sie, wie in tiefem Nachdenken, „könnte Ihnen meine Freundschaft nicht genug seyn? Immer

sollen Sie die nächsten Ansprüche auf mein Herz, die zärtlichste und wärmste Zuneigung sollen Sie haben. Was ich Ihnen sonst noch zu geben hätte ist nicht werth", (ein Blick voll Glut und Flammen berührte mich bey diesen Worten) „ist nicht werth, daß ich es Ihnen anbiete!"

Ich verstand sie nicht, aber ich fühlte mich von einem heißen Feuer durchglüht. Worte hatte ich nicht, ich stürzte zu ihren Füßen; ich wagte es, da sie sich zu mir herabneigte, sie in meine zitternden Arme zu schließen. Sie selbst weckte Ahnungen in mir, die ich nicht kannte; ihre Stimme erstarb in das süße Geflüster überwundener Liebe, die durch Nehmen Alles giebt, und durch Geben auf einige glutvolle Momente unersättlich macht. Was Werk ihrer Sinnlichkeit, ihrer Kunst war, war ich verblendet genug, für das Werk wahrer feuriger Liebe zu halten; mich hielt ich für den Schuldigen, der ihre Schwachheit mißbraucht

hatte, und mit Thränen der Reue wand ich mich aus ihren Armen. „O wenn Sie je aufhören könnten, mich so zu lieben", rief sie aus, „wenn je die Erinnerung an diese Stunde mich in Ihren Augen herabsetzen könnte! Nein nein, Emanuel, nie wirst Du das Opfer herabwürdigen, das ein schwaches, von Dir besiegtes Weib Dir brachte!"

Sie bedurfte dieser Worte nicht einmal. „Nichts, nichts kann uns nun mehr trennen, Heloise", rief ich; — „ich betrachte Ihr Schicksal, Ihr ganzes Wesen, als mit ehernen unauflöslichen Banden an das meinige gebunden"! Ihre schmelzenden Blicke waren noch immer mit stillem Entzücken auf mich geheftet; der Nachgenuß eines süß erschütternden Traumes, ein stilles Nachsehnen nach seinem Verlust, theilte ihren zärtlichen Blicken eine Schwärmerey mit, die mich ausser mich selbst setzte. Mit einer wechselnden Schaamröthe überflogen, welche sich, wie es schien, in sich

selbst hätte verbergen mögen, und in einer ängstlichen Besorgniß befangen, mir so viel gegeben zu haben, ließ sie eine erkünstelte Jungfräulichkeit wieder über sich Herr werden, die mir einen Reiz nach dem andern sittsam entzog. Bald hatte sich die Zauberin wieder in das antockende Gleichgewicht gesetzt, in dem sie sich nur hatte überraschen lassen.

So entschwanden einige Monate in einer für mich unseligen Verblendung, denn ich glaubte wahre Liebe gefunden zu haben. Täglich war ich in ihrer Gesellschaft, und oft sah der Mond uns Arm in Arm durch die Gänge des Gartens gehen, durch den geheimen Schauer unsrer Ideen innig an einander geknüpft. Es schien das geheime Gefühl eines innigen Zusammenklanges unserer Seelen, das uns verschwisterte. Ich war glücklich im Traume meiner Seligkeit; und o hätte er lieber mich ewig täuschend umfangen, als daß ich so schrecklich aus ihm geweckt wurde. Später wie gewöhnlich gieng

ich eines Tages zu ihr hinaus. Ich wollte sie überraschen, und schlich durch das Gebüsch, welches den Pavillon umgab, wo ich sie gewöhnlich fand. Die Thüre war nicht wie gewöhnlich geöffnet, die grünen seidnen Fenstervorhänge waren zugezogen. Ich näherte mich leise — und wie ward mir, was empfand ich, als ich durch die schmale Oeffnung der Vorhänge jenen Bianchi, der schon einmal meine Eifersucht so sehr geweckt hatte, in Heloisens Armen erblickte, an derselben Stelle, wo sie mir so oft ihre Liebe betheuert hatte. Er hielt sie in seinen Armen, sie hieng an seinem Munde. „Emanuel"? rief sie in diesem Augenblicke. „Ich muß über Sie lächeln, Bianchi! Dieser Knabe mit seinen Schwärmereyen sollte Ihnen gefährlich seyn? Er ist ein Thor, an dessen kindischen Gefühlen ich mich in müßigen Stunden ergötze!"

Sie hatte wahrlich nicht nöthig diese Worte zu sagen, um meinen Schmerz, um meine

Wuth aufs höchste zu spannen. Ich war ausser mir, und ich war nahe daran, meine heftige Empfindung laut zu verrathen. Aber ich wollte dem glücklichen Nebenbuhler nicht die Freude des Triumphs gönnen, und schlich mich langsam mit Thränen zurück. Wer begreift, wer hat meinen Zustand erlebt? Aus den Augenblicken des höchsten Glückes in die verzweiflungsvolle Leere einer fürchterlichen Vernichtung herabgezogen, war es noch ein Glück für mich, die Besinnung so weit verloren zu haben, daß ich das Gefühl eines Traumes von dem Drucke der Wahrheit nicht zu sondern vermochte. Es schien mir, als ob ich auf einem einzigen Punkte des Weltalls ganz allein da stände; meine Seele erlag unter der schrecklichen Wirklichkeit, die ich kaum fassen konnte, und nur gebrochene Laute drängten sich aus meinen krampfhaft geschlossenen Lippen hervor. Ein heftiges Gewitter mit einem starken Regen verbunden, schüttelte mich endlich aus dieser

dumpfen Narrheit. Ich sah mit Entzücken in den feurigen Himmel, als wenn ich alle Blitze hätte sammeln wollen, um sie zu Werkzeugen meiner Rache zu machen; ich stahl die gräßlichsten Töne aus der Natur, um die Mörder meines Glückes mit ihnen niederzuschmettern; und ich hätte alle Regenwolken sammeln mögen, um sie mit ihnen zu ersticken. Ich floh endlich in eine dichte Laube, und überließ mich hier meinen unglücklichen Träumen, von denen mich erst das anbrechende Roth des Morgens weckte. Wie sonderbar ist unsre Stimmung das Werk des Zufalls! Die Luft war nach dem Gewitter so rein geworden, als habe die Welt sich eben erst aus ihr niedergeschlagen. Ein verjüngtes Grün spiegelte sich in dem himmelblauen Bache, der durch den Garten wogte, und nur die Mitte des Stromes kräuselte sich weißlicher unter dem Genusse des schönsten Morgenhauches. Das Laub lispelte einander zutraulich zu, und die Wipfel schüttelten die über

flüssigen Tropfen ab. Alles hatte ein neues Leben gewonnen. Die versöhnte Natur lachte in einem verjüngten Reize, und das holde Lächeln der beruhigten Schöpfung sprach mich erhebend an. Ich fühlte mich wunderbar beruhigt, und ein edler Stolz erwachte in mir. Ich sah, daß ich das Spiel einer verächtlichen Buhlerin gewesen war; mit jedem Augenblicke, wo die Verachtung gegen sie mich tiefer durchdrang, ward es mir leichter, diese unwürdigen Fesseln ganz zu zerbrechen, und ich begann meinen Werth zu lebhaft zu fühlen, um diesem Weibe länger nachzuweinen. Ich zerriß das Band, welches mich an sie gehalten hatte, durch einen Brief, in dem ich mein ganzes gekränktes Gefühl, und meine ganze Verachtung gegen das niedrige Spiel welches sie mit meinem liebenden Herzen getrieben hatte, reden ließ. Aber doch verstummte mein Schmerz nicht gleich; denn wenn ich es mir auch gestehn mußte, daß dieser Verlust keine Thräne werth sey, so verlor

ich doch ein Glück, worin ich mit Herz und Fantasie geschwelgt hatte. Ich erkannte freylich späterhin, daß es nicht eigentliche Liebe gewesen war, welche mich mit Heloisen vereinte; aber eine Täuschung, der man sich mit der ganzen Gewalt erwachender Empfindungen überläßt, bleibt immer schrecklich. Ich war betrogen, zum erstenmale in meinem Leben betrogen, wo ich vertrauend mein Herz hingegeben hatte.

IV.

Ich war faſt zum Mann gereift, als ich die Academie betrat. Was ſoll ich von meinem Aufenthalte dort ſagen? Ich hatte eine Schule ſeiner Bildung erwartet, und fand eine Höhle des Trophonius, wo die Meiſten zerſchlagen, roh, und ohne Sitten heraus kamen. Mit meinen weichen Empfindungen wäre ich der Spott dieſer Menſchen geworden; ich zog mich zurück, in eine für mich wohlthuende Einſamkeit, die ich den Wiſſenſchaften ganz heiligte, und obgleich die Jahre, die ich dort verlebte, mir mancherley Gelegenheit darboten, Welt- und Menſchenkenntniß einzuernten, ſo hatten ſie doch wenig Merkwürdiges für mich. Nur eines einzigen Vorfalls will ich gedenken, der auf lange Zeit den Stachel des Schmerzens in meine Bruſt warf.

Durch einen Zufall lernte ich einen jungen

Mann kennen, der zwar nur eine ärmliche Aussenseite trug, doch mir aber in einem hohen Grade gefiel. Man wird in diesen Jahren und in diesen Verhältnissen so leicht bekannt, und Ferdinand Waldi wurde bald mein Freund. Sein Vater war ein unbemittelter Pfarrer in einem Canton der Schweiz, und nie habe ich eine so schwärmerische, fast überspannte Vaterlandsliebe gesehn, wie die, die in ihm glühte. Nur in den friedlichen Thälern der Schweiz schien seine Seele zu wohnen, nur an den entfernten Lieben und der väterlichen Hütte sein Herz zu hängen. Wilder Haß gegen die Unterdrücker der mütterlichen Freyheit des Landes foderte verzehrend in seiner Brust, und oft überraschte ich ihn, wenn in einsamen Stunden er beweinte, daß sein Vaterland so sehr von seiner alten Höhe gesunken sey. Es war ein so liebenswürdiger Enthusiasmus, daß er auch mich beynahe zum Schwärmer machte. Unsre Studien, unsre Beschäftigungen, unsre Er-

bolungen, Alles wurde gemeinschaftlich; wir waren die zärtlichsten Freunde, und gewiß er war es würdig, daß ich mich ihm ganz hingab; denn sein edles Herz, sein hoher weit umfassender Geist, und seine liebenswürdige Anspruchlosigkeit erhoben ihn über den Haufen gewöhnlicher Menschen. Ein einziger sonderbarer Widerspruch lag in seinem Charakter. So lebhaft sein Gefühl für alles Schöne war, so sehr seine Empfindungen ihn beherrschten, so hatte sich doch ein unerklärbarer Widerwille gegen das andere Geschlecht in seine Brust gepflanzt, der um so sonderbarer war, da er nie geliebt hatte, also auch von keinem Weibe getäuscht war. Er liebte die Schönheit des Weibes, aber er achtete das Weib nicht; denn er betrachtete es als ein reizendes Spielwerk, das weiter keinen Werth hat. Er konnte sich nicht überwinden, ihm zu huldigen, denn er glaubte, daß diese Geschöpfe aus der Liebe ein Spiel machen, daß ihre Empfindungen gekünstelt

theils gelogen, und ihre Tugend nichts als Grimasse sey, die jeder günstigen Gelegenheit bey Gewißheit des Geheimnisses, und einigem Interesse weiche, worin ich, nach meinen Erfahrungen, seine Ueberzeugungen gröstentheils theilte. Aber auch an ihm bewiesen ein Paar Weiberaugen ihre Allmacht, und auch in seinem Herzen gründete Amor seine Trophäen.

Eine plötzliche, und, wie der Anschein lehrte, wichtige Veränderung gieng blitzesschnell mit ihm vor. Ein unerklärbarer Geist der Unruhe trieb ihn wo er war; er floh die Wissenschaften, war selbst in meinem Umgange seltner wie sonst, und seine Flöte war die einzige Gesellschafterin, die ihn in der Einsamkeit, die er aufsuchte, begleitete, und der er die klagendsten melancholischen Töne entlockte. Ich hätte nicht sein Freund, nicht sein so warmer Freund seyn müssen, wenn der Kummer, der so augenscheinlich an seinem Herzen nagte, mir gleichgültig gewesen wäre, und ich ihm nicht meine

ganze warme Theilnahme geweiht hätte. Ich drang in ihn, ſich mir zu entdecken, und nicht lange widerſtand er den Bitten des Freundes, geſtand mir mit erröthender, faſt vor Schaam brennender Wange — daß er liebe! „Hat ſich der Schalk doch an Dir gerächt", ſagte ich lächelnd; aber ich verſtummte, als der Schmerz der in ſeinen Mienen lag und ſeine hervorbrechenden Thränen mich lehrten, daß Amor bis izt noch keine Roſen für ihn habe. Ferdinand war, wie ich ſchon oben erwähnte, nicht reich, beſaß aber zu viel Stolz, oder wenn man will zu viel Liebe zur Unabhängigkeit, um durch Andre ſein Fortkommen erleichtern zu laſſen. Er war muſikaliſch, beſaß auch in dieſem Fach glänzende Talente, und benutzte ſie, indem er Unterricht in mehrern der angeſehenſten Familien gab. Der Graf Wallner hörte von ihm, ſuchte ihn kennen zu lernen, und beſtimmte, weil der junge Mann ihm gefiel, ihn zum Lehrer ſeiner ſechszehnjährigen

Tochter Henriette. Ferdinand ſah ſie, und jetzt beym Anblick des reizenden Mädchens, das ihm in einem ſo lieblichen Lichte erſchien, und ſelbſt das kühne Ideal übertraf, das ſeine ſtillen Wünſche ihm zauberiſch gemahlt hatten, erwachte zum erſtenmale der lebendige Odem der Liebe in ihm. Die kalte Rinde, die ſein Herz umgab, wurde geſprengt; Henriettens Bild hatte es gelöst, und jetzt wurde er der ſchwärmeriſchſte Liebhaber; denn Extreme grenzen an Extreme. Es gehörte die ganze Stärke des männlichen Jünglings dazu, ſeine Empfindungen zu verbergen; denn nur zu oft kam er in die vertraulichſten Lagen mit ihr, die ſeiner Liebe daurende Nahrung gaben; und wenn er an ihrer Seite dem Inſtrumente die ſanften zauberiſchen Töne entlockte, wenn ſie mit ihrer reinen Silberſtimme die liebeathmenden ſüßen Geſänge Petrarka's dazu ſang, dann erwachten die wunderbarſten Gefühle in ihm. Unter dieſen gewaltſamen Empfindungen gien-

gen einige Wochen hin; dann wurde er stiller, immer stiller, und in sich verschlossner. Er fieng an die unübersteigliche Grenze zwischen sich und Henrietten zu fühlen; er bebte, wenn ihr holdes zauberisches Bild unwillkührlich sich vor seine Augen drängte, und hätte jetzt wohl Alles, Alles in der Welt darum gegeben, hätte er sie nie gesehen, wäre diese furchtbare Leidenschaft nie in ihm erwacht. Aber doch blieb sie ihm noch immer das reizendste Weib in der Natur; noch immer stieg der Wunsch in ihm auf, an Stande ihr gleich zu seyn, und dann suchte er mit seinen unfruchtbaren Fantasien die tiefsten Einsamkeiten auf, die wildesten und ödesten Gegenden. Hier warf er sich ins Gebüsch, im immer angestrengten Spiel seiner Geister, und malte sich die reizendsten Bilder. In einem stillen friedlichen Thal seines Vaterlandes sah er sie als fröhliches anspruchloses Landmädchen, und sich als Hirten. In diesem Verhältnisse durfte er sie lieben; und e mit

welchem Entzücken ſank er zu ihren Füßen, flehte um ihre Liebe, und ſah ſich ſanft erhört. Dann führte er ſie als Gattin in die Hütte des Vaters, arbeitete mit Wonne für ſie und den holden Säugling, der an ihrem Busen lag, und war ſo glücklich, ſo unendlich glücklich! Er träumte er; und wann die furchtbar ſchwarze Wirklichkeit ihm an die Nichtigkeit des ſchwindenden Traumes erinnerte, was glich dann der Laſt der Gefühle, die ihn niederdrückten? Ferdinands Lage ſchmerzte mich tief. Ich ſah die Unmöglichkeit, daß die Gebilde ſeiner Träume erfüllt, und die Ziele ſeiner Wünſche erreicht werden; denn der Graf war als einer der ahnenſtolzeſten rangſüchtigſten Männer bekannt, der ſeine Tochter ſchon manchen Edelleuten von neuem Adel verſagt hatte, und der unglückliche Jüngling hatte Alles von ſeinem Zorne zu befürchten, wenn er dieſe Leidenſchaft nur ahnte. Ich war ſein Freund, ich hielt mich verbunden, dieſe Gründe der kalten Ver-

nunft seiner glühenden Liebe entgegen zu stellen, und ihn an die traurige Unmöglichkeit, Henrietten je auf eine erlaubte Weise sein nennen zu können, zu erinnern; ich beschwur ihn, mit Gewalt sich loszureissen, als Mann den hehren männlichen Riesenkampf der Liebe mit der Pflicht zu bestehen, und rühmlich zu vollenden; ich rieth ihm, selbst ihren Anblick zu fliehen, und, wenn er anders sich zu retten nicht vermöge, selbst sich auf immer zu entfernen. Aber Thränen waren seine ganze schmerzliche Antwort; die Leidenschaft war stärker, wie die Vernunft, ich hatte eine Unmöglichkeit verlangt. Die glühende verzehrende Liebe, die in ihm brannte, entging nicht lange Henriettens Blicken; denn welches Weib, ihrer Schönheit, und der Allgewalt ihrer Reize bewußt, fühlt nicht im ersten Augenblicke den Eindruck, den sie bewirkt? Die wilden, liebevollen Blicke, die er auf sie warf, wenn sie allein mit ihm war, seine leisen Perfidien, die er bisweilen hin-

gerissen von seinen Empfindungen wagte, setzten sie ausser allen Zweifel, und sie hätte nicht Weib seyn müßen, wenn der schöne Jüngling mit der hohen edeln Gestalt und dem schwermüthigen Blick ihr mißfallen hätte. Sie sah den Gram, der an seinem Herzen nagte, bemerkte sein stilles in sich verschloßnes Leiden, und der Gedanke, daß sie mit einem Händedruck den Jüngling zu ihrem Sclaven machen könne, daß er für einen Kuß von ihr vielleicht sein Leben mit Freuden hingeben würde, verschaffte ihrer Eitelkeit den süßesten Triumph, und regte sehr angenehme Gefühle in ihr. Es war eine unbeschreibliche Wollust, so geliebt zu seyn, und ganz im Stillen neigte sich ihr Herz ihm zu. Noch überredete sie sich, daß es nur Mitleid sey, welches sie für ihn fühle; sie beschloß, ihn mit Kälte zu behandeln, denn sie fühlte, daß je wilder die Leidenschaft eines Jünglings sey, um so gefährlicher auch die Folgen werden könnten; sie zwang sich zu den

muthwilligsten Scherzen, wenn sie seine Verzweiflung bemerkte, und folterte ihn grausam dadurch; aber sie war schwächer, wie sie glaubte. Die Theilnahme, die sie für ihn fühlte, wurde mit jedem Augenblicke wärmer; ihre Freundschaft gewann eine lebendigere Farbe, und ganz allmählich, fast unbemerkt, aber eben darum am sichersten, beschlich die Liebe ihr Herz. Sie wollte sich bekämpfen, zwang sich zur Unempfindlichkeit gegen ihn; aber umsonst, sie hatte die Gewalt über sich verloren; Ferdinand war das Idol ihres Herzens geworden, sie liebte ihn so innig, so stark, und schauderte wenn sie sich der grausamen Verhältnisse erinnerte, die so gewaltig sich zwischen ihn und ihre Wünsche thürmten.

Ferdinand ahnte sein Glück nicht, aber er errieth es allmählich mit hochklopfendem Herzen, wie der Druk ihrer Hand im traulichen Gespräche immer wärmer, ihre Blicke immer freyer, immer liebevoller und gütiger wurden;

und o was fühlte, was empfand er in [illegible] geheiligten Stunden, als das schöne Wort [illegible] seinen Lippen zu entfliehn wagte, und dann noch schönere: Gegenliebe, es belohnte. Ich staunte, wie er sein Glück in seiner Brust verschloß, und ich staunte aus doppeltem Grunde. Ferdinand, der beynahe erklärte Misogyn, war vollkommen umgewandelt. „Wenn Ehrgeiz, Geldsucht, Eitelkeit, und das [illegible] von Leidenschaften ruhig ihr Spiel [illegible] rief er von hohem Gefühl bewegt, [illegible] neide nichts, ich wünsche nichts, [illegible] nichts, ich habe Alles! O welche unbeschreibliche Seligkeit hat die Natur in unser Herz gelegt. Ich wandelte auf einem verderblichen Irrwege, und wehe dem Menschen der [illegible] Sand sammelt, und diesen und [illegible] mant mit Füßen tritt!" Es waren [illegible] Gefühle, die in seiner Brust wechselten, [illegible] Stunden, die er seitdem verlebte. [illegible] Romane mögen im wahren und [illegible]

Leben gespielt seyn, wie dieser begann, aber es haben wohl wenige so traurig vollendet. So verfloß beynahe ein halbes Jahr im ungestörten Genusse ihres Glückes und seiner seligen Freuden; das Band, welches sich um ihre Seelen schlang, wurde mit jedem Tage fester, mit jedem Tage ihre Liebe inniger. Ein schrecklicher Sturm verwüstete früh die reizende Knospe ihres Glückes und ihrer Liebe. Einer der angesehensten Edelleute bewarb sich um Henriettens Hand, und ihre Thränen, ihre flehenden Bitten, sie mit dieser Verbindung zu verschonen, waren vergebens. Der Graf bestimmte sie zu seiner Gemahlin, und der Convenienz wurde ein Opfer mehr gebracht. Hingerissen von Leidenschaft, ausser sich, sank sie zu den Füßen des Vaters, und gestand ihm ihre Liebe, und, was sie ahnete, Ferdinands schimpfliche Entfernung aus ihrer Nähe war die Folge. Sie verzweifelte, aber Gehorsam war ihr Loos. Mit heissen Thränen nahm sie vom geliebten Jüng-

ling Abschied, der kühn, jeder Gefahr trotzend, doch Gelegenheit fand, sie zu sehen, und mit ihr verzweifelte; dann ergab sie sich mit gebrochnem Herzen in ihr grausames Schicksal, dem sie mit fürchterlicher Resignation entgegen gieng. Der Tag ihrer Vermählung erschien, und wurde durch glänzende Feste gefeyert. Waldi war gefaßter, wie ich es hoffen durfte. Er war den ganzen Tag bey mir, und sprach in dunkeln versteckten Aeusserungen nur vom Grabe und den Wegen der Vorsehung. Spät erst am Abend trennte er sich von mir. Ich sah ihn nicht wieder. Unter den Fenstern des Schlafgemachs seines glücklichen Nebenbuhlers endete er gewaltsam sein Leben; sein Sterbewinseln war die fürchterliche Brauthymne die er ihm sang. Auf sein einsames Grab fiel nur Henriettens Thräne und meine, denn in unsern Herzen lebte allein seine Vertheidigung.

Mit stolzen weitaussehenden Plänen kehrte ich indeß in mein Vaterland zurück, aber schon

der erste Schritt weissagte Leiden. Ach! was empfand, was litt ich, wie ich meinen Vater im Sarge fand! Worte, kalte Worte sagen es nicht, was kann ich anders, als andeuten? Ich war nicht in das ernst so fröhliche Haus zurückgekehrt, wo die Tage meiner Jugend so sanft dahin geflossen waren; ich war in ein Todtenhaus gekommen, wo die traurige Erinnerung an die Hinfälligkeit des Lebens unhold anspricht, und eine ewige Finsterniß Alles umgiebt. Der Geist, der Alles umwebt, Alles beseelt hatte, war entschwunden. Wehmüthig rufe ich dir noch jetzt ein trauriges Lebewohl zu, lange verklärter Schatten! Die Thränen deines Sohnes, der Schmerz deiner Freunde, der Gram aller derer, die dich umgeben, feyern dein ihnen ewiges unvergeßliches Andenken. Sie sind dein einziges, aber heiliges Todtenopfer!

V.

Mit welchen Riesenplänen geht der Geist des Jünglings schwanger! Mit welchen glücklichen Gebilden wiegt sich seine Fantasie! Sein Feuergeist fliegt himmelan; keine Hindernisse scheinen ihm zu mächtig, keine Berge zu hoch, keine Klüfte zu weit; aber bald fühlt er, wie beschränkt seine endliche Kraft ist, und dann sinken sie Alle in ein todtes Nichts, die glücklichen Träume, die seine Seligkeit bildeten. Mit glänzenden Erwartungen trat auch ich in meine Laufbahn, und wie wenig entsprach ihnen der Erfolg! Wie beschränkt war der Kreis meines Wirkens! Ich wollte handeln und ich war gebunden; ich wollte der Genius meines Vaterlandes werden, und ich mußte mich begnügen, in einer Versammlung von Menschen den untersten Platz einzunehmen, deren Mehrzahl mir in dem lächerlichsten Lichte erschien.

und deren Schilderung ich mir nicht versagen kann. Der Präsident, der in diesem Collegium die erste Stelle einnahm, war ein Mann wie es tausende giebt. Aus den hohlen, nichtssagenden, starr auf einen Punkt gehefteten Augen sah die Dummheit sternenklar hervor, und er hatte nichts Rühmliches für sich aufzuführen, als daß er ein Edelmann vom ältesten Geblüt, von dem jeder Tropfen documentirt werden konnte, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, ein großer Weinkenner und scharfer l'Hombrespieler war. Er sprach kein Wort, ohne sich dreymal zu räuspern, und auch dies eine Wort gieng nicht aus ihm, sondern aus dem Kopfe seines klügern Secretairs hervor, von dem er ängstlich genau sich unterrichten ließ, was er zu sagen und nicht zu sagen habe. Neben ihm saß der Neffe des Ministers, ein zwanzigjähriges Kind, dem die hohe Verwandtschaft den Weg gebahnt hatte, dessen künstlich gelockter Tituskopf sonderbar mit der

Perrücke seines andern Nachbars kontraſtirte, der mit seinem Ambra und seinem Huile de Venise den ganzen Saal mit Wohlgerüchen anfüllte, und der trotz einer entsetzlichen Unwissenheit Alles überschrie. Die Uebrigen schienen in Betrachtung ihrer ehrwürdigen Bäuche versunken zu seyn, die sie in der That zur Bekleidung ihres Postens so gewiß qualifizirten, als es gewiß ist, daß der Rock den Mann macht. Ein einziger heller Kopf, der sich durch seine gesunden Urtheile verrieth, und dessen scharfer Blick die vorliegende Sache stets durchdrang, war in der ganzen Versammlung, und dieser Einzige wurde von Allen angefeindet, von Allen widersprochen. Von den Uebrigen hörte ich nie ein andres Wort, als ein [illegible] fälliges oder verneinendes. Sie waren so langsam wie der Gang der Geschäfte, der den Schneckenschritt schlich, und die sendenlahme Gerechtigkeit, die sie verwalteten. Widerwillen, selbst Abscheu ergriff mich, wenn ich alle die

finstern Mißbräuche, alle die ungeheuren Ungerechtigkeiten mit ansah und doch schweigen mußte, weil sie durch die furchtbare Aegide des Herkommens gedeckt waren. Getrieben von einem gewiß edlen uneigennützigen Eifer legte ich dem Minister eine Schrift vor, in der ich kurz reiflich überdachte Vorschläge mittheilte, und er fand meine Bemühungen sehr lobenswerth, lächelte im Stillen über den Schwärmer, und warf meine Papiere ungelesen in seinen Schreibtisch. Aber freylich bey dieser Besetzung der öffentlichen Aemter war an keine Verbesserung des Alten zu denken; denn der beste Wille einer jeden Regierung kommt nur dem Lande völlig zu Statten, wo die Unterobrigkeit aus gewiegten, rechtschaffenen und thätigen Männern besteht, die ihre Pflichten kennen und lieben; da hingegen, wo Schaafe oder Raubthiere zu Obrigkeiten gesetzt sind, schwerlich die Hälfte des Bürgerglückes verrschen wird, dessen das Land fähig ist.

Mein brennender Eifer Gutes zu ſtiften wurde nicht erfüllt, und meine ſtolzen Pläne wo waren die geblieben? Mir wurde dieſe Sphäre, in der ich nicht wirken konnte, verhaßt, und ich wollte verſuchen, ſie durch meine Anſtrengungen mit einer höhern zu vertauſchen, als ich mir einen Feind ſchuf, der alle meine Pläne untergrub.

Jacobine Oetinger, eine nahe Verwandte meiner Mutter, verſprach in ihrer Jugend weder ſchön noch häßlich zu werden, indem ſie eins von den unbedeutenden Kindergeſichtern hatte, vor denen man vorübergeht, ohne weder von ihnen angezogen noch zurückgeſtoßen zu werden. Kindermuhmen von Erfahrung prophezeyten, daß einſt eine blendende Schönheit aus ihr werden würde; und meiſtens geht es ihnen wie den Philoſophen, ſehr oft irren ſie, und bisweilen haben ſie Recht. Diesmal traf ihre Prophezeyhung ein, Jacobinens Züge entwickelten ſich und wurden feſt. Das allzu

hohe Roth ihrer Wangen milderte sich; das Funkeln ihrer Augen wurde durch das sanfte Gefühl, das darin schwamm, verschönert, und ihr Körper wurde die schönste Form, die jemals ein Künstler in einem glücklichen Augenblick gedichtet hat. Nicht der schönsten von Dianens Nymphen, nicht Dianen selbst war sie zu vergleichen; wenn man Aehnlichkeiten aufsuchen wollte, man hätte sie eher für eine erstgeborne Tochter des Kriegsgottes und der Göttin der Liebe gehalten, wenn man den schlanken, königlichen und doch edlen und üppigen Bau dieser Figur sah. Ihr Vater war schon früh gestorben, und da ihre Mutter, die Geheimeräthin Oetinger, keine Reichthümer besaß, so hatte sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Jetzt aber da jedermann Jacobinen das glänzendste Glück für die Zukunft versprach, opferte sie diese Einsamkeit dem Glücke ihrer Tochter, und führte sie in den Zirkel der großen Welt ein, den sie selbst nach dem Tode ihres Ge-

mahles verlaſſen hatte. Kaum hatte ſie dort ſich gezeigt, als alle Planeten aus ihren Kreiſen taumelten, und in engeren oder weiteren Bahnen um dieſe neue Sonne ſich drehten. Die Geheimeräthin war entzückt über dieſe allgemeine Huldigung ihrer Tochter, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, und Jacobine war nur froh, weil ſie Frohſinn verbreitete. Was viel ſagen wollte, nicht allein Männer fanden ſie entzückend, auch Weiber fühlten ſich an ſie gezogen, und es währte nicht lange, als ſie insgeheim von allen verſtändigen Müttern ihren Töchtern als Muſter eines ungezwungenen Betragens vorgeſtellt wurde. Man kann leicht denken, daß viele ſich um die Hand dieſes ſchönen Frauenzimmers bewarben; aber theils konnte Jacobine ſich nicht entſchließen, ſo früh einer Freyheit zu entſagen, der ſie mit ſo vielem Aufſehn genoß; theils hatte ihre Mutter, in der nun einmal der böſe Dämon Eitelkeit erwacht war, an jedem Competenten des reizen-

den Preises etwas auszusetzen, und hoffte, daß ihrer Tochter ein noch glänzenderes Loos beschieden seyn würde. So wurde Jacobine ein und zwanzig Jahre alt, als eines Tages der junge Graf Fürstenau sich melden ließ, der schon lange ihre Bekanntschaft gesucht hatte, und sie jetzt anknüpfte, indem er eine Bandschleife zurückbrachte, die ihr auf dem Balle entfallen seyn mochte. Niemand konnte liebenswürdiger seyn, wie der junge Graf; man fand ein hohes Interesse an ihm, man bat ihn, seine Besuche zu wiederholen, und wer die Erlaubniß nicht unbenutzt ließ, war, wie man denken kann, der Graf. Er bat nach einiger Zeit um Erlaubniß seinen Cousin den Herrn von Stein einzuführen, man gab sie ihm mit Vergnügen; der Herr von Stein führte wieder den Kammerjunker von Palm, und der Kammerjunker den Baron Friedau ein, so daß nach einiger Zeit ein förmlicher Hofstaat sich im Hause der Geheimeräthin versammelte. Jaco-

dinens Betragen war und blieb ſich gleich. Sie gab nicht den mindeſten Verdacht, als ob ſie einen dieſer Herren auszeichne; ſie bewachte ihre Schritte mit vieler Vorſicht, wie ſie meynte, und hätte ſie in einem Kloſter gelebt, ihr Wandel hätte nicht unbefleckter ſeyn können; aber dem ohnerachtet erhoben ſich allgemach Läſterzungen gegen ſie.

Lebt ſie ſo öffentlich, was wird ſie insgeheim thun? ſagten ein Paar dienſtfertige Damen einmal in einem angeſehenen Zirkel, und ihr Geträtſch blieb nicht ohne Wirkung. Anfangs war es möglich, zuletzt wahrſcheinlich, und am Ende gewiß, daß im Hauſe der Geheimeräthin manches vorfiele, was das Licht ſcheute. Die Verläumdung ſchlich von Toilette zu Toilette, von Viſitenſtube zu Viſitenſtube, anfangs leiſe, endlich laut, und zuletzt erzählte man ſich von der zweydeutigen Jacobine gar auf der Wachtparade. Die Mütter warnten ihre Töchter vor

ihr, wer seinen Ruf sorgsam schonen wollte zog sich zurück von ihr, und niemand war doch schuldloser, niemand aber auch mehr zu beklagen, wie das unglückliche Mädchen, das den Schein nicht zu vermeiden verstand. Der Graf du Thil, Rittmeister unter der Garde, ein bekannter Wüstling, ließ sich bey ihr einführen; man behandelte ihn sehr zurückhaltend, aber doch wurde er einst, als er Jacobinen allein fand, unverschämt, wollte sie küssen, und wurde so heftig zurückgestoßen, daß er taumelte, fiel, und mit einer Beule nach Hause gieng. Es währte nicht lange als es bekannt war, wo er sie sich geholt hatte; er selbst erzählte öffentlich, daß er nur darum zurückgestoßen worden, weil ein Bedienter in der Nähe gewesen sey, und alle Welt lachte nicht über ihn, sondern auf Kosten der armen Jacobine. Ein junger Mann, der im Hause der Geheimeräthin Zutritt gefunden hatte, hörte davon, ärgerte sich über die elende

Prahlerey, forderte den Rittmeiſter und ſchoß ihn durch den Arm. Die Sache erregte ein gewaltiges Aufſehn; jetzt zuckten ſelbſt die beſten Männer, die vorher geſchwiegen hatten, die Achſel über ein Mädchen, um deſſentwillen man ſich auf Piſtolen geſchlagen hatte; und niemand wurde deger geſtraft, niemand wurde unſchuldiger das Mährchen der Reſidenz, wie Jacobine. Selbſt die jungen Cavaliere zogen ſich zurück; der eine wurde auf ſeine Güter berufen, den Andern zwang ſeine Mutter wegzubleiben, der Dritte hatte Zutritt an einem andern Orte gefunden, der Vierte fürchtete die Spöttereyen des Hofes, und es währte nicht ein Vierteljahr, als das Haus der Heimerdthin leer wurde, die mit heiſſen Thränen das Fehlſchlagen ihrer Hoffnungen beweinte, und nach wenig Monaten, von einer hitzigen Krankheit befallen, ſtarb. Nur ein Einziger blieb zurück, und zwar der Baron Friedau, der noch immer die Rolle des zärtlichſten

Freundes spielte, im Herzen aber nur darauf dachte, sie zum Opfer seiner listigen Verführung zu machen, was ihm jetzt um so leichter schien, da er allein in ihrer Nähe war, keinen Nebenbuhler hatte, und das Argusauge der mütterlichen Wachsamkeit ihm nicht mehr drohte. Jacobinens Tugend war ihm zwar bekannt, er fürchtete sich auch wohl bisweilen wenn er an das Gelingen seiner Hoffnungen dachte, aber er hoffte sie schon zu umstricken. Um sein Opfer nicht scheu zu machen, blieb er immer in der entferntesten Gränze von Ehrfurcht und Bescheidenheit; er wußte so fein sich in ihren Charakter zu studiren, der jetzt einen hohen Anstrich von Schwermuth hatte, und seine Gefühle so zart und so unmerklich mit den ihrigen zu verschmelzen, daß sie sich immer in ihm wiederfand, und ein immer höheres Interesse an ihm gewann. Sie lebte jetzt eingezogner wie je, und es gehörte Friedaus ganze Beredsamkeit dazu, sie zu bewegen, mit ihm

unerkannt eine Redoute zu besuchen. Er hoffte, das schöne Mädchen sollte sich von Musik, Tanz und Wein berauschen lassen, und noch heute seine Beute werden; aber sie widerstand der Versuchung, und zeigte ihm den entschiedensten Unwillen, wie er sich einige Dreistigkeiten erlauben wollte. Als er sie wieder nach Hause begleitete, warf er sich vor ihr nieder, entschuldigte sich mit der Größe seiner glühenden Leidenschaft, und bat so flehend um Verzeihung, daß sie ihm nicht länger böse seyn konnte. Er verlangte von ihr, daß sie zum Beweise, daß sie nicht länger auf ihn zürne, noch einmal die nächste Redoute mit ihm besuchen sollte; aber kein Zureden konnte sie dahin bewegen es zu thun; sie wollte den Verläumdern nicht selbst Stoff zu neuen Verläumdungen geben, ja sie fieng an, den Baron meiden zu wollen. Er war ein zu feiner Weiberkenner um nicht längst den Eindruck bemerkt zu haben, den er auf Jacobinen a-

macht hatte, und in einem Augenblicke waren seine Pläne neu geordnet. Auch er fieng an sie zu vernachläßigen; er kam selten, aber wenn er kam, las man in seinem Auge eine verborgene Schwermuth. Sie glaubte ihn unschuldiger Weise gekränkt zu haben; sie wollte wieder gut machen, was sie versah, und aus der reinsten lautersten Gutmüthigkeit fieng sie an, ihn zärtlicher noch wie sonst zu behandeln. Er sah es und triumphirte. Bey alle dem äusserte er noch immer Zweifel an ihrer Liebe, und ließ sich durch nichts davon überzeugen, bis er endlich in einer schwachen Stunde, die er schlau genug erspäht hatte, unter den Küssen der Verführung ihre Unschuld entblätterte. Einmal war sie schwach gewesen, aber sie war es nicht wieder; sie trotzte seinen Angriffen; und wie der Elende sah, daß er weiter nichts auszurichten vermöge, wie alle Hoffnung zum fernern Genuß ihm abgeschnitten war, wie

endlich gar Jacobine mit Thränen der Angſt und Klagen der Verzweiflung ihm geſtand, daß ſie Mutter zu werden fühle, da achtete er nicht ihres herzzerreiſſenden Grames, und verließ ſie kalt. Hatte man vorher Jacobinen zweydeutig genannt, und über ihren Ruf die Achſel gezuckt, ſo war es jetzt begreiflich, daß man jetzt beynahe mit Fingern auf ſie zeigte.

„Ich will nicht richten", ſagte die Frau von Hammer, „aber ich habe es lange ſagt — der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht"! „Gerechter Himmel", rief die Frau von Linden, geht es doch hier zu wie in Sodom und Gomorrha"! und nahm eine Priſe Tobak, um ſich von ihrem Schrecken zu erholen.

„Wenn das die brave Mutter wußte", ſeufzte das Fräulein von Ullheim, die zwar den achten Liebhaber, aber weltklug begünſtigte, „im Grabe drehte ſie ſich um!"

„Ja, ja"! räusperte die Frau von Cramer, „man muß in dieser bösen Welt alles mit dem Mantel der Liebe bedecken"! und schickte sogleich fort, um ein Paar guten Freundinnen wissen zu lassen, daß die zweydeutige Jacobine nun gar ihrer Niederkunft harre. Aber unter allen war nicht eine Einzige, die nicht dem Verführer verzieh, und die arme Verführte verdammte. —

Jacobine war die Gespielin meiner Jugend gewesen; ich fühlte inniges Mitleid mit ihr, und alle meine Kräfte beschloß ich aufzubieten, ihr, wenn auch nicht ihre Ruhe und ihren Ruf wieder zu geben, denn das konnte kein Gott, aber doch ihre Ehre vor den Augen der Welt, so viel wie möglich herzustellen. Und diesen Plan beschloß ich durchzuführen, obgleich Friedau der Sohn des Präsidenten war, in dessen Händen ein großer Theil meines Schicksals ruhte. Seine Feigheit war mir bekannt, und auf sie gründete

ich meinen Plan; durch sie hoffte ich alles zu bewirken, steckte kaltblütig ein Paar Pistolen zu mir, und gieng zu ihm. Er empfieng mich artig, selbst zuvorkommend, und staunte nicht wenig, wie ich ihm mit der größten Gelassenheit von der Welt sagte, daß ich hier sey, mich mit ihm zu schlagen.

„Mit mir zu schlagen"? fragte er, und das Wort erstarb ihm auf der Lippe.

„So ist es", erwiederte ich lakonisch.

„Ein sonderbarer Einfall, auf meine Ehre! Man schlägt sich wohl bisweilen um Kleinigkeiten; aber sich um gar nichts zu schlagen, ist wohl noch nie erhört. Wenigstens wüßte ich nicht, was Sie gegen mich haben könnten!"

„Nur eine Kleinigkeit, eine Kinderposse, Herr von Friedau, wie Sie vielleicht tausend sich erlaubt haben. Eine Nichtswürdigkeit, die die Handlung des elendesten Schurken ist!"

„Sie werden bitter. Wozu das? Mich dünkt, eine Ehrensache macht man mit Anstand

ab; aber wissen möchte ich zuvor, was mir diese Ehre verschafft."

„Wie gesagt mein Herr, eine Kinderposse; denn ein Weltmann, wie Sie, wird es schwerlich etwas anderes nennen, daß Sie ein unschuldiges Mädchen verführten."

„Jacobinen" murmelte er.

„Gerade diese, mein Herr, und gerade genug weiß ich, um jedes Läugnen Ihnen ersparen zu können. Ich hoffe, daß Sie mich begleiten werden". Indem kam ein Besuch. Der Baron führte uns mit der anscheinendsten Gleichgültigkeit in den Garten, lenkte unvermerkt das Gespräch auf das Schießen, steckte eine Münze auf einen Blumenstock, und schoß sie in weiter Entfernung jedesmal herab. Lächelnd sah ich dem Spiele zu, und lächelte noch mehr, als er, wie die Fremden sich entfernt hatten, mit kalter Freundlichkeit sich zu mir drehte und sagte: Sprechen wir weiter von unserm Zwist, ich stehe Ihnen auf Pistolen zu Dienste; aber

ich bin in der That unſchuldig, wenn hier ein Unglück geſchieht."

„Das ſind Sie", erwiederte ich kalt. „Wahrſcheinlich hat dies Kunſtſtück Ihnen von mancher Schlägerey geholfen; aber ich bin begierig zu wiſſen, ob Sie auf Menſchen ſo gut ſchießen, wie auf ein Stück Metall, das nicht wieder ſchießt. Kommen Sie denn."

Die Kälte, womit ich dieſe Worte ſagte, erſchreckte ihn. „Soll ein Vorurtheil uns dahin bringen, Würfel über unſer Leben zu ſpielen"? fieng er an.

„Ich ſpiele gern hohes Spiel. Muß ich Sie zum zweytenmale bitten zu kommen?"

„Aber welche Genugthuung bekomm'", fragte er weiter, „Jacobine, mag dieſer blutige Kampf nun enden wie er will, dadurch? Mich dünkt, es gäbe wohl eine beſſere für ſie, wie dies verächtliche Spiel um Menſchenleben, wo blinder Zufall die Würfel ordnet und auftheilt."

Sie so, wenn Sie vor einem Sterblichen stehn, wie werden Sie zittern wenn Sie in wenig Augenblicken, am Richterstuhle des Ewigen, sich gegen die Thränen der gemordeten Unschuld vertheidigen sollen? Unglücklicher, ich bedaure Sie!".

„Nein, nein", rief er, indem er die Pistole wegwarf, „ich schlage mich nicht, ich will gut machen, was ich verbrach! Wird Jacobinen meine Hand genügen?"

„Ihrem Herzen", sagte ich verachtend, „kann ein Mann wie Sie schwerlich genügen; aber die Welt will dies Opfer, und sie muß sich fügen. Kommen Sie, noch heute wird Jacobine Ihre Gemahlin."

„Heute noch"? murmelte er bleich und zähneknirschend, „nun wohlan"! Die Trauung wurde vollzogen, weil ich nicht glaubte, ihm Zeit gönnen zu dürfen; aber schon am folgenden Tage verließ er die Residenz, um dem

lauten Gelächter, mit dem man ihn verfolgte, zu entgehn.

Man wird leicht errathen, daß ich durch diesen Schritt, den ich aus den lautersten Absichten unternommen hatte, mir eine Legion von Feinden zuzog; die ganze Familie des Barons, die sich durch diese Mesalliance entheiligt glaubte, schwor mir eine unversöhnliche Rache, die sie um desto leichter befriedigen konnte, da ihr erstes Mitglied, wie schon gesagt, die Entscheidung über mein Schicksal und meine Laufbahn im Dienste des Staates größtentheils in Händen hatte. Bey dem emsigsten Eifer meinen Pflichten nachzukommen ward ich getadelt, bey meinen reinsten Absichten legte man mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg; jede Aussicht, einst die stolzen Ziele meiner Wünsche erreichen zu können, verschloß sich mir mehr und mehr — o ich hätte verzweifeln mögen!

VI.

„Die Künste des Lebens", sagte einst ein weiser Mann, „sind nicht so verwickelt, daß nicht auch der Einfältige so viel davon sollte lernen können, als er in seiner Sphäre, die ihm Natur und Schicksal anweisen, zu wissen braucht; und die einzige Kunst besteht darinn, dieser Sphäre treu zu bleiben. Fliegen wollen wo man zu kriechen, herrschen wo man zu gehorchen, reden wo man zu schweigen, genießen wo man zu entbehren bestimmt ist, das sind Abweichungen, die keinem gelingen, keinen dem Ziele näher bringen."

„Während der Feuergeist seiner Bestimmung immer voranstrebt, Berge vor sich aufthürmt, Steine vor sich wälzt, alle Elemente wider sich empört, schlendert der Indolente nachlässig auf seinem Wege fort, müht sich nicht gegen den Strom zu steuern, unterwirft sich dem Scepter

des eisernen Schicksals, vergißt das Vergangene, duldet das Gegenwärtige, hofft und fürchtet das Zukünftige nicht, und gelangt so leichter zum Ziele wie jener!

„Sieh an das verworrene Knäul des Schicksals, das sich die Menschen vergebens mühen auszuwirren; sieh wie die Einfältigsten die Glücklichsten sind, weil sie nicht beständig nur nach Gold und Silberfäden haschen; sieh wie die Natur jede Abweichung von ihr nachdrücklich straft, aber Festhalten an ihr treflich lohnt, und wie Gewohnheit die allgemeine Losung des Glückes, das einzig sichere Steckenpferd ist, auf dem die Menschen aller Art, auf allen Wegen des Lebens gemächlich fortkommen."

Diese so wahren als weisen Lebensregeln rief ich mir ins Gedächtniß, und beschloß ganz, ihnen meine Handlungsweise anzuschmiegen. Je ruhiger beobachtend die Blicke wurden, die ich auf die Welt und ihre Verhältnisse warf

je mehr das eiserne Schicksal mich zwang, in seine Nothwendigkeit mich zu fügen, und je mehr die Menschen ihre Launen an mir auslieſsen, um so mehr fühlte ich auch, daſs alle meine schönen Ideale nichts als Nebelgebilde waren, die bey näherer Prüfung zerrannen; um so mehr erkannte ich, wie man alle weichen und hohen Empfindungen, die der Haufe als Ueberspannung verlacht, in seiner Brust verschlieſsen muſs, und um so inniger sah ich ein, daſs ich ein Schwärmer gewesen war. Ich empfand, daſs meinen Träumen ein unfruchtbares Nichts zum Grunde lag, und weil ich die Menschen nicht bessern konnte, doch aber unter ihnen leben sollte, so waffnete ich mich mit stiller Resignation, entsagte allen Erwartungen und Ansprüchen, und gieng nun ruhig mit unermüdetem Dienstfeifer meinen Weg fort.

Um diese Zeit erschien in der Residenz eine gewisse Donna Fabbini, von Geburt eine Italienerin, über deren Familie und eigentliche

Herkunft aber ein Dunkel gehüllt blieb, welches ihnen nie genommen wurde. Nur das war bekannt, daß der Graf von Klerberg, erster Minister, sie vor mehrern Jahren als Sängerin in einer deutschen Hauptstadt gesehn hatte, von ihren Reizen bezaubert worden war, und, nach einem leichten Siege über ihre sogenannte Tugend, sie auf seine Güter geführt hatte, von denen sie jetzt zurückkehrte, weil ihr das stille einfache Landleben nicht länger behagte. — Es war beynahe unmöglich, wenn man sie sah, sie für die Buhlerin zu halten, die sie war. Man lege die Majestät der regelmäßigsten Schönheit zu dem ganzen Zauber der Grazie, lege das Colorit der frischesten Jugend zu dem bescheidnen Glanze einer klug versteckten Kunst; man entflamme zwey schwarze große Augen mit dem sanften Feuer der Liebe, beunruhige einen hohen gewölbten Busen mit den süßen Ahnungen und Erwartungen eines liebenden Herzens; man nehme alle diese Züge

zusammen und verbläse die Farben mit dem Pinsel einer warmen Fantasie, so wird ein Wesen hervorgehn, welches der schönen Laura Fablini ähnelt. Es war unmöglich, diese Reize ohne Bewunderung zu sehn; dazu war sie geschwätzig, voll von Heiterkeit, hinreissenden Einfällen und fröhlichem Witze, melancholisch und einsylbig, pedantisch gelehrt und muthwillig, Dilettantin in Allem, und nur in der Liebe Meisterin, — kurz sie zeigte was man nur verlangte. Aber ohnerachtet aller dieser Vorzüge, besaß sie eine Coquetterie ohne Grenzen, die um so gefährlicher wurde, da sie sich und die Umgebungen vollkommen kannte, und auf diese Kenntniß mit einem unbegreiflichen Scharfsinn zu Werke gieng; und mit dieser Coquetterie vermählte sich das allerschwärzeste Herz. Man giebt den Weibern Schuld, daß sie unversöhnlich hassen, und daß ihre Rachsucht, wenn sie beleidigt sind, oder es zu seyn glauben, keine Grenzen kennt.

Dies war auch bey Laura der Fall. Man gab ihr Schuld, daß der Ruin vieler Familien lediglich ihr Werk sey; weil vielleicht von einem oder den andern Gliedern derselben ihrer Eitelkeit ein Triumph versagt worden war, und es war allbekannt, daß sie den Minister zu den entsetzlichsten Verschwendungen verleitet hatte, die das Land beynahe ausgesogen hatten.

Sehr zufällig machte ich ihre Bekanntschaft, aber man urtheile, ob sie bey diesen ihren Charakterzügen, die mir bekannt waren, mir gefährlich werden konnte. Es ist wahr, ihre Schönheit machte einen starken Eindruck auf mich; aber ich weiß die Gefühle, die mich durchdrangen, nicht besser zu vergleichen, als mit denen, von welchen man sich ergriffen fühlt, wenn man ein schönes Gemälde erblickt. Das Bedauern gesellte sich dazu, daß unter einer so reizenden Hülle ein so schwarzes Herz verborgen seyn konnte. Es entgieng mir nicht, daß sie eine Eroberung an mir zu machen suchte

übel Willens sey. Oft ließ sie ihr brennendes Auge lange und durchdringend auf mir ruhen; die zärtlichsten Blicke, die mich oft unwillkührlich in Verwirrung setzten, heftete sie auf mich; verstohlne Seufzer drängten sich aus ihrer Brust; kurz sie trieb ganz das Handwerk ihres Geschlechtes, wenn es darauf ausgeht will zu gefallen, und einen Sclaven mehr an seinen Triumphwagen zu fesseln. Die laue Kälte, mit der ich mein Glück aufnahm, welches mir nicht reizend schien, und der leichte Widerstand den ich ihren Bemühungen entgegen stellte, feuerte sie um so heftiger an, mich zu unterjochen, und lächelnd bemeistte ich es. Sollte sie, mit dem Flammenmeere der Liebe in der Brust, nicht einmal das Herz eines Mannes entzünden können? Wo sollte ihr Geist, wo ihr Stolz geblieben seyn? Sollte sie vergessen haben, daß ein Weib mit einem Händedrucke, mit einem zärtlichen Auge, mit einem Seufzer aus gedrängtem Busen, und einem wehmuthigen

Blicke, der in Thränen der Liebe erlischt, Alles vermag und beynahe aus Unmöglichkeiten das Mögliche zu schaffen im Stande ist. Er wollte sie denken, und beschloß einen entscheidenden Augenblick herbeyzuführen. Er wurde zu einer Gesellschaft auf ihrem Landsitze gebeten, und staunte nicht wenig, sie ganz allein im Garten zu finden. Sie stand an einem blühenden Rosenstrauche; ihr Gesicht war blaß, die Locken flatterten wild um ihren Nacken, und ihr Busen arbeitete unwillig unter einer Last, die sie gerne bekämpfen zu wollen schien. Ihre Stellung war so schmerzlich, die Neigung des Gesichtes so hinreissend, daß ich mich unwillkührlich halb gebückt fühlte. Endlich fuhr sie auf, riß die letzten Sprünge ab, zerpflückte sie aber immer langsamer und langsamer; die Blätter fielen unter ihren Händen, und endlich vergaß sie es, daß sie Rosen hatte zerpflücken wollen; sie nahm die noch übrigen Blätter zusammen, hielt sie, daß ihre Thränen darauf fallen, und küßte sie wieder

„Sie scheinen in einer seltsamen schwermüthigen Stimmung, Madonna", redete ich endlich verwirrt sie an.

„Sie können Recht haben, Emanuel", sagte sie leise, und hob das glänzende Auge zu mir empor. „Wie die Rosen unter meinen Händen, so fallen meine Hoffnungen unter dem Schicksal."

„Das ist das Loos der Hoffnungen", erwiderte ich, „denn sie sind nichts als eine angenehme Schattirung zwischen Traum und Wahrheit, zwischen Schein und Sage, wie zwischen Tag und Nacht die Dämmerung. Wir alle schwimmen in diesem unabsehbaren Meere, aber wenn wir unser Glück auf sie setzen, so verschmachten wir; denn sie sind nur eine süße Nahrung der Geister."

„Ihr Trost ist nicht beruhigend Emanuel. Aber was gehn Sie auch meine Hoffnungen und meine Leiden an? Lassen Sie uns abbrechen. Nicht wahr, Sie staunen, daß Sie die Gesellschaft vermissen? So selten sieht

man Sie, daß man zur List seine Zuflucht nehmen muß.“

Ich sah wohl ein, daß dies alles nichts als Coquetterie war, daß sie so hatte überrascht seyn wollen, wie ich sie überraschte, weil es sie in eine interessante Situation brachte; aber noch begriff ich wenigstens nicht deutlich, wohin dieser Eingang führen sollte. „Ich wußte nicht Madonna“, erwiederte ich, um etwas zu sagen, und wahrscheinlich sehr hölzern, „ich wußte nicht, daß ich so glücklich war, etwas von Ihnen geduldet zu seyn.“

„Worte, und nichts als schöne Worte! Ich bitte Sie, Emanuel, bin ich denn nichts werth als diese klingenden Töne, von denen das Herz nichts weiß? Verdiene ich gar nicht eine Seite Ihres Gefühls zu berühren?“

Ich war in peinigender Verlegenheit, und eine dunkle Ahnung ihrer Absichten stieg allgemach in meiner Seele auf. Ihre Menschenkenntniß machte sie diesmal trügen, indem sie

meiner Verwirrung ganz andre Gründe zuschrieb, als wie die wirklichen waren.

„Daß ich Theil an Ihnen nehme, daß ich Ihre herzliche Freundin bin, machen Sie mir dies zum Verbrechen, Emanuel, weil Sie mit so schneidender Kälte sorglos mich behandeln?"

„Meine Gnädige", sagte ich verwirrter, „ich glaube durch nichts der Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, zu nahe getreten zu seyn?"

„Ehrfurcht schuldig? O schweigen Sie mit diesen verhaßten Worten, die nicht zu meinen Empfindungen stimmen." Ihre brennenden Blicke, die beredter sagten, oder vielmehr sagen sollten, was in ihrem Innern vorging, ruhten auf mir. Ich suchte durch eine schnelle Wendung das Gespräch auf andre Gegenstände zu leiten, aber es war mir unmöglich ihr zu entschlüpfen — sie wollte mich aufs Aeusserste treiben. „Ich bin heute schwermüthig gestimmt", fieng sie nach einer Pause an, „und ein kleiner Roman, den ich las,

hat mich unwillkührlich in Sie gezaubert. Ich muß ihn Ihnen erzählen. Der Dichter hatte ſich mit ſeiner Fantaſie in die alten thatenreichen Zeiten Roms verſetzt, und da ſich ſeine Helden gebildet. Fenius, einer der edelſten und männlichſten Römer, war lange und mit ſtill verhaltener Glut von Pompeja, die man die Reizendſte ihres Geſchlechts nannte, geliebt — aber ob der Jüngling es nicht bemerkte, oder ob er nicht für dieſe Empfindungen gemacht war — er kam ihr nicht auf gleichem Wege entgegen. Indeß brach ein blutiger Krieg aus, die Feinde nahten den Grenzen des Vaterlandes, und Fenius zog mit der Blüthe der römiſchen Jugend aus, ihm entgegen zu treten. Bekränzt mit Lorbern kam er zurück; und jetzt, wie Pompeja den Geliebten ihrer Seele, für den ſie in ſchlafloſen Nächten allein zu den Göttern gefleht hatte, und mit dem ſie in Gedanken alle Schreckniſſe des Kampfes getheilt hatte, wieder ſah, jetzt wie er wieder da war

das glückliche Bild ihrer stillen Träume, da war sie ihrer Empfindungen nicht Meister, sank in seine Arme, gestand ihm ihre Liebe, flehte, ihr Geschlecht vergessend, um die seine, und Jenius, gerührt von so viel Zärtlichkeit, gab sich ihr hin, und ein Torus, und in der Folge ein Grab, nahm ihre Liebe auf. Was Emanuel, was würden Sie an des Jünglings Stelle gethan haben, und welches Urtheil fällen Sie über die Schwache?"

Ich erröthete vor Unwillen über die schamlose Coquette, und suchte ihn nur mit Mühe, unter einem ruhigen Gleichmuth zu verbergen, denn nach so offenbaren Anspielungen besorgte ich das Aergste. „Wenn gleich die Convenienz und natürliches Gefühl", sagte ich endlich, dem Weibe das Entgegenkommen in der Liebe zum Verbrechen machen, so müssen Sie doch hier das Jahrhundert unterscheiden, weil mit ihm so manche Ueberzeugung und so manche Denkart sich verwuschte. Aber was in der

Vorzeit, wo des Weibes Liebe der Gefahren höchster Preis war, möglich seyn konnte, das wird in unsern Zeiten, wo die Grenze zwischen Mann und Weib noch stärker gezogen ist, wohl nie zur Wahrheit werden."

„Und wenn es dennoch einmal wäre?"

„Dann müssen die Umstände entscheiden, und eines Jeden individuelle Gefühl müßte das Urtheil fällen." — Ich schlug bey diesen Worten unwillkührlich das Auge nieder, weil ich die verzehrenden Flammen ihrer Blicke nicht tragen konnte, und sie, die, von einer unbegreiflichen Eigenliebe geblendet, diese Verwirrung als Schüchternheit sich deutete, legte nun fast alle Zurückhaltung ab. Wilder Feuer durch plötzliche erkünstelte Thränen gemildert, sprach aus ihrem Auge; die Bewegung ihres Innern schien gewaltsam und heftig: mit Erstaunen sah ich, wie dies Weib sich stufenweise mehr und mehr herabwürdigte.

„O Emanuel", rief sie endlich, wie von

stürmenden Andrang ihrer Empfindungen überwältigt, „mögen Sie mich verdammen; möge mein Geschlecht mich verachten, ich kann, kann nicht anders! Ihre schneidende Kälte zerreißt mein Herz, und meine Gefühle würden mich tödten, sollte ich länger sie verschließen. Ja Emanuel, ich liebe Sie! Sie liebe ich allein unter Allem was lebt, Sie allein in der Schöpfung; und bey den Sternen der Nacht die über uns funkeln — ich will, ich muß Sie ringen!"

Könnte ich die Gefühle schildern, die wechselnd mich durchkreuzten! Ich hatte diese Scene am Ende erwartet, und gesucht mich auf sie vorzubereiten; aber jetzt da sie wirklich war, jetzt war meine Kraft und Besonnenheit beynahe entschwunden, und nur mit Mühe rief ich sie zurück. Da stand sie vor mir die Zauberin mit der himmlischen reizenden Gestalt, und alle diese Reize sollten auf einen Wink mein werden; — beynahe verblendete mich der

Gedanke. Aber die Vorſtellung die allmächtig in mir erwachte, daß dies alles nichts als Spiel der Buhlerey, und ihre Liebe nichts als Sinnlichkeit war, die der Widerſtand ſo heftig entflammte, führte mich ſchnell zur Kälte zurück. „Madonna", ſagte ich, „dieſer Augenblick Ihrer Schwäche wird niemals unedel von mir benutzt werden. Ich bin nicht der Glückliche, für den dieſe Reize geſchaffen waren, und der Ihre Liebe beſeligen dürfte. Sie wiſſen zu gut, wer es iſt, der nähere Anſprüche auf dies Glück hat, als daß ich ihn Ihnen nehmen dürfte, und dies allein ſchon würde eine unüberſteigliche Grenze zwiſchen unſre Herzen werfen, wenn ich auch einen ſchönen Einklang zwiſchen Ihnen wünſchte.

„O nein Emanuel, entwinden Sie ſich mir nicht. Meine Verbindung mit dem Miniſter iſt aufgelöst; aus dem Geliebten, der er einſt mir war, iſt ein Freund geworden, und daß ich einſt ihn liebte, was ſchadet das meinen Em-

windungen für Sie? Emanuel, ich will Ihnen nicht die Seligkeiten andeuten, in denen Sie sich in meinen Armen vergöttern sollten; ich will die Schätze Ihnen nicht verrechnen, die mein sind, und die Sie mit mir theilen sollten; ich will Ihnen nicht sagen, daß mein Ansehn mächtig ist, und Ihr Schicksal auf einen halb ausgesprochnen Wunsch meiner Lippe ein glückliches werden kann; denn was ist das alles, als Staub gegen die Gefühle des Herzens? Aber bey diesen allmächtigen Gefühlen schwöre ich es Ihnen noch einmal, daß ich kämpfen, ringen, alles wagen will, um die Ihrige zu werden! O ist es möglich, daß so viel Liebe Sie gleichgültig läßt?" ...

Ich fühlte, daß ich gewaltsam enden mußte.

„Jedermann, meine Gnädige", sagte ich, „hat seine Grillen, und die meinige ist es, das Glück meines Lebens von einem Mädchen zu erwarten, das einfach und schuldlos ist. Ganz erkenne ich das Glück, dessen Sie mich würdigen

wollen; aber ich traure, nicht empfänglich dafür seyn zu können. Leben Sie wohl!" Ich verbeugte mich, und schied, ehe ihr Ruf mich ereilte.

Durch diese Demüthigung, die ihr die kränkendste seyn mußte, glaubte ich mit einem gewaltigen Schlage alle ihre Hoffnungen und fernern Aussichten zertrümmert zu haben; aber wie wenig kannte ich sie. Ihr Schwur, daß sie um meine Hand ringen wolle, war nicht ohne Bedeutung gewesen. Mit einem Male bekam der Minister Augen für mich; er zog mich hervor wo er konnte; eine Einladung zu ihm folgte der andern, und er gab mir die schönsten Hoffnungen für die Zukunft, ohne daß ich wußte, wie ich zu diesem Glücke gelangt sey. Ich erfuhr es endlich; und was ich geahnt hatte, wurde Wahrheit.

„Der Fürst", sagte er mir einst, „wünscht seine Diener verheyrathet. Wie geht es zu, daß Sie noch immer nicht mit sanften Banden

sich mehr an Ihr Vaterland gefesselt haben? Oder hätten Sie schon gewählt?"

Ich verneinte es.

„Um desto besser", erwiederte er, „dann werden Sie sich meinen Wünschen um so leichter fügen können. „Seyn Sie stolz, Emanuel", fügte er lächelnd hinzu, „Sie haben eine glänzende Erobrung gemacht, zu der ich Ihnen Glück wünsche. Die reiche und schöne Donna Fablini ist nicht abgeneigt, Sie mit ihrer Hand zu beglücken."

„Ew. Excellenz", sagte ich verwirrt, „die Ansichten sind verschieden. Was für Manchen das höchste Glück seyn würde, ist es für mich nicht."

Eine ernste Wolke verdunkelte plötzlich seine Freundlichkeit. „Wie versteh ich Sie"? fuhr e fort.

„Ich lasse den Reizen und dem Geiste dieser Dame volle Gerechtigkeit widerfahren; aber so blendende Vorzüge sind nicht für den, der

sein Glück einmal in häuslichen Freuden suchen will. Und gerade dies ist mein Fall."

„Sie haben wohl nicht bedacht, daß Sie durch diese seltsame Weigerung nicht allein sie, sondern auch mich beleidigen, der ich es übernahm, diese Verbindung einzuleiten und zu schließen? Sollten Sie zugleich vergessen können, wie viel goldene Aussichten Sie sich selbst muthwillig zertrümmern?"

„Ew. Excellenz", sagte ich bestürzt über diese Wendung, „ich habe nicht geglaubt, daß die Entsagung eines Glückes, welches sich mir darbietet, und welches so viel andere Würdigere mehr beseligen würde, im Stande sey, Sie zu beleidigen. Und wäre es, wie ich nicht denken mag, sollte diese Weigerung Einfluß auf das Schicksal, die Aussichten und die Laufbahn eines Mannes haben, der alle seine Tage, alle seine Stunden dem Streben weiht, sich seinem Vaterlande nützlich zu machen? O ich verbanne diesen Gedanken aus meiner Seele."

„Sie sind ein Schwärmer", sagte der Minister kalt, „und ich fürchte noch etwas mehr. Sie können gehn!" Stolz drehte er mir den Rücken und entfernte sich schnell. — Wie von einem feindlichen Hauche angeweht, waren nun alle meine Hoffnungen gesunken. Ich war zu stolz, mein Glück durch Schande erkaufen zu wollen, und besaß zu viel Selbstgefühl meines Werthes, um es erniedrigen zu können, indem ich mein Schicksal an eine Buhlerin band. Ich sah wohl ein, daß ich vom Unmuth des Ministers und von der Rache dieses Weibes viel zu befürchten habe; aber meine Vorsätze blieben sich gleich, und nichts wäre im Stande gewesen, sie zu erschüttern. Jenes schmeichelnde Hervorziehn, jene freundliche Güte des Ministers, war nur ein süßer Abendtraum gewesen, auf den eine dunkle Nacht folgen sollte. Offenbarer Haß verfolgte mich auf allen Schritten; wo ich es am wenigsten verdiente, verkannte man mich; mit boshaftesten Bedrückungen kränkte

man mich; bartlose Knaben zog man mir vor
und ganz nahe war ich daran, freywillig Allem
entsagen und meinen Abschied nehmen zu wollen,
als ein heller Strahl die Dunkelheit durchbrach.

VII.

Man sagt, daß der Marschall Villars nie auf seine Orden und seinen Marschallstab geblickt habe, ohne vor Unwillen und Verdruß zu erröthen, weil, ohnerachtet seiner Verdienste, niemand als ein winziges Schooshündchen ihm dazu verholfen hatte. In manchen Kriegen hatten seine Tapferkeit und seine Pläne den Ausschlag gegeben, in manchen Schlachten hatte er dem Ruhme der französischen Armee bleibende Lorbern erkauft, aber immer blieb der Weg zur Marschallswürde ihm verschlossen; und jetzt, da sie aufs Neue erledigt war, war sie schon im Voraus einem minder angesehenen und berühmten General förmlich zugesagt, als ein zufälliger Spaziergang des Herrn von Villars mit der Maitresse des Königs diesen Plan zerstörte. Ein Schooshündchen der Dame fiel ins Wasser, indem man über eine klein-

Brücke gieng, und da er ein Liebling war, so überließ ſich die Dame dem wildeſten Schmerze, und beſchwor ihren Begleiter, ihn ihr wieder zu ſchaffen. Er hatte anfangs nicht übel Luſt, das Thier ſeinem Schickſal zu überlaſſen; aber die franzöſiſche Galanterie gewann doch endlich den Sieg; er ſprang ins Waſſer, brachte triefend ſeine Beute zurück, und die dankbare Maitreſſe benutzte noch in der nehmlichen Nacht ihren Einfluß auf den König ſo ſehr, daß dieſer ihm am folgenden Morgen den Marſchallsſtab mit dem Orden ſandte, den er offenbar niemand als dem Hunde urſprünglich verdankte.

Es ſchien, als ob ich das Schickſal dieſes Mannes einigermaßen theilen ſollte. Mein Eifer, meine Bemühungen, meine Anſtrengungen waren vergebens geweſen, als ein nichtswürdiger Zufall mich zur Beförderung, zum Glanze, und zur Erreichung meiner Wünſche führte. Ich gieng eines Abends aus dem Conzert, und bemerkte, da ich ſchon einer

der Letzten war, die das Haus verließen, ein Bologneserhündchen, welches ängstlich und scheu herumlief, und seinen Gebieter verloren hatte. Ich lockte es wie mechanisch, und da es augenblicklich an mich heraufsprang, so nahm ich es mit in meine Wohnung, übergab es der Pflege meines Bedienten, und hatte es beynahe schon vergessen, als ich nach einigen Tagen eine lebhafte Bitte in einem öffentlichen Blatte an den Finder, oder den, dem es etwa zugelaufen sey, fand, es sogleich der Besitzerin, einer gewissen Gräfin von Egloffstein zu übersenden. Ich hatte schon viel von dieser interessanten Dame gehört, die nachher einen so wichtigen Einfluß auf mein Schicksal bekam, und beschloß, es ihr selbst zu überbringen, um auf diesem Wege zu ihrer Bekanntschaft zu gelangen. Sie war eine junge Wittwe, die auf eine sonderbare Art zu der Hand ihres Gemahls gelangt war, und auf eine eben so sonderbare und tragische Art ihn wieder verloren hatte.

Der Graf von Egloffſtein war aus einer der angeſehenſten Familien der Reſidenz, hatte ſchon früh ſeine Eltern verloren, und ſtand unter der Gewalt eines reichen, einige Meilen von der Reſidenz lebenden Oheims, deſſen einziger Erbe er einmal werden ſollte. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er zuerſt in die große Welt eingeführt, und da er alle Vorzüge, die in ihr geltend machen, Geburt, Figur und Reichthümer beſaß, ſo war ihm eine glänzende Ausſicht geöffnet. Er überließ ſich allen Vergnügungen; aber mitten unter dem Rauſche der Zerſtreuungen, die nur ſeine Sinne beſchäftigten, blieb ſein Herz leer. Er ſehnte ſich allmählich nach Wollüſten von feinerer Art, deren Weſen er noch nicht kannte, und die eben deshalb ſeiner Fantaſie um deſto reizender vorſchwebten. Sein Eintritt in die große Welt öffnete ihm zuerſt die Augen über dieſe Sehnſucht; es war Trieb zu gefallen, dies Kind der Eigenliebe, das, durch Umgang mit dem

weiblichen Geschlecht entwickelt, plötzlich zu Liebe heranwächst, wenn es eine Pflegerin findet, die seine Vorzüge anerkennt und heraushebt. Nicht so bald sah er sich in einen Zirkel von Damen eingeführt, als er den Quellen der süßen Unruhe, die bisher sein Herz beschäftigt hatten, auf die Spur zu kommen glaubte. Er wünschte eine von ihnen zu lieben, um von ihr geliebt zu werden, und sehnte sich nach einer zärtlichen Verbindung. Aber da alle Eindruck auf ihn machten, und doch wieder keine stärker und ausschließender als die andere, so wurden die Empfindungen, welche die eine ihm einflößte, von den Empfindungen, die eine andere in ihm rege machte, immer wieder unterdrückt. Man sieht, daß Flatterhaftigkeit der Hauptzug seines Charakters war; aber als zum erstenmale die eigentliche wahre Liebe in ihm erwachte, da schien sie plötzlich verschwunden, und alle seine Gedanken und Neigungen schienen nur in dem geliebten Gegen-

ſtande zu leben. Auf einem Balle machte er die Bekanntſchaft des Fräuleins von Belli, die unſtreitig das reizendſte Frauenzimmer der Reſidenz war. Ihr Wuchs war nymphenhaft, und ihr Anſtand bezaubernd. In ihrem großen blauen Auge webte ein Wölkchen von Schwermuth, unter welchem das Feuer einer ſüßen Schwärmerey hervorblitzte, das ihrem Weſen einen unbeſchreiblichen Zauber gab. Mehrere Männer hatten ſchon um ihre Hand geworben, aber Alle hatte ſie abgewieſen; denn es war bekannt, daß ſie ſich ein Ideal gezeichnet hatte, und daß niemand etwas über ſie gewinnen würde, der dieſem nicht gleiche. Es war Neugierde, die den Grafen anfangs zwang, alle ihre Blicke zu hüten, und alle ihre Aeuſſerungen aufzufangen; Eigenliebe, die ihm nachher den Wunſch entlockte, ihrem Ideal zu gleichen, und ſiegende Uebermacht ihrer Schönheit, die ihm am Ende ihren Beſitz, als das allerhöchſte Erdenglück vorſpiegelte. Mehrere

ihm anfangs noch sinnlicher Eindruck ihrer körperlichen Vorzüge gewesen war, gieng bald, als er sich mit ihr unterhielt und ihren hohen Geist bemerkte, in wahre unbedingte Liebe über. Er suchte ihre Bekanntschaft, warb um ihr Herz und ihre Liebe, und sah sich sanft erhört. Sie gab ihr Ja, weil sie auf einmal ihr Ideal gefunden zu haben glaubte, und hieng mit schwärmerischer Begeisterung an ihm. Ihrer Fantasie schwebten Scenen der innigsten Liebe und der schönsten häuslichen Glückseligkeit vorüber; fortwährend lebte sie in ihren süßen Träumereyen, und der Genuß derselben schmiegte sich ihrem Wesen so innig an, daß es hätte vernichtet werden müssen, wenn man ihr die Eindrücke davon hätte rauben wollen. So waren beyde im Vorgeschmacke künftiger Freuden verloren, als ein grausamer Schlag des Schicksals sie trennte. Der Oheim des Grafen erkrankte gefährlich und sandte einen Eilboten zu ihm, um ihn vor seinem Tode noch

einmal zu ſehen. Der Tod ſaß ſchon auf ſeinen Lippen, wie er kam; mit matter Stimme fragte er ihn, ob er ſich ganz in das fügen wolle, warum er in ſeinem letzten Willen ihn gebeten habe; und als der Graf, deſſen Herz von Betrübniß und Liebe gleich ſtark beſchäftigt war, nicht auf nähere Erklärung drang, und es zuſagte; ſo gab er den letzten Auftrag, daß man den Grafen Dufail mit ſeiner Familie zur Eröffnung des Teſtaments einladen möge, wenn er nicht mehr ſeyn würde. Einige Tage brachte er noch hin im Hinbrüten zwiſchen Leben und Tod, dann ſchloß er die Augen auf ewig. Der Graf, deſſen Herz dem lebhafteſten Schmerz erlag, machte, um ſich Zerſtreuung zu geben, eine kurze Reiſe, und kam erſt zur Eröffnung des Teſtamentes zurück, bey der er den Grafen Dufail mit ſeiner Gemahlin, ſeiner jungen liebenswürdigen Tochter, und einigen ſeiner nächſten Verwandten traf.

„Sie billigten", ſagte der Alte, „die

Wünsche meines verstorbenen Freundes. Wir sind also gekommen — erbrechen Sie nun das Testament." Der Graf, dem die erste Aeusserung dunkel war, erbrach es, entfärbte sich, las, las wieder, und sank endlich ohnmächtig in den Sessel zurück. Alles sprang herzu, um ihm Hülfe zu leisten, und als er die Augen wieder aufschlug, war es die junge Gräfin Dufall, die sich seinen Blicken zuerst darbot. Mit einer Miene, in der sich der ganze Sturm seiner zerrütteten Seele spiegelte, sah er sie an, reichte ihr die Hand, und stammelte dann: „Ich bin der Ihre!" Der Verstorbne hatte sie im Testament zu seiner Gattin bestimmt, und auf eine so rührende als eindringende Weise ihn beschworen, diesen seinen letzten Wunsch nicht unerfüllt zu lassen.

Die Lage des Grafen war entsetzlich; aber wie konnte er sich aus dem Strudel retten? Auf der einen Seite, zwar der Verlust einer reizenden angebeteten Geliebten; aber auf der

andern Seite der letzte Wunsch eines abgeschiednen Wohlthäters; die Gewißheit, eine ehrfurchtswerthe Familie aufs tiefste zu kränken, und dem Gelächter der Welt auszusetzen, wenn er ihn nicht erfüllte; ein Greis, der ihn bereits mit der zärtlichsten Liebe als Sohn umarmte, und dessen wenige Tage er verbittert haben würde; ein liebenswürdiges Mädchen, dessen Neigung für ihn am Tage lag; und die er in jeder Hinsicht unglücklich gemacht haben würde. Was konnte er bey allen diesen wichtigen Betrachtungen, die sich ihm unwillkührlich aufdrangen, was konnte er bey diesem Sturme der Ueberraschung, wo ein schneller Entschluß von ihm gefordert ward, den man, nach seinem Versprechen an seinen verstorbnen Oheim, als schon gefaßt ansah, anders thun, als sein Herz und sein Glück vergessen, und sich dem eisernen Schicksal fügen? Die schwerste Bürde wirft der Gedrückte zuerst ab, und der Graf that es auch. Er befreyte sich von der einen

hälfte seiner stürmischen Gefühle dadurch, daß er seine Hand weggab, und glaubte dadurch Kraft zu gewinnen, gegen die andere um desto wirksamer zu kämpfen. Er wollte lieber seine Ruhe aufopfern, und den Schlag einer traurigen Fügung ertragen, als eine Familie um Ehre und Zufriedenheit bringen, die für ihre Liebe und Zuneigung so fürchterlich bestraft worden wäre. Die Familie der Fräulein von Belli ward zwar nicht minder beleidigt; aber sie war nicht zugegen, und das machte ihm das Herz schon leichter. Als er wieder zu sich selbst kam, schob er seine Ohnmacht auf den Schmerz über den Verlust seines großmüthigen Verwandten, und traf sogleich alle Anstalten zur Vermählung, die früher vor sich gieng als der Wohlstand es erlaubt haben würde, aber beschleunigt wurde, weil der Verstorbene darauf gedrungen hatte.

Welch ein furchterlicher Schlag die Nachricht seiner Vermählung für seine frühere Geliebte

war, kann man ſich mit wenig Einbildungskraft leicht vorſtellen. Ihr Gram entwickelte ſich in eine lebensgefährliche Krankheit, und nur ihre Jugend und ihre friſche Lebensblüthe konnten ſie retten. Ihre Familie ſchwur dem unſchuldigen Beleidiger indeß unverſöhnliche Rache, weil ſie die Verhältniſſe nicht kannte, und der Graf hatte kaum einige Monate in den Armen ſeiner jungen Gemahlin gelebt, die durch ihre zärtliche Liebe die Wunden ſeines Herzens allgemach heilte, als er von einem Bruder des Fräuleins zur blutigen Rechenſchaft gezogen wurde, und im Zweykampfe fiel.

Seine Gemahlin betrauerte ihn mit einem nagenden Schmerze, der der Größe ſeines Verluſtes angemeſſen war, und zog ſich auf ein Landhaus, nahe bey der Reſidenz, zurück, wo ſie in ſtiller Einſamkeit mehrere Jahre lebte. Ihr Schickſal, welches ſo ganz einem Romane glich, hatte ſie merkwürdig gemacht; die Fürſtin ſuchte ihre Bekanntſchaft, zog ſie aus der

Stille, die sie umgab, wieder in die betäubenden Zauberkreise der großen Welt, und machte sie bald zu ihrer Freundin. Aber sie hatte sich selbst manche unangenehme Stunde dadurch bereitet. Der Fürst gewann die Freundin seiner Gemahlin lieb; nicht lange so wurde er ihr erklärter heisser Liebhaber, trug nach langem Widerstande den Sieg über ihr Herz davon, und räumte ihr nun einen Einfluß über sich, seine Neigungen und seinen Willen ein, der beynahe allmächtig war, den sie aber bey einem edlen Herzen nicht verderblich anwandte.

Mit dem gefreyerten Lieblinge, dessen Verlust sie innig betrauerte, betrat ich ihr Gemach. Sie saß eben auf der Ottomanne und hatte ein Buch in der Hand, das ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigte; aber kaum bemerkte sie das Thier, als sie darauf zuflog, es in ihre Arme drückte, und mir in einem Tone dankte, als wäre ich der Retter ihres liebsten Kindes. Die Unterhaltung war zwar anfangs etwas

ſteif und gezwungen, aber allmählich wurde ſie zutraulicher und ich offener, und ich unterhielt mich einige Stunden ſo angenehm mit ihr, daß ſie mir wie Augenblicke entſchwanden, und ich ihren hohen Geiſt von ganzem Herzen bewunderte.

„Es iſt mir lieb, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, Emanuel", ſagte ſie endlich, „und zudem haben Sie mir einen ſo weſentlichen Dienſt geleiſtet."

„Einen weſentlichen"? fragte ich lächelnd.

„Gewiß", fuhr ſie fort; „heutigen Tages ſind es nur die Thiere, die man ſich zu Freunden erwählen darf, wenn man nicht betrogen ſeyn will. Unter den Menſchen iſt Freundſchaft und Treue zum leeren Namen geworden; und wo mit ſeltnen Ausnahmen ſie wirklich ſie ſelbſt ſcheint, da liegt doch immer ein feinerer oder gröberer Egoismus zum Grunde."

Es ſchien mir, als ob ſie das ſagte, um etwas Paradoxes zu ſagen. „Sollten Sie in der

Freundschaft so feindliche Erfahrungen gemacht haben"? fragte ich lächelnd.

„Man braucht, um über einen Gegenstand richtig zu urtheilen", erwiederte sie, „nicht immer sich auf eigne Erfahrungen zu stützen; man kann auch fremde gesehn haben, und aus ihnen, wie aus einer richtigen Würdigung der Umgebungen, nach genauer Beobachtung sich eine wahre Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse verschaffen. Aber lassen Sie uns die Hauptsache, meinen Azur nicht vergessen. Der betrügt mich nicht, und schmiegt sich gerne in meine kleine Launen. Darum liebe ich ihn herzlich, und danke Ihnen noch einmal. Kann ich Ihnen diese Gesinnungen beweisen? Ich habe vielleicht einigen Einfluß, und verwende ihn gerne für Freunde."

„Die Gewißheit, Ihnen einen frohen Augenblik verschafft zu haben, macht mich so glüklich, daß mir an diesem Gefühle genügt."

„Sie sind ein junger Mann, Emanuel, der

wie begreiflich, mit Erwartungen und Ansprüchen ins Leben hinausgeht. Haben Sie jene erfüllt und diese gerechtfertigt gefunden?"

„Ich würde Sie täuschen, wenn ich es bejahte."

„Und worin liegt der Grund? Sie verzeihen diese Frage, die eine Folge meines Wunsches ist."

„Der Grund, meine Gnädige, liegt zu gleicher Zeit in mir selbst und außer mir. Ich habe ein glühendes Herz für Alles Wahre und Rechte, und manche Ideale in die Welt mitgenommen. Jenes hat man verspottet und nicht verstanden, und diese sind unter der traurigen Wirklichkeit, die unhold mich ansprach, dahin gesunken. Nachher hat man mich angefeindet, weil ich ein mächtiges Laster zittern ließ, und mich verfolgt, weil ich zu viel Selbstgefühl besaß, mein Glück durch Schande erkaufen zu wollen, und ein unschätzbares Juwel gegen eine glänzende Dunstblase wegzuwerfen.

Endlich aber kann ich gegen Ueberzeugungen nicht handeln, und vor keinem blähenden Nichts mich beugen."

„Man hat mir Sie als einen Schwärmer geschildert, Emanuel, der in der Welt nie zu Hause seyn würde; und in der That, ich finde das ein wenig, obwohl ich Ihre Grundsätze achte, und diese Handlungsweise liebe. Die eigentliche Klugheit des Lebens ist die Kunst jeden Umstand für sich zu gewinnen, die nicht immer den ernsten Grundsätzen eines strengen Moralisten anzuschmiegen ist. Wir leben nicht in der goldenen, sondern in der eisernen Zeit; und in diesem rauhen Jahrhundert, das uns so vielen Stoff zu Seufzern darbietet, muß man vor manchem Nichts das Knie beugen, wenn es nur decorirt ist, mit Ueberzeugungen es nicht ängstlich genau nehmen, und selbst eine Larve da nicht verschmähen, wo man mit seinem eigentlichen Gesicht nicht durchkömmt."

„Wie!" rief ich erstaunt und halb empört

„Stille, stille! mein lieber Emanuel, diese Lehren sind nicht gerade ganz von mir gebilligt; aber werfen Sie einen Blick in die wirkliche Welt und sehn Sie, wie Viele oder wie Wenige ohne diese Schlangenwendigkeit zu etwas gelangen, wenn nicht besondere Fälle sie empor heben und tragen. Indeß erbosen Sie sich nicht über die Welt; gehn Sie ruhig Ihren Gang fort, fühlen Sie Ihren Werth und achten Sie Ihre Reinheit. Ob Beförderung komme nun, oder komme nicht, so ist sie doch die Hauptsache."

VIII.

Der Morgen hatte mich nach einer durchwachten Nacht am Schreibtische überrascht, als die schöne Alma von Egloffstein mich zu sich einladen ließ.

Ich fand sie in einem reizenden Morgenkleide vor dem Spiegel, an dem sie eben die wallenden Locken ordnete.

„Verzeihung, Emanuel", rief sie mir entgegen, und drehte sich zu mir; „Verzeihung wenn ich meinen Wunsch, Sie angenehm zu überraschen und mir selbst einen frohen Augenblick zu schaffen, nicht länger verschieben konnte." —

Ich sah sie erwartend an.

„Werden Sie mir nun Recht geben, wenn ich sage, daß man mit Schlangenklugheit jeden Umstand für sich gewinnen muß? Mit allen Ihren Reizen, mit allen Ihren Kenntnissen

allem Ihrem angeſtrengten Eifer richteten Sie wenig aus — ich verſtehe dieſe Spiele beſſer. Der Zufall fügte, daß ich vorgeſtern bey Hofe mit dem Miniſter an einen Spieltiſch kam, dem es bisweilen einfällt, meinen Augen die Cour zu machen. Ich lächelte ihm freundlich zu, drückte ihm gar einmal die Hand, und hatte ihn ganz zu meinem Sclaven gemacht. Nun brachte ich das Geſpräch auf Sie, und natürlich mußte der Sclave gehorchen. Einige Worte im rechten Augenblicke an den Fürſten vollendeten nachher meinen Plan, und kurz — hier empfangen Sie aus meinen Händen Ihre Anſtellung zu einem Poſten, der für Ihre Talente gemacht iſt, auf dem Sie wirken können, und von dem der Uebergang zu den letzten Stufen Ihnen wenigſtens gebahnt iſt.“

Erſtaunen feſſelte meine Sprache. Ich verſuchte es verwirrt ihr zu danken, aber der Schooshund, der in dieſem Augenblicke zu

mich herauf fuhr, und meine Wange erröthen ließ, brachte mich vollends aus aller Faſſung.

„Seyn Sie kein Thor, Emanuel", fuhr ſie fort, da ihr Scharfblick errathen mochte, was halb und halb in mir vorgieng, „ſeyn Sie kein Thor, und halten Sie die Erfüllung Ihrer Wünſche für minder angenehm, weil Sie ſie einem Weibe, ſtatt neuen Verdienſten verdanken. Sie hätten vielleicht Jahre lang Ihre Geſundheit, Ihr Glück, kurz alles dem Dienſte Ihres Vaterlandes opfern mögen, und wären doch nicht hervorgezogen worden, weil Ihre Bemühungen an der Klippe eines mächtigen Feindes geſcheitert wären. Darum muß man die Nebenwege einſchlagen, wo die Heerſtraße zu rauh iſt; und geraden Menſchen voll ehrlichen redlichen Sinnes wie ſie, die aber an der Vollblütigkeit des Selbſtvertrauens leiden, muß man hierbey leitend die Hand bieten."

O dieſe Menſchen! o dieſe Wahrheit! dachte ich bey mir ſelbſt.

„Und nun Emanuel", fuhr sie fort, „nehmen Sie auf der neuen Laufbahn, die Sie erwartet, noch einige Lehren von einem Weibe an, die aus dem Buche der Erfahrung geschöpft sind, und die Ihnen nützlich seyn werden."

„Greifen Sie die Vorurtheile und die Meynungen der Menschen nicht an, und streiten Sie für keinen selbst den edelsten Zweck, wenn Unterlassung Ihnen nützt, und Sie gewiß seyn könnten einen vergeblichen Kampf zu kämpfen."

„Gehn Sie schlau und langsam, statt durchzugreifen; nur so kommen Sie zum Ziel."

„Haben Sie mit Leuten zu thun die für Ihre Absichten zu gewinnen sind, so werfen Sie ihnen das Seil der Leidenschaft über die Hörner, dann sind sie Ihnen; oder ätzen Sie sie mit dem Scheidewasser der Furcht, auch dann haben Sie gewonnen; oder binden Sie sie mit den Fesseln des Eigennutzes; — dann gehn Sie am sichersten."

„Und nun Adieu, denn ich erwarte den Fürsten, und habe in Ihrem Namen zu danken

IX.

Die Scene war plötzlich verändert, und Alles nahm eine andere Gestalt an. Was vorher mich kaum über die Achsel ansah, das erstarb jetzt mit der tiefsten Ehrfurcht auf der Lippe, in kniebeugender Gestalt mir gegenüber, und wer mein Feind gewesen war, der warf so schnell wie möglich die Larve der Freundschaft über. Aber allmählich vertrauter geworden mit dem Laufe der Welt, verblendeten diese Gaukeleyen mein Auge nicht; ich blieb entfernt vom Glauben, als ob ich dies alles meinem eigenthümlichen Werthe verdanke, sah wohl ein, daß man fürchtete, von den Fittichen, die mich emporlütteten, niedergeworfen zu werden, daß man von der Hofgunst, in der ich anfieng zu reifen, mit gewärmt seyn wollte, und daß die allwärtige Triebfeder, die alle Handlungen gewöhnlicher und ungewöhnlicher Menschen be-

feelt — der Eigennutz sie anspornte, sich einem Manne gefällig zu machen, der zu werden versprach. Meine Augen hatten sehen gelernt; meine Ideale waren trostlos zu mir zurückgekehrt, wie Vögel die vom Schiffe ausfliegen und weit und breit kein Land finden; meine Erwartungen waren in die wilden Wogen versunken, und ich fieng an die Welt, wie sie ist, immer mehr und mehr kennen zu lernen.

Diese richtige Würdigung der Verhältnisse des Lebens frommte mir sehr in meiner neuen Sphäre, in der ich alles mir Mögliche zu leisten unternahm. Ohne Ereignisse, ohne Größe, ohne Thaten waren bis jetzt meine Jahre verflossen; aber das finstre schwarze Gewirre des ersten Anblicks, meine Begriffe hatten sich näher bestimmt, meine Meynungen über die Menschen sich erweitert, der Stolz des Jünglings verlor sich in die reinere Ueberzeugung, daß ich zu viel gewollt hatte, um richtig wollen zu können; und so entschlummerte denn allge-

mach jener unzufriedne erste Drang, der so manchem in die Welt Eintretenden sie als einen demüthigenden Schauplatz verkannter Größe zeigt, der ihm Eckel giebt gegen alltägliche Geschäfte, ungerechtes Gemüth gegen die, die ihn umgeben, und im Stolz eigner Vorstellungen jeden Weg zur Ausführbarkeit verschließt.

Ich fand auf meiner neuen Bahn was ich so lange und so oft vergebens gesucht hatte — einen Freund, der mit mir gleich dachte, und an den ich mich mit der ganzen Innigkeit eines fühlenden Herzens anschloß. Der Regierungsrath Lemberg war es, dem ich in meiner Geschäftsbahn überall begegnete, und mit dem ich bald den Bund der zärtlichsten Freundschaft geschlossen hatte. Ueber der Grenze vom Jüngling zum Mann lag harter Ernst in seinem Aeussern, aber in seine Seele hatte die Natur große Züge verborgen, und heftige Kraft unter schwermüthiger Stille. Es ist mir schwer, ihn ganz zu beurtheilen. Die sanften

Freuden des Lebens ſchienen für ihn verloren. Er hatte ſo wie ich nach Idealen geſtrebt; und ob er in der Schule des Schickſals gleich hart erzogen war, und Wirklichkeit von Traum ſondern gelernt hatte, ſo hieng er doch noch feſt an den Bildern ſeiner Jugend, ohne jemals als ſeinen vertrauteſten Freunden ſich als den Schwärmer zu zeigen, der er eigentlich war. Er hatte Ausweichen in der Unterdrückung gelernt, edles Gefühl verſchloß ſich bey ihm unter Spott, und der angenommene Ton der Welt zog ſich kalt hin über Dinge, welche tief in ſeinem Herzen ihre volle Wichtigkeit behaupteten. Seine Kenntniß der Welt und der Menſchen war bewährt. Lachend enthüllte er den geprahlten Schimmer, ſpottend entwaffnete er den aufgeſpreizten Stolz, mit kühnfrohem Hohn belächelte er die eitlen Seligſprechungen der Welt — arglos ſcheinend nahm er durch Seitenbeleuchtung den furchtbar ſcheinenden Gegenſtänden ihre Schrecken, und bey alle

dem vereinte sich doch eine zarte Berührung alles Guten und Schönen, in Wissen und Kunst und Geselligkeit in ihm. Er war ein seltener Mann. Innig schloß ich mich an ihn, und ob er in Geschäftsverhältnissen gleich nicht selten mir untergeordnet war, so sah ich ihn doch ganz als meinen Lehrer an. Aber nichts desto weniger vermied er jeden Schein von Uebergewicht, verschloß oft sein Urtheil, um mich nicht zu beschränken, und lenkte mich, doch ohne es zu suchen, entscheidend durch seinen einfachen Ton.

Seine Schicksale waren seltsam, fast romanhaft gewesen. Er war der Sohn eines angesehnen Mannes in einer Hauptstadt des benachbarten Fürstenthums, bestimmt in die Verhältnisse des öffentlichen Lebens gerissen zu werden. Aber als er eben aus den Knabenjahren trat, starb sein Vater, der sich durch strenge Rechtlichkeit manche Feinde, aber keine Freunde geschaffen hatte, und hinterließ ihm

kein Vermögen. Der Haß, mit dem man seinen Vater verfolgt hatte, stand ihm im Wege; die Thüren zum Glück und zu einer glänzenden Laufbahn waren ihm verschlossen, weil die mächtige Aegide bedeutender Connexion ihm fehlte; — am Scheidewege stehend, sich selbst überlassen, folgte er einer flüchtigen Neigung und entschied sich für das Theater. Er hielt die Bühne für eine Pflanzschule der Moralität geeignet, diese und edle Gefühle zu verbreiten und mächtig für die Bildung der Menschheit zu wirken. Aber seine überspannten Begriffe sanken — niedre Sittenlosigkeit fand er unter den Priestern des geglaubten Tempels der Tugend, die heimlich und öffentlich die Moral verspotteten, die sie auf den Brettern declamirten. Er wollte sich dem Strome entgegenwerfen und man verspottete ihn. Verwundet in seinem Innersten, tief gekränkt zog er sich zurück, um seine Tugend und sein besseres Gefühl zu retten, um Selbstachtung,

dieſen erſten Ring in der Kette der Tugenden, nicht zu verlieren, um nicht gleichgültig gegen ſich ſelbſt zu werden — die gefährlichſte Krankheit, die es giebt, weil ſie ſchmerzlos am Marke des Lebens zehrt.

In dieſer traurigen Epoche führte das Schickſal ihm einen Wohlthäter zu, der ſeine Anlagen und Talente kennen lernte, und zu hoch ſchätzte, um zu wollen, daß ſie ungenützt und ungebildet ſterben ſollten. Von ihm unterſtützt bezog der Jüngling die Academie, und gab ſich mit hohem reinem Eifer den Wiſſenſchaften hin, denen er alle ſeine Tage und alle ſeine Augenblicke weihte. Er ſah die Zeit als ſein höchſtes Gut an; die Zeit, in der mit ewiger Dauer die Begriffe der Freude, des Selbſtgefühls und des Stolzes ſich bilden; die Zeit, in der der Saame für künftige Entſchlüſſe gedeiht, und der Geiſt mit hohen Wünſchen nach den Idealen der Größe blickt; die Zeit; auf die das Alter mit dem Schwerz

verlorener Liebe zurückſieht. So gelang es ihm, ſich zum ausgezeichneten Manne zu bilden.

Er kam zurück mit hohen Entſchlüſſen, aber die Macht des Vorurtheils trat ihm in ihrer Rieſengröße entgegen. Seine Kenntniſſe achtete man nicht, ſeine Gefühle hielt man für Reminiscenzen von den Vätern, ſeine Empfindungen für Kunſt; den geweſenen Schauſpieler hielt man für abgeſtorben, und unnütz für die wirklichen Verhältniſſe des Lebens. Sein edler Wohlthäter verließ ihn zum zweytenmale nicht. Reich unterſtützt, mit geltenden Empfehlungen verſehn, hieß er ihn ein neues Vaterland ſuchen, und ohne Thränen ſchied der Jüngling von den Grenzen des ſeinigen, das ihn ſchuldlos verſtieß.

Aber dieſe Schule des Schickſals war ihm Wohlthat geworden. Welterfahrung wurde ihm der Probeſtein ſeiner Entwürfe. Kräfte im Kampf erworben ſind der Charakter des Lebens, und ſtilles Emportreten über feindliche

Umstände erzieht den Mann. Mehrere Jahre blieb er verborgen im Staube; aber mit seinem hohen Geiste übersah er die Verhältnisse; mit seiner Kenntniß des Lebens und der Menschen fugte er sich anscheinend in die Umgebungen, gewann sie für sich, machte sich wo er es konnte zum Meister des Zufalls, und sah endlich die Aussicht zu einer höhern Laufbahn sich geöffnet.

Süße Erholung am Herzen des gleichgestimmten Freundes! freundliche Schaale des Himmels, von seiner Hand dem gereicht, der sie zu fassen versteht! Ich wurde Lembergs Freund im vollsten Sinne des Wortes; ich glaubte den gefunden zu haben, in dessen Tugenden mein Leben sich zum Einklang der edelsten Gefühle erheben könnte, der mir Warner und Gefährte seyn sollte, und ich umfaßte ihn mit ganzem Herzen, schloß mich durch gleiche Stimmung angezogen und erwiedert immer enger und enger an ihn. Aus seinen Lehren sog ich Weisheit des Lebens, und indem er

die Erfahrungen geltend machte, mit welchen das Schickſal ihn früh und bitter erzogen hatte, und in den meinen Belege ſuchte, flößte er mir hohe Wahrheit ein. Gemeinſchaftlich wirkten, gemeinſchaftlich handelten wir nun, und ſchloſſen uns, Arm in Arm, feſter an einander. Ich war glücklich, und wurde es noch mehr durch die Begünſtigungen des Schickſals, und die der ſchönen Alma.

Der Präſident ſtarb, man hatte ein Auge für mich bekommen; die Cabalen meiner reizenden Beſchützerin wirkten für mich; tauſend Räder ſetzte ſie in Bewegung, tauſend Maſchienen ließ ſie ſpielen, vertraut mit den Irrgängen der großen Welt, und bald ſtand ich am Ziele meiner Wünſche. Doppelt glücklich war ich, als es mir gelang, Lemberg in meinen vorigen Poſten treten zu laſſen. Er ſank in meine Arme, wie ich die fröhliche Nachricht ihm gab, und wir beſchwuren mit dem zärtlichſten erneuerten Bunde der Freundſchaft den Ent-

schluß, nie zu wanken in unserm heiligen Streben, und vereint auf gleichem Wege zu wirken.

Freundschaft, Blume des trefflichsten Bodens! sie wird nicht gesucht, sie muß gefunden werden! Hofft nie sie zu besitzen, wenn ihr sie nicht als Eigenthum eines veredelten Geistes in euch tragt. Freundschaft ist nur eine Fähigkeit der Tugend!

X.

Zu den feindlichen Erfahrungen, die Eduard Lemberg gemacht hatte, gehörte eine mit Thränen bezahlte, und mit seiner Ruhe erkaufte Kenntniß des Weibes. Mit allem Feuer der Leidenschaft hatte er als Jüngling geliebt, und war getäuscht; als Mann warf er sich in die Arme eines Weibes das er anbetete, und wurde betrogen. War er zu tadeln, wenn er dies betrügerische Geschlecht haßte?

„Was könnte das Weib seyn", sagte er einst, als wir unsre beyderseitigen Erfahrungen gegen einander hielten, „und was ist es? Wenn der Mann von den schwindelnden Höhen auf Welt und Unsterblichkeit sieht, und alles zertrümmert, was ihn hindert, seinen Idealen zu folgen; wenn sein Feuereifer ihn hinaustreibt ins Leben, zu zerstören, zu schaffen und wieder zu zerstören, wer könnte des empörten Geistes

wogende Zerrüttung, und den Unmuth des Stolzes besser bekämpfen; wer sein Herz, auf stillem Pfade, leichter zur Gewißheit des Guten lenken, als das Weib?"

„Wenn seine Seele unter dem Drucke der Leiden erliegt, wenn die Stürme des Schicksals ihn treffen, wenn feindliche Verhältnisse ihn beugen, wer könnte ihn von seinen zerrissenen Hoffnungen zum Lichte seines Werthes führen, wer könnte ihm den süßesten Trost geben, wer ihn zum ruhigen Frieden leiten, wie das Weib? Das Weib, das kein Ehrgeiz in seine verheerenden Kämpfe zieht, das die Gewalt eines vielfach verschlungenen Daseyns nicht ergreift, das in die dunklen Verhältnisse des Lebens nicht gezogen wird?"

„Des arglosen Herzens unverhüllte Theilnahme an Leben und Hoffen, am Schönen der Wahrheit und Dichtung, sollte ihr Schmuck seyn. Edle Gesinnungen von Seele in Seele mitgetheilt, sollten ihre Schöpfung seyn, an

die kein Zufall reichen, die keine Macht der Umſtände verändern könnte. Wie edel könnte ihre Stelle im Gange der Menſchheit ſeyn; wie ſollten ſie ſich in ihrer Beſtimmung ehren, und für ihre einzige Gröſſe es halten Weib zu ſeyn — in ſeinem ganzen edelſten Umfang!"

„Weich für die Freude, empfänglich für jedes edle Gefühl, mit zarter Empfindung ſich ihre Welt ſchaffend, regſam in ſtillen Träumen eines Glückes, das zu ſpenden in ihrer Hand liegt, immer nur an den Einzelnen und ſeine Verhältniſſe geknüpft, nie an ein Ganzes, Königin im Reiche der Liebe, wie der Mann im Reiche der Ehre, ſollten ſie Weib ſeyn, um Männer zu begeiſtern, nicht um in einem irrigen Reiche unter Sclaven zu ſchwindeln, ſollten der Genius der ruhigen Stunden des Mannes ſeyn, mit ſanfter Gewalt in ihren Zauberkreis ihn ziehen, rauhe Männlichkeit mit Gefühl verſchmelzen, und, wenn ſein Herz ſich nach

Stille sehnt, sein Glück, seine Beruhigung seine Wonne seyn."

„Von der Natur beschenkt mit der siegenden Allmacht der Schönheit, lieblich durch Sanftmuth, zart in Gefühlen, anbetungswürdig durch anspruchlose häusliche Tugenden — o wie könnte das Weib sich zum schönsten Lohne großer Thaten machen; wie könnte es ihn belohnen mit süßer Bewunderung, die mehr werth ist als Männerlob, welches nur Gerechtigkeit scheint; wie könnte es ihn beglücken durch schöne Achtung, wie ihn anspornen, und männliche Tugend und Größe an ihr Daseyn knüpfen!"

„Aber dies alles verschmähen — mit seltnen Ausnahmen diese Geschöpfe. Eitelkeit, Gefallsucht, Sinnengenuß, das sind die Götzen, denen dies Geschlecht fröhnt, das sind die Leidenschaften, denen sie alles ohne Ausnahme opfern, und die sie befriedigen, stände das Glück einer Welt auf dem Spiele."

„Wer kann es enträthſeln dies Chamäleon? Das Weib, ſagt Shakeſpeare, iſt ein ſonderbares Ding, und dieſes Dinges eigentliche Natur hat wahrlich noch Keiner ergründet. Die mit den brennenden Augen in der Fülle der Jugend ſind Kind; die mit dem zahnloſen Munde, und längſt verwelkter Haut ſind es auch — Alle ſind ſie Kinder, und wer hat ein Weib gefunden, das einmal aufhörte es zu ſeyn?"

„Es klingt hart, aber es iſt wahr, das Weib muß man anſehn wie eine Katze, die man ſtreichen kann, aber niemals ihre Krallen vergeſſen darf. Laß ſie hinſinken in deine Arme, und laß es ſcheinen als ob ſie vor Liebe zu dir vergehn — im nemlichen Augenblicke werfen ſie vielleicht auf einen dritten Seitenblicke, die Feuer fangen ſollen, damit ſie einen neuen Triumph haben, eine neue Eroberung machen, und mit jenem nachher das Spiel treiben können, welches ſie mit dir treiben.

Darum muß man das Weib anſehn wie ein Spielwerk, mit dem man ſich die Zeit vertreibt; denn wo haſt du einen Bürgen für die Wahrheit der Empfindungen, die ihr Mund ſpricht? Und wenn ihr Wankelmuth nachher ſie treibt dich zu verlaſſen, ſo glaube, die Puppe mit der du geſpielt haſt, ſey verbrochen, und weine keine flüchtige Thräne ihnen nach; denn das iſt ihr Triumph, den man ihnen nicht gönnen darf."

„So weit die Welt reicht, von einem Pole bis zum andern, iſt Eroberungsſucht und Abwechſelung ihr allgemeines Feldgeſchrey. Sie berechnen das Leben nach Augenblicken, und der Zweck jedes Augenblickes iſt Unterhaltung. Wie der Schwan, ſingen ſie immer ihr letztes Lied; denn die Minute iſt ihnen alles, und jede Minute ſehn ſie an als ein eignes Leben. Man thut ihnen Unrecht wenn man ſagt, daß ſie in keine Wiſſenſchaft eindringen, und in keiner es weit bringen. Eine

haben sie ausgelernt, in einer sind sie Meisterin, in der niemand sie übertrifft — in der zu betrügen, sich zu verstellen, und zu heucheln. Jede Rolle, die sie zu spielen haben, kommt es hierauf an, haben sie im ersten Augenblick ausgelernt, und bewundernswürdig bleiben sie ihr getreu. Mit einer Geschwindheit, der nichts gleicht, mit einem Scharfsinn, der unübertrefflich ist, übersehn sie alles — ihr Schlangenblick dringt in alle Tiefen, keine Empfindung, die sie erregen, entgeht ihnen beym ersten flüchtigen Blick, und jedes leise Gefühl wissen sie in der fremden Brust zu berechnen. Unmöglich ist es in ihre Karten zu sehn, denn ihre Grundsätze wechseln sie wie ihre Hauben; ihre Entschlüsse sind Aprilwetter, und wie der Zauberer Ciangol lügen sie sich in tausend Gestalten. Thränen, Seufzer, Ohnmachten, alles steht ihnen zu Gebote — wie soll man sie errathen, wenn sie selbst die Natur sich unterjochen?"

„Aber ohnerachtet dieser ewigen Veränder-

lichkeit haben sie einen festen Charakterzug; die Eitelkeit, die verläßt sie in keinem Augenblick ihres Lebens. Jagt sie in eine Wüste in der sie abgeschieden leben soll, sie wird sich noch im glatten Kiesel spiegeln; bringt ihr die Nachricht vom Tode ihrer liebsten Freunde, und gebt ihr einen Augenblick darauf ein schönes Trauerkleid, und sie wird unter ihren Thränen lächeln. Führt sie zum Tode, und wenn ein Windstoß unter Wegens ihren Lockenbau zerstört, so seht, ob sie ihn nicht ängstlich noch bessert. Gebt ihrer Nachbarin ein schönes Kleid, und sie muß ein schöneres haben, sollte der Mann auch unter der Last seiner Arbeiten erliegen. Laßt sie einen Edelmann zum Manne haben, und sie ärgert sich, daß er nicht Graf ist; — gebt ihr einen Grafen, und sie wird schwarz, daß sie nicht Fürstin ist."

„Ich habe Mädchen gekannt, die so reizend waren, daß man sie für vom Himmel herabgeschwebte Grazien gehalten hätte, und was

mehr war, von allen Untugenden ihres Geschlechtes schienen sie auch nicht eine einzige zu besitzen. Sie waren so sanft, so hold, so gefällig, so gebildet, und doch so wenig mit ihrer Bildung prahlend! O wer hätte sie nicht für Engel gehalten? Aber kaum hatten sie das Ziel des Strebens Aller, einen Mann, so waren diese Tugenden wie weggehaucht. Aus den sanften Täubchen waren Hausmegären, aus den gefälligen Mädchen böse Weiber geworden. Alle Tugenden schienen in die entgegengesetzten Laster übergegangen zu seyn. Wer löst dies Räthsel? Und doch finden wir es alle Tage!"

„Ich kannte Männer mit den gerechtesten Ansprüchen auf Glück und häusliche Freuden, denen ihre Weiber eine siebenfache Hölle schufen. Warum verschmähten sie das Glück das ihnen werden konnte? Warum machten sie das gesellige Leben zur öden Wüste, und umzogen ihr Haus, das ein Himmel hätte werden können, mit ewigen Ungewittern und Stürmen? Womit

erklärt sich dies als mit eingewurzelter Verdorbenheit; und wenn sie vorher sie schlau verbergen konnten — habe ich Unrecht, wenn ich sie geborne Heuchlerinnen nenne?"

„Ich kannte Weiber, die mir lange die achtungswürdigsten schienen, und die die Welt nicht müde wurde als Tugend- und Keuschheitsspiegel zu preisen; aber wenn ich das Ding in der Nähe besah, so fand ich immer, daß sie nur der Liebe ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Liebe widerstanden hatten, und keine Einzige, die bey einer etwas zärtlichen Neigung, und der Gewißheit des Geheimnisses nicht sogleich in bester Form ihre Tugend Chamade blasen ließ. Nimm nun zu allen diesen die Legion der Prüden, Versemacherinnen, Bakillenfen und Widersprecherinnen (denn schon Shakespeare sagt: du wirst dein Weib eher ohne Zunge a's ohne Antwort finden) und dann frage deine Vernunft, wie das Resultat

lautet? — Darum Emanuel, wer sein Glück an ein Weib setzt, der ist reif zum Irrhause; denn sie betrügen alle, ihr Kuß ist Gift in Zucker, ihr Gefühl ist Lüge, und sie betrügen die Welt, als wäre sie ein Maskenball; nur mit dem Unterschied, daß sie auf diesem nur das Gesicht verlarven, in jener aber durch und durch eine einzige Larve sind, die sie mit der Schnellheit des Chamäleons wechseln?"

So lauteten die Ueberzeugungen dieses Misogyns, und man kann denken ob sie mich abschreckten. Denn hatte er die Farben hie und da auch vielleicht ein wenig zu stark aufgetragen, — sprachen nicht auch meine Erfahrungen für ihn? Und was konnte ich den seinigen, die doch wahrlich nicht von der Oberfläche geschöpft waren, entgegensetzen? Aber bey alle dem reißt unser Herz doch oft uns hin, und ich Wahnsinniger, der ich den Abgrund kannte, ließ mich doch noch einmal durch seine Blumen täuschen!

XI.

Thereſe von Reizſtein war eins jener bezaubernd reizenden Geſchöpfe, die man nur zu ſehn braucht, um ſich an ſie gezogen zu fühlen. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Witz und einer Munterkeit, welche beym erſten Anblick bezaubern, verbarg ſie ein glühendes und in der Liebe eine Ewigkeit forderndes Herz, unter einer immer lachenden Hülle. Die Natur ſchien ſie in der beſten Laune gebildet zu haben; denn jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinſte Bewegung trug das Gepräge des holdeſten Frohſinns, eines nie zu ermüdenden Scherzes, und einer ſüßen Schmeicheley, die zu jedem Herzen ſprach. Ich lernte ſie kennen in den Zirkeln der ſchönen Alma; mit jedem Augenblicke wuchs mein Intereſſe für ſie, und es währte nicht lange, als ich mir ſelbſt das ſüße Geſtändniß machte, daß

ich von der Allmacht ihrer Reize beſiegt, von ihrer hohen unnachahmlichen Liebenswürdigkeit gefeſſelt ſey. Aber ſchon einmal getäuſcht, gewarnt durch Lembergs furchtbare Worte, die noch immer mir entgegen donnerten, wollte ich nicht übereilt handeln, nicht muthwillig mich wieder zum Märtyrer machen, und genau ſie beobachten, ehe ich den entſcheidenden Schritt wagte; denn daß ich in meinen jetzigen Verhältniſſen keinen Korb von ihr und jedem Mädchen zu beſorgen habe, leuchtete mir ein. Indeß Vorſätze der Art ſind wohl ſchon von tauſend Menſchen gefaßt, aber noch von keinem Einzigen gehalten worden. Thor der ich war! Ich, deſſen Herz von Liebe glühte; ich, deſſen Auge beſtochen war; ich, der ich wiſſen konnte, daß man im Rauſche der Leidenſchaft niemals im Stande iſt, ein richtiges Urtheil zu fällen, und daß ein geliebtes Mädchen keinen Fehler beſitzt, für den der Liebende nicht einen Mantel, eine Farbe, oder einen ſchönern Namen weiß —

ich wollte ein Weib mit kaltem Bedacht prüfen, für das ich im Voraus eingenommen war, das darauf ausgieng mir gefallen zu wollen, das den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, ohne Zweifel bemerkt hatte, und nun bemüht seyn würde, sich überall nur von der schönsten Seite zu zeigen. So war denn alles was ich sah nur Vollkommenheit, und mit Entzücken dachte ich jetzt daran, um ihre Liebe, um ihre Hand zu werben.

„Ehemann"? fragte Lemberg seufzend. „Unter die Launen eines Weibes willst du dich schmiegen, den blevernen Scepter über dein Haupt schwingen lassen, und deine Stirne Preis geben? — Du kennst sie, sagst du; aber ich sage: nein! und ich wiederhole nein! Sie aber kennt dich; denn das Mädchen im Flügelkleide sondirt schon das Terrain; die Jungfrau praktizirt unter Courmachern, und die Ehekenfortin hebt das goldne Flies. Du wirst betrogen werden, ich weissage es dir —

du biſt ein träumender Nachtwandler auf der Spitze des Thurms."

„Aber wo iſt ein Liebhaber, der für ſolche Worte ein Ohr hat, nicht unwillig ſich von ihnen wendet? — Ach und doch hatte er nur zu Recht gehabt, der feindliche Weiberkenner!

Auch auf ſie hatte ich gleich anfangs, wie ich nachher erfuhr, einen mehr als flüchtigen Eindruck gemacht. Im Anfange dieſer Neigung dachte ſie lachend an die Zukunft, denn die Liebe war ihr ſonſt nur ein Spiel für Monate geweſen; jetzt aber war ſie ihr mehr geworden; ſie wünſchte meine Gattin zu werden, und ſah mit Sehnſucht nach Mitteln, dieſen Wunſch zu befriedigen. Noch immer aber quälte die Ungewißheit ſie, ob ich ſie wirklich liebe; denn ich vermied es dies Wort auszuſprechen, und ob ſie gleich aus meinen ſtillen ſprechenden Blicken, die ich oft unwillkührlich auf ſie heftete, Grund hatte, es zu glauben, ſo wollte ſie doch endlich einen ent-

ſcheidenden Schritt thun, und lud mich zu einer Landpartie auf ein nahe gelegenes Landhaus ein.

„Die Geſellſchaft iſt ausgeblieben", ſagte ſie lächelnd, wie ich kam, „und Sie müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, ein Paar Stunden allein mit mir zuzubringen. Ich will denn ſchon ſehen, ſie uns angenehm zu machen."

Sie ſprang ins Haus, kam mit einem Myrtenkranz in den ſchönen Haaren zurück, und hatte durch ein Paar Nadelſtiche ihr Kleid in ein leichtes Gewand umgeſchaffen. In den Händen trug ſie einen Napf mit Milch, und etwas Brod, welches ſie auf das Gras ſetzte, flocht dann einen Kranz von Zweigen, ſetzte ihn auf, und ſagte lächelnd: Wir wollen uns einmal einbilden, in Arcadien zu ſeyn, und denken, daß es keine Reſidenz auf Erden giebt. Dabey trillerte ſie ein leichtes Liedchen, und forderte mich auf, das ländliche Mahl mit ihr zu theilen. Mein Auge hieng an ihren Lippen, an ihren milden freundlichen Blicken, und ihren

leichten Bewegungen. Ich fühlte, daß ich bey den Reizen dieſer Zauberin ſchwach wurde, und, um meinen Gefühlen ein Gegengewicht zu geben, ſcherzte ich mit ihr im Tone eines Schäfers. Sie antwortete in demſelben Tone, übernahm die Rolle einer glücklichen Geliebten, und ſpielte ſie mit der lieblichſten Naivetät. Ich küßte ihre Hand, und legte einen Arm um ihren Rücken. Die reizende Hirtin bückte ſich mit einem zauberiſchen Lächeln zu mir, mit einem ſanften Druck zog ich ſie in meine Arme, an meine Bruſt, und endlich an meine Lippen. Sie trank die Glut meiner Küſſe, und erwiederte ſie bald mit eben ſo heiſſen und feurigen.

„Thereſe"! ſeufzte ich — und entzog mich etwas ihrer Umarmung; „o Thereſe, dürfte ich ſagen meine Thereſe!"

Sie ſchlug das große, in Thränen ſchwimmende Auge zu mir auf, lächelte dann, und umfaßte mich zärtlich. „Dürfte ich ſagen meine Thereſe"! fuhr ich dringender fort.

„Und wenn Sie es nun dürften Emanuel", sagte sie und verbarg sich erröthend in meinen Armen. „Dann, o dann wäre ich der glücklichste Sterbliche auf Erden!"

„Sie sind es, Emanuel", lispelte sie, und umarmte mich noch inniger; dann riß sie sich schnell aus meinem Arm, und fuhr nach der Stadt zurück. Wie betäubt sah ich mit seligen Gefühlen ihr nach, breitete die Arme nach der Gegend aus, in der sie verschwand, und flüsterte: Da ich sie umarmen will, ist sie verschwunden wie ein Traum, wie das Abendroth, das mich umgiebt, vom Zephyr getheilt wird. O Thereſe, wann werde ich dich auf immer in meinen Armen halten dürfen? — Es kostete mir viel; aber auf ihren Wunsch mußte ich noch diese Empfindungen in meiner Brust zurück halten, und aus meiner Liebe ein Geheimniß machen, weil sie, ohnerachtet meines jetzigen hohen Postens, dennoch die Einwilligung ihrer edelstolzen Familie nicht hoffte.

Schwer ward mir dieſer peinliche Zwang; aber ich vergaß alles, wann ich in Thereſens Augen den Triumph der glücklichen Liebe las, wann ihr verſtohlnes Lächeln mich entzückte, und ſie im Vorbeygehn mit einem zärtlichen Blicke ſanft meine Hand drückte. Nur im Verborgenen ſahen wir uns von jetzt an, und dieſe Stunden waren dem reinſten Entzücken geheiligt.

Um dieſe Zeit war es, als der Graf Falkenſtein, ein unermeßlich reicher junger Mann, in der Reſidenz erſchien, und ſehr ernſthafte Abſichten auf Thereſens Hand zeigte. Ihr Vater gab eine ſehr glänzende Fete, bey der der Graf die Hauptrolle ſpielte, und machte ſie mit ſeinen Plänen bekannt. Der Graf wurde ihr vorgeſtellt, und ſehr laut, ſehr unverholen äuſſerte er ihr ſeine Bewunderung. Der Triumph ſchmeichelte ihr, weil er ihr nichts gekoſtet hatte, und die Lobeserhebungen ihres Vaters ſchmeichelten ihr faſt eben ſo ſehr. Der Graf gab ihrentwegen die glänzendſten

Feſte, machte ſie offenbar zur Königin vor Allen, fand aber noch keine Gelegenheit ihr ſeine Liebe zu entdecken; denn ſie wußte ihm zu entſchlüpfen. Die ganze Welt pries ſie dieſer Eroberung wegen glücklich; ihre Familie wünſchte ihr Glück zu der glänzenden Zukunft, die ihrer harrte, und die ganze Stadt ſprach von der projectirten Verbindung ſo laut, daß es nicht anders möglich war — ich mußte davon hören. Aber doch lächelte ich eben ſo ruhig wie vorher; denn ich ſprach Thereſen ja immer im Verborgenen, und ihre Zärtlichkeit für mich ſchien ungetrübt zu bleiben. Sie erwartete Vorwürfe der Eiferſucht von mir, und bereitete ſich auf Antworten vor; aber ich erwähnte des Grafen nicht einmal. Sie war unfähig, ſich dies Stillſchweigen zu deuten; denn entweder glaubte ſie, wiſſe ich nichts von der ganzen Sache, was doch unmöglich ſchien — oder .... dies wußte ſie ſich nicht zu ergänzen, und wollte ſich Sicherheit verſchaffen.

„Der Graf Falkenſtein iſt, wie man glaubt, mein Liebhaber", fieng ſie einmal an, „und ich muß ſagen, es ſcheint mir faſt, als ob er es wirklich iſt."

„Er ſcheint mir unbedeutend", ſagte ich gleichgültig.

„Dieſe Weltkenntniß mag er ſich nun wohl nicht eigen gemacht haben", fuhr ſie fort, „aber er iſt doch nicht unangenehm."

Ich blieb eben ſo ruhig wie zuvor. Indeß drang ihr Vater immer mehr in ſie, den Bewerbungen des Grafen ihr Ohr zu leihen; der Graf ſelbſt wurde mit jedem Augenblicke dringender, und ſelbſt der Monarch, der den reichen angeſehenen Mann gern in ſeinem Lande und in ſeiner Nähe behalten wollte, intereſſirte ſich für ihn. Sie ſchwankte in einem beſtändigen Kampfe und wußte am Ende ſelbſt nicht wohin aus; denn auf der einen Seite war zwar meine glühende Liebe, auf der andern aber ein Mann mit unermeßlichen Reichthümern, ein Fürſt

lung des Regenten, und, ein Hauptmotiv — ein Mann, um deſſen Eroberung ihr Geſchlecht ſie beneidete. Jetzt ſagte ſie mir ſchon bey der nächſten Unterredung, daß der Graf förmlich um ihre Hand geworben habe.

„Iſt es alſo doch mehr als Gerücht"? fragte ich ernſt. „Er liebt dich Thereſe, und du?" . . . .

„Ich liebe nur dich, Emanuel"! antwortete ſie, und ſank in meine Arme.

„Und welche Hoffnungen haſt du?"

„Keine! Ich habe nur den feſten Entſchluß, die Hand des Grafen auszuſchlagen."

„Was bedarfſt du mehr Thereſe"? rief ich entzückt und drückte ſie innig, in groſſer Bewegung an mein Herz. „Das Gerücht hatte mir allerdings noch mehr geſagt; es hatte mir geſagt, du werdeſt dem Grafen deine Hand wirklich geben; aber lächelnd nur hörte ich es. So vergelte ich deine Treue, indem ich nicht den leiſeſten Zweifel auf ſie ſetze."

„Ich bin dein, Emanuel", fuhr ſie fort, „ich bin dein, das ſchwöre ich dir bey den Mächten des Himmels — aber ich werde viel zu dulden haben, ſehr viel!"

Dieſe Worte entſchieden bey mir, und ich beſchloß mit dem Grafen ſelbſt zu reden, weil ich es für das Beſte hielt, den geraden Weg bey einem Manne einzuſchlagen, gegen deſſen Charakter ich wenigſtens nichts einzuwenden hatte. „Ich erbitte mir von Ihnen", ſagte ich, wie ich bey ihm war, „ein ruhiges Gehör."

Der Graf verbeugte ſich mit einer befremdeten Miene.

„Sie lieben das Fräulein von Reizſtein; die Familie des Mädchens hat Ihnen ihre Hand bewilligt; der Fürſt war gewiſſermaßen Ihr Brautwerber, und .....

„Und .... in der That, Sie ſehen mich in geſpannter Erwartung."

„Ich", fuhr ich fort, „liebe ſie auch;

und wenn sie mir ihre Gegenliebe nicht versagte, so geschah es wahrscheinlich, weil sie mich früher kannte."

Der Graf stand erstarrt da. „Ihnen", fragte er; „wann war das?"

„Es war nicht, es ist! Thereſe liebt mich, und nur der Zwang ihrer Eltern, wie die Fürſprache des Monarchen, verleiht Ihnen eine Gewalt über ſie, die Sie mißbrauchen könnten, aber nicht mißbrauchen werden, wenn Sie der edle Mann ſind, der Sie ſeyn müſſen, weil Sie ſich für würdig halten, Ihre Augen zu dieſem Mädchen zu erheben."

Der Graf lächelte. „Einer von uns beyden, mein Herr Präſident, iſt in einem ſeltſamen Irrthum."

„So iſt es in der That", ſagte ich kalt.

„Sie ſcherzen alſo wirklich nicht"? fuhr er fort.

„Wäre dieſer Gegenſtand wohl zum Scherze gemacht? Genug mich liebt das Fräulein,

und Ihnen soll sie gezwungen ihre Hand geben."

„Sie reden zusammenhängend", erwiederte er lächelnd, „sonst würde ich Ihnen ein groſses Mitleid von besonderer Art nicht versagen. Das Fräulein liebt mich, und nicht gezwungen; denn ich habe sie selbst ohne Zeugen gesprochen, sie ist in meine Arme gesunken, und hat mir erröthend, wie es einem Mädchen geziemt, ihre Liebe gestanden. Auf mein Ehrenwort, es ist weder an Zwang noch an Drohungen gedacht."

„Und doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daſs ich an allem diesem die gegründetsten Zweifel hege."

Er schien in Hitze gerathen zu wollen, faſste sich aber wieder und sagte: „Sie sollten doch glauben, daſs ich hier nicht so ruhig bleiben würde, wenn ich nicht die allervollkommenste Gewiſsheit hätte. Indeſs ich bin im Vortheil

des Beſitzes — Ihnen wird es zuſtehen zu beweiſen."

„Das will ich im Vertrauen auf Ihre Discretion. Sehen Sie hier ein kleines Billet von Thereſen, welches ich vor einigen Tagen erhielt."

Der Graf las, und wechſelte die Farbe einmal über das andere. „Sie haben Recht, mein lieber Emanuel, einer von uns beyden iſt gewiß betrogen, oder am Ende ſind wir es beyde. Laſſen Sie uns die Sache kaltblütig unterſuchen. Sie behaupten, Thereſe ſey gezwungen; ich verſichre Sie, daß ſie es nicht iſt. Sie haben da ein Billet, das Ihnen beweist, daß Sie geliebt ſind; ich habe hier ein ähnliches, welches mir den nemlichen Beweis giebt."

Ich las es, und in der That, es enthielt die Aeuſſerungen der allerzärtlichſten Liebe.

„Sie hat auch das gezwungen geſchrieben", ſagte ich zuverſichtlich.

„Zwang, und immer Zwang! — Fangen Sie, ungläubiger Thomas, denn noch nicht an zu begreifen, wo der Knoten ſteckt? Ein Paar Worte löſen das Räthſel. Heirathen kann das tugendhafte Fräulein uns nicht beyde; aber ſie möchte gerne den Einen zum Mann, und den Andern zum Liebhaber haben. Indeß ich will Ihnen beweiſen, daß ſie wenigſtens nicht gezwungen mich ihrer Liebe verſichert. Sie wiſſen, ihr Vater iſt in der Reſidenz, und ſie iſt allein auf ſeinem Landhauſe, wo denn doch wohl niemand iſt, von dem ſie gezwungen werden könnte. Er ſetzte ſich nieder, ſchrieb ein zärtliches Billet an ſie, zeigte es mir, ſandte es ab, und erhielt nach einer Stunde die liebevollſte Antwort, in der ſie ihn bat, auf den Flügeln der Liebe zu ihr zu eilen, weil ihre Sehnſucht nach ihm ihr keine Ruhe ließe. Ich ſchüttelte noch immer den Kopf; denn konnte ich mir einbilden, daß Thereſe, das Mädchen mit der freyen offenen

Stirne, mich so schändlich hintergangen haben sollte?

„Ein solcher Zweifler", sagte Falkenstein lächelnd, „ist wohl nur einmal auf Erden. Ich glaube, Sie könnten mich mit ihr trauen sehen und am Ende doch sagen, es war Zwang."

„Soll ich nicht zweifeln, wo das Glück meines Lebens auf dem Spiel steht; soll ich nicht zweifeln, wenn die Gewißheit, daß ich betrogen bin, meinen Glauben an die Menschheit erschüttert?"

„Nun wohlan, Ihren Augen werden Sie doch trauen? — aber ich bitte Sie mein Freund, keine tragische Scene. Sind wir beyde hinter das Licht geführt, so sey ein stilles Lebewohl unsre ganze Rache." — Der Graf ließ vorfahren; wir stiegen ein, und waren bald auf dem Landhause. Er trat in ihr Zimmer, und ich blieb in der geöffneten Thüre stehn, doch so, daß sie mich nicht bemerken konnte.

„Welcher gute Genius führt Sie zu mir,

mein Ferdinand", sagte sie, und umarmte ihn zärtlich.

„Der Schutzengel meines Glückes glaube ich", sagte er bedeutend, und deutete auf mich, indem ich vortrat. „Denken Sie, meine Dame, dieser Herr, der Präsident Erlau, glaubt so fest, daß niemand wie Sie selbst ihn werden widerlegen können, daß Sie ihn lieben, zärtlich lieben. Erhellen Sie doch, ich bitte Sie, seine Ungewißheit."

„Lieben"? ... sagte sie erblassend. „Es ist möglich, daß ich ihm einmal zugelächelt habe, aber" ...

„Nichts natürlicher, und nichts verzeihlicher wie das. Aber, wenn Sie ein andermal wieder einem jungen Manne zulächeln, mein gnädiges Fräulein, so lassen Sie doch wenigstens Feder und Dinte aus dem Spiel." Bey diesen Worten überreichte er ihr das Billet, welches sie mir geschrieben hatte. Ich sah ihr Erblassen, und meine Knie wankten. „Ungetreue —

Elende"! rief ich auſſer mir, aber der Graf zog mich fort in ſeinen Wagen. „Nun kommen Sie", ſagte er, „und laſſen Sie uns unſre Rache nehmen; noch heute muß ſie das Mährchen der Reſidenz werden."

„Laſſen wir das", ſagte ich ernſt. „Ich glaube, ihr eignes Gefühl wird ihr gröſter Rächer ſeyn, und ſie empfindlicher peinigen, wie irgend etwas es vermöchte."

„Aber zum Teufel, wenn ich bedenke, welches Spiel dieſes Geſchöpf mit mir getrieben hat, was ſie aus mir hat machen wollen"....

„Trauen Sie mir", ſagte ich noch ernſter, „es zu, daß ich fähig geweſen ſeyn würde, die Ehre eines Mannes ſo niederträchtig zu kränken? Noch einmal verſprechen Sie mir Stillſchweigen!"

Er gab meinen dringenden Bitten endlich nach, und die Sache blieb der Reſidenz ein Geheimniß, wiewohl es niemand ſich aufklären konnte, warum der Graf ſeine Verbindungen

mit dem Reizſteiniſchen Hauſe ſo plötzlich abbrach, und ſchon nach einigen Wochen abreiste. Thereſens Familie tobte; die Viſitenſtuben bekamen vollauf zu thun, aber niemand war doch im Stande, ſich den wahren Zuſammenhang aufzuklären. Welcher hohe Grad von Verachtung mich gegen ſie ergriffen hatte, das darf ich wohl nicht erſt weiter andeuten. „Nun"? fragte Lemberg. Ich antwortete mit einem Seufzer, und fühlte mein Herz zerriſſen.

XII.

Ach! so reihte sich eine trübe Erfahrung an die andere, so sank ein Stern nach dem andern. Da stand ich mit dem zerrissenen Herzen, und brütete über meinen Gram; aber ein Glück war mir noch geblieben — die sanfte Göttertochter Freundschaft. Eduard verstand mein Herz; nicht mit flachen Trostgründen verfolgte er meinen Kummer, nicht mit kalter Ruhe versuchte er mich durch Gemeinplätze zu beschwichtigen; — er sah es, daß ich litt, und schenkte mir sein ganzes inniges Mitgefühl, nahm mich auf an seine Brust, und heilte durch warme Theilnahmen meine Wunden. O Freundschaft! Freundschaft! du bist es, die sinkende Hoffnungen belebt, und den gebeugten Muth aufrecht hält. Wer lenkt den Mann, wenn er in wilder Verzweiflung sich selbst nicht mehr achtet, wenn er sich in seinen Gefühlen

verrathen, in ſeinen Empfindungen betrogen ſieht — Wahrheit nicht mehr erkennt, und erliegt? Dann trittſt du mit dem Flammenſchilde zu ihm heran, tröſteſt ihn und lehrſt ihn, daß alle Leiden nur in einem ſelbſttäuſchenden V- tniß von Erſcheinungen beſtehn, und alle Qualen nicht daurender ſind, als ihre Vorſtellungen. Wenn Ehre, Reichthum, Glanz und Macht die Idole ſind, denen er folgt, dann wird dein Auge ſein Warner, dann kettet deine Hand das lächelnde Schickſal an ſeinen Wagen, dann biſt du ſein höherer Retter, ſein Schutzengel unter dem Schwindel des Ueberfluſſes. — Und wenn die Kleinheit ſeiner Tage auf ihn fällt, wenn die Nacht der düſtren Wirklichkeit ihn drückt, wenn er die Welt als ein verächtliches ſchaales Spiel um Kleinigkeiten erkennt, wenn er die Menſchen in der Mannichfaltigkeit ihrer Täuſchungen ſieht, und ſie ihn zwingen, ſie zu verachten, die, beſchäftigt mit Nichts, arbeitſam aus

Verſchwendung, Verſchwender aus Geiſtesarmuth, ehrlich aus Furcht, gehorſam um der Streiche willen, nicht werth ſind, daß man ſie liebt — wenn dann ſein Herz erliegt, dann biſt du es, die ihn zur Beruhigung zurückführt; dann biſt du das ſüße Band, das Einzelne inniger an Einzelne knüpft, und ſie beglückt. O ich war ſo glücklich in Eduards Armen, an ſeiner Bruſt! Wo ſeyd ihr hingekommen, ihr köſtlichen Tage — wo ſeyd ihr hingekommen, ihr himmliſchen Kinder des ſtillen Genuſſes? Arm in Arm, Herz an Herz, giengen wir vereint durch Getreibe und Lockung, nicht wankend auf dem edlen Pfade, der Verderbniß die eherne Bruſt bietend, und hold allem Edlen und Guten. Ach! er war das Weſen das meine verlangende Seele geahnt hatte, in jedem Augenblicke erkannte ich es mehr, ach! und doch!.....! Wie grauſam war das Schickſal gegen mich! Hätte es mir denn immerhin dieſen eiteln Glanz, hätte es

mir immerhin allen Flitter meiner Würden und meine Größe genommen — ich hätte ruhig gelächelt, hätte es mir die Brust des Freundes gelassen; denn ich würde das einzige wahre Gut aus den Stürmen gerettet, und eigentlicher nichts [illegible]ren haben. Aber alle alle Blüthen fielen, und ich behielt nichts, als ein zerrissenes Herz!

Alma führte einen [illegible]tigen Rechtsstreit. Offenbares Unrecht war auf ihrer Seite, und ich entschuldigte es nur mit weiblicher Laune und Starrsinn, daß sie ihn nicht längst schon aufgegeben hatte. Die Sache war dem entscheidenden Spruche nahe, und ich kündigte ihr an, daß Fruchtlosigkeit ihre Bemühungen krönen werde.

„Wie"? fragte sie rasch und unmuthig. „Ich werde gewinnen, Emanuel", setzte sie ruhiger hinzu; „vergessen Sie das nicht."

„Wenn Sie nicht Beweise umstoßen", sagte ich kalt; „und wenn Sie nicht, von Gründen

unterſtützt, eine neue Anſicht öffnen, ſo iſt es unmöglich."

„Unmöglich, wenn ich will?"

„Der Wille des Einzelnen", erwiederte ich befremdet, „was iſt er gegen den Willen des Geſetzes, das ſich rein und ohne willkührliche Deutung ausſpricht? Ich bedaure es, wenn Sie eine vergebliche Hoffnung nährten."

„Iſt es möglich — noch immer wären Sie der Schwärmer von einſt? Ich will nicht ſagen, Emanuel, daß die Empfindungen des Dankes Sie beherrſchen, und Ihnen ſagen ſollten, welche Verbindlichkeiten Sie abzutragen haben; aber haben Sie vergeſſen, ganz vergeſſen, was eine alltägliche Lebensklugheit Ihnen gebietet?"

Ich erſtarrte. „Meine Gnädige", ſagte ich, „Sie waren es, die mir einſt ſagte, ich ſollte meinen Werth fühlen, und meine Reinheit achten. Verlangen Sie jedes, ſelbſt das ſchwerſte Opfer, und leicht will ich es bringen;

aber mein Bewußtſeyn bin ich unfähig verlieren zu wollen."

„Wirklich"? ſagte ſie. „Nun wohl, ſo mögen Sie erfahren, daß wer die Macht hatte, Sie zu heben, auch die Kraft beſitzen wird, Sie fallen zu laſſen. Leben Sie wohl — mögen dieſe fantaſtiſchen Grundſätze Sie nie gereuen!"

„Nein! nein"! rief ich laut mir zu, und wiederholte es — „ich weihe mich zum Opfer; aber wenn ich Alles verliere, ſo will ich doch mich ſelbſt aus dem Strudel retten. Nehmt ihn hin dieſen armſeligen Flitter — dulden lehrte mich längſt das Schickſal. Was kann es mir nehmen, wenn ich auf ſeine Schläge mich vorbereite? Mit freyem Sinne entſcheide ich. Hier ein ſchmachvolles Glück durch Schande gefriſtet — da der Stachel des Gewiſſens und Verachtung meiner ſelbſt — nein Alma, hier giebt es keine Wahl!"

„Du haſt Recht", ſagte Lemberg, in deſſen

Arme ich sank; „du hast Recht, denn du folgst deiner bessern Stimme. Verkannt, verlassen, der Minderen Spott, sieht der Mann sich auf seinem Wege verläumdet, unerreicht am nahen Ziele sich überfallen, Elende in seinen Ruhm, Unwürdige in seine Thaten getheilt, und Alle mit Undank ihn verfolgend. In jeder Freude vernichtet, in jeder Hoffnung gekränkt, verblutet sein Leben. Dies ist das Loos der Bessern zu oft, deren Name ruhmlos verhallt, und die nicht die kleine Gabe eines armseligen Denkmals im Tode erreichen."

„Aber Emanuel, wenn er auch dies Verhängniß nahen sieht, und es abkaufen könnte durch eine unwürdige That, so winkt ihm die Pflicht aus dem Flammenschlunde, und, keine Flamme achtend, muß er ihr folgen, wenn die Stimme ruft und der Augenblick entscheidet. Dann ebnet die Erde sich unter seinen Schritten und die Gottheit streut Blumen, wo die Tugend, mit dem großen Bewußtseyn erfüllter Gesetze,

die Zuverſicht ihrer Stärke auch unter Schreckniſſen nicht verliert. Laß ihn die Gefahr ſehen, er verachtet ſie, und ſein Fall iſt ihm eine ſchöne Nacht. Laß die Sonne ſeines Glückes entweichen, ſein Bewußtſeyn iſt ihm eine liebliche Abend[illegible]e. Fallen alle Blüthen unter Stürmen — ſinken ſeine Hoffnungen — entzücke ihn kein Blick in frohe Zukunft, dies bleibt ihm, von keinem Geſchick ihm geraubt. Aber dies Eine iſt groß, und größer als ein verwitterndes Denkmal, das die Zeit zerſtäubt, und welches, mit Moos bewachſen, ein Spiel der flüchtigen Vergeſſenheit wird."

So ſprach dieſer Mann — und o konnte auch Er täuſchen? Seinem Rufe, und der Stimme meines eignen Gefühles folgend, hüllte ich mich, wie der Dichter von Tibur ſagt, in meine Tugend, und fällte dann die Entſcheidung, die die Gerechtigkeit forderte. Meine Ahnung wurde Wahrheit, und meine Sorge gerechtfertigt; ehe der folgende Tag ſich

zu Ende neigte, war ich durch einen Machtspruch von Oben meines Amtes entsetzt. Ich hatte es erwartet, und ich darf gestehen, daß ich einen Schlag mit Ruhe empfieng, der Tausend andern vielleicht die bittersten Thränen gekostet haben würde. Ich hatte meine Pflicht erfüllt, und Pflicht ist das unsterbliche Wort, das uns über Abgründe hinwegträgt, und über Schreckniße siegt; Pflicht ist der erhabene Beweggrund des Weisen. Da braucht es keine Unsterblichkeit und keinen Himmel, um das umstürmte Gebäude seiner Tugend zu schützen. Reines Erkennen ist sein Führer, und dem muß er folgen. So tröstete ich mich, und wollte am Busen der Freundschaft neue Kräfte gewinnen.

War es möglich? Der Mann, auf dessen Lippen die Tugend schwebte; der Mann, an den ich mich so innig, so vertrauend geschmiegt hatte; der Mann, mit dem ich wechselseitig den Bund der unzertrennlichsten Vereinigung beschworen hatte, auf den ich meine letzte Zu-

verſicht ſetzte — Eduard empfieng mich mit ſchneidender Kälte. Giebt es eine Sprache für meine Gefühle? O gebt mir Worte, in die ich ſie übertragen kann, ich habe keine, weiß keine! „Ich bedaure dich", ſagte er kalt. „Dein Sturz war meine Brücke, ſo eben bin ich an deine Stelle berufen."

Ich ſtarrte ihn an, wie der Sinkende den letzten Strohhalm, an den er ſich halten will, nun auch in den Abgrund fallen ſieht, deſſen unermeßliche Tiefe ihn verſchlingen ſoll. Das Wort erſtarb mir auf der Zunge, und eine Thräne brach langſam aus meinem Auge hervor.

„Du kennſt die Welt, und kennſt die Verhältniſſe", ſetzte er noch kälter hinzu. „Wenn die Eiche, vom Sturmwind geſchüttelt, fällt, ſo ſinkt mit ihr, was ſich an ſie ſchließt. Erſpare mir den bittern Zuſatz, der meinem Herzen wehe thun müßte."

„Herz"? ſagte ich bitter lächelnd. „Herz? Und dies Wort ſchwebt über dein Lippen?

Geh Unwürdiger, häufe Täuſchung auf Täuſchung, Trug auf Trug, bahne dir mit dem, was du Weisheit des Lebens nennſt, deine Wege; wuchre mit der falſchen Münze deiner gelogenen Gefühle — ſteige, ſchwinge dich empor durch neuen Hochverrath, um in Edler Augen tiefer zu ſinken, — ich beklage dich, und ich verachte dich — ich der Schwärmer den du verlachſt!

XIII.

Eine düstre Vergangenheit, und eine dicht umschleyerte Zukunft lagen vor mir. In tausend schmerzlichen Erinnerungen sprach der Gram mich an, mein Leben war ein buntes Gemisch von unbelohnten Thaten und verlorenen Entwürfen, von getäuschten Hoffnungen und betrogenen Aussichten, und nur selten lächelte im Hintergrunde die Freude. Dämmernd schweben die Schatten an meinem Auge vorüber, und meine Thränen rinnen, wenn mein Geist an den verdorrten Blüthen weilt.

O ihr, die ihr mit glühendem Herzen eintretet in die Welt, ihr, denen das Leben ein Spiel neuer Gegenstände ist, und wie ein heiteres Morgenroth erscheint, dämpft das glühende Feuer, das in euch lebt; denn mit Empfindungen werdet ihr zum Spott. Schließt

eure Gefühle in eure tiefste Brust, denn sie werden verrathen; sucht keine reine Tugend auf Erden, denn ihr findet sie nicht, die entschwundene Tochter des Himmels. Formen sind die Stützen der Menschen, Meynungen ihr Gesetz; ihre Sitten ein Zwangbild fremder Vorurtheile; ihr Wille ein Wechsel widersprechender Wünsche, und Eigennutz die lebendige Triebfeder, die Alles regiert; Eigennutz der Götze, um den sie tanzen, die Klippe, an der alles Erhabene, von dem ihr träumtet, scheitert. Fremdlinge werdet ihr seyn unter ihnen, verlacht in eurem Edelmuth, betrogen in eurem Vertrauen. O flieht sie, flieht das Gewirre ihres Dringens und Treibens — flieht ihre niedern Leidenschaften, ehe ihr mit Thränen die Wahrheit dieser Worte erkennt.

Stürzt ihr aber dennoch euch hinein unter sie, o so bewahrt mit heiligem Eifer das Köstlichste, was ihr habt — euer Bewußtseyn; dies allein kann euch trösten, wenn ihr mit

zerrißnem Herzen endlich in euch ſelbſt zurück-flüchtet. Wenn der betrogenen Sehnſucht einſamer Schatten euch begleitet — wenn eure Thränen rinnen, dann iſt Bewußtſeyn die Perle unter Leiden geläutert. Wenn euer thränenvoller Blick ſich netzt, wenn der bunte Haufe menſchlicher Dinge euch nur ein ekles Gemiſch verwirrter Erinnerungen wird, freudloſe Kälte euch begleitet, und ihr am ſteilen Abhang verlaſſen da ſteht, dann iſt es euer einziger Troſt, der wie ein lächelnder Genius euch folgt. Und um ihn ringt, wie um die köſtlichſte Beute, wenn unter euch die Wogen ſtrömen und die tobenden Stürme euch bedrohen.

Auch mein letzter Troſt war es. Wo waren ſie geblieben die Hoffnungen meiner Jugend, wo waren ſie hin alle die romantiſchen Bilder meiner Einbildungskraft? Und was ſah ich beym Rückblick auf die vergangenen Tage? Nur eine kurze Spanne Zeit war ich glücklich

geweſen — damals, wie ich als Kind im Schooße der Natur mich in ſchuldloſen Träumen wiegte. Ich ſetzte mich zurück in jene goldnen Augenblicke, in jene glücklichen Stunden einfachen Genuſſes, und ach! das Andenken an ſie iſt ja die einzige reine ſüße Erinnerung, die mir bleibt. In den Jahren des Jünglings ſchwebten Liebe und Ehrgeiz vor meinem trunkenen Auge, und ſie zerrannen wie Luftgebilde. Mit hohem heiligem Eifer trat ich in die Welt, und er ſcheiterte an der Klippe feindſeliger Verhältniſſe. Ich rang nach Verdienſten, und man überſah mich. Man hob mich, und ich ſank, weil ich nach Achtung meiner ſelbſt ſtrebte. Ich wollte am Buſen der Freundſchaft mich für die Stürme des Lebens entſchädigen, und wiederum ward ich getäuſcht. O Menſchen! Menſchen! Und doch ſoll man euch lieben, ſagt der Weiſe!

XIV.

Was bot die Welt mir noch an? Ich verkaufte meine Beſitzungen, machte mein Vermögen zu Gelde, und trat mit dem Entſchluſſe, mich in irgend einer einſamen Gegend, wo es mir gefiele, anzukaufen, eine Reiſe an. Mit leichtem Herzen ſchied ich von den Grenzen meines Vaterlandes — was ließ ich Wunſchenswerthes zurück?

Nachdem ich ein halbes Jahr planlos umher geſtreift war, ohne zu finden, was ich ſuchte, kam ich eines Tages auf einer einſamen Wanderung in eine wilde düſtre Gegend, die unwillkührlich mir leiſe Schauer in der Bruſt weckte. Der Weg ſchien in einen fremden Abgrund zu führen. Alles trug das Gepräge der wüſten Zerſtörung, und doch ſah man Allem die Größe an, mit der dieſe Zerſtörung vollbracht ſeyn mußte. Die Hand der Natur

ſchien hier gewühlt zu haben. Ungeheure Felsſtücke ſetzten ſich ſchon halb verwittert einem ſtürmenden Waſſerfalle entgegen, der die feſſelloſe Wuth unter dem trüben Dunkel unabſehbarer Abgründe verbarg. Alles trug die Spuren des Alters. Ein graues Moos ſchimmerte ſchwermüthig an den Gebirgen, und in die Gipfel der ſchwarzen Tannen verirrte ſich nur ſelten ein Vogel.

„Dieſe Einöde", ſagte ich, „hat die Natur für den betrogenen Unglücklichen geſchaffen; hier möchte ich ſterben. Ich gieng weiter, die Gebirge zur Rechten und Linken ſanken nieder, und plötzlich lag ein reizendes, im zarten Dufte ſchwimmendes Thal, in lachender Schönheit vor mir. Die ſchwermüthige Stimmung, die noch ſo eben mich beherrſcht hatte, wich einem ſanften Gefühle, und ich fühlte mich ſüß' beruhigt. Ein lieblicher Traum war niedergeſtiegen, und alle Gedanken ſchwammen in zweifelhafter Berauſchung; es kam mir vor,

als ob dies Tempe nicht in der Natur da ſey, als ob es nur ein Eigenthum meiner glücklichen Einbildungskraft ſey. Wie ſonderbar wirken zufällige Erſcheinungen auf uns. So geht der Menſch, dachte ich bey mir ſelbſt, durch die ſchwarzen Gewinde ſeines Lebens; Stürme umbrauſen, Wellen umrauſchen ihn, düſtre Nacht umgiebt ihn, aber aus ihrem ſchwarzen Dunkel windet ſich allmählich das ſchöne Morgenroth ſeines beſſern Daſeyns hervor. Seine Leiden, ſeine verblühten Freuden, ſein Gram, das alles ſind flüchtige Schatten, die am Abend entweichen, weil die ein glückliches Lethe verſchlingt! — Ich fühlte mich ſanft getröſtet. Ach! daß der Menſch ſo arm iſt, ſeine ſchönſten Augenblicke für andre nur in Worten zu beſitzen; ſo arm, daß er von einer zufälligen Stimmung abhängen laſſen muß, ob das, was er aus der Innigkeit ſeiner heiligſten Gefühle mittheilt, ihren verſchloßnen Gemüthern nicht Schönſprache des Empfindlers dünkt. —

In einer geringen Entfernung lag in der Mitte des Thales ein Dörfchen. Wie glücklich, dachte ich bey mir ſelbſt, wie glücklich müſſen die Menſchen ſeyn, die hier wohnen. Hier, wo ein heitrer Himmel ſich über die Gefilde wölbt; hier wo Unſchuld und Ruhe heimiſch ſind, wo der reine Odem der Natur in ihrem Heiligthume weht; hier wo das niedre Gewirre der Leidenſchaften nicht droht, und wo man fern vom Gewühle der Menſchen iſt, die ſich bemühen, ſich unglücklich zu machen — hier muß das Glück wohnen! Mit dieſen Gefühlen trat ich in eine Hütte ein; aber das Bild der Armuth, welches ſich mir darſtellte, ſchlug ſie ſchon gleich anfangs gewaltig nieder. Um wie viel mehr, als ich die vollkommne Gruppe des Elends, welches ſich mir mehr und mehr entfaltete, ganz ſah. Ein junger ärmlich gekleideter Bauer ſaß mit ſeinem in Lumpen gehüllten Weibe auf einer Bank und weinte. Welchen furchtbaren Contraſt bildete dieſer

Anblick mit der Fülle der glücklichen Empfindungen, die eben in mir gelebt hatten. Hatte auch hier das Unglück seinen Wohnsitz aufgeschlagen, auch hier die Unzufriedenheit ihr schwarzes Reich gegründet? — „Was fehlt euch"? fragte ich bekümmert.

„Nichts"! antwortete der Bauer trotzig. „Und wenn wir traurig sind", setzte das junge Weib hinzu, — was kümmert es euch? „Uns hilft doch niemand!"

Habt auch ihr schon solche Erfahrungen gemacht, und so die Menschen kennen gelernt, sagte ich mir selbst. O Unglückliche, ihr habt wohl Recht — von Menschen darf man keine Hülfe hoffen! Worte, Thränen, Umarmungen, Mitleid, so viel ihr wollt! Aber begehrt ein Goldstück um euch vom Hungertode zu retten, und entschwunden ist ihr Enthusiasmus. In welchem Winkel der Erde soll man Ruhe hoffen, wenn auch Ihr, im heiligen Tempel der Natur, schon in solchem Grade an den Menschen

verzweifeln lernet? — „Entdeckt euch mir", ſagte ich herzlich, „und kann ich helfen, ſo ſeyd der Hülfe gewiß."

Sie ſahen mich zweifelhaft an, und ſchüttelten den Kopf. „Ach Herr", rief endlich das Weib, „wir ſind recht unglücklich. Wie Ihr uns hier ſeht, haben wir nichts als unſre Arme. Dieſe Hütte, mit einigen Morgen Landes haben wir gepachtet — ein Hagelſchlag hat unſre Erndte verwüſtet, wir können den Miethzins nicht bezahlen, und morgen ſollen wir vertrieben werden. Zu den Füßen unſres Herrn ſind wir hingeſunken, und haben um Barmherzigkeit gefleht, um Mitleid gegen das ungeborne Würmchen, welches ich unter meinem Herzen trage; aber ungerührt hat er uns verſtoßen!"

Ich fühlte mich tief gerührt. „Wie viel bedürft ihr"? fragte ich ſchnell. Sie nannten eine Summe über deren Geringheit ich er-

ſtaunte. Ich zog meine Börſe, und mit lüſternen Blicken, die mir faſt widerlich waren, hiengen ſie auf dem Golde. „Da nehmt", ſagte ich, indem ich die kleine Summe abzählte — „nehmt und ſeyd froh! Euch hat ein Hagelſchlag eure Zuverſicht verwüſtet — mir auch, und faſt ſind wir in gleichem Falle. Aber wir beyde wollen auf die Sonne nach dem Gewitter hoffen."

Unter lauten Dankſagungen äuſſerten ſie mir faſt abgöttiſch ihre Verehrung. „Und nur einen Dank", fuhr ich fort, „beherbergt mich dieſe Nacht in eurer Hütte — ein Strohlager reicht hin. Ihr fühlt euch glücklich, und unter dem Dache glücklicher Menſchen iſt gut ruhen!" — Ich legte mich früh nieder, weil ich am folgenden Morgen das Schauſpiel der aufgehenden Sonne in dieſem reizenden Thale genieſſen wollte. Es war ſpät wie ich erwachte, und zu meinem Erſtaunen bemerkte ich meine Wirthe nicht. Ich ſtand auf, und rief ſie,

weil ich ſie an ihrer Arbeit vermuthete; aber die Hütte war verödet, und nur das Echo der nahen Gebirge antwortete mir. Sonderbar! dachte ich, und wollte eben meine Wanderung antreten, als ich meine Börſe vermißte, die mir die Elenden geraubt hatten; während ich ſorglos ſchlief. Meine Briefraſche mit den Wechſeln war geblieben, weil ſie den Werth dieſer Papiere nicht kannten; und obgleich der Verluſt nicht groß war, ſo empörte er mich tief. Meine glücklichen Vorſtellungen, mit denen ich dies Thal betrat, meine Wonne bey dem Gefühl dieſe Menſchen gerettet zu haben — und nun dieſer ungeheure unauszudenkende Undank! Es war mir, als ob ein Fieberfroſt mich ſchüttelte, und mit Grauſen entfloh ich. In das unwirthbarſte Dickicht, in den Schoos der Felsklüfte, wohin kein menſchliches Ohr dringt, in die einſamſten Wüſten hätte ich mich verbergen mögen. War denn alles, alles — waren auch die beſcheidenſten Erwartungen an

Tugend und Güte nichts als Wahn? O dieſe Welt! o dieſe Erfahrungen!

Ich kehrte zurück in die Stadt, von der aus ich dieſen unſeligen Spaziergang gemacht hatte, und ſetzte, nachdem ich noch einige Wochen kalter Zuſchauer, im Gewühle, das mich umgab, geweſen war, meine Reiſe fort. Der Weg führte eines Tages in einer Allee von Pappeln an einem Landhauſe vorbey, das über allen Ausdruck romantiſch lag. Ich ließ halten und ſtieg aus, um mich am Anſchauen der lieblichen Gegend zu freuen, als ich in einem Luſtkahne auf dem breiten Schloßgraben, der das Haus umgab, einen ältlichen Mann bemerkte, der ſich mit Fiſchfang beluſtigte. Unglücklicher Weiſe beg er ſich zu weit vor, bekam das Uebergewicht und ſank ins Waſſer, laut und ängſtlich um Hülfe ſchrevend. Sein Rufen drang in meine Seele; die Gefahr vergeſſend, ſprang ich in die Fluth, ſchwamm bis zu ihm, rettete ihn nicht ohne Mühe, und zog ihn mit

mir fort bis zum Ufer. Jetzt erſt hatten ſich Leute verſammelt, um zur Rettung, die wahrſcheinlich zu ſpät geweſen ſeyn würde, herbeyzueilen. Ich übergab ihnen den Ohnmächtigen, der, wie ich erfuhr, der Beſitzer des Landhauſes, der Geheimerath von Hochſtein war, und wollte mich eben entfernen, als man mit ſo dringenden Bitten, zu bleiben, mich beſtürmte, daß ich nachgab, und nun von den Lippen des Erwachenden den heiſſeſten Dank hörte.

Ach! dachte ich bey mir ſelbſt, indem ich ihn ins Schloß begleitete, um mich umzukleiden; So iſt der Menſch! Mögen tauſend Leiden ſein Herz verwundet haben, mag er im Sturme des Unglücks erliegen, dennoch ſcheint ihm das Leben immer das Köſtlichſte; und wenn er den Tod in einſamen Stunden tauſendmal vielleicht wünſchte — doch hält er das Leben innig umfaßt!

„Gedenken Sie noch dieſes Tages Julie"? fragte ich, indem ich die Papiere zuſammenrollte. „O es war ein groſser, ein bedeutender Tag! Niemals werde ich ihn vergeſſen. Sie ſanken von heiligen Gefühlen überwältigt in meine Arme, mir für das Leben ihres Vaters zu danken".....

„— Er ſelbſt hieng an Ihren Lippen, bat Sie, auf immer bey uns zu bleiben, und Sie Emanuel ſahen mit hohen leuchtenden Augen auf das Glück unſeres Hauſes, welches Ihr Werk war — nein, niemals niemals werde ich dieſe Stunden vergeſſen!"

„Ach! ſie waren auch mir unvergeſslich geworden! Nicht einer geträumt edlen That wegen, die ein natürliches Gefühl erzeugte, nicht eines Dankes wegen, der mich weiter nicht glücklich machte, nein in Ihnen ſah ich Julien zuerſt — Julien — o darf ich mir

die Gefühle gestehn, die in meinem Herzen leben, darf ich sie mir bekennen die seligen Empfindungen, die mich so gewaltig ansprachen? Juliens natürliche Unschuld, Juliens Reize durch Anspruchlosigkeit gehoben, Juliens stille Tugenden hatten mich längst, in ihr, mit ihrem Geschlechte ausgesöhnt. Ach! und auch sie hatte lange die Sprache meines Herzens verstanden, auch sie hegte Empfindungen für mich, ich fühlte es, ich wußte es, und doch hielt ich Schweigen für besser. Ich gesunken vom Gipfel des Glanzes — Sie noch auf ihm thronend; ich ohne das, was man Geburt nennt — Sie einem adelstolzen Geschlechte angehörend! Diese Betrachtungen stellten sich meiner Leidenschaft entgegen, und ich beschloß sie zu bekämpfen. Aber sind wir immer Meister unseres Herzens? Stürzt nicht ein Augenblick oft unsre festesten Entschlüsse um?"

Es war indeß Abend geworden. Die helle Bläue des Aethers erlosch allgemach in ein

dunkleres Colorit, und ſchon blinkten Sterne hinter den Wipfeln hervor, die in kühlern Lüften ſchauerten. Die Umriſſe der Gegenſtände verloren von ihrer Schärfe, und löſten ſich in ihre eigenen Schatten auf. Immer mehr tönte der Abendgeſang der Vögel, und die Nachtigall ſuchte eine verlornere düſtere Einſamkeit, um ungeſtörter zu klagen. An Juliens Arm ſuchte ich die ſchönſten Stellen des Gartens auf, und ſetzte mich endlich mit ihr in einer duftenden Laube nieder. Eine ſüße Wehmuth beklemmte uns beyde. Welche Stimmung für unſre Gefühle! — „Armer Emanuel", ſagte ſie endlich — „welche trübe Erfahrungen hat Ihnen das Leben gegeben! Ich verzeihe Ihnen Ihre timoniſche Bitterkeit. — Wer ſo getäuſcht wird wie Sie, ſo gekränkt in ſeinen Gefühlen, den muß man nur beklagen!"

„Julie", rief ich überwältigt von meinen Empfindungen, „haben Sie kein Gefühl für mich; wie das des Mitleids? Einſam am

Abhang stehend, streckte ich meine Arme aus nach einem liebenden Herzen; ach! ist denn kein Wesen in der Natur, das mich versteht?"

Ihr Auge schwamm in Thränen; ihr Busen pochte unter Seufzern.

„Julie", fuhr ich glühender fort — „schon habe ich einmal zu lieben geglaubt, aber ich täuschte mich selbst. Dies heilige Gefühl, das mich belebt, kannt' ich noch nie; denn nie noch schmiegte der Leidenschaft flatterndes Geisblatt sich an die hohe Eiche edler Achtung. — O Julie — Julie, darf ich hoffen?" ....

Ich wagte es sie zu umfangen, auf ihre Lippen drückte ich den Kuß der Liebe; und, o seliger Augenblick der Wonne, sie erwiederte ihn, und drückte mich mit zarter Unschuld an ihr Herz. Alle stürmischen Empfindungen schwiegen in diesem göttlichen Augenblick. Eine Todtenstille des Raumes feyerte ihn mit heiligem Schweigen, und kein lispelndes Blatt störte uns in unserm edeln Genuß. Ueber

alles erhaben, drückte ich die Geliebte sprachlos an mein Herz, und ihr großes Auge, stillflammend und heiter, sprach des Mundes Verlobung deutlicher nach.

Ende des ersten Theiles.

Emanuels Lehrjahre
oder
des Lebens Ansichten.

Ein psychologischer Roman

von

Carl August Buchholz

dem Verfasser des Marc Aurels

Zweiter Theil.

Zürich, 1807.

bei Orell, Füßli und Compagnie.

Emanuel.

Zweyter Theil.

Die Sonne war hinter den Bergen entſchwunden; die Nacht breitete ihre ſchwarzen Fittiche über die Erde; düſterer ſchwebten ihre Schatten herauf, und noch ruhte Julie an meiner Bruſt. Unſre Gedanken, unſre Empfindungen, unſre Herzen waren innig in einander verſchmolzen; wir fühlten nichts als unſre Liebe; wir dachten nichts als unſer Glück; o nennt mir eine Seligkeit, der gleich, wenn zwey liebende Herzen zuerſt im himmliſchen Einklange ſich begegnen?

„Wirſt du mich ewig ſo lieben"? fragte ſie zärtlich, und eine Thräne ſchwamm in dem göttlichen Auge. „Wirſt du mich ewig ſo lieben, Emanuel?"

„Ewig! ewig"! rief ich begeistert, „bis dies glühende Herz in Asche zerfällt; und auch dann noch, wenn es mir möglich ist. O meine Julie, das schwöre ich dir bey den Sternen der Nacht, die über uns funkeln, bey der ewigen Gottheit, die uns umrauscht, und Zeuge dieses Schwures ist, dessen es nicht bedarf!"

Heimlicher und verschwiegener wurde die Stille um uns her; Finsterheit weckte uns endlich erst aus unsern Träumen; wir trennten uns, und selbst dieser Augenblick des kurzen Scheidens schien uns unendlich bitter. O diese Stunden, diese Augenblicke, die ich von jetzt an lebte! Wie selig entschwanden sie mir. Alle Leiden der Vergangenheit waren wie ausgelöscht in meiner Seele; mein Leben schien einem schönen Traume nachgemalt, und eine süße, süße Gegenwart entzückte mich. Wie glücklich ist der Mensch, wenn er liebt; in welchem Rosenlichte stellt dann alles sich ihm dar. Nichts ist ihm todt; alles spricht, von der

Pflanze bis zum Baume; vom Lichte bis zum Dunkel hat alles Ausdruck, alles Bedeutung für ihn. Jeder Vogel des Haines wiederholt in kunſtloſen Melodien ſeine Gefühle, jede Eiche iſt ſeine Vertraute, jeder Zephir im Gebüſche liſpelt ihm Wonne ins Herz; und ſelbſt das Geringſte in der Natur, jede Blume hat eine zarte Bedeutung für ihn, die nur ein Liebender verſteht. Das Leben iſt ihm eine Blüthenzeit immer wechſelnder Freuden, ein heiteres Band vereinigt ihn mit allem, was ihn umgiebt; Jeder iſt ihm Bruder, die ganze Welt möchte er an ſein ausgeſöhntes Herz drücken, und alle ſeine Gedanken, alle ſeine Hoffnungen ſchwimmen in einem lieblichen Lichte. So war die Stimmung, die mich in dieſer ſchönen Zeit beherrſchte; und o hätte dieſer ſchmeichelnde Traum mich ewig angelächelt, mit aller Blüthe ahnender Erwartung, mit allem Reiz inniger Empfindung! Was iſt alle Größe der Erde, was iſt aller prahlende Flitter der einſt

in Staub zerfliegt, was sind alle Ziele des Ehrgeizes, alle Schattenbilder des Ruhmes, gegen solche Gefühle? Ich wiederhole es, o diese Tage, o diese Stunden! Sehnsüchtig weilt mein Blick auf ihnen, und nie wird das Andenken an sie mich verlassen; wie eine Götter-erscheinung umschwebt es mich, mitgetheilt an jedes fühlende Herz.

Nur in meiner Liebe, nur in Julien lebte ich, und doch, so schwer es uns ward, mußten wir in unserm Innersten unsre Empfindungen verbergen, sorgsam scheu unser Glück verstellen, und nur in versteckter Einsamkeit Gelegenheit für unsre Mittheilungen und unsre heiligen Genüsse suchen. Tief bekümmerte mich dies grausame Verhältniß; es war der einzige Wermuthstropfen, den das Schicksal jetzt uns in den Freudenbecher mischte. Ich sah in die Zukunft, und finstre Nacht umhüllte meinen Blick. Welche Hoffnung hatte ich, ohne einen gewaltsamen Schritt, Julien als meine Gattin

einſt zu umarmen? Und dieſer Schritt, würde ich ihn vor einem bekümmerten Vater, würde ich ihn vor der Welt, vor meinem eigenen Bewußtſeyn rechtfertigen können?

Dieſe Vorſtellungen peinigten mich, und ich ſah keine leitende Hand in dieſem Labyrinthe. Julie ſah den Gram, der mein Auge umwölkte, und ſeufzte zärtlich. „Ach", ſagte ich, indem ich ſie an mein Herz drückte — „wir beyde fühlen froh die Ewigkeit unſerer Liebe; aber Julie, welche Hoffnungen haben wir, ſo lange wir mit unſerm Glücke, in einſamer Stille, das Auge der Menſchen fürchten müſſen?"

Sie ſeufzte. Ihr Auge ſchwamm in Thränen.

„Haſt du an eine Zeit gedacht, Julie", fuhr ich fort, „wo dieſer Schleyer fallen darf; wo das Band, das uns vereint, uns inniger an einander knüpfen wird?"

Ihr Blick wandte ſich zuverſichtlich zu mir. „Ich werde zu den Füßen meines Vaters ſinken", rief ſie; „ich werde ſeine Knie umfaſſen, ihm

sagen, daß ich dich liebe! O Emanuel, wird dann das Herz eines Vaters fühllos gegen seine Tochter, wird es fühllos gegen dich, den Retter seines Lebens seyn?"

„Wie wenig kennst du die Menschen, Julie! Rette sie aus den Armen des gewissesten Todes, wage tausendmal für sie dein Leben, opfere ihnen alles, was du Liebes besitzest, laß sie auch hinsinken in deine Arme, und mit den heiligsten Schwüren dir betheuern, daß Dankbarkeit ihre ganze Seele erfülle, und sie nur dann sich glücklich preisen werden, wenn sie dir sie beweisen können, und verlange dann, daß sie um deinetwillen nur von einem Vorurtheile sich trennen sollen, und siehe da, verflogen wird der Enthusiasmus seyn. Kommt es hier auf ein Opfer an, dann verläugnen sie die Natur, achten kein natürliches Gefühl, und spotten jeder Freundschaft, ehe sie von diesem Glützen ihrer Meynung sich trennen. Wehe uns, wenn du auf diese Hoffnung unser Glück setzest!"

„Du ſchilderſt zu ſchwarz, Emanuel!"

„Gewiß nicht, meine Julie. Der Stolz iſt eine furchtbare Leidenſchaft, die alles zertrümmert, was ſich ihr entgegenwirft, und ach! ſelbſt beſſere Menſchen haben nicht die Stärke, ſeinen Eingebungen zu widerſtehn; um wie viel weniger gewöhnliche?"

„Nun wohl!" rief ſie begeiſtert, „ſo laß denn dieſe Menſchen fortleben in ihrem Wahn; laß ſie ihre niedrigen Spiele treiben; welchen Einfluß hat das auf unſer Herz? Kann eine Gewalt der Umſtände, kann irgend ein Schlag des Schickſals unſre Liebe verändern? Ich leſe in deinem verklärten Auge: Nein! und meine Seele ſpricht es nach. Was haben wir noch zu fürchten? Sie können uns verfolgen, es iſt wahr; aber giebt es denn kein ruhiges Thal, keine einſame Hütte, die in abgeſchiedner Verborgenheit uns aufnimmt? Ich fühle mich ſtark, Emanuel, an deiner Seite alles lächelnd zu ertragen, was man Ungemach des Lebens

nennt. An deinem Busen sollen keine Leiden mich kränken, in deinem Arm soll jede Wüste mir ein reizendes Tempe seyn, und du willst noch nicht hoffen?"

Was konnte ich hierauf entgegnen? Ich sank an ihren Busen, ich drückte sie an meine Brust, an mein überwallendes Herz, und ich hätte nicht lieben müssen, wäre ich fähig gewesen, heissen Empfindungen kalte Vernunft entgegen zu setzen. Ach! in solchen süssen Träumen ist der Mensch ja allein glücklich, sie sind ja sein einziger Ersatz für alle seine Leiden und alle seine getäuschten Erwartungen; soll er sich grausam selbst den letzten Trost nehmen?

Düſterer Ernſt umſchattete plötzlich Juliens frohes Auge, ein ſtilles Leiden nagte an ihrer Seele, und ob ſie es mir gleich ängſtlich verbarg, ſo entgieng es mir doch nicht. Vergebens rief ſie in meiner Nähe den lächelnden Frohſinn, vergebens ließ ſie Heiterkeit in ihrem Blicke ſtrahlen; ich ſah nur zu ſehr, daß es ein erzwungener Kampf war — ich ſah es und bebte. Nicht lange konnte ich dieſe peinigende Ungewißheit tragen; ich ſank in ihre Arme, ich beſchwor ſie, ſich mir zu entdecken, in meinem Buſen niederzulegen, was ſie bekümmerte; aber Thränen war ihre ganze Antwort, Seufzer nur drängten ſich aus dem gepreßten Buſen. „Laß mich ſchweigen, Emanuel", rief ſie endlich, wie ich mit der ganzen Gewalt meiner Liebe inniger ſie bat, „laß mich ſchweigen! Noch iſt es nur Ahnung, und warum ſoll ich mit Beſorgniſſen, die viel-

leicht nichtig sind, dein Herz zerreissen? Aber wenn auch Wahrheit aus ihnen wird, doch schwöre ich dir noch einmal, daß keine Macht der Erde fähig seyn soll, mich von dir zu trennen. Unauflöslich bin ich an dich gebunden. Dieser Schwur genüge dir, und was das Schicksal nun auch verhänge, was auch komme, sey ruhig!" Aber ich sah Thränen im Auge der Geliebten, konnte ich es seyn?

Eine sonderbare Veränderung gieng plötzlich im Hause des Geheimeraths vor sich. Man hatte Julien bis jetzt sorglos, oft geringschätzend behandelt, weil man sie als eine Schwärmerin verspottete. Jede Gelegenheit ergriff man, ihr den Abstand ihrer Gefühle gegen die anderer Menschen zu zeigen, und sie in ihrem Innersten zu verwunden. Jetzt änderte sich dies schnell. Allen ihren Wünschen kam man zuvor; mit gleisnerischer Freundlichkeit versäumte man keine Gelegenheit ihr zu schmeicheln und sie hervorzuheben, und des

Vaters Auge hieng mit Wonne auf ihr. Ich konnte mir dies Räthsel nicht deuten, bis ein Zufall es mich endlich errathen ließ. Ein junges Mädchen im Dorfe feyerte ihre Verbindung mit einem Landmann, und die ganze Hochsteinsche Familie war bey dem ländlichen Feste zugegen. Die Wonne in den Augen des Bräutigams riß mich zur höchsten Rührung hin; und wie er mit ihr hintrat vor den Altar, wie er ihre Hand entgegen nahm, und mit dem ganzen Ausdruck der Liebe ihr nun ins Auge sah, da rissen meine Empfindungen mich fast fort. „Hier so mit Julie zu stehen"! dachte ich; ich verlor mich in das schöne Bild dieses süßen Traumes, ich sah sie als Gattin in meinem Arm, und eine süße Wehmuth beklemmte mich, die durch die stillen Feyertöne der Orgel, und durch die Heiligkeit des Ortes gehoben wurde. Auch auf Julien hatte die Scene einen tiefen Eindruck gemacht; Thränen glänzten in ihrem Auge, und deutlich las ich

in ihren Blicken, was in ihrer Seele vorgieng. „Die jungen Leute waren sehr glücklich", sagte der Vater am Abend, wie wir zurückgekehrt waren: „Ich hätte Menschen aus diesen Ständen, die die Ehe gewöhnlich nur wie eine Nothwendigkeit ansehn, in die man sich fügen muß, so hohe Empfindungen nicht zugetraut."

Ich verbiß, was mir auf den Lippen schwebte: Daß Tugend und eigentliche wahre Empfindung noch am meisten und am ungekünstelteſten bey den Menschen aus diesen sogenannten niedern Ständen zu finden, und doch wahrlich kein Vorrecht des Ranges sind, den sie ohnedem sehr selten begleiten. Aber ich schwieg, um nicht bitter zu werden.

„Ich sah Thränen in deinem Auge, Julie", fuhr er fort: „Ich liebe es nicht, wenn man seine Empfindungen zur Schau trägt, weil es ein Verstoß gegen die simpelste Lebensklugheit ist; aber ich finde es auch wiederum begreiflich, wenn, beym Anblick einer solchen Scene, die

Ahnungen und Erwartungen deines jugendlichen Herzens dich zur Wehmuth ſtimmen. Hätteſt du nie daran gedacht, daß auch dir einſt ein ſolcher Augenblick bevorſtehn wird?"

Ich erröthete vor Unwillen über ſeine wenige Zartheit. In das Heiligthum der Gefühle eines jungen weiblichen Herzens darf kein Dritter ſich eindrängen wollen. Julie glühte wie eine Roſe.

„O mein Vater"! ſagte ſie bittend.

„Und doch iſt dieſer Augenblick ſo wichtig", fuhr er fort, „daß jedes Mädchen ſich lange auf ihn vorbereiten ſollte. Aus dem Kreiſe ihrer bisherigen Genoſſen, aus den Zirkeln ihres Hauſes geriſſen, tritt ſie in eine andre Welt, in einen andern Kreis. Würdeſt du mit leichtem Herzen dich von uns trennen, mein Kind, wenn dieſer Augenblick nun nahte?"

Dieſe zärtliche Sprache, der ſie nie gewohnt war, war ihr ſo neu, daß ſie ſich tief gerührt fühlte, und vor Wehmuth kaum reden konnte.

„Ich sage diese Worte nicht ohne Bedeutung", setzte er hinzu, „und du wirst aus einzelnen Umständen schon errathen haben, daß deine Hand einem Manne bestimmt ist, der deiner würdig ist. Aber wir wollen schweigen, bis du ihn kennen wirst."

Ich fühlte meine Knie wanken bey diesen Worten, ich bebte, und mußte meine ganze Stärke aufrufen, um nicht meine Empfindungen zu verrathen. Julie erbleichte. Zärtlich wandte sie verstohlen ihren Blick zu mir, und dieser Blick gab mir wenigstens einen Theil meiner Ruhe wieder. Ich eilte fort auf mein Zimmer, und hier überließ ich mich der Gewalt meines Schmerzes, dessen Größe nur der errathen kann, der jemals ein so furchtbares Verhängniß über sich walten sah. So sollte Julie, das Mädchen mit dem Herzen voll Liebe, das unaussprechlich edle gute Geschöpf, so sollte sie ein unwürdiges Opfer der Convenienz, und vielleicht einem Manne hingeworfen wer-

den, für den die Elendeste zu gut seyn würde? Ich fühlte mich empört bey dieser finstern Vorstellung; und hätte ich sie auch nicht so heiß geliebt, wie ich es that, hätte ich auch nicht in ihrer Gegenliebe mein Glück gefunden, ich würde doch alles gewagt, alles aufgeboten haben, um sie zu retten. Jetzt gieng ich mit Plänen um, mit ihr zu entfliehen, ich wollte — doch was beschloß ich nicht alles im Rausche des Wahnsinns, was ich bey kühlerer Ueberlegung wieder verwarf? Mit Kraft und Stärke wollte ich für sie wirken, aber ich beschloß einen Weg einzuschlagen, der ihrer und meiner würdig war. Indeß das Schicksal hatte es anders verhängt wie ich dachte.

Tiefes Leiden drückte auch Julien nieder. Ein innerer Schmerz hatte ihre Mienen aus dem Frohen der Unschuld zu dem bloßen Adel hervorgehoben, der das Herz um so fester anzieht, und um so sicherer rührt, und ihr kummerschweres Auge bildete ihr Gesicht zu

dem rührendsten Gemälde. Ach! sie ward mir nur reizender in ihrem Grame, und meine Liebe loderte immer heisser empor. Und dies himmlische Wesen, das mit so treuer Zärtlichkeit an mir hieng, sollte ich verlieren? Ich konnte den Gedanken nicht tragen. So entschwanden einige Tage im dumpfen Hinbrüten, als ein Wagen in den Schloßhof rollte, und meine Ahnungen sagten mir gleich, daß es der Gefürchtete seyn werde. Ich war im Voraus geneigt, warum? weiß ich selbst nicht, ihn für einen physisch und moralisch verwahrlosten Menschen zu halten — und eintrat ein junger schöner Mann, der mich im ersten Augenblicke, so sehr ich ihn haßte, ohne ihn zu kennen, unwillkührlich für sich einnahm. Seine Bildung war die interessanteste, die ich jemals gesehn hatte, und noch niemals bemerkte ich so viel Güte und ungekünstelten Herzensadel, in einem so offenen Gesichte. Man krönte einen schlanken Körper mit einem männlich schönen

Kopfe, lege eine angenehme bedeutende Schwermuth in das sprechende Auge, werfe um die rasche lebhafte Haltung des Ganzen eine frische Jugendblüthe, und das Bild des Grafen Albi wird da stehn. Der Geheimerath flog ihm mit Entzücken entgegen, die ganze Familie drängte sich an ihn; nur Julie und ich feyerten seine Ankunft mit verborgenen Thränen und unendlichem Schmerze.

Der Graf von Albi, ein Schwesterſohn der Geheimeräthin, war ein sehr ausgezeichneter junger Mann. Mit einem weichen empfindungsvollen Herzen, mit einer hohen Anhänglichkeit für alles Schöne und Edle, hatten in der Stille seines Geistes seine Aussichten sich auf die verborgne glückliche Laufbahn eines häuslichen Lebens gelenkt; aber die Verbindungen seiner Geburt, und die Pläne seiner Familie rissen ihn, ohne daß er es hindern konnte, in die Verhältnisse eines öffentlichen Lebens. Gezwungen trat er in die Sphäre

des Hofes, und da er alles beſaß, alles in ſich vereinte, was hier Anſprüche giebt und ihre Erfüllung ſichert, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte ſie gerechtfertigt ſehn. Der Fürſt, der ihn mit jedem Tage lieber gewann, machte ihn zu ſeinem Günſtlinge, und es währte nicht lange, als er ihm ſein volles Vertrauen ſchenkte. Dieſer war durch die Convenienz an eine Gemahlin gebunden, die er haßte, und entſchädigte ſich durch Liebesabentheuer ohne Zahl. Auch jetzt führte ſeine Neigung ihn zu einer der Hofdamen ſeiner Gemahlin, bey der er indeß zum erſtenmale einen lebhaften Widerſtand fand. Er gab ſeinem Günſtling den Auftrag, ſie für ſich zu gewinnen; offen lehnte dieſer ihn ab, und ſein Sturz war die Folge. Er entfernte ſich aus der Reſidenz, und um dem Wunſche ſeiner Mutter Genüge zu leiſten, kam er jetzt, um Julien zu ſehn, und, wenn er ſie mit den Vorzügen geſchmückt fände, die man ihm geſchildert hatte, um ihr Herz und ihre Hand

zu werben. Und o! konnte er ſie ſehen, ohne ſie zu lieben?

Sein einnehmendes Betragen gewann ihm bald Aller Herzen. Er ſprach nur wenig; aber alles was er ſagte, kam wie aus der Tiefe eines großen Herzens hervor, und war Ausfluß einer ſchönen Einbildungskraft, und eines hohen Geiſtes. Man mußte ihn lieben. Seine Sanftmuth, ſeine reine lächelnde Freundlichkeit, ſeine kunſtloſe Güte und Beſcheidenheit ſchmeichelten ſich in jedes Herz hinein, und ſchon wenn man ihn reden hörte, fühlte man ſich voll Rührung und Zuneigung für ihn. Auf Julien ſchienen alle dieſe Vorzüge keinen Eindruck zu machen, aber einen um deſto höheren hatte ſie auf ihn gemacht. Die Hofluft, in der er bisher gelebt hatte, iſt nicht für die Gefühle eines unverdorbenen Herzens gemacht. Nirgends hatte er ein Herz gefunden, ſeiner werth, und alles zurückgebend was er anbot. Hier fand er einen Gegenſtand, der

seiner Empfindungen so sehr würdig war, und mit hoher Innigkeit schmiegte er sich an ihn. Es entgieng mir nicht, daß die glühendste Liebe für das holde Mädchen in ihm erwacht war; sein Auge ruhte mit geheimer Sehnsucht und stillem Verlangen auf ihr, und aus allen seinen Blicken, aus allen seinen Worten und Andeutungen sprach das höchste Gefuhl, sprach eine Leidenschaft, die ihn verzehrte. Wie vielen Grund hatte ich zu zittern? Aber allein mit ihrer Liebe beschäftigt, nur in mir lebend, wie ich in ihr lebte, vermied sie jede Gelegenheit, die ihm hätte Anlaß geben können, ihr seine Liebe zu entdecken. Die Gewalt, die er über sie durch ihre Familie in Händen hatte, war ihm nicht unbekannt; aber er war zu edel, sich auf sie zu stützen; erst wollte er ihr Vertrauen erringen, und ihr Herz für sich gewinnen, nicht ahnend, daß es längst einem Glücklichern zugewandt war.

Die Sphäre des Landlebens war dem Grafen neu, der bisher nur in geräuschvollen Zirkeln gelebt hatte; aber es schien, als ob er keine andre gekannt habe, und auch in dieser allein glücklich seyn könne.

„Ich bedaure Sie"! sagte der Geheimerath ihm einst. „Aus dem Genusse des Lebens plötzlich gerissen, weggebannt aus der Sphäre, in der man so glücklich ist" ....

„Welche Sphäre meynen Sie"? fragte der Graf lächelnd.

„Welche andre, als die des Hofes, die Sie verließen? Wo hat man sonst Gelegenheit, sich für die Welt zu bilden, sich Ehre und Größe zu erringen, zu steigen und glücklich zu seyn?"

„Die Ansichten vom Glück sind verschieden", fuhr der Graf fort, „und wenigstens die meinigen weichen jetzt von den Ihrigen ab, wenn ich auch eine kurze Zeitlang, geblendet von

allem Flitter, der mich umgab, gewiſſermaßen in einer betäubenden Trunkenheit, in der ich berauſcht war, Ihren Wahn theilte. Wenn Sie mit kalter Reſignation, voraus überzeugt, daß Sie nichts als Verdorbenheit finden werden, in dieſe Sphäre geben, dann mag es ſeyn, daß Sie hier und da eine ſparſame Blume finden; aber wehe dem, der mit einem warmen Herzen, mit einem feſten Glauben an Tugend, Herzensgüte und Freundſchaft dahin kommt. Er ſieht ſich furchtbar getäuſcht!"

„Sollten dieſe Farben nicht zu ſtark aufgetragen ſeyn, weil vielleicht eine unangenehme individuelle Erfahrung Ihr Urtheil leitet?"

„Nichts weniger wie das. Ich habe dieſe Reſultate, ehe die Erfahrung mich in ihre bittre Schule nahm, aus vielen fremden Beyſpielen gezogen. Freundſchaft iſt am Hofe eine falſche Münze, die man ſich nur ſo lange bemüht, als ächte anzupreiſen, als die Gottheit, der Alles anbetend huldiget, und vor der man

zittert, dem zulächelt, dem man ſie verkauft. Sie wiſſen, daß ich eine Zeitlang einen Gegenbeweis zu dem wahren Satze, daß Fürſten keine Freunde haben, abzugeben ſchien. Da war kein Einziger, der nicht tauſendmal ſchwur, er ſey bereit, mir alles aufzuopfern, was er theures beſitze; kein Einziger, der nicht die zärtlichſten Gefühle mir äuſſerte, die ſchönſten Phraſen mir vordeclamirte. Ich war ſehr jung; und meine Eigenliebe verführte mich, das alles für wahr zu halten — hinderte mich, die Gegenſtände in ihrem wahren Lichte zu erkennen, und ſo zu würdigen, wie ſie gewürdigt werden müſſen. Aber kaum hatte der Fürſt mir bey Hofe den Rücken gewandt, kaum wurde man inne, daß ich ſeine Huld verloren habe, und nun nicht mehr der Mächtige ſey, nach deſſen Wohlwollen man ſtreben müſſe, als auch plötzlich die ganze Schaar meiner geglaubten Freunde mir den Rücken drehte. Wohin ich gieng, alle Thüren waren mir

verſchloſſen; zu wem ich mich wandte, jeder mied mich ängſtlich, um nicht der Freund des Gefallnen zu ſcheinen, in deſſen Sturz man verwickelt werden könne. Da ſtand ich allein, verlaſſen von Allen. Die Schwalben waren dem neuen Sommer nachgezogen, und ich hatte, mit bitterm Lehrgelde, das Mährchen von der Freundſchaft am Hofe bezahlt."

„Sie könnten nicht Unrecht haben", ſagte der Geheimerath, der an ſeine eigenen Erfahrungen denken mochte. „Man iſt am Hofe gewiſſermaßen, durch eine ſtillſchweigende aber vollkommen ſanctionirte Convention, darin übereingekommen, Freundſchaft für nichts als einen Tribut zu nehmen, den man ſich gegenſeitig ſo lange entrichtet, als man Nutzen von einander erwarten kann. Anſprüche der Art, die man im häuslichen Leben nur machen darf, muß man freylich in die Salons des Hofes nicht mitbringen. Aber dies abgerechnet, welche andre Exiſtenz kann glücklicher ſeyn, als die

an der Urquelle des Glanzes, von dem alles übrige Licht ausgeht?" —

„Lassen Sie mich Ihnen darauf in einer einfachen Begebenheit antworten, die ich erlebte. Sie wissen, daß mir alle meine Aussichten, am Hofe zu steigen, plötzlich genommen wurden, und da, wie ich schon eben sagte, der Glanz dieser Sphäre mich geblendet hatte, so war mir diese Catastrophe nichts weniger als erwünscht. Es war gerade ein schöner Sommermorgen, und ich eilte hinaus ins Freye, um mich zu zerstreuen. Die Sonne lächelte mich lieblich an mit ihren erwärmenden Strahlen, alles trug in der Natur ein entzückendes Bild; aber an meinem Herzen voll Mißmuth gieng es kalt vorüber. Welche Aufopferungen, dachte ich bey mir selbst, habe ich diesen Menschen gemacht — wie warm mich an Einige geschlossen, und nun!... Alles alles ist mir genommen! — Aber Kammerherr bleibe ich doch! rief ich halb laut in einem Tone,

über den ich lächeln mußte, und sah mich mit einer Art von Triumph um. „Vater bin ich! tönte eine Stimme nicht weit von mir im Gebüsch. Wer nimmt mir die Wonne?" Die Worte, noch mehr aber der rührende Ton mit dem sie ausgesprochen wurden, griffen an mein Herz, und ich eilte unwillkührlich der Stimme nach. Ein junger Mann, mit einem sehr interessanten Gesicht, saß im blühenden Gebüsch, und wiegte, mit einem Ausdruck hoher Seligkeit im Gesicht, ein holdes kleines Kind in seinen Armen, mit dessen Locken er spielend tändelte. Das Geräusch meiner Schritte zog sein Gesicht in die Höhe, er grüßte mich still und spielte mit seinem Liebling fort.

„Sie scheinen sehr glücklich, mein Herr", redete ich ihn an; „verzeihen Sie, wenn ich Sie störte."

„Ich scheine es nicht zu seyn", sagte er lächelnd, „ich bin es. Von der Last meiner mühsamen Arbeiten mich ausruhend, ist diese

ſtille Erholung im Schooße der Natur mein liebſter Genuß, und hier genieße ich die ſchönſten Vaterfreuden. Es iſt das erſtemal, daß auſſer mir jemand diese verborgene Stelle betritt."

Das Kind ſchmiegte ſich ſanft koſend an ſeine Bruſt, und ſtreckte mir unſchuldig lächelnd die kleinen Hände entgegen. Wie glücklich ſind Sie! rief ich in voller Empfindung.

„Fühlen Sie das"? fragte er, und ſah mich heiter an. „Wohl dann Ihnen! Aber komm Nanny", ſagte er, und ſtand auf, „komm zur Mutter!" Er verbeugte ſich gegen mich und wollte gehen.

„Mein Herr", fuhr ich fort, indem ich ihm die Hand gab und die ſeinige drückte — „Sie haben mir, ohne es zu wiſſen, heute eine ſo gute Lehre gegeben, daß ich Ihre Bekanntſchaft wünſche. Werden Sie es für zudringlich halten, und mich nicht verkennen, wenn ich Sie um Erlaubniß bitte, Sie in Ihren häuslichen Zirkel zu begleiten?"

„Wenn es Ihnen wohl thut, Glückliche zu sehn", erwiederte er, „so kommen Sie!"

Wir giengen auf einem abgelegenen Wege zur Stadt, und traten in ein kleines Häuschen, in dem alles die Spur der Ordnung, aber auch zugleich der Aermlichkeit trug.

„Können hier Glückliche wohnen"? fragte ich mich selbst, und dachte an die prunkenden Säle des Hofes mit ihrem glänzenden Gefolge. Aber diese Vorstellungen wurden geändert. Ein junges schönes Weib flog dem geliebten Gatten mit unaussprechlicher Zärtlichkeit entgegen, drückte ihn voll Liebe an ihr Herz, nahm dann das Kind auf den Arm, und hatte vor lauter Glück nicht Zeit, mich zu bemerken, bis der Mann sie endlich aufmerksam auf mich machte. Nun begrüßte sie mich freundlich, und führte uns in das Zimmer, wo sie Anstalten zu einer kleinen einfachen Bewirthung traf.

„O wie glücklich sind Sie"! rief ich unwillkührlich aus, und schämte mich vor mir

ſelbſt, wenn ich an meine vorigen Gefühle dachte.

„Sind dieſe Freuden Ihnen fremd"? fragte der junge Mann, und ſah mich halb erſtaunt an. „O mein Herr, und wenn Sie Millionen beſitzen, folgen Sie meinem Beyſpiel. **Nicht im Gerauſche der Welt wohnt das Glück; Titel laſſen das Herz leer, und Schätze geben keine Zufriedenheit.** Das Glück wohnt in ſtiller Abgeſchiedenheit, in den Armen eines guten Weibes, bey entzückenden Vaterfreuden!"

Welche Lehre! welche Wahrheit! Ich fühlte ſie tief, und noch am nämlichen Tage machte ich mit leichtem Herzen mich von den wenigen Verbindungen, die mir übrig geblieben waren, los, faßte den feſten Entſchluß, mein Glück in einer andern einfachen Sphäre zu ſuchen, und kaufte mich ferne von der Reſidenz in einer paradieſiſchen Gegend an. Nur die gute liebevolle Gattin noch, und ich bin glücklich!"

Sein Blick hieng bey dieſen Worten auf Julien, und ſeine ganze Seele ſprach ſich in ihm aus. Er bewies ihr von jetzt an die zärtlichſten Aufmerkſamkeiten, ſeine Blicke waren immer voll Liebe auf ſie gerichtet, und wenn er das unbedeutendſte Wort mit ihr ſprach, ſo ſchwamm ſeine Seele in ſeinem Auge. Aber allmählich konnte es ihm nicht entgehn, daß Julie nicht gemacht ſey, ſeine Empfindungen zu theilen; er mußte es aus ihrem ängſtlichen ſcheuen Streben ihm zu entfliehen, aus der Art, wie ſie jede Gelegenheit, die dazu führen konnte, mit ihm allein zu ſeyn, mied, endlich bemerken, und nun wurde er ein Raub der peinigendſten Unruhe. Auf ſeinem Geſichte ſpiegelte ſich ſein Kummer unverkennbar, und mit naſſen kummerſchweren Augen ſchien ſein Blick auf der Zukunft zu ruhen, an der ſeine ganze geträumte Glückſeligkeit ſo ſchrecklich ſcheitern ſollte.

Juliens zärtliche Liebe war noch immer mein

einziges Glück; aber wenn ich vorher ſchon mit ſchwerem Herzen an der Frage vorbeygieng, wie ich einſt es möglich machen könnte, ſie mein zu nennen, ſo zitterte ich jetzt um ſo mehr, wenn ich des Grafen leidenſchaftliche Neigung für ſie bemerkte, wenn ich daran dachte, wie begünſtigt er von denen war, die ihr Schickſal in Händen hatten, und welches Ungemach, welche Leiden meine Liebe nothwendig über die Geliebte führen, mußte. Sollte ich die liebſten Erwartungen ihrer Familie betrügen, ſollte ich es ſeyn, der die Fackel der Zwietracht in einem Hauſe anzündete, in dem ich nur Freundſchaft erfahren hatte — und wenn es mir auch möglich war, ihren Beſitz zu erringen, ſollte ich ſie mit dem Fluche ihres Vaters beladen in meine Arme ſchließen, ſollte ich tauſend Thränen auf mein Haupt locken, und ſo viele ſchmerzliche Gefühle wecken? Dieſe Vorſtellungen warfen ſich mit Rieſenſtärke meiner Leidenſchaft in den Weg, und ich hätte ein Verworfener

ſeyn müſſen, hätten ſie mich kalt gelaſſen, und nicht zu prüfender Ueberlegung geführt. O es waltete ein grauſames Schickſal über mich Unglücklichen. So oft von Andern in meinen ſchönſten Erwartungen, in meinen ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht, ſollte ich nun ſelbſt mit eigner Hand mein Glück zerſtören, weil ſo die Tugend es gebot? Die Liebe des edelſten reizendſten Weibes lächelte mir, ein entſcheidender Schritt und ſie war mein, und doch ſollte dies Glück nur Weſen meiner Einbildungskraft bleiben, nur wie ein ſtrahlendes Bild, welches nie zur Wirklichkeit gedieh, in dunkler Nacht mir leuchten? Da hieng ſie mit aller Glut ihrer Empfindungen in meinen Armen, da geſtand ſie mir mit Thränen, daß ich ihr einziges Glück ſey, da begleitete ſie jeden meiner Blicke mit Wonne, und doch ſollte ich ſie laſſen, ſie in den Armen eines Andern ſehn! Wo iſt der Sterbliche, der dieſen ſchweren Kampf der Liebe mit der Pflicht kämpfte, und nicht ſein Herz zerriſſen fühlte?

Mit Gefühlen, die ich ungeschildert lassen muß, weil keine Sprache sie nennen kann, irrte ich auf meinem Zimmer umher, als der Graf eintrat. Ich zitterte, wie ich ihn sah. Er war blaß, und eine Thräne, die er zu verbergen suchte, glänzte in seinem Auge. Er war sehr unglücklich, ich fühlte es; aber wer war mehr zu bedauern?

„Ich komme in einer Angelegenheit einer Art zu Ihnen, Emanuel", sagte er, und drückte meine Hand. „Ich weiß nicht, ob ich Ansprüche auf Ihre Freundschaft machen darf, aber werden Sie mir die Erfüllung des Wunsches, den ich Ihnen nennen will, versagen, wenn ich Ihnen bekenne, daß das Glück meines Lebens davon abhängt?"

„Was könnte ich?" fragte ich erstaunt.

„Sie haben meine Ruhe vielleicht großentheils in Händen, Emanuel. Warum ich in dies Haus kam, und meine schönen Pläne können Ihnen unmöglich Geheimniß seyn

Meine Familie wünschte diese Verbindung, ich war frey, hatte noch nie geliebt, und wollte nun sehen und prüfen, ehe ich mich bestimmte. Muß ich Ihnen, da Sie Julien kennen, erst sagen, daß der erste Eindruck über mich entschied. Ach wer kann dies reizende Geschöpf sehn, ohne sie zu lieben?"

Ich seufzte. Was er sagte — war es nicht der Wiederhall meines Herzens?

Frey und groß in jeder Bewegung, heiter in anspruchloser Stille, hinreissend wenn ihre Stimme nur sich an des Herzens Gefühl drängt, o welches Weib ist würdiger, eines Mannes Genius zu seyn, wie Julie, und, wenn das Leben ihn in seine Leere hinabreißt, ihn hold zu umschweben? Ach Emanuel, ich liebte sie, wie ich sie sah.

Alle meine Sinne tobten im wogenden Aufruhr. Mir sagte man das, mir?

„Man sagt, daß jedes Weib den Eindruck, den sie macht, im ersten Augenblicke bemerkt.

Wie kann es Julien entgehn, daß ſie der ſtille Abgott meines Herzens iſt; wie ſollte ſie nicht ahnen, was jede meiner Mienen, jedes meiner Worte deutlich ſpricht, daß ich ſie liebe, daß ich ſie anbete? Längſt wäre ich hingeſunken zu ihren Füßen; aber dann ſchreckt mich ihre Kälte, ihre Gleichgültigkeit, die ſo grell gegen die Glut meiner Empfindungen abſticht, wieder ab, und ich wage es nicht, meine Gefühle laut zu verrathen."

Ich bebte. Wohin führte dieſer Eingang?

„Ich weiß es", fuhr er fort, „daß ihre Familie mich begünſtigt; ich weiß es, daß auf ein ausgeſprochnes Wort meiner Lippe man ſie als Gattin in meine Arme führt — aber könnte ein Opfer mich glücklich machen?"

Ich athmete freyer. Hätte er nie meine Achtung beſeſſen, dieſer Augenblick würde ihm mein Herz gewonnen haben.

„Das Verhältniß, in dem Sie, Emanuel, zu

meiner Geliebten ſtehn, ſcheint mir das, einer auf hoher Achtung gegründeten zärtlichen Freundſchaft. Sie beſitzen das Vertrauen dieſer himmliſchen Seele. Reden Sie mit ihr, ich beſchwöre Sie; ſagen Sie ihr, daß ein Mann ſie anbetet, der, wie er glaubt, wenigſtens ihre Achtung verdient. Sagen Sie ihr, daß das Schickſal ſeines Lebens, die Ruhe ſeiner künftigen Tage, der Stolz ſeiner Hoffnungen in ihren Händen liegt; daß ein Wort von ihr ihn ewig glücklich machen, oder ihn ewig in die Nacht des tiefſten Grames ſenken wird. Sagen Sie ihr aber auch, daß wenn ſie bis jetzt nur allgemeine Theilnahme für mich empfände, ich ſchon dann beruhigt — was ſage ich, beruhigt? — ich ſchon dann glücklich ſeyn würde, wenn ſie mir nur die Hoffnung läßt, einſt ihre Liebe erringen zu können.'"

„Graf", rief ich heftig bewegt — „Graf, was verlangen Sie von mir?"

„Iſt es denn ſo viel, was ich bitte"?

fragte er wehmüthig. „Will ich denn ein Wort der Ueberredung?"

„O Mächte des Himmels"! rief ich erschüttert, „dies iſt zu viel! Ein Sterblicher kann es nicht. Ringen, kämpfen — unterliegen, ſterben will ich — aber beym Himmel, dies iſt mehr wie ich vermag!"

„Dieſe flammenden Blicke — dieſe Thränen — Emanuel!"...

„Aber es ſey! So ruhe denn ein Andrer an des Glückes wärmſter Bruſt, ſo ſchwelge denn ein Andrer in meinem Himmel; dulden will ich, bis das Grab mich umſchließt. Zum Opfer weihe ich mich ſelbſt, aber ſeyn kann ich es nicht"! Ich ſank weinend in den Seſſel und verhüllte mein Auge. O lacht dieſer Thränen nicht — wer hat ſolche Augenblicke gelebt?

Hohes Erſtaunen ſprach aus Albi's Blicken. „Dieſe Worte", ſagte er erſtarrt, „dieſe dunkeln Aeuſſerungen, dieſer Schmerz! —

O beym Himmel, reden Sie, ehe ich meinen bangen Ahnungen erliege."

Ich erhob mich langsam. Wie aus sinkenden Trümmern eine neue Schöpfung emporblüht, so richtete sich mein Geist auf. „Es ist viel zwischen Himmel und Erde", sagte ich, „wovon der Mensch sich nichts träumen läßt. Als Sie mich baten, der Schutzengel Ihrer Liebe zu werden, als Sie mich aufforderten, für Sie bey Julien zu werben, ahnten Sie da, daß Sie an einen glücklichen Nebenbuhler sich wandten"? Er erbleichte. Starr sah er mich an, wie ein Träumender, den eben eine feindliche Hand aus seines Glückes schönsten Trugbildern riß.

„Aber — lassen Sie die Ruhe in Ihr Herz zurück kehren — an keinen Unedlen, nur an einen Unglücklichen haben Sie sich gewandt. Sie lieben Julien — Sie beten sie an; doch können Ihre Empfindungen heisser seyn, wie die meinigen? O meine Liebe ist glühender noch,

wie die Ihrige, ſie iſt durch zärtliche innige Gegenliebe vergrößert. Aber ein grauſames Verhängniß tritt zwiſchen uns beyde, und ich entſage mit blutendem Herzen!"

Der ſchwankende Aufruhr ſeiner Seele ſpiegelte ſich in ſeinem Geſicht. Sein Auge hieng an meinem Munde.

„Ich würde Juliens Beſitz", fuhr ich fort, „mit meinem Leben Jedem ſtreitig machen; aber die Rechtſchaffenheit laß' ich mir nicht ſtreitig machen. Wäre ſie ein Ziel, erringbar durch Opfer ohne Zahl, durch Thränen und Leiden, ſollte ich ſie mit allem erkaufen, was mir das Theuerſte iſt, lächelnd würde ich jede Entſagung verachten, würde um ſie kämpfen, wie um den köſtlichſten Preis; aber das iſt es nicht, und ich trete zurück. Auch dann wenn ein Unedler, der ſie nicht zu würdigen verſtände, oder der ihrer unwerth wäre, ſie begehrte, auch dann würde ich von allen Verpflichtungen mich losgezählt glauben; aber

auch das ist es nicht, und noch einmal, ich entsage! mit zerrißnem Herzen. Der Fluch ihres Vaters würde vielleicht ihre Brauthymne werden, folgte sie mir; ich würde sie losreissen von der Liebe derer, die ihr durch des Blutes Bande die nächsten sind, und dies kann ich nicht wollen. Fühlen Sie, was darin liegt, von Julien geliebt zu werden und ihr zu entsagen?"

Sein schwimmendes Auge ruhte wehmüthig auf mir; leise drückte er meine Hand.

„Sie könnten sagen, daß, bey einem so schrecklichen Wirbel der Verhältnisse, ich diese Leidenschaft in meiner tiefsten Brust hätte begraben, auf ewig sie in den innersten Falten meines Herzens hätte verschließen, und niemals sie Julien hätte entdecken sollen. Es war mein Entschluß, aber des Menschen Wille scheitert zu oft an seinem Herzen; ich war zu schwach; betrogen von allen Menschen, getäuscht in allen meinen Hoffnungen, vernichtet in

allen Bildern meines Wahnes, ſtand ich allein am einſamen Abhang." Zum erſtenmal ſchmiegte ein holdes Weſen, das mich verſtand und mit mir fühlte, ſich an mein Herz, zum erſtenmale umſchwebte mich lächelnd ein tröſtender Genius; und ich ſelbſt ſollte ihn zurückſtoßen? Nein, Graf — wenn ich zu verdammen bin — Sie werden das Urtheil nicht ſprechen!"

Von meinen Empfindungen überwältigt, hielt ich inne. „Was mir verſagt iſt", fuhr ich fort, ſie glücklich zu machen, das erlaubt Ihnen das Schickſal. Ferne von hier will ich fliehen. Ringen Sie um ihre Liebe, ringen Sie um ihr Herz; und, ich beſchwöre Sie, machen Sie ſie glücklich!"

„Wer erkennt dieſen Edelmuth tiefer, wie ich"? erwiederte der Graf. „Emanuel, ich achte, ich bewundere Sie; aber noch einmal, könnte ein Opfer mich glücklich machen?"

„Man ſagt", entgegnete ich, „daß Zeit,

Abweſenheit und Entfernung die Liebe ſchwäche, und ſie endlich vernichte. Ich glaube das nicht, und fühle die Widerlegung in mir; aber dieſe Worte mögen Sie tröſten, denn die Welt hält ſie für wahr. Hoffen Sie denn, daß Julie nach Jahren mich vergeſſen habe. Ehren Sie bis dahin durch ſtilles Schweigen, durch zarte aber ſtumme Mitempfindung, die das Auge ſpricht, ihren Gram, und ſuchen Sie ihr Vertrauen. Mag die Annäherung ihres Herzens auch anfangs nur ſchwach ſeyn, aus der Achtung wird Freundſchaft entſpringen, und daß aus der Freundſchaft Liebe werde, das bewirke die Gewalt Ihrer Empfindungen. Und nun Graf, leben Sie wohl. Es ſey der Abſchiedskuß den ich auf Ihre Lippen drücke."

„Fort wollen Sie"? fragte er. „O ſo ſoll ich" ....

„Nicht Sie — des Schickſals Fügung, ein düſtres Verhängniß waltet über mir, eine un-

ſichtbare Hand mordet alle meine Freuden — dieſe kann ich anklagen, nicht Sie. Noch einmal, leben Sie wohl. Abſchied darf ich nicht nehmen; kleiden Sie denn meine Entfernung ein.“ Bewegt drückte ich ihn in meine Arme, und riß mich dann ſchnell los.

Mit welchen Empfindungen ſah ich Julien am Abend zum letztenmale! Ach! dieſe wenigen Augenblicke, in denen es mir noch vergönnt war, in ihrer Nähe zu ſeyn — dieſe wenigen Augenblicke waren die letzten Trümmer meines gemordeten Glückes, waren das Einzige, was das Schickſal mir noch ließ. Unter dem Vorwande früh mich der Ruhe zu überlaſſen, gieng ich in meine Gemächer, ließ durch meinen Bedienten im nächſten Dorfe einen Wagen beſtellen, und, wie die Sonne eben am andern Morgen mit ihren erſten Strahlen die Gipfel der Bäume vergoldete, fuhr ich mit zerrißnem Herzen über die lachenden Gefilde dahin. Nur auf dieſem Wege konnte ich die ſchwerſte meiner

Pflichten erfüllen; ich hatte viel, ich hatte alles verloren, was mich glücklich machen konnte — aber wenigstens mein Bewußtseyn hatte ich gerettet.

Sehnſüchtig und bange weilte mein Blick auf der Vergangenheit, und ich hatte nichts als Thränen und ein blutendes Herz übrig behalten. Wie unglücklich iſt der Menſch, wenn das Verlaſſene aus der Ferne winkt, wenn die Stunde kommt, und das Gewohnte nicht. Sey was wir beſaßen noch ſo lieblich, die Erinnerung malt es immer noch ſchöner, um uns den Abſtand tiefer empfinden zu laſſen, und das entbehrte Lächeln iſt uns noch werther, als das wirkliche. Unſer Gedächtniß ſind wir ſelbſt, und ſeine Bilder ein Ganzes. Was uns umgiebt iſt nur eine Erſcheinung, die punktenweiſe zwiſchen Augenblicke zerfällt. Ich fühlte mich unglücklicher, wie Worte es ſagen können; aber ich will ſchweigen. Denn die Klagen der Unglücklichen ermüden, und es ſind doch nur Wenige, die mich ganz verſtehn.

Es war lange, daß ich meine Familie nicht

gesehn hatte. Mein Herz hieng innig an den entfernten Lieben, und ich wollte mich zerstreuen und mich beruhigen, indem ich auf einige Monate zu ihnen zurückkehrte. Die Zeiten meiner ersten Jugend traten vor mein Auge, als ich diesen Vorsatz faßte, und ich fühlte mich von einer sanften Wehmuth beklemmt. Ach! die Welt führt tausend Bilder vor unser Auge vorbey; wir sehen ihre bunten Erscheinungen, beweinen oder belächeln sie; aber an den Bildern unserer Jugend hängen wir mit immer neuer Innigkeit; sie allein begleiten uns durch das ganze Leben, und sie sind nicht selten die einzige frohe Rückerinnerung, die die Vergangenheit uns beut.

Das Gut meines Vaters war in der Erbschaftstheilung von meinem Bruder Alfons angenommen, und dahin trieb mein Herz mich zuerst, weil ich da die Tage meiner Kindheit, die im frohen Bilde meinem Auge vorüberschwebten, verlebt hatte. Ich kam am Nach-

mittage der zweyten Woche an. Mahleriſch an der Sonne beleuchtet, lag das niedliche Dörfchen, welches das erſte der Beſitzung war, am Hügelhange, und die Zinnen des Schloſſes glänzten mir vergoldet von den Strahlen freundlich entgegen. Ich lebte ſie wieder die ſchönen Stunden verſchwundener Tage, ich lebte ſie wieder alle die glücklichen Momente, und mein Geiſt verſenkte ſich in den Gefilden dieſer ſchönen Vorzeit. Das Bild meines entſchlafenen Vaters trat im freundlichen Lichte vor meine Augen, und das meiner edlen gütigen Mutter. O wären ſie da, dachte ich, harrten ſie jetzt der Umarmung des Sohnes, könnte ich in ihre Arme ſinken! Aber vergeblicher Traum. Das Grab hat ſie verſchlungen, und dies giebt ſeine Beute nicht wieder!

Hier war ich als Kind geweſen; hier ehe das feindliche Leben mich hinausriß in ſeine Täuſchungen. Ach wenn ich jene Tage und die folgenden Zeiten zuſammenhielt! War wohl

aller Ehrgeiz, der in meiner Bruſt loderte, waren wohl alle Pläne der Größe, die ſtolz mich umſchwebten, waren ſie wohl das werth, was ich hier verlaſſen hatte? Hier, wo ich in einfacher Unſchuld ſtillen Frieden der Seele genoß! O der Menſch ſollte ewig Kind bleiben, Kind am Herzen und an Einfalt, dann allein wäre er glücklich!

Ich ließ den Wagen halten, und ſtieg aus, weil ich meinen Bruder überraſchen wollte. Am Garten vorbeygehend, der unmittelbar am Dorfe lag, ſah ich die Thüre offen, und eine unwiderſtehliche Sehnſucht zwang mich hineinzugehn. Dies waren dieſelben Büſche in deren Schatten ich ſo oft gelegen hatte, dies dieſelben Raſenbänke, die ich ſelbſt geſetzt, ſelbſt bepflanzt hatte. Was ich als Kind ſchuf, blühte noch; und was ich als Mann aufbaute, war es nicht lange zerfallen? Alle Blätter, alle Blumen um mich her ſchienen mich als einen wieder gefundnen Freund zu bewill-

kommen. Die Bäume waren alte Bekannte, und nickten mir mit ihren Wipfeln zutraulich zu. Ich hörte dieſelben Spiele im langen Graſe um mich her, in den Sträuchen daſſelbe Gemurmel der nahen Quelle, das ich mit ſo vielem Entzücken, mit ſo reinem Selbſtgenuß ehedem hier behorcht hatte. Welche Fülle der Empfindungen floß wieder in meinem Herzen zuſammen, alle Gemälde jugendlicher Kraft und jugendlichen Vergnügens, tröſtend und zugleich betrübend! Ich erwachte endlich aus dieſen ſüßen Träumen und gieng auf das Schloß zu, um in die Arme meines Bruders zu eilen. Man erinnert ſich noch, daß er ein Schwärmer in ſeiner Jugend war, den wir ſeiner zu großen Empfindſamkeit wegen nicht ſelten belächelten. So dachte ich ihn mir noch, glaubte ihn als modernen Schäfer vielleicht in ſeinem Arcadien zu finden; aber wie ſehr betrog ich mich. Die Zeit ſtürzt nicht allein Felſen um, ſie ändert auch Menſchen. Wann fand ich dies

mehr beſtätigt, als jetzt? Ich trat ein in das Schloß, aber es ſchien wie ausgeſtorben, und auf dem langen Vorgange hörte ich nichts als meine eigenen Schritte. Ich hatte das ganze Haus durchwandert, als ich endlich in einem Seitenflügel, der zum Wirthſchaftsgebäude diente, einen Bedienten in ziemlich bäuriſchem Coſtume fand.

„Iſt denn hier Alles ausgeſtorben"? fragte ich. „Wo iſt ſein Herr?"

„Bey den Pflügern", antwortete er.

„Alfons bey den Pflügern"? dachte ich. Da findet er ſeine Idyllen doch nicht realiſirt. „Führe er mich hin", fuhr ich fort, und eilte, von Sehnſucht getrieben, ſchnell voraus. — Aber eben war er von den Pflügern auf die Wieſe gegangen, und als ich bey den Kleemähern ankam, hatte er ſie verlaſſen, um in die Meyerey zu gehn. Alfons mußte ein thätiger Landmann geworden ſeyn. Wer malte

mein Erſtaunen, als ich ihn endlich in einiger Entfernung, und in einem Anzuge ſah, in dem man ihn kaum von ſeinen Pflügern unterſcheiden konnte. Mochte ſein Arcadien ſchön ſeyn wie es wollte, dieſer Schäfer war eine häßliche Natur. Ein Rock, deſſen Farbe problematiſch blieb, ſchien aus einer Antikenſammlung hervorgeholt, und paßte vortreflich zu dem Veteran vom Hute. In ſeinem Munde brannte ein kurzes Pfeifchen, in ſeiner Hand trug er einen knotigen Dornenſtock; wer hätte in dieſem Aufzuge den Schwärmer von Einſt geſucht, der Vergißmeinnicht pflanzte, im Mondſchein umherwandelte, und bey dem Abendläuten auf den Gräbern des Kirchhofs gieng? Es war eine kaum glaubliche Veränderung mit ihm vorgegangen.

„Alfons"! rief ich zärtlich, wie ich ihn erreicht hatte, und ſank in ſeine Arme; „Alfons, erkennſt du mich?"

„Emanuel"! rief er im nemlichen Augenblicke

mit unverſtellter Freude. „Welches Geſchick führt dich her?“ —

„Davon ein ander Mal. Du biſt wohl, und deine Geſchäfte gehn gut, wie ich ſehe?“

„So ziemlich, Bruder. Man muß arbeiten, um zu leben.“

„Um zu leben? Mich dünkt, mein Alfons, du kannſt das auf dich nicht ganz anwenden. Beſitzer eines Schuldenfreyen Gutes“ ....

„Schulden haften freylich nicht darauf.“ —

„Mitten unter blühenden Anlagen“ ....

„Das iſt das Wort, lieber Bruder. Aus den Anlagen muß etwas vollendet werden, und das koſtet Geld. Nachher braucht man ſo viel zum Leben.“

„Mich dünkt“, ſagte ich lächelnd, „wenn ich von deinem Aeuſſern auf das Andre ſchließen darf, ſo ſind deine Bedürfniſſe nicht groß. Auf Luxus wendeſt du wohl nicht viel?“

„Luxus? Auf dem Lande Luxus?“ ...

„Deine Philoſophie mag die wahre des

Lebens ſeyn. Aber es giebt eine Mittelſtraße. Du haſt dich ſehr verändert, Alfons. Wenn ich mir dich als Knaben denke! Erinnerſt du dich noch an deine empfindſamen Spaziergänge, deine Idyllen — deine Vergißmeinnicht?“...

„Ach lieber Bruder, das ſind Poſſen, die der Mann vergißt. Wer hat in ſeinem Leben nicht eine Periode gehabt, in der er ein Thor war? Aber komm mit mir, wir wollen es uns bequem machen.“

Wir giengen ins Haus. „Hier iſt ein andrer Geiſt heimiſch geworden“, dachte ich, wie ich die Stufen hinaufgieng. „Das Paradies iſt ſchön geblieben, wie einſt, aber die Menſchen ſind anders geworden. Hier iſt meines Bleibens nicht!“

„Ueber die Freude des Wiederſehens hätte ſich bald vergeſſen nach deiner Familie zu fragen“; ſagte ich endlich.

„Familie? Da iſt ſie.“ Er gieng mit mir an das Fenſter, und zeigte auf einen Haufen

Knechte und Mägde, die eben im Freyen ihr ländliches Abendbrod genoſſen. „Das ſind meine Angehörigen, lieber Bruder, und ich bin das Haupt.“

„Aber deine Frau — deine Kinder“ ....

Er ſah mich verwundert an. „Ich habe keine“, ſagte er dann; „und wenn ich Eins ohne das Andre nicht haben kann, ſo bewahre mich der Himmel wenigſtens vor dem Erſten.“

„Armer Alfons, ich bedaure dich. Du ſammelſt ſchlechten Sand, und trittſt den unſchätzbarſten Diamant mit Füßen. Wirke ſo viel du willſt, ewig wirſt du allein ſtehen. Sammle ſo viele Schätze du kannſt, des Lebens wahres Glück wirſt du ohne ein gutes Weib nie erringen.“

„Ein gutes Weib — da ſteckt es. Die Weiber, Emanuel, taugen alle nichts, und darum habe ich mich begeben, zu ihrer Fahne zu ſchwören. Sie alle ſind Hofdamen der Sinnlichkeit, und Liebe heißt der Domino ihrer Luſt.

Sind wir ihre Liebhaber, o dann hängen sie die schönsten Beeren aus; aber wehe uns, wenn wir in die Schlinge fallen. Ihr Pantoffel übt ein hartes Regiment über uns aus, und wollen wir widerstehen, so haben wir eine Hölle auf Erden, denn sie haben tausend Mittel sich zu rächen."

„Du bist ein arger Weiberkenner; aber was gab dir diese feindlichen Erfahrungen — hast du selbst geliebt?"

„Leider habe ich diesen Sirenen auch einmal gehuldigt, wiewohl ich zum Glück den Kopf noch früh genug aus der Schlinge zog. Du weißt, ich war ein wenig Schwärmer, ehe die Menschen mich Lehrgeld bezahlen ließen, und ehe ich erkannte, daß man in der Welt, wie sie ist, klug seyn muß, wie die Schlangen, und sich vor jeder Ueberspannung zu hüten hat. Ich studierte, wie du dich erinnerst, bey einem Gutsbesitzer in der Nähe die Landwirthschaft. Er hatte eine böse Frau, vielleicht die aller-

ſchlimmſte Megäre, unter allen, die man mit dem Ehrennamen einer böſen Sieben zu belegen pflegt, aber dafür eine deſto ſchönere, liebenswürdigere Tochter. Evchen, ſo hieß ſie, ſchien mir ein Muſter aller Weiber. Sie war ſchön, blendend ſchön, aber doch war das nur ihr geringſter Vorzug, denn ſie beſaß eine ſo liebliche Anſpruchloſigkeit, ein ſo zartes Gefühl, eine ſo große Sittſamkeit und Liebe zur Häuslichkeit, daß ich keck behauptete, es exiſtire zwiſchen dem Nord- und Südpol kein vollkommneres Weſen. Es währte nicht lange, als ich in ſie bis über beide Ohren verliebt war, in allen möglichen Versarten ſie beſang, und am Ende um ihr Herz und ihre Gegenliebe bat, die ſie mir erröthend zuſagte. Der Vater umarmte mich als ſeinen künftigen Sohn. Die alte Xantippe vergaß alle ihre böſen Launen, ſo froh war ſie, und ich war der Glücklichſte unter allen, bis ich eines Nachmittags — nein dieſen Nachmittag vergeſſe ich nie! Laß dir erzählen."

Ich wollte meine ſchöne Braut zu einem Spaziergang abholen, als ich nahe vor der Thüre die Stimme ihrer Mutter, und meinen Namen ausſprechen hörte. „Der gutmüthige Narr"! ſagte die Alte. „Ich gebe dir Recht, wenn du den Pinſel nicht ausſtehn kannſt; aber Evchen! Evchen! du biſt drey und zwanzig Jahr alt und einen Mann findet man nicht alle Tage. Und dann die Geſchichte mit dem Forſtmeiſter!" —

„O ſtille doch!" flüſterte die keuſche Eva.

„Was thut es — hier hört es niemand, und wahrhaftig ich glaube wenn man ihm ins Geſicht ſagte, daß des Forſtmeiſters Liebe für dich Folgen gehabt hat — er glaubte es nicht, und ſchwüre Stein und Bein, daß er das unſchuldigſte Mädchen an dir beſäße!"

Das Blut fror mir in den Adern, ich ſchüttelte mich wie von einem Fieberfroſt ergriffen, als ich Even lachen hörte.

Indeß ließ die zärtliche Mutter ſich weiter

vernehmen; du bist ein kluges Mädchen, Eva. Laß ihm den Titel des Mannes und die Rechte der Brautnacht, damit kann er zufrieden seyn, und du wirst schon Gelegenheit finden, den Forstmeister in dein künftiges Haus einzuführen.

„Das ist auch mein Trost", lispelte Evchen. Aber jetzt lassen Sie uns ihm einheizen, daß er die Brautnacht beschleunigt, denn dieser Zwitterstand fängt an, mir nicht zu behagen. Wenn man Frau heißt, hat man doch mehr Freyheit!"

Ich bebte vor Wuth, wie dies Gewebe von Niederträchtigkeiten sich vor mir enthüllte, und stürzte mit flammenden Blicken hinein. Die Tochter nahm zur Ohnmacht ihre Zuflucht; die Mutter hatte die Frechheit über den Horcher zu schimpfen; ich aber ließ nach einer kurzen, wiewohl kräftigen Herzenserleichterung sie beyde, und schüttelte den Staub von meinen Füßen, wie du leicht denken kannst.

„Armer Alfons", ſagte ich lächelnd. „Aber wenn auch meine Erfahrungen ſo ziemlich den deinigen gleich kommen, haſt du Grund zu glauben, daß es keine Einzige Gute gebe?"

„Die Möglichkeit läßt ſich nicht läugnen, Emanuel; aber wer ein Loos in dieſer Lotterie nimmt, der muß an die Wahrſcheinlichkeit, keine Niete zu treffen, ſo glauben, wie man an die Möglichkeit eine Terne zu gewinnen denkt. Wir hoffen auf ihr Herz, aber ſie ſehen es weg wie ein uneheliches Kind; ihre Sinne ſind ihnen alles, und die meiſten zählen ihre Tage negativ wie Titus, wenn er niemand glücklich gemacht hatte. Du findeſt das hart geſagt? Ich bitte dich, lieber Bruder, wirf einen Blick in die Welt, und vielleicht deine eigene Erfahrungen. Aber höre meine Bekenntniſſe weiter."

Das ſchöne Evchen hatte wenigſtens einen Nutzen für mich gehabt; ſie hatte mich aus meiner Welt von Träumen weggebannt, und

wenn ſie mich gleich hart weckte, ſo war ich doch geweckt. Ich fieng an, ein prüfendes Auge auf die Welt zu werfen, und ſah, daß ich mit meinen Idyllen ein Thor geweſen war. Ich wurde betrogen, aber zugleich gewitzigt; man täuſchte mich, und ich ſog aus den Täuſchungen Klugheit des Lebens. Was kümmert mich die Welt? dachte ich endlich. Auf meinen Aeckern ſollen mich die Menſchen ſchon ungepudelt laſſen. Meine Verſe warf ich ins Feuer, was Stutzerhaftes an mir war in die Polterkammer, und kurz, wie du mich hier ſiehſt, bin ich ein Bauer an Leib und Seele geworden, und befinde mich wohl dabey. Wie ich ein Jahr ſo vollbracht hatte, kam es mir doch vor, als ob ich nicht ganz zufrieden ſey, und wie ich mich näher prüfte, fand ich, daß der Grund in einer gewiſſen innern Leere lag, die ich vergebens auszufüllen ſtrebte.

„Gewagt muß ſeyn"! rief ich mir ſelbſt zu, „noch einmal will ich es verſuchen! Kurz ich

gieng mit kalter Ueberlegung darauf aus, mich zu verlieben — doch nein! das nicht, nur ein unschuldiges Mädchen wollte ich suchen, die mir gefiel. Leidenschaft wollte ich weder mitbringen noch erwarten, weil sie ein verfliegender Rausch ist. Kam sie nach der Ehe, desto besser. Der Fall ist selten, wie ein weisser Rabe, ich wußte es wohl, aber doch sagt man, daß er bisweilen existirt habe; und warum sollte ich das Denkbare nicht hoffen, wenn auch nur schwach? Ich reiste in die Stadt, um Bekanntschaften zu machen, und da meine Absichten bald ausgeplaudert waren, so kannst du leicht denken, daß alle Mütter mir auf den Fersen waren, alle Väter mich einluden, und daß, wo nur irgend eine Tochter oder Nichte, auf die ich halbwegs Anspruch machen konnte, in ihrem stillen Kämmerlein um einen Mann seufzte, ich auch gewiß war, bemerkt und hervorgezogen zu werden. Die schöne Irmgart Seeberg machte den stärksten Eindruck auf mich,

ihre liebenswürdigen Eigenschaften waren ein starker Magnet für mich, und nachdem ich, durch Evchen gewitzigt, die genausten Erkundigungen eingezogen hatte, hielt ich förmlich um ihre Hand an. Der Hochzeitstag war ein halbes Jahr hinausgesetzt, und noch einige Monate lagen zwischen ihm und der Gegenwart, als Irmgart mich mit ihren Eltern besuchte — und durch diesen Besuch uns trennte."

„An Leib und Seele zum Bauer geworden, hatte ich alles aus meiner Nähe verbannt, was der Pracht und dem Luxus ähnlich sah; denn ein Landmann muß einfach seyn, und niemand wie er hat größere Ursache, an unglückliche Jahre, die eintreten können, zu denken, und sich auf sie vorzubereiten. Du kannst also leicht denken, daß neben der Unschuld ich Häuslichkeit am ersten von meiner künftigen Gattin erwartete. Diese aber schien, wie ich bald bemerkte, der schönen Irmgart kaum dem Namen nach bekannt, und an ihre Stelle

war ein unausſtehlicher Hang zur Eitelkeit und Prachtliebe getreten. Sie beſuchte mich eines Tages, wie geſagt, mit ihrer Familie. Der Gedanke, Erb- und Gerichtsfrau eines ſchönen Gutes werden zu ſollen, hatte viel Einladendes für ſie; mit von Freude funkelnden Augen fuhr ſie über den Schloßhof, aber ihre Miene verfinſterte ſich zuſehends, wie ſie die einfachen Meublen ſah.

„Hier, liebe Irmgart", ſagte ich, und umarmte ſie, „hier wirſt du künftig wohnen; gefällt es dir?"

„O ja", ſagte ſie lau. „Aber lieber Alfons, die Meublen" ....

„Nun die Meublen?"

„Denke ſelbſt, wenn wir Beſuch aus der Reſidenz bekommen — gewiß, du muſt neue und ſchönere kommen laſſen. St. Pierre hat die beſte Gelegenheit, ſie dir aus Paris zu verſchreiben."

„Wir ſind auf dem Lande, Irmgart, wo die Prunkſäle am unrechten Orte ſind.“

„Und die Tapeten? Sehn ſie nicht aus, wie das alte Jahrhundert? Wenigſtens in den Geſellſchaftszimmern müſſen wir doch neue haben!“

„Dieſe Wände mit ihrer einfachen Bekleidung haben viel glückliche Familienſcenen geſehen. Laß uns hoffen, daß auch ohne Seide ſie es künftig werden.“

„Die Zimmer ſind hoch“, fuhr ſie fort, „wir werden ſie am beſten transparent beleuchten. Aber was ſeh ich? Keine Vaſen, keine Spieltiſche, keine Lüſtres? Lieber Alfons, auf einem Rittergute Zimmer wie bey einem Dorfſchulzen? Nein, das muß anders werden!“

Meublen aus Paris — Geſellſchaftszimmer — ſeidne Tapeten — Spieltiſche — ? O Himmel, wo waren hier die Bilder meines häuslichen Glückes, das ich mir ſo ſchön gemalt hatte? Hatte ſie ſolche Grillen, ſolche Bedürfniſſe als Mädchen, welche Legion hatte ich

von der Frau zu beſorgen? Ich dankte dem Himmel, daß ſie mich vor der Ehe einen Blick in ihre Geſinnungen hatte werfen laſſen, ließ ſie ſo früh wie möglich nach Hauſe fahren, nahm Abſchied von ihr, mit dem ſtillen Entſchluß, ſie nie wieder zu ſehen, und führte ihn nach einigen Schwierigkeiten aus. Und ſo lebe ich denn jetzt im Orden der Hageſtolzen. Er hat ſeine Beſchwerden, aber er hat auch ſeine Freuden; und jene will ich gerne dulden, um dieſe zu genießen.

„Aber dieſe peinigende Einſamkeit, die dich umfängt?"

„Einſam? Ich bin es nicht. Die Bauern auf meinen Dörfern ſind meine Kinder, und ſie verehren mich als Vater, weil ich ihnen Gutes thue, und jede ihrer Arbeiten theile. Mein Hausgeſinde iſt meine Familie, ſie befolgen meine Gebote gerne, und ich bin Herr, ſtatt daß ich ſonſt der Sclave der Grillen und Launen einer verſchwenderiſchen Frau geworden wäre;

die Welt kümmert mich nichts mehr; ich bin ein Bauer, und will nichts mehr seyn!"

„Deine Ansicht mag nun wohl im Ganzen nicht unrichtig seyn, wenn gleich viel Resignation dazu gehört, sich auf eine so einfache Sphäre zu beschränken; aber" — —

„Ich errathe, was du sagen willst, Emanuel. Aber laß uns beyde unser Leben zusammenhalten. Du bist umhergeirrt im Strudel der Welt, hast Größe zu deinem Heil, Ruhm zu deinem Zweck gemacht. Was hast du mitgebracht aus dem Gewirre, als gescheiterte Pläne? Ich habe mich auf Einsamkeit beschränkt, und meine Felder tragen reiche Erndten; meine Weinberge erliegen unter ihrer Last. Dir giebt jedes Jahr nichts als traurige Erinnerungen an getäuschte Hoffnungen und betrogene Erwartungen, und meine Freuden blühen bey jedem erwachenden Frühling wieder. Wer stiftet mehr Nutzen, und wer ist glücklicher?"

Eine bittere Lehre, aber hatte er Unrecht?

Nicht ohne Unmuth nahm ich Abſchied von ihm, weil die Wahrheit ſeiner Worte mich ergriffen hatte, und eilte nach dem Landſitze meiner Schweſter Fernande, die ſchon bey Lebzeiten meines Vaters mit ihrem Geliebten vermählt war.

Mehr wie je dachte ich an alle Freuden meiner Kinderjahre zurück, wie Fernandens Bild, das Bild des holden Mädchens vor mein Auge trat, das so schuldlose ewig neue Freuden für unsern glücklichen Zirkel blühen ließ; und die Erinnerung an sie machte mich noch einmal wehmüthig froh. O selige Erinnerung, du machst die vergänglichen Freuden unsterblich; ihr schönerer ewiger Nachklang strömt aus die. Wenn der Herbstwind der nahenden Vernichtung durch die Krone des Menschen streift, und die welken Blüten herabstört; wenn uns die Liebe flieht, die Freundschaft nicht mehr wohl thut — so führst du den Verbannten freundlich zu deinem lachenden Hügel, zu der Rosenhecke der Vorzeit, zu den edelsten seiner Blüthen, und er pflückt an theuern Gräbern das liebliche Vergißmeinnicht.

Man erinnert ſich noch, wie Fernande in ſo hohem Grade es verſtand, Frohſinn in ihre Umgebungen zu hauchen, und wie ſie mit ſo ſchwärmeriſcher Liebe an ihrem Adolph hieng, der ſo ganz für dieſe Gefühle gemacht war, und ſo ganz ſich ihnen hingab. Welch ein glückliches Paar hatte ich Urſache zu erwarten. „Bey ihnen ſollteſt du heimiſch ſeyn, Alfons", dachte ich, wer weiß, ob du nicht dennoch noch einmal dein Glück verſuchteſt, und nach einer Gefährtin durchs Leben dich umſähſt?"

Ich erwartete ſie beyde ganz mit ihrem Glücke beſchäftigt, nichts auſſer ſich wahrnehmend, vertieft in ihre Seligkeit, in abgeſchiedner Einſamkeit zu finden; aber wie ſehr hatte ich mich betrogen. Auch hier war es anders wie ich dachte, und ach! daß ich hinzuſetzen muß — nicht wie ich es wünſchte! Das „wie es iſt" ſticht immer grell von dem „wie wir es hoffen" ab.

Es war Abend geworden, wie ich auf Taſſens

heims Rittersitze ankam. Alle Fenster waren erleuchtet, Musik rauschte mir entgegen, der Vorhof wimmelte von Equipagen, und eine zahlreiche Dienerschaft tummelte sich geschäftig umher. — Feyerte man hier ein häusliches Fest? Aber warum so rauschend, und konnten sie in diesem Gewirre Zeit behalten für die Ergüsse liebender Herzen, die eine wohlthuende Stille als ihren heiligsten Tempel suchen? Ich gebot den Bedienten, die mich beym Aussteigen empfiengen, Verschwiegenheit; ließ mich in ein Zimmer führen, kleidete mich um, und trat dann in den Gesellschaftssaal. Eben hatte man einen Walzer begonnen; in stürmischer Schnelle flogen Tänzer und Tänzerinnen, dicht an einander geschmiegt, in den wechselnden Reihen dahin; aber mein Auge fand bald die, die es suchte. Fernande immer noch so schön, immer noch so reizend wie einst, schwebte anziehend, aber frey gekleidet, an der Brust eines jungen Offiziers daher, der kein unwür-

diges Seitenstück zu einem Gemälde des Kriegsgottes abgegeben hätte. Wassenheim saß in einer Ecke, vertieft im Gespräch mit seiner ermüdeten Tänzerin, deren Hände er in den seinigen hielt, und wiederholt mit Ausdruck an seine Lippen führte. Er flog auf mich zu, wie er mich bemerkte, und schloß mich freudig in seine Arme. „O sieh Fernande! rief er, und im nemlichen Augenblicke machte sie sich von ihrem Begleiter los, und drückte den wiedergefundnen Bruder zärtlich an ihr Herz. „Ist es dein Geist, Emanuel"? fragte sie lächelnd. „Heute noch sprachen wir von dir, und nun scheint es, als habe eine Ahnung dir unsre Wünsche zugeflüstert! Aber komm, nimm Theil an unserm Feste. Die Gesellschaft fevert meinen Namenstag; sie feyern nun das Glück des Wiedersehens mit uns"! Damit zog sie mich fort in den Kreis der neugierigen Gäste, die sich haufenweise um mich versammelten, stellte mich ihnen vor, und forderte

mich lächelnd zum nächſten Tanze mit ihr ſelbſt auf. Er endete, und ich gieng an ihrem Arme in einem Seitenzimmer umher.

„Denkſt du wohl noch der alten Zeit, Fernande"? fragte ich, und drückte zärtlich ihre Hand.

„Und warum, Emanuel?"

„Vergieb mir, meine Schweſter, es ſoll kein Vorwurf darin liegen; aber ich finde einen Abſtand zwiſchen Einſt und Jetzt."

„Ich verſtehe dich nicht."

„Es thut mir wehe, Fernande, daß du ſelbſt es nicht fühlſt. Wenn in dem glücklichen Zirkel unſers väterlichen Hauſes ein häusliches Feſt gefeyert wurde, da brauchte es keines rauſchenden Taumels; ein ſolcher Tag erhielt ſeine Bedeutung nur durch ſtille Freuden, die wir ſelbſt uns ſchufen. Wir waren uns ſelbſt genug. Hätteſt du dieſen Geiſt des väterlichen Hauſes nicht auch über deinen Herd verbreitet?"

„Meinungen ändern ſich, Emanuel; und

wenn das Einfache lange uns ergötzte, muß das Bunte uns eine angenehme Abwechselung darbieten. Es kommt nur darauf an, daß man glücklich ist; warum ängstlich nach dem wie forschen? Mit Uns in des Lebens Kreise, ist alles Daseyn ein schnell bezeichneter Traum, und jede genossene Minute nur ist eine Blume im Kranze, mit dem die Zeit uns umschlingt und das Leben entflieht."

Ich wollte antworten, als der Offizier, dessen ich oben gedachte, zu ihr trat. „Unser Hausfreund, der Baron Alban", sagte sie, ihn mir vorstellend, und bot ihm die Hand lächelnd dar, die er feurig an seine Lippen drückte. Eben trat auch Bassenheim mit seiner vorigen Begleiterin, einer kleinen schönen Brünette mit funkelnden Augen, auf uns zu. „So recht", sagte er, „die Auserwählten ziehn sich enger zusammen. Wie schade, Emanuel, daß du nicht eine Gattin uns mitbrachtest; dann wäre das doppelte Kleeblatt vollzählig."

Ich warf einen Blick auf Fernanden und ihn, und fühlte mich tief befremdet. Sie am Arme eines Andern, den sie so freundlich anblickte, als suche sie ihr Glück in seinen Augen; er an eine Dritte geschmiegt, die mit Augen voll Liebe an ihm hieng. Fast schien es, als hätten beyde getauscht; in keinem Auge las ich die leiseste Spur einer verzeihlichen Eifersucht; und dies war ein häusliches Fest!

Ich gieng spät auf mein Zimmer. Es war eine schöne mondhelle Nacht, und ich öffnete das Fenster, um mich an dem erhabenen Gemälde der schweigenden Natur zu freuen. Es kam mir vor, als ob ich Geflüster in der Stille unterschied; ich lauschte, und bald blieb mir kein Zweifel. Es war Bassenheims Stimme, der, am Arme seiner Dame vom Abend, in den einsamen Alleen umhergieng, und sich bald darauf mit ihr in einer nahe gelegenen Laube niederließ. Sie sprachen zu leise um verstanden

zu werden; aber deutlich hörte ich sie sich küssen, und warf voll Unmuth das Fenster zu, und mich in die seidnen Kissen. „O Geist meiner Eltern", rief ich mir selbst zu, „wie bist du von diesen deinen Kindern gewichen"! Ich stand am Morgen spät auf, und gieng auf Fernandens Zimmer. Sie saß mit Alban in vertraulicher Stellung am Clavier, und es schien mir, als ob sein Kuß noch auf ihrer Wange brenne. Wie ich eintrat, nahm sie ihn lächelnd bey der Hand, und sagte, indem sie aufstand: Und nun fort, mein lieber Theodor Schwester und Brüder, die sich lange nicht sahen, haben sich manches zu sagen, wobey ein Dritter stört. Fort also auf einige Stunden. Schäkernd schob sie ihn zur Thüre hinaus.

„Wer ist dieser Alban, der in eurem Hause eine so wichtige Rolle spielt?" fragte ich ernst.

„Ein Mann voll Geist und Leben, voll Witz und Laune — kurz ein Mann, lieber Emanuel!"

„Dein Auge glüht bey dieser Lobrede, aber sie befriedigt meine Neugierde nicht."

„Du wünschest zu wissen wer er ist, und wie er zu uns kam? Es ist das ein wenig weitläuftig zu erzählen; aber höre. Der Name Alban ist dir bekannt, als der eines der edelsten Geschlechter, welches sich seit Jahrhunderten rein erhalten hatte. Sein Vater war der Erste, der mißheirathete, und sich den Haß seiner Familie dadurch zuzog. Er liebte ein junges reizendes Mädchen, die aber weit unter seinem Stande war, und bot ihr, alle Rücksichten verachtend, jeden Widerstand vernichtend, seine Hand. Himmel und Erde bot man auf, seine Absichten zu zertrümmern; aber alles war vergebens, und er in seines jungen Weibes Arm glücklich."

„Theodor von Alban, den du heute sahst, war die Frucht dieser Verbindung, und seine Geburt diente, anstatt die erhitzten Gemüther zu besänftigen, nur dazu, sie noch mehr zu

entflammen, weil man in ihm den erſten Auswuchs des Stammbaums ſah. Vater und Mutter ſtarben ihm frühe, er war verlaßner Waiſe, und kaum ſorgte man noch ſo viel für ihn, daß man ihn in das Cadettenhaus ſandte, welches er als Offizier verließ, und ſich durch ſeinen ſtrengen Dienſteifer mehr und mehr auszeichnete."

„Er hatte gerade das entgegengeſetzte Schickſal ſeines Vaters. Dieſer liebte ein Mädchen unter ſeinem Stande — ihn band die zärtlichſte Liebe an ein Frauenzimmer über ſeinen Rang, an die Tochter des Grafen von Laubach. Er warb um ihre Hand, und ob ſie gleich ſeinen Gefühlen auf gleichem Wege begegnete, ſo ward ſie ihm doch von ihrem Vater verſagt. Alles bot er auf, ihren Beſitz zu erringen, und wie jedes Mittel vergebens war, nahm er ſeinen Abſchied, und floh mit ihr über die Gränze. Verborgen und von widrigen Verhältniſſen niedergedrückt, die aber ſeine Liebe nicht

schwächen konnten, lebte er hier mit ihr in einer kleinen Stadt, als ein Zufall ihn mit meinem Gemahle bekannt machte, der mit ihm verwandt ist. Bald wurden sie die zärtlichsten Freunde, und Alban fügte sich seinem Wunsche, mit seiner Gattin ganz zu uns zu ziehn, und ein Glied unseres Hauses zu werden."

„Wie," ? unterbrach ich sie erstaunt, an die Scene der vorigen Nacht denkend, „so wäre die kleine Brünette, die ich gestern sah, seine Gemahlin? Ist es möglich?"

„Und warum? Du scheinst befremdet?"

„Ich bin es wirklich, und in hohem Grade. Aus Liebe zu ihm schied sie von ihrer Familie, und allen Erwartungen, und doch liegt in ihren Handlungen ein so hoher Contrast! Wenigstens, Fernande, ist sie ihm nicht schwärmerisch treu!"

„Welche Erfahrungen könntest du in so kurzer Zeit darüber gemacht haben, Emanuel?"

„Still davon, meine Schwester!"

„Ich errathe, was du verſchweigen willſt. Du haſt die Aufmerkſamkeit, vielleicht auch die Zärtlichkeit meines Gemahles für ſie geſehn. Aber ſey unbeſorgt — es macht mich nicht unruhig — wir ſind vollkommen einverſtanden. Warum ſollten wir beyde nicht auſſer uns auch etwas Schönes und Angenehmes erkennen und es lieben? Wenn man glücklich ſeyn will, muß jeder Zwang verbannt ſeyn. Dies iſt die erſte Regel der Geſellſchaft.“ —

„Dieſe Sprache in deinem Munde? Ich erſtaune. Aber ſage mir, Fernande, warſt du in der Liebe deines Adolphs glücklich, und biſt du es noch?“

„Ich war es vollkommen, und bin es eigentlich noch. Schwerlich iſt je ein Weib ſo glücklich geweſen, als ich unter ſeinen Augen. Seine Aufmerkſamkeit kam mir überall zuvor. Ich kannte Unruhe, Wolken und Beſorgniſſe nicht, und dieſer herrliche Himmel hielt ſich zwey Jahre ungetrübt. Aber wirſt du es

glauben, Emanuel, das Uebermaß meines Glückes vernichtete mein Glück. Ewig war ich gezwungen, ihn zu bewundern, ewig hatte ich dieselben Gefühle, und daraus entstand bey mir ein ſtumpfer Ueberdruß, gegen welchen weder meine Reizbarkeit noch meine Vernunft etwas vermochte. Was ich für Baſſenheim fühlte, war noch Liebe, aber keine glühende Leidenſchaft mehr, wo man nur in den Gedanken des Andern lebt, und nur in ſeinen Augen ſein Glück lieſt. Ich weiß nicht, ob ſeine Vorzüge mich demüthigten, oder ob ich umgewandelt war; genug, gewiß iſt es, daß kein Mann je aufrichtiger geſchätzt, aber keiner je weniger begehrt iſt, wie er. Oft dachte ich bey mir ſelbſt: Wenn dir das Schickſal einen eiferſüchtigen flatterhaften Betrüger zugeführt hätte, wie viel Thränen würde es dir gekoſtet haben; und jetzt hat es dir einen großen Menſchen unterworfen, und Stumpfheit und Leere leiten dich zu einem Bruch mit ihm! Dieſer

Gedanke war mir ſchmerzlich, und er ſtahl ſich mit tauſend andern in mein Herz, peinigte mich, und bemächtigte ſich meiner in dem Grade, daß ich mich nicht mehr verſtellen konnte. Baſſenheim bemerkte es. Es wäre ein Verbrechen geweſen, ihm irgend etwas zu verſchweigen, und ich legte mein trauriges Geheimniß in ſeinen Buſen nieder. Er ſchwieg und verzieh. Bald darauf kam er mit Alban und ſeiner jungen Gemahlin von einer Reiſe zu mir zurück. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß der junge liebenswürdige Mann einen ſtarken Eindruck auf mich machte, ſo wie ich vielleicht ihn auch auf ihn gemacht hatte. Ich ſcheute mich dieſe Empfindungen laut in mir werden zu laſſen, weil ich ſie für Verbrechen, und für Hochverrath an meinem Gemahl hielt. Aber vergebens ſuchte ich mich zu bekämpfen; Albans Bild trat mit jedem Tage bezaubernder vor meine Augen, und nur ſein Lächeln war es, das mich entzückte. Sonderbar genug

fühlte mein Gemahl sich eben so an Thereſe ſeine Gattin gezogen, und da ich es bemerkte, fühlte ich mich gewiſſermaßen getröſtet; denn war er nun nicht so ſchuldig wie ich? So vergiengen einige Wochen, als es zwiſchen mir und Adolph zu Erläuterungen kam.

„Warum verbergen wir uns ängſtlich vor einander, Fernande"? fragte er lächelnd. „Der Hauptfeind, den man in der Liebe bekämpfen muß, iſt Ueberdruß; gegen alles andere giebt es Mittel, nur gegen dieſen nicht. Wir nehmen beyde den innigſten Theil an einander; aber wir ſind auf dem Wege, das Grab unſerer Liebe zu öffnen. Laß uns dem entgegen gehn. Ueberlaß dich deinen Empfindungen immerhin, wenn du an ihm mehr Vorzüge oder mehr liebenswerthe Eigenſchaften wie an mir zu bemerken glaubſt, und gieb mir dies nemliche Recht. Wir werden dann einſt mit um ſo höherem Genuſſe zu einander zurückkehren; denn wahre Zuneigung, wie wir ſie für

einander fühlen, ist ewig, und die Probe ist, daß zwey Menschen die sich lieben, mögen sie auch wechselseitig anderswo beschäftigt seyn, dennoch endlich, vom süßen Taumel der Erinnerung ergriffen, wieder zu einander zurückkehren."

„Ist es möglich"! rief ich zurückschaudernd — „Diese Moral" —

„Auch ich, Emanuel", wandte mich erröthend von ihm, wie er diese Worte sprach; aber ich lieh ihm endlich mein Ohr, wie er mir tausendmal betheuerte, daß wahre Liebe dem Angebeteten zwar immer den ersten Platz erhält, aber darum andre Gefühle nicht ausschließt. Wie er mich verließ, trat Alban zufällig in mein Zimmer. Er sah meine Verwirrung, sank zu meinen Füßen, und ach! Emanuel, hingerissen von meinen Gefühlen, konnte ich ihm das Wort versagen, um das er flehte?"

„O schweig! schweig"! rief ich empört, und eilte fort von ihm, hinab in den Garten. Bassenheim begegnete mir.

„Du ſiehſt ſo wild, Emanuel", ſagte er beſorgt. „Iſt dir nicht wohl, lieber Bruder?"

„O wahrlich nein! Wir ſind Männer, Baſſenheim, und es ziemt mir, ein ernſtes Wort mit dir zu reden."

„Wohin führt dieſer Eingang"? fragte er befremdet.

„Wollte der Himmel zu meiner Beruhigung. Du biſt der Gatte meiner Schweſter und liebſt ſie nicht mehr. Dieſer Mißklang, mag er ſich ſeltſam verſtellen, wie er will, iſt es, der mich peinigt."

„Mißklang? Wer heftete dir das Mährchen auf?"

„Kein Mährchen. Mit dieſen Augen ſah ich dich in den Armen einer Dritten; und daß Fernanden ein Anderer theuer iſt, geſtand ſie mir ſelbſt. Nenneſt du dies häusliches Glück?"

„Glück, Emanuel, iſt relativ. Oft liegt es nur in Täuſchungen, die man ſich ſelbſt nicht rauben muß, wenn man auch die Illuſion kennt;

jeder aber formt es ſich nach ſeinen Begriffen, und dieſe ſind, wie du weiſt, verſchieden. Fernande, ſowohl wie ich, fühlen uns glücklich. Wir leben der Ueberzeugung, daß es auſſer uns Vorzüge giebt, die wir anerkennen und lieben dürfen, und wir folgen unſren Neigungen, ohne das zu verletzen, was man eigentlich eheliche Treue nennt."

„Und eure Liebe?"

„Jede Liebe, Emanuel, mit der ſich leidenſchaftliche Wärme paart, (und iſt ſie, ohne dieſe, Liebe zu nennen?) iſt ein Rauſch, der ſeine Vergänglichkeit in der Natur ſeines Weſens mit ſich trägt. Ueberläßt man ſich ohne Aufhören ſeinen Entzückungen, ſo beſchleunigt man das Erwachen. Die ganze Kunſt beſteht alſo nur darin, dies zu verzögern. Wir fingiren eine Zeitlang, als ob wir nur Freunde, nur Bekannte wären, vergeſſen über die Reize der Roſe nicht die Schönheiten der Lilie, und werden endlich ſehnſuchtsvoll und

mit erneuerter Liebe wieder zu uns selbst zurückkehren. Schäfer, die in Idyllenwelten leben, werden schaudern, wenn sie dies hören; aber in der Welt, wie sie ist, ist es ein System, dessen Anwendung uns allein Glück verspricht."

Ich schwieg, denn ich glühte vor Unmuth, und war auf dem Wege, bitter zu werden: Diese Fernande, die einst ihren Adolph so schwärmerisch, so unendlich liebte, diese begünstigte in der Ehe einen Dritten? Dieser Bassenheim, der mir einst der Achtungswürdigste aller Menschen schien, dieser hatte sich Grundsätze der großen Welt zu eigen gemacht, die jedes tugendhafte Herz mit dem Fluche der Verdammniß belegt! Was sollte ich unter diesen Menschen? Zeuge ihrer Verkehrtheit seyn — sehn, wie sie Gift unter Rosen schlürften? Wie der Abend über die Thäler sank, saß ich schon in meinem Wagen, und eilte, das dritte meiner Geschwister zu sehn.

„He Heinrich! Heinrich! Iſt es nicht ein Unglück mit den unordentlichen Leuten? Gieng es nach ihnen, ſo wäre die Welt ein Chaos! He, Schlingel, wo bleibſt du?"

„Was befehlen Sie, gnädiger Herr?"

„Und du fragſt? Siehſt du nicht, daß hier die entſetzlichſte Unordnung herrſcht? daß die Papiere ſtatt auf dem Tiſche, auf dem Pulte liegen? Man möchte den Verſtand verlieren! Aber was ſeh ich? He Anton! Anton!"

Der Jäger kam.

„Es iſt erſchrecklich! Da hat man meinen Hut auf das Sofa gelegt — tragt ihn fort, in das Nebenzimmer"! Der Jäger gieng, der Bediente ſchmollte, und während ihr Gebieter den Dritten ruft, um aufs neue zu zanken, gewinne ich Zeit, euch zu ſagen, daß ich bey meinem zweyten Schwager, dem Landrath von

Neufels angekommen bin, so eben seinem Poltern zuhörte, heimlich wieder an seiner Thüre umkehrte, und, statt ihn zuerst zu begrüßen, zu meiner Schwester Henriette gieng, in der ich, einer natürlichen Combination zufolge, jetzt weit entfernt war, das Muster einer glücklichen Ehefrau zu suchen. Man erinnert sich noch, daß sie das ausgelassenste, muthwilligste Mädchen unter der Sonne war, die niemand auf der Welt mit ihren Launen verschonte, jedermann neckte, und alle mit Heiterkeit und Frohsinn beseelte. Aber, durch Alfons belehrt, staunte ich nicht mehr, wie ich auch sie vollkommen umgewandelt fand.

Ein schreyendes unbändiges Kind an jeder Seite hängend, ein drittes auf ihren Armen sich bäumend, die Augen in Thränen, halbe Begrüßungen auf den Lippen, so kam Henriette mir entgegen, die einst mehr hüpfte als gieng, mehr lachte als ernsthaft sprach.

„Was ists Henriette"? rief ich, als ich

nach der erſten Begrüſung mich aus ihren Armen wand.

Mein Zuruf öffnete die Thränenſchleuſen noch mehr; laut fieng ſie an zu ſchluchzen, und ihre Lippen blieben ſtumm. Ich nahm die Schreyhälſe von ihrer Seite, trug ſie einer Kammerfrau zu, gieng mit ihr in ein anderes Zimmer, und drang in ſie, ihrem Schmerze Luft zu machen. Sie hörte endlich auf zu weinen, und ſeufzte nun leiſe: Ach Bruder!

„Liebe Henriette", ſagte ich ungeduldig, „ſoll ich dich bedauern, dir helfen, wenn ich kann, ſo bitte ich dich, laß mich Worte, ſtatt unzuſammenhängender, unverſtändlicher Töne hören."

„Mein Mann! Ach ich Unglückliche!"

Ruht da das Räthſel? Ich errieth es halb und halb.

„Meine Kinder" : . . .

„Nun die leben wahrlich noch laut genug!"

Mein Ernſt löste ſich in ein unwillkührliches Lächeln auf.

„Und du ſpotteſt, Emanuel"? fragte ſie kläglich.

„Deute es nicht ſo, Henriette. Was biſt du in dieſem Hauſe?"

„Ach Bruder — die erſte Magd!"

Ich biß die Zähne übereinander.

„Ich bin ein ſehr, ſehr unglückliches Weib!"

„Das lehren mich dieſe Thränen!"

„Wie er mich ſonſt anbetete!"

„Ja dieſe Anbeter! Um das Mädchen hüpfen ſie wie Amoretten, Schmetterlingen gleich ſchwärmen ſie um die Blüthe; aber iſt es ihnen endlich gelungen, ſitzen ſie auf dem Kelche und haben ſeinen Duft geſogen, ſo weht der ſchöne Staub von den Flügeln, und die häßliche Raupe läßt ſich ſehn."

„Welchen Himmel er mich hoffen ließ — welche ſelige Zukunft ich träumte!"

„Und du erwachteſt?"

„Im Elend. Du weiſt es, Emanuel, wie froh, wie glücklich ich im Zirkel unſers väterlichen Hauſes war. Wenn Alfons ſeine Schäferromane ſpielte, war ich es, die ihn verſpottete; wenn Fernande ſo ſchwärmeriſch mit ihrem Adolph ſich den Entzückungen ihrer tauben Zärtlichkeit überließ, dann neckte ich ſie, und freute mich meiner Freyheit. Wie wir in der Reſidenz anlangten, warben mehrere Männer um meine Hand; aber ich konnte mich nicht entſchließen, meiner Unabhängigkeit zu entſagen, und ließ ſie alle unerhört. Es entgieng mir nicht, daß ſie mich um Gelde meines Vaters angelten, und mich nur als eine mit zunehmende, Zugabe umfahn. Ich hatte die Grille, nur einem Manne meine Hand und mein Herz ſchenken zu wollen, der mich um meiner ſelbſt willen liebte; und fände ich dieſen nicht, ſo wollte ich lieber auf immer meine Freyheit bewahren, ſelbſt auf die Gefahr als das zu ſterben, was man am meiſten verlacht, als eine alte Jungfer.“

„Aber Henriette", unterbrach ich sie, „wie konntest du dir Beurtheilung genug zutrauen, hier richtig und ohne Eigenliebe zu entscheiden? Eigennutz ist es, der in unserm finstern Jahrhundert die meisten Ehen schließt; und so fein, so schlau weiß er sich in tausend gefällige Hüllen zu verstecken, daß man ihn nie erkennen kann. Welche Hoffnung durftest du, ein Mädchen ohne eigentliche Kenntniß der Welt nähren, einen so dichten Schleyer vor deinem Auge zerrinnen zu sehn! Solche Träume mögen schon manches Weib gewiegt haben, aber, mit seltnen Ausnahmen, sind wohl Alle erwacht."

„Es liegt eine bittre Wahrheit in diesen Worten, Emanuel; und auch ich habe sie, aber zu spät erkannt. Inzwischen suchte mein jetziger Gemahl den Zutritt in unserm Hause; und nicht lange, so entgieng es mir nicht, daß er um meinetwillen diesen Schritt gethan hatte. Ich hatte ihn schon einigemale in Gesellschaften

gesehn, einigemale auf Bällen mit ihm getanzt; aber noch fühlte ich nichts für ihn, höchstens einen flüchtigen Eindruck, den seine männliche Schönheit auf mich, wie auf alle die ihn sahen, machte. Es lag eine gewisse ernste Ruhe in seinem Wesen, die mir sehr gefiel; sichtlich ragte er über alle Gecken, die mich umflatterten, empor; sein Betragen blieb sich immer gleich, und, ohne ihn noch zu lieben, konnte ich ihm eine hohe Werthschätzung nicht versagen. Ich merkte es wohl, daß er mich verstohlen liebte, und ich hätte nicht Weib seyn müssen, wenn ich die heimlichen Blicke, die er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf mich heftete, nicht bemerkte und nicht gedeutet hätte. Allmählich fühlte auch ich mich an ihn gezogen; der Muthwille, mit dem ich ihn, und alle die mich umgaben, geplagt hatte, wich einem sinnenden Ernste; und wie ich die Natur meiner Gefühle untersuchte, so konnte ich mir den Wunsch, die Gattin dieses Mannes zu seyn,

der nur in mir lebte, nicht verbergen. Mehr aber kam ich über meine Empfindungen zur Richtigkeit, als er auf einige Wochen verreiste. Jetzt erst erkannte ich ganz, wie theuer er mir war; ich fühlte eine gewisse Leere in mir und um mich, die ich mir selbst nicht gestehn mochte, und ein hohes Verlangen nach seinen geistvollen Unterhaltungen und ihm selbst. Ich war froh, unendlich froh, als er wieder da war, und diese Heiterkeit in meinem Auge schien sein Triumph zu seyn. Der Augenblick, auf den ich nun sehnsuchtsvoll hoffte, kam endlich; er gestand mir seine Liebe; und daß ich dies Geständniß mit Wonne aufnahm, von jetzt an nur in dem Gedanken lebte, ganz ihm angehören zu sollen, in seinem Glücke das meinige zu finden, und aus dem meinigen das seine zu schaffen, wie leicht errathst du das."

Von jetzt an war jeder Tag ein Freudenhimmel für mich, und ich habe keine Worte, dir mein Glück, und die rosige Farbe, die

alle meine ſchönen Hoffnungen für die Zukunft trugen, zu beſchreiben. Er drang in mich, die Vermählung zu beſchleunigen; aber ich ſetzte ſie hinaus bis in den Winter. Es war der letzte Sommer in dem der jungfräuliche Kranz um meine Locken ſpielte; es war der letzte Herbſt, den ich im Flügelkleide als Mädchen durchtanzte, und wenn das Laub von den Bäumen fiel, wollte ich den Kreis meiner Geſpielinnen verlaſſen, und in die neue Welt, die mich erwartete, eintreten. Der feyerliche Tag kam endlich, ich wurde Gattin, und eine kurze Roſenzeit fieng an mir zu lächeln. Es entſchwanden einige Monate; Neufels ſchien immer noch keinen Willen zu kennen, als den meinigen. Kein Glück wie das, welches er in meinem Auge las, und ich fieng an, mich für das glücklichſte Weib der Erde zu halten. Aber ach! wie früh zerrann dieſer glückliche Traum, der mich beſeligte."

„Der erſte häßliche Zug den ich in ſeinem

Charakter bemerkte, war ein widerlicher Geiz, den er in den Flitterwochen zwar mir zu verbergen gesucht hatte, der sich aber jetzt gar nicht mehr verstellte, und auf alle mögliche Weise mich quälte. Eben so verhaßt war mir seine übertriebene Ordnungsliebe, die in ein unangenehmes Extrem ausgeartet war, und mit der er alles peinigt, was ihn umgiebt. Ich machte ihm Vorstellungen, sie waren umsonst; ich bat, er setzte mir Trotz entgegen; ich weinte, und er lästerte Weiberthränen. Kurz, mein geträumtes Paradies war entschwunden; ich erwachte im Elend, und erkannte mit jedem Augenblick mehr, daß das bitterste Loos auf Erden, eine unglückliche Ehe, das meinige geworden sey. Alle liebenswerthen Eigenschaften, die ich einst an ihm geschätzt hatte, schienen in die entgegengesetzten Extreme übergegangen zu seyn. Liebte ich einst den sanften Gleichmuth, der aus seinen Handlungen und Worten sprach, so haßte ich

jetzt sein ewiges Poltern. Schätzte ich einst seinen ruhigen Ernst, den wir so sehr an den Männern lieben, so verwünschte ich jetzt seine aufbrausende Hitze. Tag und Nacht wird er nicht müde zu zanken, und hat er keine gegründeten Ursachen, so sind es Fantome, die er aus der Luft greift. Sein Vermögen durch das meinige zu vermehren, Erben eines Namens zu bekommen, auf den er stolz ist, ohne ihn zu ehren, eine Frau für sein Haus, nicht für sein Herz zu nehmen, das waren die Gründe, um derentwillen er sich zur Ehe entschloß, und die er so fein verbarg — und ich Unglückliche war vom Schicksal bestimmt, an ihn gefesselt, durch ihn unglücklich zu werden, und eine kurze selige Täuschung, mit einer langen schmerzvollen Reue zu bezahlen."

„Arme Henriette", sagte ich, als sie ihr klägliches Beschwerdenregister mit einem Seufzer endete; „das ist das Schicksal der meisten Ehen, und ich habe nur die Wiederholung

einer bekannten Geſchichte gehört. Mit Roſen und Blüthen ſcheint anfangs Hymens Kette umwunden, aber mit jedem Tage fällt eins der farbigen Blätter mehr ab; zuletzt ſinken alle Blumen in Staub, und nichts bleibt, wie die eiſerne Feſſel, die um ſo härter drückt, je mehr man ihre Unauflöslichkeit fühlt."

Sie ſeufzte; ihr Auge füllte ſich aufs Neue mit Thränen.

„Aber Henriette, muß ich dich, die du ein Weib biſt, lehren, wie man Männer beſiegt? Füge dich in ſeine Laune und ſchmeichle ihm durch ſcheinbare Unterwerfung. Das Weib iſt der ſchwächere Theil, und kann es nicht durch Stärke ſiegen, ſo ſiege es durch Liſt. Unmerklich leite ihn zu dem, was du willſt, leiſe ſchlage die Feſſel über ſeinen Nacken — ein wenig Reſignation, ein wenig Coquetterie, und du ſchaffſt aus ihm, wenn du klug biſt, was du willſt, und kannſt dann ſchon mit ſtärkerer Hand die Feſſel vollends zuſammen-

ziehn. Lebe wohl, ich gehe jetzt, mit deinem Manne zu reden."

Ich gieng zu ihm, und fand ihn emsig beschäftigt, einige Staubkörnchen von seinen Büchern zu kehren. „Willkommen, Bruder Landrath", sagte ich, und schüttelte ihm die Hand.

Er nahm stillschweigend den Hut von dem Tische, auf den ich ihn gelegt hatte, hieng ihn an die Wand, und umarmte mich dann etwas ceremonieus.

„Ey du ausserordentlich Ordentlicher", sagte ich lächelnd.

„Ordnung hält die Welt zusammen, Emanuel!"

„Da hast du Recht — aber wenn auch dein ganzes Haus durch sie verbunden ist, so scheint es mir doch, es wäre besser, daß du mit deiner Frau inniger vereint wärst, und über die Nebensache nicht die Hauptsache vergäßest.

„Hast du Henrietten gesprochen"? fragte er ernst.

„Ich habe es, und leider sie nicht so glücklich und froh gefunden, wie ich sie einst kannte, und sie noch zu finden hoffte. An wem mag die Schuld liegen?"

„An ihr", sagte er kalt.

„Du sagst das sehr zuversichtlich. Sie behauptet das Gegentheil von dir, und es wird nun darauf ankommen, wer es mit Recht thut. Laß sehn, was hast du gegen sie?"

„Kleinigkeiten, lieber Bruder. Mein ganzes häusliches Unglück reducirt sich auf Kleinigkeiten, denn mit diesem Namen stempelt meine Frau alles, was ich ihr vorwerfe. Ich hatte eine häusliche Gattin in ihr erwartet, und was fand ich? Nur wenn sie von einem Vergnügen zum andern schwärmen, von einem Wirbel in den andern eilen, von einem Rausche in den andern sich stürzen konnte, nur dann war, und ist sie in ihrem Element. Kein

Ball, keine Redoute, kein Caſino ohne Henriette. Machte ich ihr Vorſtellungen, ſo trillerte ſie ein Liedchen, wunderte ſich, wie ich ſo viel Aufhebens über eine ſolche Kleinigkeit machen könne; und wenn ſie einmal meinen Bitten nachgab, und zu Hauſe blieb, ſo war die ſchöne, die geiſtreiche, die witzige Henriette das allerunerträglichſte Geſchöpf auf Erden."

„Du weiſt, daß die Natur ihr leider die Gabe eines nicht ſelten treffenden Witzes geſchenkt hat. Sie weiß ſich viel darauf, und iſt nur dann froh, wenn ſie ihn ſpielen laſſen, und ihre Eigenſchaften in ein helles Licht ſtellen kann. In ihrem Hauſe findet ſie keine Gelegenheit dazu; ſie ſucht ſie alſo in Geſellſchaften, zieht einen Kreis von jungen Männern um ſich herum, die ſie mit ihren brennenden Augen gerne zu Narren machen möchte, und findet in ihren ſchreyenden Lobeserhebungen den ſchönſten Triumph. Mache ich ihr Vorſtellungen, ſo bin ich ein Tyrann, weil ich

solche Kleinigkeiten rüge, und werde eifersüchtig gescholten, wenn ich sie an die ersten Regeln der Decenz erinnre, deren Verstoß das Frauenzimmer mit dem Heiligsten, was es hat, mit seinem Ruf bezahlen muß."

„Zeigt die Rückseite ein solches Bild", dachte ich bey mir selbst. „O Weiber! Weiber!"

„Ihre Launen, ihre Grillen, deren Namen Legion heißt, und die zu befriedigen ihr Vermögen verschlungen, und ich an den Bettelstab geführt werden müßte, nennt sie sämtlich Kleinigkeiten, und meine weise Sparsamkeit heißt Geiz; mein Wunsch, alles durch natürliche Ordnung vereint zu seyn, ein unausstehliches Extrem."

„Halt, lieber Landrath", dachte ich bey mir selbst, „in diesem, aber freylich dem unwichtigsten Punkte, mag mein Schwesterchen nicht Unrecht haben."

„So lebten wir ein Jahr, als Henriette mir das erste Kind gebahr. Ich dachte, daß

dies heilige Band der Natur sie inniger an mich knüpfen, und zu meinem Herzen zurückführen solle; aber ich hatte mich betrogen. Nach wie vor war sie mürrisch und übelgelaunt gegen mich. Zwar ließ sie auſſer meinem Hauſe den lächelnden Frohſinn um ihre Lippen ſchweben, war heiter und aufgeräumt; aber nur für Fremde hatte sie dieſe Tugenden; in welcher Geſtalt ſie dem Manne ſich zeigte, war ihr gleich."

„Eine Eheſtandsgeſchichte, wie man ſie alle Tage findet. Aber lieber Bruder, Henriette führt das nemliche Klagelied; wem von euch beyden ſoll ich glauben? Am billigſten bin ich wohl, wenn ich euch gleiche Schuld zumeſſe."

„Glaube es, aber wirf einen aufmerkſamen Blick auf uns, beobachte uns beyde, und fälle dann das Urtheil. Ich glaubte endlich mein häusliches Glück nicht theuer genug erkaufen zu können, und nahm mir vor, ihren Launen, ſo viel wie möglich, nachzugeben, und ihre

Wünſche in Wirklichkeit umzuſchaffen. Ich verdoppelte meine Aufmerkſamkeit für ſie, und huldigte ihrer Eitelkeit durch einen vergrößerten Aufwand, weil ich Erkenntlichkeit für ein Benehmen hoffte, welches ſie nicht erwarten konnte. Aber ihre Wünſche kannten nur Stufen, keine Gipfel; und ſtand ſie auf einer, flugs ſah ſie von dieſer eine andre. Heute war es ein Spitzenkleid, morgen ein Equipage, dann ein Poſtzug, nächſtdem eine andre Kleinigkeit, wie ſie es nannte, und endlich ſah ich, daß ich ein Bettler werden mußte, wenn ich ihr länger nachgab. Ich erkaufte mir durch die größten Opfer nichts, als Augenblicke, in denen ſie mich durch Liebkoſungen beglückte, und endlich mußte ich aufhören, ihre Grillen zu befriedigen, und zur Strenge meine Zuflucht nehmen. Der Augenblick, vor dem ich ſo lange gezittert hatte, der einer vollkommnen Zwietracht, war jetzt da; ich war vollkommen unglücklich, und ich verwünſchte den Augen-

blick, wo ich den Entſchluß faßte, meinen Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen."

„Armer Teufels!"

„O du haſt Recht, wenn du mich beklagſt; denn niemand hat man mehr Urſache zu bedauern, wie einen Mann, der, mit den gerechteſten Anſprüchen auf häusliches Glück, der Unglücklichſte unter der Sonne ward. Da ſieht er ein Mädchen, glaubt in ihr das Glück ſeines Lebens zu finden, und reicht ihr froh die Hand zum Bunde. Aber was iſt es? Hat ſie ihren Wunſch, Bekittung vor dem Altar, Verſorgung und Genuß erreicht, ſo ſitzt ſie dem armen Opferthiere auf dem Nacken, und jagt ihn durch Buſch und Dorn. Und bey dieſem Quälen geht ſie planmäßig zu Werke, ſo wie denn Xantippe ihre Schule weit glücklicher fortgeſetzt hat, als Socrates die ſeinige. Den ſanftmüthigſten Mann machen dieſe Geſchöpfe endlich raſend, und wenn unſre Vorfahren

Hexen verbrannten, ſo glaube ich, geſchah es, um die Zahl dieſer Furien zu vermindern."

„Unglücklicher Märtyrer!"

„Da ſingen die Dichter, in ihrer nüchternen Begeiſterung, beym Waſſerglaſe vom Glücke, das die Weiber mit ſanften Händen ſpenden, von den Roſen, mit denen ſie uns lieblich bekränzen, von der Seligkeit, die ſie dem Manne ſchenken; aber wo exiſtirt dies alles, als in ihrem Kopfe? Und wenn ſie von ihrem dürren Pegaſus ſpringen, und unter die Füße ihrer Weiber gerathen, falls der Himmel ſie mit dieſer Plage heimgeſucht hat, ſo frage ſie wieder und höre, ob ſie nicht ihre eignen Worte als Lüge verdammen, die ſie nicht ausſtreichen, weil ſie vielleicht gut geſagt ſind, und ſchön klingen. O! als Mädchen locken, bezaubern, umwickeln ſie uns; aber ſind wir gefeſſelt — hu! dann ſchütteln ſie die Kette, und wir ſehn mit zagendem Herzen, daß, was wir vorher für Blumengewinde hielten, mit

denen wir uns gerne binden lassen wollten, nichts als Eisen ist, welches uns drückt."

„So spricht ein Ehemann", dachte ich bey mir selbst? „Und Henriette war nicht die schlimmste der Schlimmen — ich kannte sie als Mädchen, sie war das anspruchloseste, lieblichste Geschöpf, mit ewig neuem Frohsinn; und nun sie Gattin heißt, sinken alle diese Tugenden hin? Wer löst dies Räthsel, wenn es zu lösen ist? O Alfons! Alfons! wohl hattest du Recht — besser, dreyfach besser ein Hagestolzer, denn ein Ehemann! Wo soll man noch häusliches Glück finden? Selbst verschmähen sie es, wie Fernande — oder selbst untergraben sie es, wie Henriette — und alle täuschen sie!" — Alle? fragte ich mich selbst, und ich wiederholte mir es still, aber fest, wie das Bild der verführerischen Heloise, der begehrenden Laura, der mit Worten spielenden Alma, und der coquetten Therese vor mein

Auge traten. Aber im Hintergrunde ſah ich plötzlich Juliens Geſtalt, und mit thränenden Augen bat ich ihr ab.

„Du hatteſt wohl Recht, Alſons", ſagte ich mir ſelbſt — „in der Einſamkeit blüht das Glück deſſen, der aus dem Gewirre ein verwundetes Herz mitbrachte. Auf deinen Aeckern biſt du ſicher vor ihren Verfolgungen; ich will deinem Beyſpiele folgen, und in abgeſchiedner Stille mich begraben!"

Ich kaufte ein Haus in der Vorſtadt, ſetzte die Verbindung mit meinem Schwager nur ſparſam fort, und lebte allein den Wiſſenſchaften und meinen Lieblingsbeſchäftigungen. Von weitem nur ſah ich dem ewig ſich kreuzenden Drängen und Treiben der Menſchen zu, und nur die Ahnungen deſſen, was künftig das Schickſal über mich verhängen könne, nur ein bewölkter Blick in die Ferne, waren es, die meine Ruhe unterbrachen. O warum drängen Ahnungen, dieſes Regen ungewiſſer Wünſche, unwillkührlich ſich in jede Ferne?

Jeder Abend iſt ein Niederſinken des Vergehenden in ein unendliches Meer. Allein, im Verrinnen des Lichtes, ſtehn wir verlaſſen mit jedem ſchwindenden Strahl, und unſre Zukunft iſt das Geheimniß, das ängſtend groß in ſeinen drohenden Gewölken uns umzieht. O Ferne! Ferne! Geſpielin der Trauer — in deinem Blau webt Hoffnung ihren Schleyer; im Blick auf dich, wie im Blick auf das Grab, findet die Seele Grenzen für ihren Gram, und Erwartung für jeden verfehlten Wunſch! —

So entſchwanden einige Jahre ohne Bedeutung, und ohne Merkwürdigkeit für mich, als ein Zufall mir eine Bekanntſchaft verſchaffte, deren ich nicht vergeſſen darf, und die mich in ein Gewebe von Begebenheiten leitete, die den Anſtrich des Romanhaften in hohem Grade trugen.

Ich gieng eines Tages ſpazieren, als ich am Ende der Vorſtadt an einem kleinen halb zerfallnen Häuschen vorbeygieng, aus dem ein

lautes Schluchzen mir entgegen tönte. Ich eilte hinein, und, o Himmel! welche Scene ſtellte ſich mir dar. Vier in zerrißnen Lumpen gehüllte Kinder lagen auf einem halbverfaulten Strohlager, bey ihnen ein faſt nackendes Weib, die vergebens ihre Blöße zu decken ſuchte, und laut weinte. Es war ein Bild der bitterſten Armuth, und das erſchütterte mich tief. Das Weib ſank kraftlos und ohnmächtig zurück, wie ich eintrat; ich eilte zurück auf die Straße, um jemanden zu ſuchen, der mir beyſtände, und ſtieß auf einen Mann von mittlern Jahren und angenehmer Geſichtsbildung, der eben vorbeygieng. „O kommen Sie, mein Herr", rief ich ihm lebhaft zu, „kommen Sie, einer leidenden Familie, die auf der höchſten Stufe des Elends iſt, zu helfen!"

Er ſah mich befremdet an; dann aber folgte er mir und wandte ſich ſchaudernd um, wie er eintrat. Unſre vereinten Bemühungen riefen den Ohnmächtigen ins Leben zurück; wir hörten

ihre traurige Geſchichte, und bebten zurück, wie ſie uns betheuerte, daß ſie mit ihren unglücklichen Kindern ſchon ſeit acht Tagen von nichts als Wurzeln des Feldes gelebt habe. Wir ließen ihr eine Geldſumme zurück, die im Stande war, ſie auf Monate vor Mangel zu ſchützen, und entfernten uns endlich mit dem Verſprechen, ferner für ſie zu ſorgen.

„O Himmel"! rief ich, wie ich drauſſen war, „welch eine entſetzliche Scene! Ein ſolcher Anblick verwundet das Gefühl bis auf das Innerſte!"

„Und doch", erwiederte der Fremde, „doch ſind tauſend Menſchen, die über ein geknicktes Gänſeblümchen weinen, und Verzuckungen beym Anblick eines todten Vogels bekommen, im Stande, fühllos und ohne Thränen, dieſe und noch ſchauderhaftere Auftritte zu ſehen!"

„Nein"! rief ich heftig. „Nein! O Gott, wäre es denkbar!"

„Nicht denkbar allein", erwiederte er kalt,

„es ist! Der Armuth spart die Welt ihre ganze Geringschätzung auf. Sie verzeiht den Lastern, der gemeinen Abkunft, lächerlichen Ansprüchen, kurz Allem — nur dem Elende nicht. Dies ist ein Uebel, welches alle übrigen einschließt. Die Götter der Erde wenden den Blick davon ab, die Großen halten es ihrer Aufmerksamkeit für unwerth, die Geringen fliehn, und Alle fürchten es."

Ein prächtiger Staatswagen rollte in diesem Augenblicke an uns vorbey, und wir hatten eben Zeit genug, durch einen raschen Seitensprung den Rädern zu entgehn. Ein bestern: der Mäcenat saß drinnen, und grüßte durch ein gnädiges Kopfnicken.

„Da sehn Sie", fuhr der Fremde fort, „ein Gegenstück zu meiner Behauptung. So wie man die Armuth ärger flieht als die Pest, so hoch schätzt man den Reichthum und sein schimmerndes Gefolge. Er verschönert die Häßlichkeit, ersetzt Großmuth durch Pracht,

ist Mittel gegen und für Alles." — Es war der Minister von Hohnhorst, der eben an uns vorbey fuhr. Keck kann man behaupten, daß es ein schwieriges Geschäft wäre, zwischen dem Nord- und Südpol ein einfältigeres und doch aufgeblaseneres Geschöpf zu finden, wie er; aber er ist reich — Verwandte bahnten ihm den Weg zu Ehrenstellen, sein Gold ersetzte die fehlende Unze Gehirn, und während der verdienstvolle Arme sorgenvoll am Wege schleicht, prangt er im vergoldeten Wagen, und schwimmt im Meere des Ueberflusses."

„Es ist hart", seufzte ich bekümmert.

„Aber bin ich nicht ein Thor"? fuhr er lächelnd fort — „was nützen diese Klagen, die Räder der großen Maschine gehn doch ihren Gang; die Welt wird nach Jahrhunderten in diesen Punkten bleiben, wie sie jetzt ist, und unsre Wünsche ändern das so wenig, wie der Kiesel des Knaben den Mond erreicht und herabstürzt. Wir wollen unserem Gespräche

eine profaischere Wendung geben — wer sind Sie?"

Ich nannte mich.

„Und ich", fuhr er fort, „bin der Graf la Franchi aus Florenz. Ich hörte von Ihnen, wie Sie den Hof zu D*****n verließen, und freue mich Ihrer Bekanntschaft. Aber wir haben uns auf eine so merkwürdige Art kennen gelernt, daß wir diese Bekanntschaft fortsetzen müssen. Wir wollen wünschen, daß wir jeden Tag Gelegenheit finden, sie so würdig fortzusetzen, wie sie angeknüpft ist; bis dahin begleiten Sie mich zu meiner Schwester. Es ist ein frohes harmloses Geschöpf, und Sie werden ihre Bekanntschaft vielleicht nicht ungerne machen". An seinem Arme gieng ich in seine Wohnung, und begleitete ihn auf seine Zimmer, über deren sonderbare Decoration ich erstaunte. Die Wände waren mit schwarzer Seide bekleidet; im Hintergrunde war eine weitläuftige Nische, und diese bedeckte ein

aſchgrauer mit Roſen geſtickter Vorhang. Umher waren einige Gemälde von Meiſtern, und beſonders eine Madonna mit dem göttlichen Kinde, deren Anblick mich zur höchſten Rührung hinriß. Es lag eine ſo zarte Weiblichkeit, eine ſo ſüße Schwermuth in dem himmliſchen Geſicht, daß man hätte niederfallen und anbeten mögen. Auf dem Schreibtiſche lagen in zierlichen Einbänden die erſten italieniſchen Claſſiker, und darüber hieng ein Crucifix, das ruhig und groß auf uns herabzuſehn ſchien. Es war eine ſonderbare Stimmung, die mich bey dieſen Umgebungen ergriff, und die Gefühle, die in mir erwachten, waren erhebend. Ich ſagte das dem Grafen.

„Auch mir iſt hier wohl", antwortete er, „und wenn ich die unterirdiſche Welt des Dante und die freundliche des Petrarca hervorrufe — wenn meine Fiametta mit ihrem lieblichen Geſange den Flügel begleitet, ach ja — dann vergeſſe ich ſelbſt, daß ich nicht in Italien bin!"

„Bietet Ihnen denn", fragte ich, „mein Vaterland gar keinen Erſatz an?"

„Wären Sie in Italien geweſen", antwortete er ernſt, „Sie fragten das nicht. Ach! da unten im freundlichen Süden weht eine beſſere liebliche Luft; die Menſchen fühlen tiefer wie hier, und alles trägt eine roſigere Farbe. Aber ſieh du — Fiametta!"

Die Thüre öffnete ſich, und eintrat eine weibliche Geſtalt; o wo nehme ich Worte, um ihre Reize zu ſchildern? Ein ſchönes Oval mit zwey funkelnden Augen, deren Strahl durch eine ſüße Wehmuth, die darinn ſchwamm gemildert wurde; ein juneniſcher Wuchs, reiche blonde Locken, die um die liebliche Geſtalt voll Ebenmaaß und Fülle flotterten; ein ſchwebender Gang, eine reizende Haltung — ich war verwirrt bey ihrem Anblick. —

„Ich bringe dir, liebe Schweſter", ſagte der Graf, „einen neuen Freund, den der Zufall mir ſchenkte." Er ſtellte mich ihr vor.

„Dem Zufall nur, verdankst du ein so wichtiges Geschenk"? sagte sie lächelnd, indem sie mich mit unnachahmlicher Grazie begrüßte. „Aber sey es, was es sey, wenn die Freunde des Bruders auch die der Schwester werden, wie es billig ist, so lassen Sie uns ihm Dank wissen, ohne zu schmollen!" Sie reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen zu führen wagte.

„Und welch ein Zufall, Ziametta"! fuhr der Graf fort. „Wir beyde sahen uns nie, und eine unglückliche Familie, von der wir eben so wenig etwas wußten, mußte das Mittel seyn, uns zu vereinigen!"

„Eine Unglückliche"? fragte sie — und an die Stelle des Lächelns trat ein trauriger Ernst.

„Nicht unglücklich allein, auf der letzten Stufe des höchsten Elends, das keine Menschenzunge faßt". Er beschrieb ihr die Scene, und eine Thräne trat in ihr Auge. So weinen Engel, dachte ich bey mir selbst, und hätte

viel darum gegeben, hätte ich sie wegküssen dürfen, die schöne Zähre. „Und ist ihnen geholfen"? fragte sie schnell.

„Würdest du uns sonst wohl so ruhig darüber reden hören?"

„Verzeih, Carlos! Aber ihr Männer versteht euch wenig auf das wahre Helfen. Von heftiger Rührung ergriffen spendet ihr Gold, und seht nicht, daß ihr die Quelle des Mangels nur augenblicklich verstopft. Wir Weiber verstehn das besser, ahnen die kleinen aber wichtigen Bedürfnisse leichter, und befriedigen sie eher. Du wirst mich hinführen, mein Bruder; denn unmöglich kann ich dir das Verdienst, eine gute That gethan zu haben, allein überlassen."

„Deine Schwäche, Fiametta — deine zarten Nerven! ... die Schrecknisse eines solchen Anblicks sind nicht für ein feinfühlendes Mädchen, und dieser Anblick würde lange nicht in deiner Seele erlöschen!"

„Willst du mich böse machen"? fragte sie

zärtlich. „Aber euer Abentheuer hat mich traurig gemacht, und Wolken dulde ich nicht gerne auf meiner Stirne". Damit eilte sie zum Flügel, sang und spielte ein fröhliches Liedchen, und wandte sich dann wieder schäkernd zu uns. Mein Auge hieng unwillkührlich fest auf die süsse Zauberin gebannt, und mein Ohr verschlang jedes ihrer Worte. „Kommen Sie bald wieder", sagte sie lächelnd, wie ich schied; und es bedurfte dieser Bitte wahrlich nicht erst.

Es war nicht erwachende Liebe, es war kein Gefühl der Art, wenigstens war ich es mir nicht bewußt; aber wer fühlt sich nicht sehnsüchtig an die Nähe eines schönen und interessanten Weibes gezogen?

Der Graf war einer der geistvollsten Männer die ich je gesehn hatte, und schon sein Aeusseres kundete den gebildeten, fühlenden Mann an. Hoher Ernst lag auf seiner Stirne; tiefe, nicht von der Oberfläche geschöpfte Kenntniß der Welt und der Menschen sprach aus jedem seiner

Worte; er haßte die ränkevollen Spiele der Welt, in der er ſich oft und vielfältig herumgetrieben hatte, und er verachtete die Menſchen gewöhnlichen Schlages, aber er ließ ſie dieſe Verachtung nie empfinden. Sein Scharfblick war bewundernswürdig, und da er in manchen Lagen geweſen war, ſo beſaß er einen ſchnellen Tact die Menſchen, mit denen er umgieng, zu beurtheilen, und nur ſelten betrog er ſich in ſeinen Reſultaten. Gerne und anhaltend beſchäftigte er ſich mit den ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften, und ſeine Aeuſſerungen waren nicht ſelten myſtiſch und mir unverſtändlich. Seine Geſchichte war ſeltſam, und als ich ihn näher kannte, theilte er ſie mir mit. Ich begebe mich jedes Urtheils und jedes Zuſatzes darüber.

Die Familie la Franchi aus der ich stamme, so erzählte er mir einst, ist die bekannteste und erste in Florenz. Mein Vater hatte einige Zeit im Felde, nachher im Cabinette, und in beyden mit gleichem Ruhme gedient. Ich war sein Abgott, und da zwey meiner Brüder in früher Jugend gestorben waren, so theilte er nun seine ganze Zärtlichkeit zwischen mir und meiner Schwester Fiametta. Alles nur mögliche verwandte er auf meine Bildung, und nach einem Jahre sollte ich nach seinem Plane das Ausland und die vorzüglichsten deutschen Höfe bereisen, als eine für unser Haus so merkwürdige als unglückliche Epoche eintrat. Sie begann mit dem Eintritte eines Genuesers Namens Nicolsti in dasselbe, der Empfehlungsschreiben an meinen Vater mitbrachte, und bald unser unzertrennlicher Gesellschafter war. Es war schon im Spätherbste seines

Lebens und einer der schönsten Greise die ich jemals sah, so wie einer der interessantesten Männer. Tiefer Gram leuchtete aus seinen Augen, und seine Lebensgeschichte war eine Anhäufung der unglücklichsten tragischen Begebenheiten, so daß man staunte, wie ein Mensch sie habe tragen können, ohne zu erliegen. Mit nassen Augen erzählte er sie uns einst, und schloß mit den Worten: Und um so unglücklicher bin ich, weil dieses lastende Gefühl mich nie verlassen wird, da der Stachel des Todes zu schwach ist, mich zu verletzen."

„Wie"? fragte mein Vater erstaunt, und starrte ihn an.

„Nur zu wahr", fuhr er fort. „Dieses Blut, welches in meinen Adern rollt, wird nie versiegen; ich bin mit der Unsterblichkeit vermählt." Dann brach er plötzlich ab, beantwortete alle Fragen einsylbig, und entfernte sich bald darauf. Mir schienen diese Worte sinnlos, und ich fieng an, einen überspannten

Schwärmer in ihm zu ahnen; aber mein Vater griff sie mit großer Begierde auf, und grübelte lange über ihren wahren und möglichen Sinn. Nicolsti wurde mit jedem Tage mehr sein Freund, und die Ursache einer auffallenden Veränderung, die mit ihm vorgieng. Tage lang verschloß er sich mit ihm in einem Gartenhause, und keiner von uns konnte es ergründen, was dies Gebäude für Geheimnisse in sich begrub, die, wie es schien, sich dem Lichte entziehn mußten. Es war mir unmöglich, die Wahrheit zu erforschen. Alle Kraft meines Geistes bot ich auf, um darüber nachzudenken; ließ alle nur mögliche Fälle vor meiner Einbildungskraft vorübergehn, und blieb immer nur bey Vermuthungen stehn, die keine Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Mit der kindlichsten Ehrfurcht warf ich mich in die Arme meines Vaters, und beschwor ihn, mir das Mystische seines Betragens aufzuklären; aber er umarmte mich nur, und sagte bedeutend:

„Ich gehe mit Dingen um, die dein Geist nicht fassen kann!“

Ein Zufall lüftete den Schleyer, aber nur halb. Nicolsti war mit meinem Vater wie gewöhnlich eingeschlossen, verließ nach mehrern Stunden das Häuschen, gieng in tiefem Gespräch mit ihm im Garten umher, und schied endlich, wie es schien, mit einer sichtbaren Freude. Auch mein Vater war ungewöhnlich froh, und gieng in starker Bewegung, die die Annäherung irgend eines entscheidenden Augenblickes verrieth, umher, als er plötzlich abgerufen wurde. Einer der nächsten Verwandten unseres Hauses war plötzlich erkrankt, und wünschte ihn vor seinem Ende zu sehn.

In der Eile, in der mein Vater sich entfernt hatte, hatte er vergessen den Riegel vor die Thüre zu schieben, und den Schlüssel zu sich zu nehmen. Ich benutzte den günstigen Augenblick, öffnete mit klopfendem Herzen das Gebäude, und trat mit dem Zittern des Ver

trechers hinein. Und was ſah ich? Meine Sinne ſtanden mir ſtill; der Knoten den ich gelöst zu ſehn gehofft hatte, ward noch verwickelter geſchürzt, das Räthſel noch ſchwieriger zu entziefern. Ein mattes Dunkel herrſchte, obgleich es erſt hoher Nachmittag war, im Zimmer, das nur durch eine einzige kleine Lampe ſparſam erhellt ward. Die Wände waren ſchwarz ausgeſchlagen, auf dem Boden waren engere und weitere Kreiſe gezogen, und allenthalben waren, mir unverſtändliche Hieroglyphen angebracht, die das ohnehin ſchon Schauerliche des Ortes mehr noch hoben. Es kam mir vor, als ob ich im Gemach eines Geiſterbeſchwörers ſey; die ſeltſamſten Ahnungen ſtiegen in mir auf, ein Labyrinth von Zweifeln und Vermuthungen verwirrte mich, und ich konnte keinen Sinn in die abentheuerlichen grotesken Erſcheinungen bringen, die ſich mir aufdrängten. Ganz im Hintergrunde erblickte ich eine Niſche, die durch einen ſchwarzen

Schleyer verdeckt wurde. Erwartungsvoll rollte ich ihn auf, aber auch hier fand ich nichts, was mir Gewißheit gab. Auf einem marmornen Tiſche ſah ich mehrere Haufen gemünzten Goldes, Juwelen, Myrtenblätter, und mehrere Fiolen voll geiſtiger Eſſenzen, alles in bunter Unordnung durch einander. Ich wurde noch mehr verwirrt. In einer andern Ecke des Gemachs war ein Herd, auf dem ich verbrannte Kohlen, Schmelztiegel und mehrere Geräthe der Art fand. Das Räthſel ſchien ſich zu löſen. Sollte Nicolſti einer jener Menſchen ſeyn, die den Stein der Weiſen zu bereiten für möglich halten; ſollte unter der myſtiſchen Auſſenſeite, in die er ſich gefliſſentlich hüllte, unter ſeiner ſonderbaren Maske nichts verborgen ſeyn, als ein gewöhnlicher Adept? Es hatte das ſo vieles für, ſo vieles gegen ſich; denn was konnte meinem Vater bey ſeinen bedeutenden Reichthümern an der Bereitung des Goldes liegen? Ein Irrweg ſchien es mir zu ſeyn, auf

dem er wandelte, und ich wollte mit ſtarkem Arm verſuchen, ihn davon zu reiſſen. Spät erſt, als der Abend ſich zu Ende neigte, kehrte mein Vater heim, und in Ricolſti Geſellſchaft. Er ſchien mit Verwirrung den Schlüſſel in der Thüre zu bemerken, eine Verwirrung, die ſich deutlich in ſeiner Miene ſpiegelte. Haſtig trat er ein, und kehrte, nachdem er alles gefunden hatte, wie er es verließ, ruhig zurück. Ich benutzte einen Augenblick, wo Ricolſti ſich entfernte, warf mich in ſeine Arme und beſchwor ihn noch einmal, mir dies Geheimniß zu enthüllen; verlegen ſchwieg er, und verwies mich auf die Zukunft; aber ich wollte den günſtigen Zeitpunkt nicht entſchlüpfen laſſen, und drang um ſo herzlicher in ihn. „Ich habe einen Theil des Geheimniſſes erfahren", fuhr ich fort; „ich war in jenem myſtiſchen Gemach, und ach! was ich ſah vermehrte meine Unruhe."

„Du wagteſt es, Unbeſonnener"! rief er zürnend.

„Ich wagte es, mein Vater, weil ich Ihr Unglück ahne!"

„Unglück"? sagte er ruhig lächelnd. „O mein Sohn, zwey Worte koſtete es mich, wenn meine Zunge nicht gebunden wäre, dich aus dieſem Irrthum zu reiſſen. Statt mein Unglück zu gründen, wie du glaubſt, arbeitet er an meinem Wohle, indem er mich verborgne Kräfte in der Natur auffinden lehrt, durch die ein Glück mir zu Theil werden ſoll, deſſen Größe dein Geiſt nicht zu faſſen fähig iſt, gegen das alle Juwelen, alles Gold der Erde kleinlicher Staub iſt."

Dann verließ er mich ſchnell, kehrte in das Gemach zurück, und gebot mir ſtrenge, ihm nicht zu folgen. Ich hörte, wie er ſich verſchloß. Mit ſchmerzlichen Empfindungen gieng ich im Garten umher. Es war ein ſchwüler Sommertag geweſen, die Hitze war noch ſpät am Abend beklemmend, und löste ſich in ein heftiges Gewitter auf. Unruhig flatterten die

Vögel im Gebüsche; der Regen rauschte nur sanft, und die leuchtenden Blitze erhellten die Dämmerung schauerlich. Das Schauspiel hatte etwas erhabenes, etwas feyerliches für mich, als ein zündender Strahl das Gartenhaus traf. Ich eilte auf die Thüre, um sie zu sprengen, aber die eisernen Bande trotzten meiner jugendlichen Stärke, und drinnen hörte ich meinen Vater laut schreyen, der wahrscheinlich in der Todesangst nicht Besinnung genug hatte, den abgezogenen Schlüssel zu suchen. Ein lautes zischendes Brausen dem mehrere heftige Schläge folgten, ertönte inwendig; eine rothe Flammenwelle, der ein erstickender Dampf vorangieng, wälzte sich aus dem Dache; es war an keine Rettung zu denken — wenige Minuten und das Haus lag in Asche, unter ihr die zerstäubten Gebeine meines unglücklichen Vaters.

Leichenblaß stürzte Nicolsti herbey. Wild ergriff ich ihn bey der Brust und schrie: Dein

Werk iſt dies alles, Verruchter! Aber du ſollſt mit deinem Leben büßen!" Halb ſinnlos ſtieß ich mit meinem Degen nach ſeiner Bruſt; aber die Klinge lag zerſplittert am Boden, er ſtand in erhabener Stellung vor mir, und mein Arm ſank gelähmt zurück. „Ich vergebe dieſe Hitze", ſagte er kalt, „ſie ſchadet mir nicht, denn dieſe Bruſt iſt undurchdringlich. Unglücklicher — Sie ahnen nicht, welch ein Wohlthäter ich Ihrem Vater geworden wäre; aber es ſollte nicht ſeyn, und das Schickſal bezwingt nur die Gottheit"! Er entfernte ſich langſam, und ich wagte nicht ihm zu folgen.

Am folgenden Morgen kam er auf mein Zimmer. „Ich bin Ihnen Aufklärung ſchuldig", ſagte er, „und Sie ſollen ſie haben. Es giebt verborgne Kräfte in der Natur, von denen nur wenig Sterbliche etwas ahnen, und nur Wenige ſind im Stande ſie ſich zu unterwerfen. Adepten und Betrüger haben dieſe Worte zur Aegide ihrer Täuſchungen gemacht;

der Weiſe, der ſie wirklich kennt, beſchränkt ſich darum auf Verborgenheit, und nur wenig Auserwählten theilt er ihren Gebrauch mit. Ihr Vater war Einer aus dieſer ſparſamen Zahl; ich lehrte ihn den Trank der Unſterblichkeit bereiten, und ganz nahe war er an ſeiner Vollendung, als das grauſame Ohngefähr ihn mit ſeinen Blitzen zerſchmetterte."

„Wie"? rief ich erſtaunt. „Wollen Sie mich mit Mährchen blenden?"

„Nicht Mährchen, Carlos", antwortete er gefaßt. „Vielleicht daß ich auch Ihrem Auge einſt den Schleyer hebe, wenn ich Sie geprüft haben werde, und dann werden Sie verſtehn, was jetzt Ihnen dunkel ſcheint." Ich ſchwankte in einem Meere von Zweifeln. Auf der einen Seite zwar der abentheuerliche Sinn ſeiner Worte; auf der andern aber ein Greis, deſſen Haar ſchon ſilberte, ſeine ruhige Zuverſicht, ſeine Kälte bey meinem Widerſpruch — ich wußte ſelbſt nicht wohin ich mich wenden ſollte.

So entſchwanden einige Monate, bis Nicolſti mich in ſeine Geheimniſſe einweihte. —

„Und nun" — unterbrach ich hier den Grafen in ſeiner Erzählung — indem ich ihn mit einem ſtillen Lächeln fixirte — „nicht wahr, Sie fanden, daß auch unter dieſer Maske nichts anders verborgen ſey, als ein gewöhnliches Adept?"

„Sie irren, Emanuel. Indeß was er mich lehrte, welche Schleyer er vor meinem Auge ſinken ließ — und welche Geheimniſſe er mir enthüllte, das darf über dieſe Zunge nicht gehn. Genug, ich erkannte, daß er mehr als Schwärmer war."

„Wie, la Franchi"? rief ich erſtaunt, und wußte nicht, ob ich meinen Sinnen trauen ſollte, „reden Sie im Ernſt?"

„Im allervollkommenſten, Emanuel; aber verzeihen Sie, ich darf mich nicht näher auslaſſen. Er hat mich jetzt verlaſſen, weil er in einem andern Welttheile iſt; aber vielleicht

umschwebt er mich in diesem Augenblicke, und schrecklich würde er den Wortbrüchigen strafen."

„Sie träumen, Graf", sagte ich lächelnd, „oder auch Sie sind und waren das Spiel eines Betrügers, der mir mehr als abgefeimt scheint, weil er es verstand, einen Mann wie Sie zu äffen."

„Diese Sprache befremdet mich nicht", sagte er ruhig, „aber wenigstens jetzt darf ich sie nicht widerlegen. Lassen Sie mich in meiner Geschichte fortfahren, und glauben Sie mit Shakespeare, daß es viel Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich Ihr Compendium nichts träumen läßt." —

„An Nicolsi's Seite lebte ich einige Jahre nur den Wissenschaften und ihrer tieferen Ergründung, als ein neuer merkwürdiger Zufall mich auf lange Zeit um meine Ruhe brachte. Ich gieng eines Abends ins Schauspiel; das Ohngefähr führte mich in eine Loge, in der ich ein Frauenzimmer mit einer ältlichen Dame

fand, die mir auf den erſten Anblik das reizendſte ſchien, welches ich jemals geſehn hatte. Die Pflicht der Höflichkeit erforderte es, ſie zu unterhalten; und hatten mich ihre Reize bezaubert, ſo riß mich jezt der hohe Geiſt, der aus jedem ihrer Worte leuchtete, noch mehr hin. Wie der Vorhang ſank, begleitete ich ſie an ihren Wagen, erfuhr, daß es die Gräfin Albini war, und bat um die Erlaubniß, ihr aufwarten zu dürfen, die mir die Mutter geſtattete. Ich gieng am folgenden Tage zu ihr, kam wieder, ſah ſie endlich täglich, und geſtand es mir ſelbſt, daß ſie mich gefeſſelt habe, und daß ich ſie mit der heiſſeſten Glut der Empfindungen anbetete. Ich entdeckte ihr meine Liebe, hielt um ſie an, ſah mich am Ziele meiner Wünſche, und beſtimmte ſchon den Tag der Vermählung. Seliger Gefühle voll, ſank ich in Nicolſtis Arme, und entdeckte ihm mein Glük. Aber wie entſezte mich ſeine Antwort. „Sie ſtehn an einem Ab-

grunde", sagte er, „den Sie nicht erkennen, weil seine Blumen die jähe Spalte verdecken."

„Wie"? fragte ich bestürzt.

„Glauben Sie meinen Worten", fuhr er fort, „und folgen Sie mir, ehe Sie zu spät bereuen. Welch ein Thor sind Sie, wenn Sie Ihr Glück an ein Weib setzen wollen? Diese Geschöpfe finden ihre Wonne darin, alles in betäubenden Zauberkreisen um sich her zu wirbeln, um es am Ende zertrümmert von sich zu stoßen. Sie sind reich — aus einer angesehenen Familie — beschenkt von der Natur mit Allem, was Ansprüche giebt; welch ein Antrieb für jedes Weib, Sie in ihre Netze zu ziehn! Oder sind Sie verblendet genug, zu glauben, daß Sie um ihrer selbst willen geliebt werden, daß auch dann sie Ihnen ihre Hand reichen würde, wenn Sie, entblößt von allen den Vorzügen des Ranges und des Reichthumes, um Sie würben?"

Ich dachte an Biancas Schwüre, an die

ungekünſtelten Verſicherungen ihrer heiſſen, der Ewigkeit trotzenden Liebe, und antwortete kühn mit einem Ja!

Nicolſti lächelte. „Sie ſind in einem Rauſche", fuhr er fort, „der Sie benebelt, und ich hätte es voraus wiſſen können, daß es zu viel gefordert war, ein ruhiges Urtheil von Ihnen zu verlangen. Glauben Sie darum einmal unbedingt meinem Worte. Ich ſehe weiter, wie Sie, und ich weiß, daß auch Sie dem Schikſal jedes Ehemannes, dem Keiner, oder doch nur Wenige entgehn, wenn die Gelegenheit da iſt, nicht entfliehn werden. Sehn Sie ſie an wie ein reizendes Spielwerk, mit dem Sie den Augenblick ſich kürzen; aber um alles in der Welt willen nicht Ehemann!!"

Indeß wo iſt wohl ein Liebender auf dieſem Erdenrund, der für eine ſolche Sprache ein Ohr hat — nicht unwillig ſich von ſolchen Propheten wendet? Ich ſchauderte wohl ein wenig, wenn ich an ſeine zuverſichtliche Miene

dachte; aber im Arm meiner Geliebten floh jede Wolke bald von meiner Stirne, und schon in wenig Wochen umarmte ich sie als Gattin. Ich hielt mich für den Glücklichsten der Erde; und wenn eine Ehe so dauern und vollenden könnte, wie die meinige begann, so wäre das Paradies selbst im bildlichen Verstande mehr als Fabel.

„Wie"? unterbrach ich ihn — „Sie sind vermählt, la Franchi — und doch sah ich Ihre Gemahlin noch nie?"

Er seufzte. „Ich war es, Emanuel. Selbst zerriß ich gewaltsam diese Bande; aber hören Sie weiter. Worte reichen nicht hin, mein Glück zu beschreiben. Die Stunden verflossen uns in einem himmlischen Rausch; ich war vertieft in meine Seligkeit und ihre Reize; wir zählten jede Minute, damit sie uns nicht zu geschwind verrinnen möchte, und doch zerschmolzen sie unfühlbar in einander. Der klare Bach schien mir ein Sinnbild der Zukunft, ich

sah nur Rosen über ihm blühen, und die Dornen nicht, zwischen denen er sich mühsam hindurchzwang. Ich hatte zwey Jahre, die mir wie Wochen zerflossen, so an ihrer Seite gelebt, als ein Jugendfreund von mir, der Marchese Vignati, von einer Reise ins Ausland zurückkam, und heimisch in meinem Hause wurde. Es war mir nicht lieb, weil ich seinen Charakter nicht ganz liebte; aber ich konnte es nicht ändern, und an die mögliche Untreue meines Weibes, das mich so innig liebte, so ganz in mir lebte, dachte ich auch nicht im Traume. Er war der verschlagenste Hofmann, ein wahres Chamäleon, alle Formen mit gleicher Leichtigkeit wechselnd, und in allen Formen wie neugeboren, mit der gelenkigsten Zunge, mit der nachgiebigsten Einbildungskraft — ein schmeichelhafter Spiegel für jeden, der sich darin zu seinem Behagen fand. Sein ganzer Epicureismus, der sich immer klüglich in den Schranken zu halten verstand, den Ton und Umstände

vorschrieben, trug zum Vergnügen des Ganzen unendlich viel bey. Es war der feinste Wollüstling, den ich jemals gekannt habe; mit der Lust spielend, die sich unter seinen Händen in tausenderley Gestalten schmiegen mußte, aus allen Umständen Freude schöpfend, alle Umstände zur Freude bereitend. Dies alles machte ihn zum Liebling der Weiber. Ohne selbst einen glänzenden Vorrath von Witz zu haben, hatte er sich doch einen künstlichen, durch Studium und Lektüre gesammelt, und er besaß die große Wissenschaft im höchsten Grade, eine beschränkte Anzahl von Ideen auf eine Art auszuputzen und auszubreiten, welche einen wahren Reichthum vermuthen ließ. Tanz, Musik, alles schlug in sein Lieblingsfach ein, und von allen Wissenschaften kannte er die glänzende Oberfläche. Sein Körperbau paßte ganz genau zu dieser Stimmung seines Geistes und seines Herzens. Nichts Athletisches, nichts männlich Starkes und männlich Schönes,

aber desto mehr Üppiges, Schlaues, Verstohlnes. Eine Schlankheit ohne Weibermäßigkeit, ein nie entstandner Wechsel der Leidenschaften, in einem kleinen niedlichen Gesichte, ohne Uebereilung; ich weiß ihn nur einem modernen Alcibiades zu vergleichen. Dieser Mann war von jetzt an unser täglicher und stündlicher Gesellschafter. Seine Gabe der Unterhaltung riß uns hin, und wir waren nur froh, wenn er unsern Zirkel durch seine Launen beseelte. Auf einem Spazierritte begegne ich ihm einst, als seine flüchtigen Renner den leichten Faeton, in dem er sitzt, mit sich fortreissen, und eben einen steilen Berg hinunter fliegen wollen. Ich springe hinzu, eile vom Pferde, ergreife mit starker Hand die Zügel der unbändigen Rosse, und komme gerade früh genug, Pignatin unfehlbar vom Tode zu retten. Er sinkt in meine Arme, nennt mich den Retter seines Lebens, und hängt von diesem Augenblicke an mit einer

Zärtlichkeit an mir, für die keine Worte zu finden sind. Inzwischen trat ich bald darauf eine kurze Reise an; aber schon die wenigen Tage dünkten mir, getrennt von meiner Gattin, zu lange; eine plötzliche Sehnsucht ergriff mich, ich ließ die Pferde halb todt jagen, und kam am frühen Morgen, wie noch Alles schlief, an. Ich wollte durch meine Ankunft kein Geräusch machen, stieg vor dem Thore aus, und gieng zu Fuße nach meiner Wohnung. Alles war auf der Straße noch still, einzelne noch halb Schlaftrunkne schlichen allein vorbey, und an einer Cisterne standen ein Paar Weiber, die emsig mit einander sprachen, und zu meiner Verwunderung laut meinen Namen nannten. Ich schlich mich zur Seite, so daß ich nicht gesehn werden konnte, horchte, und glaubte vom Schlage getroffen zu werden, wie ich die entsetzliche Neuigkeit aus ihrem Gespräche abnahm: Die Kammerfrau meiner Gemahlin habe eben den Marchese Pignati aus dem Hause

gelaſſen. Die Sinne vergiengen mir, ich mußte mich halten, um nicht zu ſinken, und hatte endlich das Aufbieten meiner ganzen Kraft nöthig, um eine kurze Faſſung zu gewinnen. Ich kehrte zurück zu meinem Wagen, und da ich zum Glück von niemand geſehn war, ſo gebot ich den Bedienten Stillſchweigen, und ließ mich in ein nahgelegnes Städtchen fahren, wo ich mit Gefühlen, die kein Sterblicher erräth, umherirrte. So hatte mich das Weib, das ich ſo ungetheilt liebte, wie ihre tauſend Schwüre es mir tauſend und wieder tauſendmal betheuerten, ſo hatte mich dies Weib betrogen, und ein Freund, dem ich das Leben rettete, verführte ſie zum Dank? Es war ſchwärzer, als daß man Worte dafür erfinden könnte.

Wie es Nacht wurde, kehrte ich zurück, ließ meine Dienerſchaft mit der Equipage im nahen Dörfchen, und gieng zu Fuße in die Stadt. Das Haus war offen, und das erſte was ſich meinem Blicke darſtellte, war die Kammerfrau

meiner Gemahlin in der Umarmung eines Lakayen. Sie wollte schreyen, wie sie mich erblickte; allein ich zog den Degen, und schwur ihr mit heiligen Eiden, sie umzubringen, wofern sie nur einen Laut von sich gäbe. Sodann gieng ich in das Zimmer meiner Gemahlin, gefaßt auf das Aergste, und ich bedurfte dieser Fassung. Der matte Schein des Nachtlichts erhellte nur halb die schreckliche Scene, die mich erwartete. In den Armen meines ungetreuen Weibes lag Pignati, sie beyde wiegten sich in süßen Träumen, und sahen, hörten und erwachten nicht eher, als bis der Stahl über ihnen blitzte. „Ermannt euch"! schrie ich wild, und rüttelte sie auf — „ermannt euch, damit ihr nicht unbereitet sterbt!" Ihre flehendsten Bitten, ihre rührendsten Klagen ließen mich unbewegt; ich sah nur die Schwärze des Verraths, und wie die Minute verrann, die ich zur Frist ihnen gab, so sanken sie auch unter meinem Stoß."

„Wie"? rief ich zurückbebend, „la Franchi — es wäre möglich ... Sie sind ...."

„Der Mörder meines Weibes, das frevent= lich mein Glück und meine Ruhe zerstörte — ja. Wie es geschehn war, verschloß ich die Thüre, und gieng zu einem Kaufmann, dem ich meine sämtlichen Besitzungen feil bot, weil ich eine lange Reise ins Ausland anzutreten gesonnen sey. Nicht lange, so wurden wir einig, und, den bedeutenden Verlust nicht achtend, packte ich meine Geldsummen und meine Juweelen zusammen, und verließ mit meiner einzigen Schwester die florentinische Gränze, und bald darauf die Gränze Italiens. Ich suchte meinen Schmerz zu tödten, indem ich den Wissen= schaften allein mich hingab, und Nicelsi hüllte mir jetzt die letzten Dunkel auf. Während sein Geschick ihn nach einer andern Zone rief, irrte ich von einem Winkel Deutschlands in den andern, und kam endlich seit einigen Monaten hieher."

„Und es iſt möglich" — fragte ich ihn, „Sie glauben wirklich im Beſitz verborgener Geheimniſſe zu ſeyn?" ....

„Laſſen Sie uns abbrechen, Emanuel, und verſchonen Sie mich mit Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten darf. Noch einmal — es giebt viel Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen ſich Ihr Compendium nichts träumen läßt!" Er entfernte ſich ſchnell, und ließ mich in ſonderbarer Verwirrung zurück.

Ich wußte ſelbſt nicht, welch ein Urtheil ich über den Grafen fällen ſollte. Auf der einen Seite ſah ich ihn als Mann voll Geiſt und Bildung, mit den liebenswertheſten Talenten, Kenntniſſen die mehr als gewöhnlich und mehr als von der Oberfläche geſchöpft waren — auf der andern verriethen ſeine dunkeln Aeuſſerungen den überſpannten Schwärmer; was er ſagte, ließ ſich durchaus nicht mit der geſunden Vernunft reimen, und ich war zu aufgeklärt, um an das zu glauben, wovon er mich überzeugen wollte. Ich legte ihm offen dieſe Zweifel vor.

„Es giebt Dinge", antwortete er, „die Träume ſcheinen und Wahrheit ſind, und manches Unwahrſcheinliche wird es nur durch beſchränkte Urtheilskraft. Ich könnte Sie überzeugen, aber ich darf es nicht, denn meine

Zunge iſt gebunden, und ich müßte Sie lange prüfen, wenn ich Sie einweihen ſollte."

Ich wurde irre an ihm. Oft hatte ich von Betrügern gehört und geleſen, die ſich unter einer ſchimmernden Maske verbargen; aber ich ſah den Zweck nicht ein, der bey ihm zum Grunde liegen konnte, mich zu täuſchen, und am Ende fieng ich an zu glauben, daß er ſelbſt das Spiel eines Betrügers ſey, der durch kunſtvolle Täuſchungen ihn auf Irrwege geleitet habe. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als daß dieſer Ricolſti ſich ſehn laſſen möge, und ich brannte vor Begierde, ihm ſeine Larve abzureiſſen, und dem Grafen die Hülle von den Augen ſchwinden zu laſſen.

Er war inzwiſchen ein ſo intereſſanter Geſellſchafter, und ſeine Unterhaltung hatte ſo viele Reize für mich, daß ich bald in ſeinem Hauſe heimiſch ward, und jeden Augenblick für nicht genoſſen hielt, in dem ich nicht in ſeiner Geſellſchaft war. Fiametta, ſeine reizende

Schweſter trug viel dazu bey. Es war ein bezauberndes Mädchen. So viel Witz, ſo viel Munterkeit, ſo viel hinreiſſende Laune. Tiefes Gefühl leuchtete aus ihrem Auge, und ſprach aus jedem ihrer Worte; es war unmöglich ſie zu kennen, und ſich nicht an ſie gezogen zu fühlen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ſie mir anfieng theuer zu werden, und ich erſchrack vor mir ſelbſt, wie ich es mir geſtand. Iſt es möglich? fragte ich mich, Julie erfüllte mein ganzes Herz, ich lebte nur in ihr, ich fand meine einzige Seligkeit in meiner Liebe und ihrer Gegenliebe, und jetzt bin ich auf dem Punkte, ihr untreu zu werden? Iſt ſo des Menſchen Herz, daß, was es in einem Augenblick mit neuer Innigkeit umfaßt, der er die Ewigkeit zutraut, er im andern durch einen flüchtigen Eindruck vernichtet? Ich zitterte vor mir ſelbſt; Juliens Geſtalt mit der ganzen Fülle ihrer Reize trat vor mein Auge; ich dachte zurück an die ſeligen

Stunden unſrer Liebe; und wenn das Schickſal gleich Entſagen gebot, wenn gleich jede Hoffnung auf ihren Beſitz mir ganz geraubt war, ich nie glauben durfte, ſie wieder zu ſehn, ſo wollte ich ihr doch meine Treue als ein Heiligthum bewahren.

Ich nahm mir vor, gegen mich ſelbſt zu kämpfen, und ich machte mir laute Vorwürfe daß es des Kampfs bedurfte. Von jetzt an kam ich ſeltner in das Haus des Grafen, und ich fieng an, ſeine Schweſter ängſtlich zu meiden. Sie mußte es bemerken, weil ich es auffallend that, und jetzt gieng eine ſonderbare Veränderung mit ihr vor. Sie wurde ſchwermüthig, einſylbig gegen mich, und doch hieng ihr Auge nicht ſelten verſtohlen mit unendlicher Zärtlichkeit auf mir; aber ſo wie ich den Blick zu ihr wandte, zwang ſie ſich zu einem gleichgültigen Benehmen. Es konnte mir nicht entgehn, daß ſie eine zärtliche Neigung für mich gefaßt hatte, und ich zitterte, wie

ich es bemerkte. Meine Kälte gegen sie schien sie unendlich zu kränken, und konnte ich dies himmlische Wesen betrüben wollen? Ich setzte meine Besuche wieder häufiger fort, aber ich nahm mir vor, nur ruhigen Gleichmuth aus meinen Mienen sprechen zu lassen. Jene vertraulichen Spiele von Einst, jene unschuldigen Freundschaftsbezeugungen nährten ja doch nur die verstohlne Flamme ihrer Brust. Aber wenn wir mit unserm Herzen kämpfen, wann bleibt das Herz wohl nicht Sieger? Ich traf sie einst, als ihre nassen Augen, die sie schnell trocknete, wie ich eintrat, mir verriethen, daß sie geweint habe. Ich fühlte mich heftig ergriffen. Dieses abgehärmte bleiche Gesicht, mit dem vollen Zauber einer tiefgereizten Empfindsamkeit, war nicht dazu gemacht, mich in der Kälte zu erhalten, die ich mitgebracht hatte.

„Sie scheinen so tief bewegt, meine Gräfin", sagte ich unwillkührlich, ohne zu bedenken, wohin dies Gespräch führen könne. —

Sie ſchlug das ſchöne Auge ſchmachtend zu mir hinauf. „Könnte mein Kummer Sie intereſſiren, Emanuel"? fragte ſie mit ſchwankender Stimme.

„Und können Sie zweifeln?"

„Ach Emanuel — ſo iſt der Menſch — was wir wünſchen und was wir hoffen, daran ſind wir immer geneigt zu zweifeln."

„Und darf der Freund", fragte ich unbedachtſam weiter, „darf der Freund den Kummer dieſer ſchönen Seele kennen?"

Ihr Auge füllte ſich aufs Neue mit Thränen. Keine Antwort. Sie ſchwieg.

„Fiametta — iſt es zu kühn, wenn ich auf Ihr Vertrauen Anſpruch mache? Oder iſt es ein Geheimniß — nun wohl dann verzeihen Sie meiner Zudringlichkeit, was ich aus warmem Herzen ſagte."

Ein tiefer Seufzer drängte ſich aus ihrem Buſen.

„Ich bin sehr unglücklich, Emanuel", sagte sie dann leise.

„Unglücklich? O Fiametta, ich fühle, wie kühn ich bin; aber können menschliche Kräfte für Sie wirken, o dann entdecken Sie sich dem Manne, der alles für Sie zu thun bereit ist!"

„Wissen Sie auch, Emanuel, was Sie verlangen? Ach wenn Sie es wüßten, wie sehr würden Sie diese Worte, die Sie vielleicht gedankenlos sagten, bereuen."

„Diese Zweifel", sagte ich, „diese Zweifel bekümmern mich tief!"

„Und wenn Sie mich verachten müßten, Emanuel?"

Ich erröthete, denn ich errieth, was sie halb verschwieg. „O niemals, niemals", sagte ich schnell.

Sie erhob sich in großer Bewegung. „Emanuel", sagte sie dann, und trat vor mich hin, „ich weiß es, ich fühle es — ich bin eine

Verächtliche, die Sie beklagen werden; ich weiß es, daß ich Schranken durchbreche, die geheiligt sind, und niemals übertreten werden dürfen — aber was weiß ein liebendes Herz von den kalten Gesetzen der Etiquette — ich bin in einem Lande geboren, wo das Blut heisser durch die Adern rinnt, wie in diesem verhaßten Himmelsstriche, und ich bin nicht gewohnt Empfindungen zu verbergen, die mich gewaltsam durchbeben!"

Himmel und Erde entschwanden mir in diesem Moment, alle meine Vorsätze sanken; nur ein liebendes Weib sah ich vor mir, nur auf die Stimme meines Herzens hörte ich. Kein Athemzug entfloh meiner Brust; zärtlich und still waren meine Blicke auf sie geheftet.

„Und nun", fuhr sie fort, „warum verberge ich diese Liebe? Nein ich will stolz auf sie seyn! Ja Emanuel" — sie ergriff meine Hand, und sah mir groß und stolz in die Augen — „du bist es, den ich anbete, du bist

für mich der einzige Mann in der Schöpfung! Gehe jetzt hin und verachte mich — ich will einsam weinen!"

Könnte ich die Gefühle beschreiben, die gewaltsam mich ergriffen. Wer ist mit einem schönen anbetungswürdigen Weibe, zu der man sich hingezogen fühlt, in einer solchen Lage gewesen, und folgte nicht den Tönen der Zauberin? Es ist mehr — schon einmal war ich in einer solchen Situation, aber damals war es eine allbekannte Buhlerin, die Gefühle log, von denen das Herz nichts wußte; damals war es eine schaamlose Coquette, und jetzt ein wahrhaft liebendes Weib, geboren in einem Lande, wo man in der Liebe andere Grundsätze hat, wie in dem Clima, in dem sie jetzt lebte.

„O Fiametta", rief ich, und schloß sie in meine Arme. Ich wußte selbst nicht, was ich that. Juliens Gestalt dämmerte zwar vor meinem Auge; aber ich war unbegreiflich schwach, und die lockende Zauberin riß mich hin.

„O Gott", seufzte sie, „wenigstens einen Augenblick war ich glücklich — ich lag an seinem Herzen!" Dann riß sie sich schnell los, und eilte aus dem Zimmer. Mit Empfindungen, deren ich mir selbst nicht bewußt war, starrte ich ihr nach, als der Graf eintrat. Ich bemühte mich ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, um meine innere Unruhe zu verbergen; aber es gelang mir schlecht, und er bemerkte es wohl. Ich las es in seinen Mienen, aber er forschte nicht. „Ich habe eine Bitte an Sie, Emanuel", sagte er endlich.

„Und welche?"

„Sie sind ein Freund unseres Hauses, und ich darf keine Geheimnisse für Sie haben. Sie wissen, welch ein heiteres, oft sogar ausgelassen muthwilliges Geschöpf Fiametta sonst war —"

Ich erröthete, wie er den Namen nannte.

— „Jetzt ist sie mit einemmale verändert. Sie ist traurig, und eine sichtliche Schwermuth

richt aus ihren Blicken. Oft überraſche ich ſie, wenn ſie über ihren Kummer brütet, und verſtohlen weint; aber ſo, wie ich forſche, entwindet ſie ſich mir, und unter Lachen und Scherzen, die aber offenbar gezwungen ſind, ſucht ſie das Geſpräch abzulenken, und ich erfahre nichts. Sie ſind ihr Freund, und oft entdeckt man dieſem, was man dem Bruder verſchweigt. Ich vermuthe irgend ein Geheimniß; aber was es iſt, kann ich nicht errathen."

Meine Wange glühte, kaum daß ich meine Verwirrung verbarg.

„Dringen Sie in ſie, Emanuel", fuhr er fort, „ſich Ihnen zu entdecken. Vielleicht" — in dieſem Augenblicke trat ein Beſuch ein, und ich dankte dem Himmel, von dieſer Folter erlöst zu ſeyn. Ich gieng zu Hauſe, und dachte über die Scene, die ich erlebt hatte, nach. Mit kühler Ueberlegung wollte ich prüfen; aber das Bild der reizenden Fiametta, das ſich immer und unwillkührlich vor meine Augen drangte,

hinderte mich daran. Ich machte mir Vorwürfe über meine Untreue; aber schon fieng ich an, sie mit Sophismen zu beschönigen. War es vielleicht der Triumph der Eigenliebe, von einem so reizenden Mädchen geliebt zu seyn? Wer ergründet das Herz des Menschen, dies ewige Räthsel?

Ich zitterte vor dem Augenblicke, an dem ich Fiametta zum erstenmale wieder sehn würde; denn wie sollte ich mich gegen sie benehmen, und wohin sollte dies alles führen? Hätte ich die Kraft gehabt, mich selbst und genau zu prüfen, so würde schon dieser Umstand mich belehrt haben, daß es nicht eigentliche Liebe sey, die ich für sie empfand; denn die Nähe des Weibes, das man wirklich liebt, sieht man immer und gerne; es ist kein drückendes Gefühl dabey, und Schüchternheit findet nur vor der Verständigung statt. Ich fand sie allein bey ihrer Laute, wie ich am folgenden Abend zu ihr kam. Sie saß auf einem Sofa, das

Instrument war auf ihren Schooß gesunken; die eine Hand stützte und bedeckte den Kopf, die andre lag neben ihr. Da ich ihr unbemerkt ins Zimmer getreten war, und sie mir halb den Rücken zukehrte, so hörte ich sie leise weinen, und sah einige Thränen auf das vor ihr liegende Notenbuch fallen. Ich näherte mich ihr, sie hörte mich nicht. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie, aber sie schien zu einer Bildsäule erstarrt. Endlich sah sie auf, und wie sie mich an ihrer Seite erblickte, wollte sie aufspringen, um in ihr Cabinet zu entfliehen. Aber ich hielt sie, wiewohl noch immer schweigend, auf ihrem Platze fest. Meine Blicke hiengen sehnsüchtig auf der holden Gestalt, die mir reizender wie jemals erschien. Nur in ein leichtes spinnewebnes Nachtgewand war sie gekleidet, das die schönsten Formen mehr andeutete als verbarg; ihre Haare flatterten in regellosen Locken um den weißen Nacken, und ihr Busen schien den leichten Flor, der ihn um-

hüllte, durchbrechen zu wollen, so heftig wogte er. Alle meine Sinne geriethen in Aufruhr. Ach Fiametta! seufzte ich, und umschloß sie inniger.

Sie machte sich endlich sanft los. „Es ist nicht gut, Emanuel", sagte sie leise, „wenn wir uns unsern Empfindungen überlassen. Sie finden mich in einer wehmüthigen Beklemmung; die Arie, die ich sang, war so rührend, so unendlich rührend! Wollen Sie, daß ich sie Ihnen singe"? Sie suchte hierauf in dem Notenbuche umher; aber ich sah es, die rührende Arie war nirgends zu finden. Sie legte es endlich weg und wollte ein ruhiges Gespräch anknüpfen, aber es gelang ihr so wenig wie mir. Ich ergriff ihre Hand und führte sie innig an meine Lippen, wagte sie endlich näher an mich zu ziehen. Sie bog das glühende Gesicht zu mir herab, ihr Auge schwamm in einem flüssigen Feuer, meine Lippen berührten die ihrigen, bald trank sie die Glut meiner Küsse,

und erwiederte sie eben so feurig. Meine Sinne schwanden, und ich fühlte nichts mehr als einen stürmenden Busen an den meinigen gepreßt; zwey heisse Lippen an den meinigen hängen, und meine Wangen von glühenden Thränen genäßt. Ich gieng in einem uferlosen Meere unter — ach! wie klage ich mich jetzt meiner Schwäche an!

Eben wand sie sich erröthend aus meinen Armen; aber erst fieng die Reue an, in mir zu nagen, als der Graf plötzlich eintrat, und erschrocken zurückfuhr, wie er die unzweydeutige Stellung, in der wir waren, bemerkte.

„Was seh ich"? schrie er bebend.

Fiametta bog sich in meine Arme sanft weinend zurück; ich selbst war wie versteinert, kein Laut entfloh meinen Lippen; nur ein unwillkührlicher Ton drängte sich über sie.

„So konnten Sie das Recht der Gastfreundschaft mißbrauchen — so die Schwäche eines schuldlosen Mädchens benutzen — so unser

Glück stören, und unsre Ruhe werden"? fragte er wild. O Fluch über euch Unglückliche! Mit großen Schritten gieng er im Zimmer umher, und suchte sich zu fassen. Er war mir furchtbar in diesen Augenblicken.

Fiametta wand sich aus meinem Arme, und stürzte an seine Brust. „O Verzeihung, Carlos!" rief sie, „Verzeihung! Sey du der Schutzgott unserer Liebe — segne, statt zu zürnen, ein glückliches Paar in uns!"

Seine Miene erheiterte sich zusehends. „Eine Liebe"? fragte er. „Warum verbarg sie sich mir? Bin ich denn ein Tyrann, den du fürchten mußt; ist dein Glück nicht mein einziger Wunsch? O Fiametta, du hast mich tief und doppelt gekränkt"! Sie weinte in seinen Armen, an seiner Brust.

„Aber ich will zu vergessen suchen", fuhr er fort. „Welche Verpflichtungen Sie haben, Emanuel, (indem er sich zu mir wandte) das darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, und ich

hoffe nicht, daß es Ihnen ſchwer dünken wird, ſie zu erfüllen."

Ich fühlte mich in beklemmender Verwirrung. Noch hatte ich nicht leiſe an die Ehe mit ihrem Gefolge gedacht, und jetzt ward ich zu ihr gezwungen. Aber die Vorſtellung war erträglich, und ich fügte mich ohne Thränen.

„Wären Sie nicht der edle liebenswerthe Mann, der Sie ſind", fuhr er fort, „ich geſtehe Ihnen, nicht ohne Kampf würde ich das Vorurtheil der Geburt beſiegen; aber Fiametta liebt Sie, und ich nehme Ihre Tugenden für Ahnen, umarme Sie gerne als Bruder!"

Er umarmte mich zärtlich, Fiametta ſank an meine Bruſt, und ich war in einem Zuſtande der ſeltſamſten Verwirrung. Niemals iſt wohl eine Verlobung ſonderbarer vor ſich gegangen, wie dieſe.

Aber allmählich steckte Fiametta mich mit der Glut ihrer Empfindungen an, und ich fieng an, mit jedem Tage sie lieber zu gewinnen, und allmählich sah ich dem Tage, der mich auf ewig mit ihr verbinden sollte, und der noch einige Wochen hinausgeschoben war, mit Sehnsucht entgegen. Die peinigenden Vorwürfe, die ich mir selbst wegen meiner Untreue an Julien machte, fiengen an, von den Sophismen, mit denen ich sie bestritt, übertäubt zu werden. Ich warf mir ein, daß sie doch für mich verloren, und es wahnsinnig sey, mich selbst zum ewigen Entsagen zu verdammen; aber ich hatte nicht die Kraft, mir zu gestehn, daß diese Liebe für Fiametta auf nichts als Sinnenrausch sich gründete, daß ihre Reize allein mein Auge bestachen, und ich mich über meine Empfindungen selbst betrog. Noch einmal, wie un-

endlich ſchwach iſt der Menſch, und welch ein Räthſel iſt ſein Herz!

Welchen Träumereyen hieng ich von jetzt an nach? Ich hatte mich nach einem friedlichen Ruheplatze, als nach dem höchſten Gut meiner Wünſche geſehnt; hier hatte ich ihn endlich in den Armen der Liebe gefunden. Ich war ſo glücklich, ſo zufrieden — ich wußte nicht mehr, daß noch eine Zukunft ſey; an der Gegenwart feſt gekettet, hielt ich mich an dem erſten Zauber neuer Hoffnungen, wie an einer Gewißheit feſt. Plötzlich war die Vergangenheit nicht mehr da, ich konnte mich nicht mehr auf den kleinſten Unfall derſelben beſinnen; ſchön verbunden im Roſenroth einer unerwarteten überraſchenden Freude, ſchien mir mein ganzes Leben nur in einem ſchimmernden Genuſſe aufgelöst. Immer iſt der letzte Augenblick überſtandner Leiden auch ihr hinreichender Erſatz, ſelbſt eine ſüße Belohnung für ſie; und durch unangenehme Erfahrungen reizbarer und em-

pfänglicher gemacht, reisen wir in den Abwechselungen des Lebens dem Glücke entgegen. Aber, ach! dies alles war wieder nichts als Täuschung; und Dank sey es meinem guten Engel, noch riß mich eine unerwartete Hand vom Abgrunde weg, an dessen Rand ich schwebte, ohne es zu ahnen. Wie war es möglich, daß die Ueberlegung mich so ganz verlassen hatte? Wie unendlich oft hatte ich gelernt, daß nichts ungewisser und trügender ist, als die Grimassen der Weiber; wie unendlich oft hatte ich nicht fehlgegriffen! Ein Spiel dieser Wesen von Jugend auf, ohne Aufhören von ihnen angelockt und getäuscht, hatte dies betrügerische Geschlecht sich doch noch nicht in Kunstgriffen erschöpft, mich von Neuem mißzuleiten. Dies hätte ich ahnen können; doch daß — doch man höre und erstaune!

Es war ein schöner Herbsttag, ich gieng am Arme meiner Verlobten, mit dem Grafen, einen öffentlichen Spaziergang zu besuchen,

und wir giengen im tiefen Gespräch unter den vielen Hunderten, die die Sonne hinausgelockt hatte, umher. „Welch widerliches Gewirre von Menschen", sagte der Graf. „Könnte man einen Blick in ihr Inneres werfen, wie abscheulich würden uns die Menschen erscheinen!"

„Wie das"? fragte ich befremdet.

„Wer treibt sich herum"? fuhr er bitter fort. „Junge Weiber, die ihren Männern liebkosten, um sie zu einem Spaziergange zu bereden, auf dem sie mit ihren Liebhabern zusammentreffen wollen; lüsterne Mädchen, die ihre Umrisse zur Schau tragen, um einen Gatten sich zu erbuhlen; junge Thoren, die den Lustdirnen nachrennen; Kupplerinnen und alte Weiber, die Stoff zu ihren Lästerungen suchen; o ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchen unangenehmen Gefühlen ich in ein solches Gewirre hineinsehe!"

Ich wollte ihm antworten, als ein ältlicher Mann auf uns zukam, der, in tiefem Nach-

denken verſunken, den Blick zur Erde geheftet hielt. Wie er uns nahe war, ſchlug er ihn auf, und blieb ſtehn, indem er den Grafen ſinnend fixirte. So wie dieſer ihn bemerkte, riß er uns ſchnell mit ſich fort, und wollte einen Seitenweg einſchlagen; aber der Alte kam auf ihn zu, trat dicht vor ihn, und ſagte ſehr ernſt: „Finde ich Sie endlich einmal wieder, Herr Graf, Herr Marcheſe — Herr Capitain; oder in welcher Maskue finden Sie für gut, ſich hier zu zeigen?"

„Was wollen Sie"? ſagte der Graf, und ergriff meine Hand. „Kommen Sie, Emanuel; laſſen Sie den Thoren, der in ſeinem Wahnſinn ſich an Unbekannte macht!"

„Wahnſinn"? fuhr der Alte lächelnd fort. „Wer eine ſolche Stirne hat, wie Sie, der ſollte eine beſſere Ausflucht in Bereitſchaft halten. Aber ſieh da — mein ſchönes Täubchen, auch Sie hier? Nehmen Sie ſich in Acht, wenn ich Ihnen rathen ſoll; die Polizey iſt

ſtrenge hier, und Damen Ihres Gelichters werden, wenn ſie ſich auch alle möglichen Titel der Welt geben, ſehr undelicat behandelt, wenn man ihnen auf die Spur kommt."

„Emanuel, kannſt du mich beleidigen laſſen"? rief Fiametta weinend.

„Mein Herr", ſagte ich, indem ich vortrat, „wer giebt Ihnen das Recht, Leute von Stande zu beleidigen? Entfernen Sie ſich, wenn man Sie nicht züchtigen ſoll."

Der Alte ſah mir ruhig ins Geſicht. „Ich beklage Sie", ſagte er kalt, „Sie ſind in den Händen der elendeſten Betrüger. Aber dieſe Leute ſcheinen mich nicht zu kennen; ich muß ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen! Alſo denn Herr Marcheſe, was macht die Caſſe des Banquiers Venturi in Neapel?"

Der Graf erbleichte. „Um des Himmels willen, leiſe doch", ſagte er in beklemmender Angſt. „Die Leute bekommen ein Auge auf uns, was wollen Sie von mir?" Er zog

ihn bey diesen Worten in einen unbesuchten Seitengang, und ich folgte ihm in entsetzlicher Spannung. Was bedeutete dies Alles? Eine schreckliche Ahnung wachte in mir auf.

„Und Sie, meine Dame, war der Lord Derby der letzte junge Mann, den Sie plünderten, nachdem Sie die Oper verließen?"

„Seyn Sie barmherzig, Herr Burchard", flüsterte das schändliche Geschöpf, das mich so namenlos betrogen hatte. — Ich glaubte zu versinken, wie diese Worte über ihre Lippen giengen.

„Sie erkennen mich nun, wie ich sehe. Also denn, was sind Sie hier: Geisterbeschwörer — Adept, oder in welche Larve stecken Sie sich?"

„Haben Sie Mitleid", sagte der enthüllte Betrüger.

„Was hör ich"? rief ich schaudernd. „Was bedeutet dies alles?"

„Nichts mehr und nichts weniger", fuhr der Alte fort, „als daß Sie zwey Betrüger

erstarrt sehn, die einen wahrscheinlich fein angelegten Plan auf Ihr Vermögen hatten. Dieser Herr ist ein Abenteurer aus Venedig, der Sohn eines Kaufmanns, den er bestahl, und dann entlief. In wechselnden Gestalten durchstreift er mit seiner Maitresse, die für seine Schwester gilt, die Welt, und lebt vom Ertrage seiner Täuschungen, die er bewundernswürdig fein einleitet. Gewöhnliche Dummköpfe zieht er mit Geisterbeschwörungen herum, oder spielt den Adepten — Klügeren muß seine Begleiterin zur Angel dienen; und wenn er am vorgesteckten Ziele ist, pflegt er, mit unter allerley Vorwänden entlehnten Summen zu verschwinden. Vielleicht ist er mit Ihnen erst in den ersten Acten. Danken Sie dem Himmel, daß die Entwickelung nun anders beschleunigt ist."

Ich erstarrte.

„Und nun", fuhr der Alte fort — „Sie fühlen, daß Sie in meinen Händen sind. Ich

sollte Sie unschädlich machen; aber ich will Mitleiden mit Ihnen haben, und dem Richter nicht ins Handwerk greifen. Nur eine Bedingung, wenn ich Sie schonen soll."

„Und welche"? fragte der Pseudo-Graf schnell und ängstlich.

„Noch heute verlassen Sie mit diesem Gesindse die Stadt. Findet der Morgen des nächsten Tages Sie hier, so sind Sie ohne Rettung verloren. Fort also — ich mag die Luft, in der ich athme, nicht verpestet sehn!"

Sie verschwanden beyde bey diesen Worten, und ich starrte ihnen, wie vom Schlage gerühret, nach. In einem Romane würde ich eine solche Begebenheit unglaublich gefunden haben, und nun erlebte ich sie selbst. Ein Chaos von Vorstellungen kreuzte sich in mir, ich glaubte zu träumen.

Der Alte weckte mich endlich aus meiner Betäubung. „In welcher Verbindung standen Sie mit diesen Menschen"? fragte er.

„O Himmel"! rief ich — wenig Tage, und dies Geschöpf wäre meine Gattin geworden! Mein Retter, mein Wohlthäter, wie soll ich Ihnen danken?"

„Ist es möglich?... Danken Sie der Vorsehung, daß Sie früh genug gewarnt wurden! Nach der Trauung wäre sie mit der Beute, die sie an sich gerafft haben würde, verschwunden, und Sie wären doppelt unglücklich gewesen, statt daß Sie jetzt einen solchen Verlust, wenn man es so nennen kann, als Ihr höchstes Glück segnen müssen."

„O mein Schutzengel!"

„Nicht mir, der Vorsehung bringen Sie Ihren Dank, die diesen Zufall fügte. Aber wie entstand Ihre Bekanntschaft?"

Ich erzählte ihm alles, und die Mährchen, die der Elende mir aufgeheftet hatte.

„Sehen Sie wohl", unterbrach er mich, als ich die mystischen Aeusserungen des Grafen, und jenen räthselhaften Ricolfi berührte,

..da ſteckte die Schlange zuerſt den Kopf hervor. Hätten Sie dieſe Aeuſſerung begierig aufgegriffen und neugierig geforſcht; hätte er ſie empfänglich gefunden für ſolche gleiſſende Mährchen, ſo würde er bald die Rolle des Adepten übernommen, und Ihnen Geiſter beſchworen haben; aber wie er Sie zu vertraut mit der eigentlichen Würdigung ſolcher Ausgeburten wahnſinniger Schädel fand, erforſchte er ihre ſchwächere Seite, und ſeine Buhlerin muſte Ihre Angel werden. Ich lernte ihn kennen in Neapel, wo er unter dem Namen eines Marcheſe Orlandini ſein Weſen trieb, und einen reichen Banquier auf dem Korne hatte, dem er den Geiſt ſeines Vaters zu beſchwören verſprach, während ſeine Begleiterin, unter dem Namen einer Gräfin della Rocca, einen jungen Engländer plünderte. Ich erkannte ſie leicht als die Betrüger, die ſie waren, ſah wie ſie unter einer Decke ſpielten, und kam ihnen nach manchen Bemühungen auf die Spur. Ich

entlarvte sie; aber leider konnte ich nicht hindern, daß er auf seiner Flucht noch die Casse des Banquiers mit sich nahm. Beyde entkamen den Händen der rächenden Gerechtigkeit, aber die Vorsehung wird sich früher oder später auch an ihnen bewähren."

„Und diesen Menschen wollte ich das Glück meines Lebens vertrauen"? rief ich zurückschaudernd. „O Himmel, so giebt es denn keine Tugend mehr auf Erden, oder sie ist ein Phönix, der in der tiefsten Verborgenheit schlummert?"

„Kein vorschnelles Urtheil", sagte der Alte ernst. „Weil ein Betrüger Sie täuschte, wollen Sie die Menschheit anklagen?"

„Ach, mein Herr", erwiederte ich kläglich, „Sie wissen nicht, welche Fülle bitterer Erfahrungen und schrecklicher Täuschungen mir dies traurige Resultat geben!"

Er sah mich kopfschüttelnd an. „Kommen Sie mit mir", sagte er dann; „die Stimmung,

in der Sie jetzt sind, ist nicht von der Art, daß Sie der Widerlegung empfänglich sind. Aber wenigstens Eine Lehre haben Sie heute erkauft:

„Trauen Sie keiner glänzenden Aussenseite, und prüfen Sie, ehe Sie glauben; dann wird manches Ihrem Auge als Dunstgebilde zerrinnen."

Wir waren indeß in die Stadt zurückgekommen, und ſtanden vor einem Hauſe ſtill, in dem Herr Burchard, ſo hieß mein Begleiter, wohnte. Er lud mich ein, hineinzutreten, und ich folgte ihm mechaniſch.

Die Einrichtung des Hauſes war ſimpel, aber geſchmackvoll. Ein junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren, ſaß an einem Claviere und ſpielte und ſang, ohne uns eintreten zu hören. Stille! Stille! flüſterte Herr Burchard mir zu, und ſtand lauſchend da, bis ſie vollendete. Dann trat er auf ſie zu, und bot ihr die Hand. „Brav, Billy", ſagte er, „recht brav!" Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Meine Tochter", ſagte er, indem er ſich zu mir wandte: „Hier, Billy, ein Fremder!" „Aber der Tauſend, noch habe ich Sie nicht um Ihren Namen gefragt"? Ich nannte mich. „Und ich heiße Burchard", ſagte er, „und

hin — doch davon ein andermal. Es ist etwas höchst Unwichtiges!"

Es währte nicht lange, als wir in ein Gespräch verwickelt waren, und ich sah wohl ein, daß ich einen Mann vor mir hatte, der eine tiefe Weltkenntniß, und eine hohe, mehr als gewöhnliche Bildung, unter einem sehr anspruchlosen einfachen Aeussern verbarg. Es wurde Abend, ehe ich es bemerkte, und ich schied endlich. „Kommen Sie wieder", sagte er freundlich beym Abschied — „offen gesagt, Sie gefallen mir, und ich wünsche, Sie kennen zu lernen." „Mein Schutzengel"! wiederholte ich gerührt, und drückte seine Hand.

Ich hatte mich in meinem Urtheile über ihn nicht betrogen; denn er war der edelste, geistvollste Mann, den ich je kennen gelernt hatte. Die öffentliche Stimme hatte ihn zum Sonderling erklärt; aber alle die ihn kannten, mußten ihn lieben. Die vier großen Lehrmeister der Sterblichen — Menschen, Schicksale, Erfah-

rungen und Welt, hatten ihn in ihre Schule genommen, und Burchard hatte diese Schule benuht. Seine Ansichten waren schlicht, aber sie waren wahr. „Ich bedaure Sie, Emanuel", sagte er, wie ich ihm einst meine traurige Lebensgeschichte erzählte: „Sie sind oft und bitter vom Schicksal in die Schule genommen, **der es konnte nicht anders seyn, Sie mußten unglücklich werden.**"

„Und warum"? fragte ich befremdet.

„Sie waren ein Schwärmer, und sind es vielleicht noch, **der mit sich selbst in ewigen Widersprüchen liegt.** An fruchtlosen Idealen hieng Ihr Herz, und Sie mußten in trauriger Wirklichkeit erwachen, um so lebhafter Sie die Abstände fühlen. Zwar, es ist so viel gesagt über wirkliche und idealische Welt, über die Grenzen von beyden, und den Folgen, die ein Jüngling seinen einsamen Träumen zu leisten hat; man sagt, es sey so manche edle Geburt der Einsamkeit durch Spott erstickt,

und es sey eine so große Frage, in wie ferne der, der bessern Jugend so eigene Hang, sich eine von der wirklichen verschiedene Welt zu bauen, zu tadeln oder zu begünstigen sey, und in wie ferne es gut ist, Jünglingen Ideale und fehlerlose Vorbilder vorzuhalten, um sie in einem anhaltenden Ekel gegen gemeine Eigenschaften zu erhalten, oder jedem das klare kalte Maaß der gewöhnlichen Erfahrung aufzudringen — es ist so viel über dies alles gesagt und gestritten; aber ich halte immer das Letzte für besser, und bey einem prüfenden Blick wird man erkennen, daß es wirklich besser sey."

„Wie"? unterbrach ich ihn lebhaft, „werden Sie nicht so jene wohlthätige Begeisterung in ihm ersticken, aus der alles Große entspringt; und wenn auch an Tausender Herzen das schimmernde Mährchen kalt vorübergeht, sollten sich nicht immer einige finden, die in seinem tiefen Sinne eine Anwendung für die wirkliche Welt, und eine Aufforderung zur Nachahmung erkennen?"

„Verſtehn Sie mich nicht falſch, Emanuel, und hören Sie meine innige Ueberzeugung. Zeige man dem Jüngling, wie die Menſchen um ihn her an Schwäche, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit kränkeln, und wie alles Gute unter dieſen drey böſen Dämonen ſich windet — lehre man ſie kennen die Schwäche, mit ihren Töchtern der Leidenſchaft und Inconſequenz, die Bosheit, und den Eigennutz, dieſe Hyder des Lebens, die die Menſchen in ihrer Herzkammer bewahren, und die mit ihrer Kralle ſie ſo umſpannt, daß ſie für nichts empfänglich ſind wie ihn. So in ſeiner ganzen häßlichen, nackten Wahrheit zeige man ihm das Bild der Welt; und dann, wenn er es geſehn hat, wenn er weiß, was er finden wird, dann flöße man ihm Ekel ein vor niederm Tagewerke; laſſe den Vorſatz ſich in ihm erheben, den Furien nie zu unterliegen; rufe ihn auf, ſich edel zu wappnen gegen die niedrigen Spiele der Menſchen, und laſſe ihn ſich

ſelbſt zurufen, daß wenn auch Edelmuth und Tugend keine Heimath auf Erden haben, ſie in ſeinem Herzen eine finden, eine behalten ſollen! Dann fordere man ihn auf, mit unerſchütterlicher Conſequenz alles aufzuopfern, was ihn lockt, ohne ſeinem Plane zuzuſagen, und mit unerſchütterlicher Conſequenz alles zu verfolgen und zu ergreifen, was ihm entſpricht — fordere ihn auf, ſelbſt Ideal für andre zu werden, aber laſſe ihn nichts ſuchen, was er nicht findet! Sage man ihm ferner, daß es zwar einſt Männer gab, denen der Ruhm im Strahlengewande folgt, deren Schmuck der Dank der Welt iſt, nach deren Bilde er wandeln, an deren Grabe er weinen und erſtarken, und daß an ihrem Beyſpiel er lernen ſoll, wie es ein großes Erbe ſey, auch im Tode nicht vergeſſen zu ſeyn. Sage man ihm auch, daß dies Geſchlecht ausgeſtorben iſt, damit er es nicht mit fruchtloſen Thränen ſuche; aber mache man ihm Muth, an

ihre Stelle zu treten: Dann wird er ſchlaflos in ſeinen Nächten vor dem Bilde dieſer Unſterblichen weilen, und, auch wenn er ihnen nachſtrebt, weinen, der fremden Größe ſo ferne zu ſeyn, weil ſie, wie Feuer der Nacht, in eben dem Grade ſich entfernt, als er ihr nahe zu kommen glaubt. Er wird nicht fühlen, daß er dem Bilde ſeines Herzens folgt; in eigner Größe ſich unbekannt, den Blick auf fremde Thaten allein gerichtet, wird er der Fremdling ſeiner ſelbſt bleiben; **aber das Wachsthum eigener Kräfte wird ſein nie berechneter, um deſto ſicherer Gewinn bleiben.** Mögen Stürme ſeine Bahn dann umgeben, mögen Ruhe und Glück ihm nur die Täuſchungen entfernter Geſtalten ſeyn, er wird es nicht fühlen, nicht achten, nur ſehnſüchtig ſeinen Weg verfolgen."

„Nicht jenen gewöhnlichen Menſchen lehre man ihn gleich werden, denen die Vergangenheit nichts iſt, als ein Traum, den ſie ver-

geſſen, und die die Zukunft nicht kümmert — die nicht forſchen, was ſie ſeyn könnten; die des Stolzes lachen, groß ſeyn zu wollen, und ſich in ihrer dunkeln Kleinheit gefallen, weil das: qui bene latet, bene vivit, ihr Symbol iſt; denen es nicht grollt, wenn der entartete Menſch ſich unter Feſſeln ſchmiegt, und die ſich ſelbſt mit ſchmiegen — die kein Gedanke der Entehrung ihrer Zeit beunruhigt; denen ſinkende Größe ein Spott iſt, ungewöhnliche Thaten ein Mährchen; die den Jammer verfehlter Ehre belachen, wie der Schwan ihre ſumpfige Nahrung ſaugen, über Staub kriechen, und vergehn, wie ſie erwuchſen. Nicht dieſe lehre man ihn lieben in ihrem Streben; aber auch nicht jene, die ein Unerreichbares vor Augen ſehn, ewig ihm nachſchwimmen in zurückwerfenden Wellen, und die mit thörichten Rieſenplänen ſchwanger gehn — die Menſchen wie Sachen behandeln, Alles um ſich her verachten, und ſich ein Gott unter Maulwürfen

dünken. Nicht dieſe, die in ein unempfängliches Jahrhundert verpflanzen wollen, was nur gedeihen konnte in einer Zeit, wo ein ganzes Volk die höchſte Stufe der Bildung erreicht hatte — nicht dieſe thörichten Schwärmer, die mit nichts umher gehn, als Träumen, deren Weſen ſie ein ruhiger Blick lehren müßte; nicht dieſe Fantaſten, die die Welt ein Pygmäengeſchlecht nennen, und doch ſelbſt im Staube kriechen, nicht dieſe — *nein auf einen ruhigen Mittelweg leite man ihn.*"

„Er erkenne, daß der am ſicherſten wirkt, der ſich am wenigſten zeigt."

„Er mache keine hochfliegenden Pläne, die er nie erreichen kann, zu ſeinem Ziele."

„Er ſchaffe nur einen Kreis des Wirkens um ſich, den er ausfüllen kann, und in dem er wahrhaft nützt."

„Er hüte ſich, ſein Zeitalter, deſſen Mißgeſtalten ſeine verſchönernde Einbildungskraft beleidigen, für der Berührung ſeines Geiſtes

nicht werth zu halten. Unnütz verjammern wir in ſeiner Verſpottung ein Leben, das ſeiner Verbeſſerung gehört. Weil wir nicht alles thun können, weil der Schauplatz uns zu eng iſt, und die Zuſchauer zu arm, wollen wir uns gar nicht zeigen. Des Menſchen gefährlichſte Krankheit iſt Verachtung der Zeit und der Menſchen."

„Er bedenke, daß die Menſchheit nie zu dem Ziele allgemeiner Höhe beſtimmt iſt, zu dem ſeine Dichtung ſich erweitert; daß Zeit und Natur dem widerſpricht — daß der Einzelne zwar durch eine glückliche Stimmung in ſich ſelbſt ſeyn kann, was Tauſende nicht ſind; daß es aber ungerecht iſt, dieſe deshalb zu verachten."

„Er hege keine fantaſtiſchen Träume."

„Er liebe Ideale, achte, bewundere ſie — ſuche ſie aber nicht unter Menſchen; denn die Abſtände, auf die er ſtößt, werden ſein Herz verwunden,

und indem er nur das findet, was er nach dem Gange der Natur finden muß, wird er sich betrogen fühlen, ein Feind der Menschen, und ungerecht gegen sie werden."

„Hätten Sie die Wahrheit dieser Worte früher erkannt, Emanuel, würden Sie sich wohl so unglücklich gefühlt haben, wie Sie es thaten — würde nicht manche Ihrer trüben Stunden, in denen die Verfehlung Ihrer Erwartungen und das Verschwinden Ihrer Ideale Sie bekümmerte, gar nicht für Sie gewesen seyn?"

„Hinaus in die Welt muß man", ſagte Herr Burchard, „hinaus in ſie, um zu ſehn. Auch ich habe geſehn — wollen Sie wiſſen Emanuel, was ich ſah?"

„Ich ſah die Menſchen über Wahrheiten ſich ſtreiten, wie über den Geſchmack."

„Ich ſah einige Staubkörner, die man Gold nennt, dem glänzendſten Verſtande, dem edelſten Herzen vorziehn; ſah die Thorheit, auf dem Sitze der Ehre, Jünglingen den Pfad zeigen, auf dem ſie wandeln ſollen, und in allen Ständen ſich Anhänger bilden — ſah Automaten im Geſchmeide ſtrahlen, und die Dummheit geehrt, wenn ſie an eine Stange Gold ſich lehnte."

„Ich ſah wie Geheimniß und Vortheil die ewigen Puppen des Menſchen ſind; wie Vorurtheil ſeine Amme, das Gewiſſen ſeine Ruthe,

Klugheit ſein Irrlicht, und Thorheit ſein Loos iſt."

„Ich ſah, wie die Welt ein Zirkel iſt, in dem ſich Ameiſen mit Strohhalmen abarbeiten, und erfand es als das Klügſte, ſich der Strohhalme ledig zu erhalten, und, wenn man das nicht kann, ſie für das zu nehmen, was ſie ſind, ohne ihnen zu Liebe eine Ameiſe zu werden."

„Ich ſah den Redlichen, der keine Beförderung erſchmeicheln oder erbübeln wollte, dem ſein innerer Richter mehr galt, als ſein äuſſerer, behohnlachen, und die Feinheit des Höflings bewundert, der mit dem Axiom: Was dein Gebieter will, iſt Recht, ſich emporſchwingt."

„Ich ſah die Ehrlichkeit durch boshafte Läſterung, die Liebe zur Gerechtigkeit durch Cabale niedergedrückt, den Betrug durch Rang, Gewaltthaten durch Kriecherey geſichert, und Verfolgung der Rechtſchaffenen als Verdienſt belohnt."

„Ich sah Verächter des Lobenswerthen, eine Secte bilden, welche groben Ton göttlich, Unsinn genialisch, Unverständlichkeit heilige Motiv nannte."

„Ich sah den Egoismus mit der Geldgier und Rangsucht den geheimen Dreybund beschwören, und jeder häuslichen Tugend, jedem patriotischen Gefühle feindselig widerstreben."

„Ich sah wie Männer, die arbeiteten, wo andre müßig um die Musen herhüpften, die lehrten und lernten zugleich, und die ihr ganzes Leben dem Dienste ihres Vaterlandes widmeten, nichts gewinnen, als elende Brosamen, von der Härte an den Hunger um Sclaverey verkauft, weil die Aegide mächtiger Connexion ihnen fehlte, während Dummköpfe, von ihr begünstigt, emporgelüftet wurden."

„Ich sah wie der zu Staub wird, der sich freywillig an ihn verbannt, und wie die edlere Natur in unedlem Beginnen erstickt."

„So ist das Bild der Welt, wie ich es fand,

und ach! wie ſchwer, wie unendlich ſchwer iſt es, ſie zu lieben."

„Ihre Erfahrungen, Herr Burchard", ſagte ich, „ſind feindlich geweſen, wie die meinigen, und über uns beyde ſcheint der Himmel ein ähnliches Schickſal verhängt zu haben. Darf ich die Geſchichte Ihres Lebens kennen?"

„Wollen Sie, daß ſo manche ſchmerzliche Erinnerung mich aufs Neue ergreife? Doch dieſe Tage der Leiden ſind vorbey, ich bin glücklich im Schooß einer heitern Ruhe; hören Sie denn."

„Die Thüre des Lebens iſt in den Händen des Zufalls. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, und die Welt nannte ihn den Beſitzer mehrerer Millionen. Auf allen Meeren kreuzten ſeine Schiffe, und kehrten reich beladen zurück; mit allen Weltgegenden ſtand er in Verkehr, kurz er war ein thätiger Vermehrer ſeines Vermögens. Speculation war ſeine Puppe, mit der er ewig ſpielte, und

Gewinn ſeine Freude. Aber ohnerachtet deſſen war er ein zärtlicher Vater für mich, alles nur mögliche verwandte er auf meine Bildung, und beſchäftigte ſich ſelbſt mit mir, ſo oft es ſeine Zeit erlaubte. Ich dagegen hieng, wie man leicht denken kann, mit unendlicher Liebe an ihm. Der Geiz, der ſich gewöhnlich mit dem Reichthum zu vermählen pflegt, war ihm fremd. Er liebte die Geſellſchaft, und ein Heer von Paraſiten hielt ihn umlagert, die alle ſeine Winke als ein göttliches Gebot anſahn und faſt den Staub von ſeinen Füßen küßten. Da erkannte ich zuerſt, daß die Menſchen dem Golde huldigen, und daß Reichthum der magnetiſche Zauberſtab iſt, der alles an ſich zieht."

„Ich war der einzige Sohn dieſes Mannes, der einmal alle ſeine Schätze beerben ſollte; man kann alſo denken, daß in den Augen dieſer Herren kein liebenswürdigerer, klügerer, angenehmerer Knabe erfunden war, wie ich, und

mit einhelliger Zunge prieſen ſie mich meinem Vater als einen Phönix, wie es weit und breit keinen gäbe.

„Theologie müßte er ſtudieren", ſagte der Hofprediger, der keinen Mittag an unſerer Tafel fehlte, um ſeinen geiſtlichen Bauch zu ründen — der würde ein Licht anzünden!"

„Ein Cäſar iſt in ihm geboren", rief der General Herbert, dem meines Vaters Weine über alles mundeten, „laſſen Sie ihn Dienſte nehmen, Herr Burchard! in vier Jahren iſt er Hauptmann."

„Behüte der Himmel"! rief ein alter Profeſſor, der von meines Vaters Gutherzigkeit eine bedeutende Zulage zu ſeiner kärglichen Beſoldung erhielt, „ein zweyter Juſtinian wird er werden, wenn er die Rechte ſtudiert."

„Nichts da", unterbrach ihn ein Kammerherr, der auf ſeine, unter allen Juden verrufene, Cavalierparole eine Summe nach der andern von meinem Vater entlehnte, „nobili-

tiren lassen Sie sich, und schicken Sie ihn an den Hof; da wird sein Glück erst blühen!"

Mein Vater lächelte zu dem Allen, denn ich war noch nicht viel mehr als Kind; in meinem zwölften Jahre fragte er mich, zu was ich mich in der Zukunft bestimmen wolle, und als ich ihm meinen Wunsch zu studieren äusserte, war er damit zufrieden, und ließ mich sorgfältig auf die Academie vorbereiten. Ich war noch einige Jahre von ihr entfernt, als mein Vater einige äusserst wichtige Speculationen machte, die unerwartet mißlangen, und sein ganzes Vermögen fortrissen, weil er unbegreiflich unvorsichtig gewagt hatte. Fürchterlich traf ihn der erhaltene Schlag, er fiel aufs Krankenbette, und — erstand nicht wieder. Der Concurs ward nach seinem Tode eröffnet, und von allen seinen ungeheuern Reichthümern blieb mir nichts als ein äusserst geringes Capital, welches höchstens für meine Universitätsjahre hinreichte.

Ich tröſtete mich mit den Freunden meines Vaters. Die werden mich nicht verlaſſen, rief ich mir ſelbſt zu, und machte mit dem Kammerherrn den Anfang. Aber heute war er bey Hofe, morgen fand ich ihn nicht zu Hauſe, übermorgen nahm er Medicin, und am Ende ſah ich wohl, daß er für mich nicht zu ſprechen ſey. Um deſto zuverſichtlicher gieng ich zum General; denn nichts ſchien mir natürlicher, als daß er den Cäſar, den er in mir erblicken wollte, mit offenen Armen aufnehmen würde.

„Was will Er"? fuhr er mich an.

Ich äuſſerte ihm meinen Wunſch, als Cadet die Heldenbahn zu betreten, und durch ſeine Protection zu ſteigen.

„Hat Er Geld — iſt Er von Adel?" . . .

„Das nicht; aber" . . . .

„Nun, ſo geh Er zum Teufel!" Nach dieſem Beſcheide, dem ich keineswegs zu folgen geſonnen war, ließ er mich ſtehn, und durch ſeinen Bedienten bedeuten, daß ich hier nichts

mehr zu ſuchen habe. Schon etwas kleinlaut gieng ich zum Profeſſor, der mich zu Juſtinian dem Zweyten prophezeiht hatte, um ihn um ein Stipendium zu erſuchen, welches er zu vergeben hatte. „Man kommt zu ſpät", antwortete er, „und jetzt gehe man, denn man ſtört mich. Sothanes Stipendium iſt bereits von einem würdigen Subject, von meinem hoffnungsvollen Neffen reclamirt." Ich ſtand, wie aus den Wolken gefallen. War es möglich? Dieſe Leute, die von meines Vaters Großmuth einſt gelebt hatten, dieſe vergeſſen die gemeinſte Pflicht der Dankbarkeit? Noch war der Hofprediger übrig. Dies kleine freundliche Männchen, das ſich immer und ſo gerne mit mir beſchäftigte — dieſer, der die lauterſte Moral und Menſchenliebe von der Kanzel predigte, dieſer, dachte ich, wird gewiß für dich ſorgen. „Mein Sohn", antwortete er, als ich ihn bat, durch ſeine geltende Empfehlung mir Unterſtützung zu verſchaffen —

„es iſt vielleicht eine weiſe Fügung des Himmels, daß Ihr arm geworden ſeyd, der ich, ein ſchwacher Menſch, nicht widerſtreben darf. Gehet hin und traget in Demuth. Amen!" So war denn jetzt das Letzte verſchwunden, und mit blutendem Herzen lernte ich, daß die Menſchen es machen, wie die Schwalben, die nur dem Sommer nachziehn.

Man beſtellte indeß eine Vormundſchaft über die geringen Reſte meines Vermögens, und ſandte mich ſelbſt zu einem Landgeiſtlichen, der gegen eine mäßige Vergütung es übernahm, mich zur Academie vorzubereiten. Es war eben kein neidenswerthes Loos, welches mich erwartete, und ich hatte wohl Recht, wenn ich mich meinen ſchmerzlichen Gefühlen überließ. Ich ſollte den Glanz, den ich im väterlichen Hauſe gewohnt war, mit der Aermlichkeit einer abgelegnen Pfarrwohnung vertauſchen, den Umgang meines Vaters mit einem Unbekannten, den ich nie geſehn hatte, und wurde hingebannt

in einen Zirkel, den ich mir als ſehr unliebens-werth dachte. Eben erſt hatte ich angefangen zu debütiren, und ſchon ſank der Vorhang! Heic patria, heic penates! rief ich mir ſelbſt zu, als ich in das Häuschen trat, und eine Thräne, die mir bey der unwillkührlichen Vergleichung verſtohlen entfiel, war die erſte Libation, die ich dem vaterländiſchen Boden brachte, der mich beherbergen ſollte. Was ſoll ich von meinem Aufenthalte dort ſagen? Er war unbedeutend an ſich, und ich übergehe ihn. Nur meine ſogenannten Pflegeeltern will ich berühren."

„Dame Simoni, die Gattin des Pfarrers, war eine wirklich ſchöne Frau, aber ſonſt ziemlich unbedeutend; nicht ganz alltäglich, aber auch nicht beſonders intereſſant, obgleich ſie ſchwatzen konnte, wie die beredteſte aller beredten Baſen. Aber ſie erſetzte, was ihr an Bildung abgieng, durch Häuslichkeit, und ihre Treue gegen ihren Ehemann, war wie es ſchien,

felſenfeſt. Mit heiterm Frohſinn ſuchte ſie jede Wolke von ſeiner Stirne, wenn ſich etwa eine zeigte, zu bannen, und ich lebte lange Zeit der feſten Ueberzeugung, daß ſie ein wirkliches tugendhaftes Weib ſey, bis ein Zufall endlich mir ſie nahm."

„Ich hatte an einem Abend ſpäter wie gewöhnlich gearbeitet, und öffnete das Fenſter um die Nachtigall ſchlagen zu hören. Es war eine ſchöne, aber dunkle Sommernacht; ein ſanfter Regen rauſchte im Gebüſche, und die heimliche Grabesſtille, die umher auf Allem in der Natur verbreitet lag, hob den ſchmetternden Schlag der einſamen nächtlichen Sängerin. Ich horchte, verſunken in ſüße Träume der Rückerinnerung, als ich plötzlich eine menſchliche Geſtalt über eine Umzäunung des Gartens ſteigen ſah, die ſich, leiſe auftretend, dem Hauſe näherte. Mein erſter natürlicher Gedanke fiel auf Diebe, und ich wollte ſchon Lärm machen, als ein glücklicher Zufall mich auf den Gedanken

brachte, erſt den weitern Fortgang des Dinges mit anzuſehn. Die Geſtalt gieng gerade auf ein Zimmer zu, huſtete dreymal leiſe, und eben ſo leiſe öffnete ſich das Fenſter, in das ſie einſtieg. Beym blaſſen Schimmer des Mondes, der ſich durch ein Ohngefähr im geöffneten Fenſter matt ſpiegelte, erkannte ich einen in der Nähe wohnenden Gutsbeſitzer, der nicht ſelten in die Pfarrwohnung kam, und in dem nämlichen Augenblicke erinnerte ich mich, daß die Pfarrerin getrennt von ihrem Manne in dieſem Zimmer ſchlief. Ich erſtarrte. Das Weib, das mit ſo viel Treue an ihrem Manne zu hängen ſchien, dies brach die heiligſte ihrer Pflichten und ſetzte alles, alles aufs Spiel, um eine einzige Minute zu genießen? Aber nur unſre erſten Erfahrungen in jedem Stücke befremden; und wie ich mit dem Gange der Welt vertrauter wurde, erkannte ich öfter, daß die Menſchen Sclaven ihrer Sinnlichkeit ſind, der ſie alles, Ehre, Tugend und Ruf nicht ſelten opfern."

Der Pfarrer selbst, der von diesem Weibe, ohne es zu ahnen, so schrecklich betrogen ward, besaß einen Charakter, dessen eigentliche Gestalt er schlau zu verbergen wußte. Eigentlich war er verschlagen, ränkevoll, heuchlerisch und hinterlistig, lauter Eigenschaften, wie man sie alle Tage an den Dienern des Wortes findet; aber unter einer geheuchelten Sanftmuth und einer unübertreflichen Scheinheiligkeit wußte er sie zu verbergen. Immer schwebte eine strenge Moral auf seinen Lippen; mit hinreissender Beredtsamkeit eiferte er gegen die Thorheiten und Laster der Menschen, und lange hielt ich ihn für einen der achtungswürdigsten Männer, bis ich auch ihn auf dem Wege einst ertappte, auf dem ich seine Frau gefunden hatte, und nun erkannte, daß der Schein trügt."

„Ich gieng indeß auf die Academie, wo man die Weisheit für etliche Goldstücke so wohlfeilen Kaufes ausbietet, und weil die

große Zahl der Renomiſten, Schwärmer, Verſemdnner und Fente, die mich wechſelnd umgaben, mir wenig behagten, ſo machte ich die ernſte Themis zu meiner Vertrauten, lernte mit dem allerangeſtrengteſten Eifer, und gab nur einem einzigen Freunde mich hin, mit dem ich den Bund der allerzärtlichſten Vereinigung beſchwur, und in dem ich das Glück meines Lebens fand. Alles betrieben wir gemeinſchaftlich, und tauſendmal ſchwuren wir uns gegenſeitig, auch in der fernſten Zukunft Freunde zu bleiben, und ewig an einander zu hängen. Ich gieng in meine Vaterſtadt zurück, und ich darf ſagen, daß ich viel gelernt hatte. Begleitet von den ſchmeichelhafteſten Zeugniſſen, in einer Prüfung, die ich beſtand, mit den ehrendſten Lobſprüchen belegt, bewarb ich mich um ein Amt, und ein unwiſſender Dummkopf lief mir den Rang ab, weil die Fittiche hoher Protection ihn lüfteten, während für mich nichts ſprach, wie ich ſelbſt. Schmerzlich machte

ich die Erfahrung, daß Verdienſt nicht entſcheidet, ſondern Gunſt. Unverdroſſen arbeitete ich, jede Gelegenheit benutzte ich, meine Kenntniſſe zu zeigen; aber alles war umſonſt, und ich blieb im Staube, weil kein Mächtiger ein Auge für mich bekam."

„Der Ruf erzählte mir indeß von meinem Freunde und ſeinen ſchnellen und glänzenden Fortſchritten auf der Bahn der Ehrenſtellen. Er hatte die reiche Tochter einer mächtigen Familie geheirathet, und flog mehr auf ſeinem Wege, als er gieng. Zu ihm! rief ich mir ſelbſt zu, zu ihm! Wie froh wird er ſeyn, den lang entbehrten Freund wieder in ſeine Arme zu ſchließen; wie entzückt wird er ſein ganzes Anſehn aufbieten, und allen ſeinen Einfluß benutzen, um ihn mitzuheben. Wie werd' ich ihn finden, dachte ich, und das Herz klopfte mir. Mag das Schickſal alles mir nehmen, läßt es nur ihn mir, nur ihn! „Nur ihn"! wiederholte ich innig, mit himmelwärts ge-

wandtem Blick. Ich kam an in der Reſidenz wo er wohnte, und daß mein erſter Gang zu ihm war, das kann man leicht denken. Ich fand ein prächtiges Haus, eine zahlreiche Dienerſchaft, und alle Umgebungen des Reichthums; aber er, den ich ſuchte, war nicht da. Er ſey am Hofe, hieß es, und mißmuthig gieng ich zurück. Nach drey langen Stunden kam er endlich, und ich flog auf ſein Zimmer. Aber ſchon der erſte Anblick reichte hin, mir zu zeigen, welche Veränderung mit ihm und ſeiner Denkart vorgegangen ſey. Behaglich hingelehnt auf eine ſeidne Ottomane, bewegte er ſich nur etwas, wie ich eintrat.

„O mein theurer, theurer Guſtav"! rief ich gerührt, und flog ihm entgegen. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich wäre eben ſo froh geweſen, hätte ich ihn in einer Strohhütte und in Lumpen gefunden.

„Ey Herr Burchard", antwortete er kalt und gezwungen lächelnd, „welch ein Schickſal führt Sie zu uns?"

Plötzlich hemmte ich meinen Schritt. Was dies Guſtav, dies der Innigſte meiner Freunde, der tauſendmal mit mir die zärtlichſte unzertrennlichſte Freundſchaft beſchworen hatte? Ich träumte wohl. Hatte er für den Rang ſein Herz weggegeben, welchen unglücklichen Tauſch hatte er dann getroffen?

„Guſtav", ſagte ich bedeutend, „biſt du es wirklich?"

Er ſchien es zu überhören. „Setzen Sie ſich, Herr Burchard. Nun wie leben Sie? In welche Sphäre hat Sie der Himmel geſetzt?"

Ich ſchauderte zurück, hatte aber doch die Kraft mich zu verſtellen. „Herr von Humbert", ſagte ich, (dies war ſein Name nach ſeiner Erhebung in den Adelſtand) „ich komme in tiefer Bedrängniß zu Ihnen."

„So?" ſagte er gedehnt.

„Traurige Schickſale haben mich verfolgt, ich weiß nicht wohinaus? Eine Summe von

hundert Thalern kann mich retten — wollen Sie mich zu Ihrem Schuldner annehmen?"

„Wie leid thut es mir, daß Sie in einem Augenblicke kommen, wo ich, unter uns, mit meinen Finanzen vollkommen derangirt bin."

„Diese Kleinigkeit!" sagte ich mit Nachdruck.

„Nicht so sehr, wie Sie vielleicht denken. O dieser aussaugende Aufwand, den man Ehren halber machen muß, es ist zum Rasendwerden!"

„Offenheit gegen Offenheit. Ich bin vollkommen gesunken. Nur einen Winkel Ihres Hauses räumen Sie mir auf einige Tage ein."

„Es thut mir leid, wahrlich es thut mir leid, aber auch nicht ein Winkel ist unbenutzt."

„Ha elende Natter"! rief ich aufgebracht, und eilte fort aus dieser verpesteten Atmosphäre. O diese Menschen! o diese Erfahrungen, sagte ich seufzend mir selbst, und nahm die wichtige Lehre, daß Gefühle falsche Münzen unter den Menschen sind, mit

denen sie sich betrügen, so lange der Eigennutz nicht ins Spiel kommt."

„Durch einen Fleiß, den ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, eisern nennen kann, und durch die glückliche Verfechtung einiger Rechtsstreite, gelang es mir indeß ein spärliches Auskommen zu gewinnen. Zum erstenmale öffnete ich jetzt der Liebe mein Herz. Rosalie ein Mädchen, schön wie die Göttin der Liebe, deren Reize durch eine sanfte Unschuld erhöht waren, gewann mein Herz, und seliger trunken war ich nie, als da ich zum erstenmale vor dem angebeteten Weibe kniete. Der entzückte Jüngling mochte in hingebender Glut vor dem geliebten Wesen vergehn. O! die Wonne des höchsten Genusses ist nichts gegen diesen Moment, mit aller üppigen Blüthe der ahnenden Erwartung, mit allem namenlosen Reiz inniger Empfindung geschmückt. Ein Wink, ein Wort von der Geliebten war mir Gesetz, ich athmete nur für sie, und so ihr

Eigenthum war ich überglücklich. Aber ach! wie kurz war diese Wonne. Ein junger Edelmann aus einem reichen angesehenen Hause sah sie, und liebte sie so stürmisch, daß er alle Rücksichten vergaß, und um ihre Hand warb. Der Glanz blendete sie, ihre Schwüre vergessend ward sie die seine, und mit zerrissnem Herzen lernte ich, daß selbst die heiligsten Empfindungen dem Egoismus aufgeopfert werden."

So lernte ich die Menschen kennen — es ist schwer sie zu lieben, ja man muß sie verachten; aber niemals zeige sich diese Verachtung, denn die Menschen rächen sich fürchterlich, und ihr ganzer Haß verfolgt den, der es wagt, sie aus seinen Werken und Handlungen sprechen zu lassen. Ach! Emanuel, wer Treue und hingebende Liebe unter den Menschen sucht, der ist ein Thor, der nach einem Wunderbilde wallfahrtet, wovon die ganze Welt spricht, ohne es nachweisen zu können. Sucht es, ihr

wenigen Guten, und wenn ihr es nicht findet, wenn Kummer euern Busen, heiße Thränen eure Wangen sengen, dann hebet die Hand gen Himmel, ihn nach das Herz, und schwöret der innige Liebe, die ihr dem Menschen entziehen müßt, treu und ewig der Menschheit!"

Ich bot das glänzende Auge gen Himmel, und drückte ihm leise die Hand.

„So bot der Frühling und der Sommer meines Lebens", fuhr er fort, „einige wenige Augenblicke abgerechnet, nur ein trauriges Bild dar; aber der Herbst und der kommende Winter sollten mich entschädigen. Lächeln Sie nicht, Emanuel; der dritte Act beginnt, wie in einem Roman, mit einem alten Oheim. Ein älterer Bruder meines Vaters, wohnte in einer entfernten Seestadt, und hatte mit diesem die letzten Jahre in bitterer Feindschaft gelebt, aus welchem Grunde er auch von mir seine Hand ganz abzog. Auf seinem Todbette gieng

er in sich, und um das mir unschuldig zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, setzte er mich zu seinem Erben ein. Die Nachricht, ich gestehe es, entlockte mir Thränen der Freude; denn nun konnte ich ja alle Zaubergebilde meiner Wünsche in Wirklichkeit umschaffen. Es befremdete mich nicht zu sehn, wie blitzesschnell alle aufs Neue sich an mich drängten, und, gleich den Schwalben, dem zurückgekehrten Sommer wieder zuflogen; aber ich verachtete sie zu tief, machte mich von allen Verbindungen los, und trat eine Reise durch Frankreich und Italien an. Es war mir, als ob von fernen Bergen her es mich riefe; und so gerne folgte ich dem Rufe der Sehnsucht, eilte hinaus in das Getreibe der Kräfte, in das Feld reicher Erfahrung. Vier Jahre streifte ich umher, und sah viel, weil ich meine Augen hell erhielt; dann kehrte ich zurück, nahm ein Weib, die mich mit ihrem Geschlechte versöhnte, und zog mich, als sie starb, mit meiner ein-

zigen Tochter Billy, in diese verborgene Stille zurück. Thätig wirkte ich, nach dem Maaße meiner Kräfte für das Wohl der Menschen, die mich umgeben, würze die Ruhe durch vorhergehende Arbeit, bin glücklich durch Selbstzufriedenheit, und mache Wissenschaften und bildende Künste, die ich liebe, zu meinen Gefährtinnen durch das Leben. Dies Emanuel, dies heißt den Stein der Weisen finden!"

Mein Auge weilte auf einem reizenden weiblichen Bildniſſe, welches Burchard oft und mit Entzücken betrachtete. Es ſtellte eine ſeiner Jugendfreundinnen dar, die früh geſtorben war, und deren Andenken er noch mit Thränen feierte.

„Haben Sie je eine vollendetere Schönheit geſehn"? fragte er mit leuchtenden Augen. „O und ſie war ſo gut, ſo himmliſch gut!"

„Wirklich"? ſagte ich bitter. „Eine ſeltene Ausnahme, wenn das Schöne auch gut iſt. Wenigſtens bey den Weibern mag es unter Tauſenden einmal zutreffen."

„Ein hartes Urtheil, Emanuel!"

„Aber ein wahres! O dieſe Geſchöpfe, wer hat ſie kennen lernen, wer ſie belauſcht auf ihren tauſend und wieder tauſend Irrgängen, und kann ſie dann noch lieben? Da flattert das Mädchen hin im Gewande der Grazien,

Jugend und Schönheit umtanzen sie; wer sieht die himmlische Gestalt ohne Entzücken? Anbetend wirft der Jüngling sich nieder vor ihrem Altare, Unschuld spricht aus ihren Blicken, lautere Tugend aus jedem ihrer Worte — aber hat er den ersten Götterrausch verschlafen, lassen ihre Reize nun sein Herz leer, und sieht er sich nach den Tugenden um, die ihn dauernder beglücken sollen, ach! dann erkennt er mit Thränen, daß Weiberadel nichts ist, als ein Mährchen, welches der berauschte Dichter in schimmernde Worte hüllt, um Unerfahrne zu blenden."

„Und Sie fühlen nicht, wie ungerecht Sie sind?"

„Ich bin es nicht, wahrlich ich bin es nicht. Werfen Sie, ich bitte Sie, werfen Sie einen Blick hinaus in die Welt. Schon wenn das Mädchen im Flügelkleide tanzt, spielt sie mit der Puppe ihres Geschlechts, der Eitelkeit, und schon als Kind denkt sie daran zu gefallen,

wohl gar zu erobern. Tritt ſie endlich ein in die Zirkel der Welt, ſo übt ſie im Großen, was ſie bisher nur im Kleinen konnte, und erwählet an Männern, was ſie an Knaben verſuchte. „Herrſchend genießen", ſo lautet nun ihr Wahlſpruch, und nach ihm formt ſie ihre Handlungen. Hat ſie mit tauſend Thoren das Spiel ihrer gelogenen Empfindungen durchſpielt, hat ſie Tauſende gelockt, um ihren ſchimmernden Triumphwagen glänzender zu beſpannen, dann denkt ſie endlich daran, daß eine männliche Firma ihr noth thut, ſucht, verwirft, haſcht und umſchlingt endlich. Sind die Flittertage entſchwunden, ſo ſchleppt ſie den armen Gehaſchten hinter ſich her, genießt und erobert von Neuem, bis der Nachſommer ſie endlich erinnert, ſparſamer mit den Blumen zu werden, und mit dem Vorrath zu geizen. Iſt ſie gar in den traurigen Herbſt eingetreten, iſt ſie verblaßt, wie ihre Bänder, und verrunzelt wie die Papilloten, in denen ſie

die sparsamen Ueberreste ihrer grauen Locken zwängt, ist von dem wallenden Busen nichts übrig geblieben, wie eine häßliche Brandstätte, will niemand mehr auf ihre energischen Declamationen von Conservation und schönen Ueberresten hören, und muß sie schaudernd, obwohl sie nie es laut gestehn wird, sich der schrecklichen Ueberzeugung ergeben, daß sie alt geworden ist, dann nimmt sie den Grecourt zur Hand, um zu lehren, was sie nicht mehr üben kann; dann drängt sie sich dem aufblühenden Mädchen zur Führerin, der jungen Frau zur Vertrauten, der alten Matrone zur Bundesgenossin auf, und unterrichtet, verführt, kuppelt und lästert, bis der Tod dem häßlichen Wirken sein Ziel setzt. Ach! und diese Geschöpfe soll man lieben, an diese das Glück seines Lebens setzen?"

„Und dies schwarze Bild, welches nur Schatten und keine Spur von Licht enthält, dies ist die Darstellung Ihrer Ueberzeugungen?"

„Meiner innigſten — ja!"

„Und ſie gründet ſich" .....

„Worauf ſonſt, als auf eine Menge feindlicher Erfahrungen; worauf ſonſt, als auf traurige Reſultate, die bittre Täuſchungen der Weiber mir gaben?"

„Und einzelne Erfahrungen ſollen Ihnen zu einem Maaſſtabe bey einem allgemeinen Urtheil über alle dienen? Würden Sie weniger ungerecht ſeyn, wenn Sie die Menſchen ein Räubergeſchlecht nennten, weil einzelne Böſewichter Sie beraubten? Noch einmal, ſeyn Sie nicht ungerecht. Es iſt wahr, und ſchmerzlich muß ich mit Ihnen darin übereinſtimmen, daß es nur zu viele Weiber giebt, ähnlich denen, die ſie zeichnen; aber wenn Tugend und Würde des Weibes Chimäre iſt, ſo iſt es denn doch die ſchönſte Chimäre, die der Moraliſt unangetaſtet laſſen ſollte, wie den Glauben an die ſinnlichen Freuden der Seligkeit. Und wenn Einzelne unter den Feſſeln der Verdorbenheit

liegen, darf man den Fluch der Verdammniß über Alle sprechen?"

„O Emanuel, Weiberwerth ist ein Kleinod, kostbar und unerreicht an Werth. Ein edles Weib ist die schönste Gabe der Gottheit, und trefflicher wird die Tugend nicht versinnlicht, wie durch sie. Ihre Gewalt ruht auf Unschuld, Herzlichkeit und Einfalt. Sie fesselt durch Liebe, wirkt durch Sanftmuth und Treue, lohnt durch Erwiedrung und Hingeben. Ihr traulicher Blick formt die Welt des Mannes, spornt ihn an, groß in Beruf und Pflicht zu seyn, und was in der Welt mit Mühe und Kampf zu erringen ist, wird durch den Gedanken erleichtert: „Ich habe ein Weib."

„Wenden Sie mir nicht ein, Emanuel, daß es der Guten wenige gebe. Erst fragen Sie, in welcher Schule das Weib verdorben wird, und bedenken Sie, daß alle Verführten, ehe sie durch ihr Beyspiel wieder verführen, zuerst durch Männer verführt wurden, und daß

von allen Seiten diese sie zu umgarnen und zu berücken suchen. Werfen Sie einen Blick auch auf die Rückseite des Bildes. Das Weib, sagen Sie, hascht nach dem Besitz des Mannes, und wenn es ihn errungen hat, läßt es ihn Dornen finden, wo er Rosen ahnte. Aber um wie viel häufiger finden Sie, bey einem Blicke in die Welt, Männer, die unter tausend reizenden Masken die Hand eines Weibes erschleichen, und, wenn sie den Duft der Blume gesogen haben, verachtend sie wegwerfen, wie farblose Blätter, und die ganze Summe ihrer geträumten Seligkeit schwinden lassen? Wer ist dann unglücklicher? das Weib, welches an diesen Einzelnen gebunden ist, ihm ganz sich hingab, ihm alles opferte, und nun so schrecklich getäuscht ward, oder der Mann, der zu tausend andern Blüthen flattert? Kann man sie lasterhaft nennen, wenn sie, um nicht alle Blüthen ihrer Freude verdorren zu lassen, auch ihrerseits ein Auge auf fremde Vorzüge

wirft? Man ſpottet ihres Weſens, und wer verbildet es, als der falſche Sinn eines ſiechen Jahrhunderts? Wer ſpottet ihrer, der nicht in ſeinem Spotte ſich ſelbſt zur Erniedrigung würde? Unrichtig erhöht, oder erniedrigt, hat man ihre Beſtimmung verkannt. Man hat ſie zu untergeordneten Spielwerken gemacht, und ſie rächen ſich durch eine erſchlichene Macht. Man ſpricht von ihrer Schwäche, und doch iſt ſie in ihrer Grundlage nur die ſchöne Individualität einer reizbaren Seele. Man ſpricht von ihrer Eitelkeit, man tadelt ihren Hang zu gefallen, als ob es mit dem Manne, der mit Thaten und Wiſſen prunkt, ein anderes wäre? Und iſt nicht dieſe Neigung zur Anmuth die Seele ihres Charakters, beſteht nicht in ihr dieſe ganze Biegſamkeit, dieſes Anſichhalten, die Wirkung ihrer Reize? Legt ſie nicht in ihr Weſen die Würde, vor der ſchon mancher unedle Antrag zurücktrat; lehrt ſie nicht ſie, ſich ſelbſt achten, und einen Preis auf ihren Bey-

fall seyen? Aus der Abgezogenheit ihrer Jugend, aus der frühen Bestimmtheit eines stillen Lebens, entspringt ihre Stärke. Alles bedroht sie, darum ist alles ihnen bedeutend. Ueberall macht ein engerer Kreis ihnen das Kleinere wichtig. In der schreckbaren Stille des Kommenden drängt ihr Ohr sich nach jedem Laute. Darum ist Vorsicht ihnen näher als Entschlüsse, Wählen näher als Wollen, Erfahrung verwandter als Dichtung; darum das Herz des Einzelnen, seine Neigungen und sein Zweck, die Menschen in ihrer Verschiedenheiten ihnen tiefer erkannt, als der Mensch in seiner allgemeinen Natur. Darum kann ihr Urtheil Männer berichtigend leiten, wenn, kühn im Zutrauen, wie in der Verachtung, der Stolz das ihrige verwirrt. Wer in seiner Kühnheit sie zu beherrschen wähnt, liegt ihnen offen; Furcht bildet ihren Scharfsinn; im Bewußtseyn minderer Kräfte entwickelt sich ihr Verstand."

O Emanuel, ich wiederhole es noch einmal, Weiberwerth iſt ein köſtliches Kleinod; denn auch der glücklichſte Mann war nicht ganz glücklich, den ein tugendhaftes Weib nicht liebte. Mag es wahr ſeyn, daß die Mehrzahl verdorben iſt, und daß man ein gutes Weib nur im Dickicht der Einſamkeit ſuchen darf; aber um dieſer wenigen Edlen willen, die wie eine Gottheit auf Erden wandeln, laſſen Sie uns den übrigen verzeihen, und nachſichtig gegen ihre Fehler ſeyn. Und ſo leicht können wir ja die Verdorbenen in ihrer Verdorbenheit erkennen, um uns vor ihnen zu hüten. Soll ich Ihnen die Arten dieſer häßlichen Gattung ſchildern, um Ihren Blick zu ſchärfen?"

„Was ſoll ich ſagen von den Erſten, denn leider findet man ſie alle Tage — dieſe Weſen ohne Herz, verführend und verführt, auf Träumen genießend, im Fall jubelnd, fremde Ruhe ſiegreich verzehrend. An den Federn ſchon erkennen Sie ſie, wenn Sie nicht blind

ſind. Tritt ſie in den Geſellſchaftsſaal, ſo irren ihre Augen, die ſie wie ein Doppelſtern funkeln läßt, in weiten Kreiſen umher, bis ſie auf einen Einzelnen fallen, der ihr der Eroberung werth ſcheint. Iſt es ihr gelungen, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſo wird aus dem funkelnden Blicke ein ſchmachtender, den ſie nur verſtohlen, aber ſo, daß er es bemerkt, auf ihn heftet. Im Geſpräch ſcheint ſie zerſtreut, und wenn ſie merkt, daß die Blicke Zunder gefangen haben, ſo drängen einzelne Seufzer ihren Buſen; aus den ſchmachtenden Blicken werden dann wieder funkelnde, die ſie aber immer nur kurz fallen läßt und ſchnell wieder ſenkt, damit ſie um ſo electriſcher treffen. Iſt eine zerſtörte Locke wieder herzuſtellen, ſo hält ſie mäuschenſtill; denn ſie weiß wohl, daß niemand das Haar ſchöner Weiber ungeſtraft berührt; es giebt ihr Gelegenheit zum Danke, und ſie weiß wohl, daß ein Druck der Hand oft Funken zu Flammen macht. Sind Kinder

in der Nähe, so wird sie sie aufheben und küssen, und nicht müde werden, sie zu herzen, um den armen Zuschauer in Tantalidenqual schmachten zu lassen. Den Augenblick der Erklärung weiß sie fein und künstlich lange zu verschieben; jede Minute berechnet sie, bis sie endlich selbst zur Belagerung, nicht selten zum Sturme auffordert; aber ihre Gnadenfahne weht nicht einmal die Farbe der Unschuld. Dies Emanuel, sind die Coquetten, und man erkennt sie, wie schon gesagt, an ihren Federn."

„Die zweyte, mit ihnen verwandte Classe ist die, der Frivolen. Nicht auf Eroberung allein, mehr auf Genuß gehn sie aus. Niemals wird man sie anders, als lockend gekleidet sehn; den Busen tragen sie unverschleyert, oder mit einem durchsichtigen Flore nur bedeckt; sie sind abgesagte Feindinnen der Röcke, alle Formen wissen sie zu präsentiren, und am liebsten lassen sie sich in ihrem

Boudoir, im Deshabillé überraschen. Ein sonderbares, aber richtiges Kennzeichen ist, daß ihre Schuhe meistentheils niedergetreten, und ihre Strümpfe an Stellen, wo man es nicht bemerkt, gelöchert sind. Was sie nur können, geben sie dem Publikum von ihren Reizen Preis, und niemals wird man sie eine schmutzige Stelle meiden sehn, weil das Gelegenheit giebt, die schöne Wade zu zeigen. Wer zu ihren Füßen liegt, liegt eine Stunde darauf an ihrer Brust; denn sie sind an Gastfreyheit dem schwärmenden Araber gleich. Wehe dem Jüngling, der sie mit Leidenschaft umfaßt; sie ringt um seine Unschuld mit ihm, und läßt den Schein walten, als ob sie die ihrige an ihn verliere. Zitternd bittet er um Verzeihung, lächelnd gewährt sie sie, und in der nächsten Stunde muß er einem andern weichen. Am gefährlichsten sind sie im Herbst ihres Lebens. Selten kehrt da ein Rendezvous bey ihnen ein, und darum halten sie es fest,

machen aus dem blühenden Manne ein Skelett, und feyern ihren süßesten Triumph, wenn sie einen Jüngling verführen können. Leider ist diese Classe zahlreich, und sie schaffen am häufigsten Verächter der Weiber."

„Nicht so gefährlich, aber unausstehlich sind die Empfindlerinnen. Auch diese kennt man leicht, denn sie verrathen sich durch sich selbst. Auf einsamen Spaziergängen suche sie auf; da wandelt sie mit ihrem Schooßhündchen und pflückt Vergißmeinnicht, oder Abends beym Mondenscheine, wo sie ihr Schnupftuch mit Thränen badet. Zeige ihr ein geknicktes Gänseblümchen und sie wird in elegische Klagen ausströmen; laß sie einen todten Vogel sehen und sie bekommt Verzuckungen; aber führe sie zu einem Bilde menschlichen Elends, laß sie die lebende Leiche eines halb Verhungerten sehn, und sie wird sich nur schaudernd abwenden, ohne an Hülfe zu denken."

„Unerträglicher noch sind die Gelehrten.

Diese Geschöpfe bedenken nicht, daß ihre Größe darin bestehn sollte, des Mannes Größe zu bewundern; daß den Mann zu spielen ihr gefährlichster Traum ist; daß nur der Achtung verdient, der erfüllt was er vermag, und daß jedes Wesen nur in seiner Eigenheit gut seyn kann. Sie bedenken nicht, daß das Weib, wenn es durch Gelehrsamkeit glänzen will, aufhört, Weib zu seyn, und sich doch umsonst bemüht, das zu werden, was es zu scheinen wünscht, weil sie nichts als Bruchstücke auffassen, und alles durch einander werfen. Wehe dem Mann, der sie zur Gefährtin durch das Leben wählt. Mit schaalen Versen, mit platten Abhandlungen wird sie ihn quälen, wenn er nach ihrer Zärtlichkeit sich sehnt; häusliche Geschäfte sind ihr ein Greuel, und ihre Kinder natürlich zu bilden viel zu klein für sie, um sich von den Stelzen ihres Geistes herabzulassen. Am lächerlichsten sind diese Geschöpfe, wenn sie lieben, und dann zu Platos Fahne schwören.

Ihre Intriguen enden allemal wie die gewöhnlicher Weiber. Wenn sie wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so gerne den Schein haben wollen, wenn sie bloß durch ihren Geist fesseln wollen, wozu das ängstliche Bestreben, ihre Reize schimmern zu lassen, was sie aus angebohrnem Instinct nie unterlassen? Wenn man sie sieht, so sollte man glauben, Schönheit sey in ihren Augen allein ein Verdienst, und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie nicht den mindesten Werth darauf setzten."

„Lieber noch, denn ein Unglück ist besser, wie das andere, lasse man sich zu den Einfältigen herab, die man auf den ersten Blick erkennt. Es giebt zwey Classen derselben. Die einen bringen den ganzen Tag mit der Beschäftigung zu, ihr kleines Figürchen zu putzen, und gemeiniglich findet man sie mit allem Flitterstaat der Mode ausstaffirt, weil dies die einzige Göttin ist, der sie fröhnen. In der

Gesellschaft sind sie ganz angenehm, so lange sie stumm sind; aber wenn sie den schönen Mund öffnen, ist ihr Triumph dahin, denn nichts als Plattheiten kommen zum Vorschein. Auf ihrer Toilette findet man auch wohl Bücher und gemeiniglich gar philosophische — aber ausser dem Titel haben sie nichts gelesen, und blos als prunkendes Schaugericht sind sie hingelegt. Die andern haben Küche und Keller zu ihrem Tempel erwählt, prangen gemeiniglich mit einem Schlüsselbunde, und beschränken ihr Studium auf Kochbücher. In der Gesellschaft setzen sie sich zu den alten Basen, die von der theuern Zeit schwatzen, und die Butterpreise verhandeln; und dies sind noch die besten, denn sie wollen nicht mehr scheinen, als sie sind — gute Haushälterinnen.

Die schlimmsten von allen, und noch dazu am schwersten zu erkennen, sind die Megären; denn gemeiniglich geben sie erst in der Ehe Gelegenheit, diesen Namen zu verdienen, wo sie

durch Herrſchſucht, Tyranney und Furienſinn den unglücklichen Mann quälen. Aber dem aufmerkſamen Beobachter verrathen ſie ſich ſchon vorher. Widerſpreche man ihnen einmal bey der unſinnigſten Behauptung, und ſehe, ob ſie nicht in Flammen gerathen. Beobachte man einmal ihr Betragen gegen jüngere Geſchwiſter, belauſche man ſie einmal, ohne daß ſie es merken, in ihrem häuslichen Zirkel, wenn ſie keinen dritten Zuſchauer vermuthen, und ſehe dann, ob ſie nicht die Ehrfurcht gegen ihre Eltern auſſer Augen ſetzen; werfe man einen Blick auf ihr Benehmen gegen Untergebne, und man wird ſie bald erkennen."

„Aber wenn dieſer Aller man auch leider nur zu viele findet, ſo iſt es ungerecht Alle zu verdammen, wo Einzelne fehlen. Suche man in den Weibern keine Engel, denn ſie haben gemeiniglich nichts als ihre Flügel; aber ſchärfe man ſeinen Blick auch nicht, nur

um ihre Verdorbenheit zu ſuchen; habe man ein Auge für ihre Tugenden und ihren Werth. Prüfe man ſie, ehe man ſich ihnen hingiebt, und wenn man von Einer betrogen wird, klage man nicht Alle an. Sollte in dieſen Worten keine Bedeutung für Sie liegen, Emanuel?"

„Sie ſagten mir einmal Emanuel", ſagte Burchard mir einſt, „als ich über das Verfehlen ſo mancher meiner Hoffnungen klagte, Sie ſagten mir einmal, jene Alma, die Sie doch wohl nicht ganz mit Unrecht einen Schwärmer nannte, der für dieſe Welt nicht gemacht ſey, habe ihnen einſt geſagt: „Streiten Sie für keinen, ſelbſt den edelſten Zweck, wenn Sie gewiß ſeyn können, einen vergeblichen Kampf zu kämpfen." Ich an ihrer Stelle würde Ihnen geſagt haben: Machen Sie keine todte Größe zu Ihrem Plan, bey dem nur Ihr Ich zum Grunde liegt."

„Ich glaube es wohl, Emanuel, daß Sie, auch mit Aufopferungen, für das Wohl des Ganzen zu wirken bereit geweſen ſeyn würden; aber fragen Sie ſich ſelbſt, waren es nicht immer mehr die Attribute der

Größe, die Ihnen als glänzendes Ziel in der Ferne leuchteten? Ich mißbillige ihn nicht diesen Ehrgeiz, der zu manchem Großen anspornt; aber gerathener ist es dem Jüngling, sich einen Kreis des Wirkens zu suchen, den er wirklich ausfüllen und in dem er wirklich nützen kann, als, nach stolzen Gigantenplänen, Verbesserer seines Jahrhunderts, Genius seines Volkes, Aufklärer seines Vaterlands werden zu wollen, zu streben. Jener giebt ihm Thaten; diese lassen ihn nichts finden, als fruchtlose Thränen, wenn er erkannt hat, daß Jahre nicht schaffen können, was erst in Jahrhunderten reifen kann."

„Vergleicht euere Kräfte, seht euere Gebrechen, und zieht aus beyden den Schluß, welche Stufe euch gezieme", sagte ein weiser Mann; und wahrlich es ist wenig weiseres in dieser Rücksicht gesagt. So Mancher, der in rastlosem Streben nach Allzuhohem

ſich verzehrte, würde, hätte er ſein Auge auf ſich gerichtet, hätte er erkannt, was er iſt, ſtill geehrt und glücklich ein Leben geendet haben, das er nun mit Spott an die Schwelle der Unſterblichkeit trug. Erſt beobachte man den Menſchen, erſt werde Welterfahrung der Probeſtein, erſt lerne man Zeiten, Macht der Verhältniſſe kennen, daß kein Wahn zum nutzloſen Kampfe verführe."

„Thätig ſeyn wollen? Auch der unruhige Schwachkopf iſt thätig. Dünkel iſt ſein Genius, Träume ſind ſeine Tugend. Aber ſparſam auch in Thaten ſich ſelbſt das viele Vergnügen verſagen, immer wirken zu wollen, das mache den edlen Weiſen, der unter Menſchen, die er zu ſchwach für Wahrheit findet, mit ſtolzer Entſchloſſenheit der Begierde widerſteht, den Sclaven vom Traume zu wecken, dem er ſeine Ketten nicht nehmen kann."

„Und o vor Allem, weg mit jener Hoffarth des Wahnsinns, der die Erde zu beherrschen glaubt, weil er sie in seinen eignen Gestalten verachtet. Lerne man unter Verhältnissen wandeln, lenke man das Ungefähr der Umstände in seinen Gang. Der Mensch bedarf eines Zieles, der Blick dorthin sey sein Leiter; das Wie? entscheide die Möglichkeit jeder Lage, und niemals baue er sich ein Ziel in Wolken."

„Freilich, wer nicht mit Leidenschaft den Gegenstand seiner Wünsche umfaßt, wer kalt und träge an jedem beruhigenden Scheine stille stehn, an jeder Unmöglichkeit zurückgehn, an jedem schmeichelnden Wahn eigener Güte sich befriedigen kann — weg mit ihm, ihm hat die Natur das Erbtheil großer Menschen versagt. Darum wirke man rastlos für edle Zwecke, scheue kein Hinderniß, keinen Kampf; aber man stelle sich kein Ziel auf, dessen Erreichung der Gang der Natur widerstrebt,

und dem man mit kalter Ueberlegung einsehn kann, nie nahe kommen zu können."

„Sie Emanuel, waren in diesem Falle. Mag es gleich Ihre Eigenliebe verwunden, dennoch will ich Ihnen Wahrheit geben. Hätte die Erfüllung Ihrer süßen Träume, Nachruhm zu gewinnen, bewundert zu werden, tönende Titel und Ordenskreuze zu erwerben, Ihnen nicht möglich geschienen, würden dann noch Ihre Pläne reizend für Sie geblieben seyn? Was Sie lockte, schwand, und mit den sinkenden Fantomen Ihres Ehrgeizes erkaltete auch Ihr Eifer. Aber, könnte ich Ihnen einwenden, sähe der edle Mann nur auf Lohn und Folgen, wüßte er nicht, was er seyn kann, wäre die Menschheit nicht sein Bild, würde er handeln? Von ihrer verdunkelten Würde reißt sein heller Verstand die Hülle hinweg, Vorurtheil, einschläfernde Trägheit, muthlose Zweifel, nichts wirkt auf ihn, und in seinem Busen gilt kein Grund der Beruhigung, kein Gemeinspruch, und keine eigene Erhaltung."

„Sie ſind von einem Extrem in das andere verfallen, Emanuel. Mit unerreichbaren Plänen giengen Sie anfangs ſchwanger, und ſchenkten Ihrer unmöglichen Erreichung alle Ihre Kräfte; und nun ermatten Sie thatlos, und ſchenken ſich einer Zurückgezogenheit, in der Sie erſchlaffen müßen. Einſamkeit iſt ein zu hohes Gut, und nur die weichkranke Ueprigkeit thatloſer Seelen will Ruhe. Iſt ſich vergeſſen, ein Schritt näher zur Wahrheit? Was iſt Ihr Wunſch? Glücklich ſeyn. Was iſt Ihr Zuſtand? Schlummer eines viel begehrenden Herzens. Der Augenblick wiegt es ein, ohne es verändert zu haben. Nur Erkennen giebt Heilung, nur Begegnen mit Menſchen und ihren vielfachen Gebrechen und Vermögen Erkenntniß. Handeln iſt alles Wachsthums ewige Bedingung. Wie wollen Sie ſehen, prüfen, wiſſen, entſcheiden, wenn nicht eine feſt beſtimmte Anwendung Ihnen jeder Sache Maaß und Lehre in ihren Beziehungen wird?

„Gehen Sie zurück unter Menſchen, lernen Sie tragen, erforſchen, ſie ſchätzen nach dem Uebel welches ſie nicht thun, und bey ihrer verfehlten Erziehung thun ſollten. Seyn Sie endlich gewiß, daß das Leben einen Werth hat, und Sie werden ihn finden. Der tiefſte Verfall unſrer Vernunft iſt Verachtung derſelben. Denken Sie an die Möglichkeit einer edlern Beſtimmung, und ſie wird Ihnen werden. Des Menſchen Welt liegt in ſeinem Buſen, das Aeuſſere iſt nur der Reiz ihrer Bewegung."

„Noch einmal, Emanuel, ſchaffen Sie ſich einen Kreis, in dem Sie thätig wirken können, und den Sie wirklich ausfüllen, ohne an Ihr Ich dabey allein zu denken; denn Tugend, die nur in Hinſicht auf jetzige oder künftige Glückſeligkeit wirkſam wird, iſt nichts als blendender Eigennutz. Erhielten Sie ſich immer, dies ſtille Leben, das Ihnen jetzt wünſchenswerth ſcheinen mag, ſo würden Sie

dies Glück am Ziele bereuen, und Ihr Geist würde sich mehr in dem Bewußtseyn Ihrer verlebten Tage verlieren, als sich darin gefallen? Ein stiller Fluß der Zeit macht den Augenblick freudig, aber er ermüdet die Stunden; und wenn er sich unveränderlich in dem gleichen Bette erhält, ohne seine Kräfte jemals zu äussern, ohne sich durch ein Hinderniß zu einer verstärkten Thätigkeit auffordern zu lassen, so wird er ein Bild langweiliger Trägheit. Aber wenn Sie mit Mühe und Anstrengung für das Wohl derer, die sie umgeben, so weit es Ihnen möglich ist, wirken, wie ganz anders empfinden Sie dann? Mit Entzücken weilt Ihr Blick auf der Vergangenheit; in ihr sehn Sie jeden Zeittheil durch volles ungeschwächtes Bewußtseyn geadelt, und sehn nur eine Reihe rühmlicher Thaten, die rühmlich bleiben, wenn sie auch nicht schimmern. Dann wird, wenn Ihr Haar einst erbleicht ist, das Andenken an Sie, in

einſamen Stunden oft Sie überraſchen. Noch einmal und reiner werden Sie ſie erleben, und in Ihren eigenen Tugenden werden Sie die Verdorbenheit der Menſchen vergeſſen. Alles wird Erinnerung werden; Alles Wolluſt, immer neu, und immer verändert, wird ſie ſich aus Ihrem Gedächtniß entwickeln."

„Dann nur am Ziele wird ſtille Ruhe Ihnen wohlthun; denn nur dann iſt ſie heilſam und erfreuend, wenn ſie aus Scenen der Kraft ſich entwickelt hat, wenn wir ihr den lieblichen Wiederſchein vorhergeprüften Vermögens geben können, und ſie aus der Vergangenheit einen Spiegel mitbringt, in dem klar und erhebend die gewonnenen Tage vor unſerm Anſchauen vorüberwandeln. Niemand iſt glücklicher, wie der Greis, der weiſe war, und thätig wirkte. In eine Fülle von Befriedigungen ſchaut er an ſeinem Ruhetage, ſeine zufriedne Einbildungskraft malt ihm alle verfloßnen Auftritte wieder.

Das Uebel hat ſich vergeſſen, das Gute iſt übriggeblieben, die Welt iſt ſein Freund, und das ſtille Bewußtſeyn ſeiner nicht vergeblichen Thaten der Kranz ſeiner ſich ſelbſt genügenden Unſterblichkeit."

„Aber wenn, indem Sie ſo wirken, Emanuel, Augenblicke Ihnen erſcheinen, die Ihr Herz mit Unmuth füllen, weil Sie vielleicht fühlen, daß Sie verkannt werden — oder wenn Unzufriedenheit mit den Umgebungen Sie drängt, dann ſuchen Sie die lächelnden Muſen auf, die immer Troſt gewähren; ſuchen Sie einzudringen in den Geiſt ſchöner Künſte. Des Menſchen Innres offenbart ſich Ihnen in dieſen, die Ahnungen einer beſſern Möglichkeit ſind ihr Werk. Der Unruhe des jugendlichen Herzens geben ſie beſtimmtere Geſtalten, und ſeinen Hoffnungen den herrſchenden Sinn alles Schönen. Schönheit und ihre Gefühle ſind es, wo des Menſchen edelſte Kräfte ſich entfalten; Welten jenſeits ſeiner ſelbſt treten

empor; die Dürftigkeit des Nothwendigen entſchwingt ſich mit Schmetterlingsflügeln ſeiner Raupengeſtalt, und drängt ſich an die Würde des Unendlichen in ſeinen Werken. Erſt dann, wenn mit heiterem Sinn der Menſch ſich ihnen hingiebt, erſt dann verräth er, was er vermag, und ſeine Seele ſchöpft Licht am Strahle einer höhern Vernunft."

Innig ergrif mich die Wahrheit ſeiner Worte, und tief fühlte ich ſie. O er hatte wohl recht! Nur Gigantenpläne waren es geweſen, mit denen ſich mein Geiſt beſchäftigt hatte, und von einem hohen Standpunkte zu wirken, war mir, wenn ich aufrichtig gegen mich ſelbſt war, mehr des prahlenden beneideten Nimbus wegen, der ihn umſchimmerte, wünſchenswerth geweſen, als wegen deſſen, was ich wirken wollte. Und ſollte nicht dies der Fall der meiſten Jünglinge ſeyn, die in ſchlafloſen Nächten Bildern des Ehrgeizes nachhängen, und mit Plänen künftiger Größe ſchwanger gehn? O es iſt ein trauriges aber wahres Wort: Nehmt den Lohn, der wirkſamem Streben nach großen Thaten folgt — Ruhm und Ehre, und wenig Großes werden wir noch auf Erden haben. Ich folgte dem Rath meines erfahrnen Freundes, und warf

mich aufs Neue in den Gang öffentlicher Geschäfte; denn was war ich in der letzten Zeit gewesen, als ein Müßiggänger, der seinen Müßiggang mit tönenden Worten vor sich selbst entschuldigte? Einige Rechtsstreite, die ich glücklich verfocht, machten mich bekannt; ich warb um ein öffentliches Amt, und sah mich am Ziele meiner Wünsche. Burkhards Rath begleitete mich, wie ein guter Genius, auf allen meinen Schritten; o hätte dieser edle Greis im ersten Frühling meines Lebens mir zur Seite gestanden!

Ich war eines Tages bey ihm, als er einen Brief erhielt, den er mit vor Freude leuchtenden Augen erbrach, und dann fröhlich rief: Er kommt! er kommt! O Billy, theile mein Entzücken! Er bot ihr den Brief dar, und sie hieng mit einem Freudenruf an seinem Arm.

Und wer ist dieser Ersehnte? fragte ich neugierig.

Eduard, mein geliebter Eduard, mein unaussprechlich geliebter Sohn, sagte er entzückt und drückte meine Hand.

Ihr Sohn? sagten Sie nicht einst, dies schöne Mädchen sey Ihr einziges Kind?

Sie haben Recht. Nicht durch die Bande des Blutes ist er mir verwandt, er ist nur mein Pflegesohn; aber ich liebe ihn so herzlich, wie man ein eigenes Kind lieben kann. Seltsam, daß ich seiner nie gedachte. Aber ich spanne Ihre Neugierde auf die Folter, drum in wenig Worten seine Geschichte. Ich hatte einen Freund, den das Schicksal meines Vaters traf, durch Unglücksfälle sein Vermögen zu verlieren, und in die bitterste Armuth zu gerathen. Er starb, und hinterließ diesen einzigen Sohn, der damals erst eben in die Knabenjahre getreten war. Ich nahm ihn zu mir, gelobte ihm Vater zu seyn, und glaube meinen Schwur gehalten zu haben. Meine einzige Wonne war es, ihn zu bilden,

und süß hat er meine Mühe belohnt. Vor einigen Jahren gieng er auf die Universität, und heute verspricht er mir seinen Besuch. O Emanuel, es ist ein wirklich edler Jüngling. So ein fühlendes treffliches Herz, so empfänglich für Alles Gute und Schöne, so voll Geist und Leben! Nur fürchte ich, daß seine rege Fantasie ihn zu sehr mit sich fortreißt, und daß sein hoher Sinn für alles Schöne ihm Ekel gegen des Lebens Geschäfte eingeflößt hat. Aengstlich suchte ich ihn, dafür zu bewahren, aber es war ein Zug, den ich nie erlöschen konnte. Er ist Dichter, wahre schöne Begeisterung stempelt ihn dazu, und seine ganze Seele lebt nur in Dichtkunst und dem Umgange der Musen. Es wird ihm schwer geworden seyn, der ernsten Themis zu opfern!

Ich harrete seiner Ankunft mit gespannter Neugierde. Er kam, und ich fühlte mich voll Liebe an ihn gezogen, schon wie ich ihn sah;

denn niemals hatte ich einen ſchöneren Jüngling geſehn, in deſſen Geſicht ſich Geiſtes- und Herzensadel deutlicher ſpiegelte. Eine ſüße Schwärmerey ſprach aus ſeinem blauen Auge, ſeine Züge waren bedeutend, und man ereieth beynahe, wenn man ihn ſah, daß er ein Liebling der Muſen war. Burchard flog ihm voll unausſprechlicher Liebe entgegen; Billy bot ihm erröthend und ſchüchtern die Wange dar; es war ein eigentliches Feſt des häuslichen Glückes, welches man feyerte, und der Greis ſchien ſich in ſeinem Liebling zu verjüngen. Das Geſpräch fiel in einem der nächſten Tage auf Eduards Studium, und der Alte fragte lächelnd: Bringſt du der ernſten Göttin gerne deine Opfer?

Aufrichtig, mein Vater, ich fühle mich nicht für ſie gemacht. Findet Juſtinian keine wärmeren Anhänger wie mich, und kann die Welt ohne dieſe nicht ſeyn, ſo bedaure ich ſie.

Burchards Miene wurde finſterer. Ich

hatte das gefürchtet, Eduard, aber nicht erwartet, und nicht geglaubt, daß du meine Erinnerungen über dieſen Punkt überhört haben würdeſt. Ich hätte dir mehr Ueberlegung zugetraut, als daß du die Nebenſache der Hauptſache opfern würdeſt.

Ihr Urtheil ſcheint mir hart, mein Vater. Ich erinnere mich eines Augenblickes, wo Sie mit Begeiſterung von Schönem und Edlem der Dichtkunſt ſprachen.

Was ich ſagte, Eduard, floß aus meiner Ueberzeugung, und ich wiederhole es. Aber kann bey einem ernſten, unbewölkten Blicke dir entgehn, daß ſich beyde Behauptungen vereinigen laſſen *)? Es iſt wahr, nur die

*) Ich habe bey einer Durchſicht des Ganzen ſehr vieles geſtrichen, was in dieſem Abſchnitte enthalten war, und nur dem Auszug aus Manchem hier den Platz gegönnt, weil die vollkommne Entwickelung meiner Anſicht über Dichtkunſt und Dichter mir bey näherer Ueberlegung hier nicht an ihrem Orte ſchien.

Dichter sind es, sie, die man so oft in ihrem Streben belächelt, (aber freilich nur an die besseren denke ich) die am Abgrunde noch das fliehende Daseyn der Tugend zurückhalten, die Vorrechte des Geistes mitten im Taumel der Schwelgerey retten, und einen Theil der Menschen, bey feineren Freuden, gegen das allgemeine Verderben sicherstellen können. Sie sind es, die in den Tagen der Weichlichkeit noch eine erhebende Wärme für das Andenken, für das Bild vormaliger Helden, für den Geist entflohener Zeiten erwecken; sie sind es, die Wohlthaten, Mit-

---

Was man jetzt liest, steht nicht ohne Bedeutung da. Ich werde indeß, was ich zurückbehielt und was ich hier nur andeutete, zu einem Ganzen vereinigt, in einem für sich bestehenden Werke, einst vielleicht so kühn seyn, herauszugeben; wobey man nie vergessen darf, daß ich nur meine Ansicht darstellen wollte.

A. d. R.

leid und edle Menſchlichkeit in ihren Reizen fühlen lehren, ſchlafende Entſchlüſſe entflammen, und die Beſchämung über die Sitten der Zeit erregen können. Darum iſt der ächte Dichter mir ein achtungswerthes Glied des Staates; aber, was der brauſende Jüngling mir auch einwenden mag, nur dann iſt er es vollkommen, wenn er auch im bürgerlichen Kreiſe die Pflichten des Bürgers erfüllt.

Schwer wohl, ich geſtehe es, mag es dem Genie werden, das ſich zum Günſtling der Muſen geweiht und berufen fühlt, aus ſeinen Träumen weg in das wirkliche Leben zu flüchten; aber frage dich, mein Sohn, ob du nicht jenen mehr darum dich hingiebſt, um Auſſendingen zu entkommen, die dir als arg und feindlich erſcheinen? Ob es nicht eine momentane Stimmung für Weichlichkeit iſt, die dich beherrſcht?

Ich will die Forderungen, die der Staat an dich machen darf, thätig zu ſeinem innern

bürgerlichen Wohle mitzuwirken, auf einen Augenblick vergessen, und dich nur an dich selbst erinnern. Ich will dich nicht darauf aufmerksam machen, wie dich dieser fragen könnte, wer dir ein Recht giebt, zu träumen, wo andre handeln, und dich loszusagen von dem ernsten Leben, das alle gefangen hält, im engen Kreise — noch einmal, nur auf dich selbst will ich deuten.

Wer die Flamme göttlicher Begeisterung in seinem Busen lodern fühlt, und einzig sich ihr hingiebt, der, mein Sohn, ist sehr glücklich; aber er ist auch sehr unglücklich. Erhaben über alle Uebrige sich deutend, die er wie gemeine Naturen verspottet, flieht er die Wirklichkeit, und tritt in eine eigne Bahn, in der er allein steht, weil Niemand ihn begreifen und ganz mit ihm fühlen kann. Er ist herausgetreten aus dem Kreise, der die Menschheit umgiebt, die nur das Nützliche will,

weil er allein nach dem Schönen ſtrebt. Er hat Abſchied genommen von jedem Gewöhnlichen; alles Irrdiſche, könnte man ſagen, iſt von ihm gewichen; er hat Abſchied genommen von allem, was den Bürger als ſolchen angeht, und er ſteht allein auf einer einſamen Höhe, in einer Welt, die er ſich ſelbſt ſchuf, und in die Niemand ihm folgen kann. Wenige können in ihr ausdauern; und wehe dem Augenblicke, in dem ſie zuerſt es empfinden; nur das Gefühl der Vernichtung begleitet ſie dann, denn in das bürgerliche Leben können ſie nicht zurücktreten. Du fühlſt, Eduard, daß ich hier nur von den eigentlichen, ſich wahrhaft berufen fühlenden Dichtern rede; denn an die lächerliche Schaar der Uebrigen, die ſich Götter träumen und Zwerge ſind, kann ich nicht denken.

Haſt du dies ganz vorher überlegt, oder waren es immer nur einzelne blendende

Theile, an die du dachteſt, und deren Schimmer dich verführte? Ich muß dich auf eine andere für dich wichtige Bemerkung leiten. Du biſt nicht reich, und wenn du es wäreſt, wie leicht könnte ein Zufall dir alles nehmen? Wie dann dich der ſchrecklichen, für den Dichter doppelt furchtbaren Hyder der Nahrungsſorge entziehn, die den Flug ſeines Geiſtes ganz hemmt und niederſchlägt? Der Gewinn, den die Muſen bieten, iſt ſkarſam und ungewiß. Ich habe die Welt geſehn und Männer gekannt, deren Geiſtesworte ich bewunderte, die aber unter dem Drucke der Armuth ſeufzten, weil ſie über das Schöne das Nüzliche ganz vergeſſen hatten. Darum erwirb dir Kenntniſſe in einem beſtimmten Fache des bürgerlichen Lebens; du wirſt dann doppelt geachtet ſeyn, und immer Zeit behalten, dich deinen Neigungen hinzugeben. Die lächelnden Muſen ſeyen dir freund-

liche Gefährtinnen, aber niemals schenke dich einzig einer Umarmung *).

Hast du im bürgerlichen Leben dann einen bestimmten Wirkungskreis dir gewählt, dann schenke der Welt die Früchte deiner Muße, um, nachdem du für Einzelne wirktest, dich auch dem Dienste der Menschheit zu weihen. Sey aber dann ein strenger Richter deiner selbst; schwöre keiner einzelnen Schule, die nur das preist, was auf ihren Märkten verhandelt wird; folge aber auch nicht dem Schwarme, der anbetend huldigt, ohne zu wissen warum, und der erhebt, weil andere

*) Prägte sich die tiefe Wahrheit dieser Worte doch allen Jünglingen tief, tief ein. Es ist so lockend, so schwer zu widerstreben, aber gewisse, zu spate Reue ereilt den Jüngling, der in schlaffer Weichlichkeit das Streben nach ernsten Wissenschaften für unter sich hält, weil Scheingründe es ihm vorspiegeln, und das Schöne ihm das Leichtere ist.

A. d. V.

früher erhoben. **Das Urtheil der Bessern sey deine Richtschnur, und dein eigenes Gefühl** *).

---

*) Ich kann in Beziehung auf diese Worte nicht umhin, hier eines Ausspruchs des verewigten Schillers zu gedenken, über den ich mich unten erklären werde. „Der Dichter", sagte er, „ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling, oder gar ihr **Günstling** ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Saugling bey Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es **zu erfreun, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen.** Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Wie aber verwahrt sich der Dichter vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil

verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach Glück und Bedürfniß."

Darf, so hätte man den Dichter des Carlos fragen können, darf der Dichter es verschmähen, der Günstling seiner bessern Zeitwelt zu seyn? Darf er endlich gar ihr Urtheil verachten? Verschmähen kann er es, das Idol des Pöbels zu seyn, der ihn gaffend bewundert; verachten darf er das wegwerfende und erhebende Urtheil einer blödsinnigen Menge; aber muß das Urtheil Großer, Einzelner, die ihm gleich, oder über ihm stehen, ihm nicht gewichtvoll bleiben?

A. d. B.

Es entgieng mir nicht, daß die ſanfte liebenswürdige Billy auf Eduard einen tiefen Eindruck machte, und daß der ſchöne Jüngling ſie mit allem Feuer eines jugendlichen Herzens liebte. Auch Burchard, dem ich meine Bemerkungen mittheilte, hatte es früher geſehn, und dieſe Liebe war ſein Entzücken; denn ſie erfüllten, ohne es zu ahnen, den größten ſeiner Wünſche. Das holde Mädchen kam dem Liebenden auf gleichem Wege entgegen. Man ſah es wohl im höheren Pochen ihres jugendlichen Herzens, wenn Eduard zu uns trat; man ſah es wohl aus ihren verſtohlnen Blicken, und man errieth es aus der Schüchternheit, mit der ſie ſich begegneten.

Ich gieng mit Burchard eines Nachmittages in den Garten, als wir ſie in einer Laube ſahen, ohne daß ſie uns bemerken konnte. Eduard hielt ihre Hand gefaßt, die er mit

unaussprechlicher Innigkeit an sein Herz drückte, und schloß sie dann in seine Arme. Es war der heilige schöne Moment, in dem sie zuerst sich ihre Liebe gestanden. „Billy! — Eduard"! dies waren die einzigen Worte, die den Lippen der Glücklichen entflohn, die die ganze Welt um sich her vergassen, und nur ihre Liebe fühlten, nur ihr Glück zu begreifen versuchten. Thränen der Freude glänzten auch in den Augen des Greises. O Gott, sagte er leise, und hob die gefaltenen Hände gen Himmel, laß diese guten Menschen sich immer so glücklich fühlen, wie heute, und laß mich lange Zeuge ihres Glückes seyn! Dann trat er zu ihnen; mit verklärten Augen flog Eduard in seine Arme — doch diese Scene, wo ist ein Bildner, der darstellen kann, was sich nur fühlen läßt?

Das Glück der Liebenden, das ich so ganz zu begreifen im Stande war, riß mich zur höchsten Wehmuth hin; trübe sah ich mit dem

naſſen Auge in die vorüberfliehenden Wolken. Es war Juliens Bild, welches vor meine Seele trat! Alle die ſchönen Augenblicke auf ewig vergangener Tage, in denen ich in ihrer Liebe, in ihren Armen ſo glücklich geweſen war, traten vor mein Auge. Ach! und auf ewig ſollte ſie für mich verlohren ſeyn? In den Armen eines Andern mußte ich ſie wiſſen, und das Gefühl mich peinigen, auf einen Augenblick, in der freilich unfruchtbaren Treue, die ich ihr ſtillſchweigend gelobte, gewankt zu haben! O ihr Glücklichen, ſagte ich mir leiſe, wie ich die Liebenden in der Umarmung ſah; euch lächelt, was mich ewig flieht! Wonne wird jeden Augenblick eures künftigen Lebens bezeichnen, und ich! .... Thränen füllten mein Auge; ich fühlte mich ſehr, ſehr unglücklich!

Burchard bemerkte, was in mir vorgieng und forſchte. Konnte ich ein Geheimniß für den Edeln haben? Ich ſank in ſeine Arme

und vertraute mich ihm. Armer Emanuel, ſagte er, und drückte zärtlich meine Hand. Es war ein ſchweres Opfer, welches Sie der Tugend brachten, als Sie der Geliebten entſagten; aber es muß ſich belohnen durch Ihr Gefühl, und dieſes Gefühl leihe Ihnen Stärke. Hoffen ſie! Einſt wird die Ruhe wieder zurückkehren, in das Herz, dem ſie jetzt fremd iſt! Nur aufgeriſſen iſt die Wunde durch Eduards Glück, welches die Erinnerung in Ihnen weckte; einſt wird ſie heilen — glauben Sie das mir, der ich die Menſchen und die Liebe kenne.

O niemals, niemals! ſeufzte ich. Immer war ſie der Abgott meiner Seele, und in ſtillen Träumen ſtand ſie immer vor meinem Auge. Jener vorüberfliehende Augenblick der Untreue war nur ein kurzer Rauſch, in dem man mich künſtvoll einſchläferte, und aus dem ich früh, mit dem vollen, ja mit dem erhöhten Gefühl meiner Liebe für ſie wieder erwachte!

Eduard reiste indeß zurück, um im ernsten Streben nach Wissenschaft zu seiner Bestimmung sich vorzubereiten, und meine Tage giengen im dumpfen Hinbrüten dahin; denn die alte eingeschlummerte Sehnsucht war wieder wach geworden, und Träume des Glückes, welches ich verloren hatte, wiegten mich. Von einem einsamen Spaziergang zurückkehrend, gieng ich gedankenvoll durch die Stadt, als das Halten eines Wagens in meiner Nähe vor einer Auberge mich zufällig aufmerksam machte. Eine weibliche verschleyerte Gestalt, an der Seite eines ältlichen Mannes, dessen Gesichtszuge ich nicht bemerken konnte, saß darin. Sie stiegen aus, das Frauenzimmer zog den Schleyer vom Hute zurück — und o Himmel! träumte ich — war es ein Blendwerk das mich umgaukelte — es war Julie! Julie — o Himmel! noch in diesem Augenblicke kann ich es nicht fassen, nicht ausdenken, was ich in jenen Momenten fühlte!

Sie gieng in das Haus, und bewußtlos ſtürzte ich ihr nach. Ich wußte ſelbſt nicht was ich that, ich hatte nicht die Kraft zu denken — meine ganze Seele war ein Chaos verworrener Gefühle. Eben war ſie in das Zimmer getreten, in das ich ihr nachflog. Julie, rief ich — Julie! und ſank in ihre Arme. Meine ganze Kraft hatte ſich in dieſen Worten erſchöpft. Emanuel! rief auch ſie, in dem nämlichen Augenblicke mich inniger an ſich drückend, mit dem Tone der zärtlichſten Liebe und unausſprechlichen Ueberraſchung. O großer Moment! Die ganze Welt ſchwand vor meinem Blicke — in ſeliger Betäubung war ich wie vernichtet. Hätten die Donner des Weltgerichts gerauſcht, ich hätte ſie nicht gehört, und wäre in ihren Armen leblos verſunken!

O ewige Vorsehung! es ist wahr, das letzte ausgestandner Leiden ist auch ihr genügendster Ersatz. Hätte ich durch Jahre voll Kummer, durch eine Lebenszeit voll Gram diesen Augenblick zu erkaufen gewußt, welches Opfer hätte ich nicht lächelnd gebracht? Und jetzt, da ich es nicht ahnte, nicht fernher ahnte, jetzt ward es mir! Ich hebe mein Auge gen Himmel; diese Thränen bezeichnen den Dank, den meine Lippe nicht stammeln kann!

Der Geheimerath, der stumm und überrascht Zeuge gewesen war, weckte uns aus unsrer Betäubung. Hätte ich die Kraft gehabt, etwas ausser Julien zu denken, ich würde gezittert haben vor ihm, weil ich nicht wußte, in welcher traurigen Schule des Schicksals sein Stolz gebrochen war. Sein Anblick weckte die Erinnerung an die Vergangenheit

zuerſt wieder in mir. Und der Graf? fragte ich bebend.

Er iſt nicht mehr! ſeufzte Julie. Der edelſte, der großmüthigſte aller Menſchen, er iſt nicht mehr. Er war edler noch wie du, Emanuel. O Gott, und du konnteſt deine Julie verlaſſen?

Ich glaubte zu träumen. Welche wunderbaren, welche unbegreiflichen Erſcheinungen! Jetzt da die Beſinnung allmählich zu mir zurückkehrte, jetzt fieng ich an, es ganz zu fühlen. O um deiner Liebe willen, rief ich, löſe mir dies Räthſel!

Was wir Ihnen ſagen können, Emanuel, erwiederte der Geheimerath an ihrer Stelle, iſt nichts als Erzählung einer traurigen Leidensgeſchichte. Tage der Freude ſind nicht bey uns eingekehrt, ſeit Sie uns verließen. Wie Sie fort waren, überließ ſich Julie einem wilden Schmerz. Die Urſache Ihrer Entfernung blieb mir nicht lange Geheimniß,

und wenn ſie mir, ich geſtehe es aber ihres Grundes wegen, gleich erwünſcht war, ſo konnte ich doch nicht umhin, das Gewicht Ihres Edelmuthes in ſeinem ganzen Umfange zu fühlen. Mit dem ehrerbietigſten Schweigen ehrte der Graf indeß Juliens Kummer. Aus ſeinen Mienen ſprach, nach wie vor, die allerzärtlichſte Liebe; aber ſcheu und ängſtlich gebot er ſeiner Lippe Schweigen, kein Wort verrieth die Gefühle ſeines Herzens; was entfernt der Ueberredung ähnlich ſah, wollte er vermeiden. Ich ſah ſein ſtilles Leiden, und beſchloß es zu enden. Wie er einſt neben Julien ſtand, ergriff ich ihre Hände, legte ſie zuſammen und ſagte: So erfülle ich den Wunſch Ihres Herzens! Albi, — Julie muß Sie achten, aus dieſer Achtung wird einſt Liebe werden; ich hoffe es, ich weiß es. Julie wurde bleich und ſank ohnmächtig zurück. Wie ſie erwachte, trat der Graf zu ihr hin und ſagte: Was mich als freywilliges Geſchenk

unendlich beglücken würde, kann mir als Opfer nicht theuer seyn. Lassen Sie die Ruhe in Ihr Herz zurückkehren, Julie. Nicht durch Ihr Unglück will ich mein Glück begründen. Mit gebrochnem Herzen, aber auf ewig entsage ich Ihnen. Möge es einst einen Augenblick für Sie geben, in dem Sie im Arm Ihres Emanuels glücklich sind. — Über diese freywillige Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen, drückte schwer ihn nieder. Am Tage vorher, ehe er von uns scheiden wollte, ward er gefährlich krank; er starb, und noch vor seinem Tode verlangte er mein Gelübde, Julien einst in Ihre Arme zu legen. Seine großmüthige Bitte, der Gram meines Kindes, das nur durch diese Hoffnung vielleicht mir erhalten werden konnte — Ihr Edelmuth, der Gedanke, daß Sie der Retter meines Lebens waren — o Emanuel, konnte ich anders als den Schwur leisten?

O waltende Vorsehung! rief ich gerührt,

wie unendlich belohnst du mich für alle Tage des Kummers!

Sein Tod schien eine Quelle unglücklicher Ereignisse für uns geöfnet zu haben. Mein Sohn hieng sich an eine Buhlerin, mit der er ungeheure Summen verschwendete, und die er endlich gar zu seiner Gattin machte. — Meine Gemahlin starb, und nach ihrem Tode war ich gezwungen, mich in einen Prozeß wegen des Besitzes ihrer Güter einzulassen, den ich verlohr, und der mich in die unglücklichste aller Lagen brachte. Nur wenige Reste meines Vermögens sind gerettet. Gebeugt, niedergeschlagen bin ich hierher gekommen, um die Hülfe eines entfernten Verwandten, der in dieser Gegend lebt, in Anspruch zu nehmen.

Lassen Sie mich Sohn im Sinne des Wortes seyn, rief ich bewegt — o mein Vater! dann wird es des Sohnes süßeste Pflicht seyn, Alles, Alles für den geliebten Vater zu thun. Wohl mir daß ich es kann!

Der Geheimerath ſank in meine Arme, und legte dann Julien an meine Bruſt. Mit ſüßen Thränen der Freude, mit namenloſer Wonne verlobten wir unſere Hände, wie unſere Herzen ſo lange es geweſen waren. Welche Zunge ſpricht mein Glück, welcher Sterbliche kann es faſſen? Ihr Wenigen, die ihr es fühlen könnt — traulich biete ich euch die Hand!

* * *

Ich beſchließe mein Tagebuch, denn eine neue Welt geht mir auf. Soll ich es enden, wie einen ſchaalen Roman? O wer errath nicht, was ich noch ſagen kann? Wohl Ihnen, ſagte Burchard, wie ich Julien zu ſeiner väterlichen Umarmung führte, und wohl mir! Wohl mir! rief lauter mein Herz nach!

Ich habe meine Vermählung auf zwey Jahre hinausgeſetzt, um an einem Tage mit Eduard und Billy das ſchöne Feſt der Ver-

einigung zu feyern. So wünſcht es der Greis, und konnte ich ihm die Bitte verſagen? Glücklich werden durch ein gutes Weib — wirken in einem kleinen aber nützlichen Kreiſe, in der lächelnden Muſen Arm des Lebens kleine Kümmerniſſe vergeſſen, o welche goldene Zukunft! Die ganze Welt möchte ich an mein ausgeſöhntes Herz drücken. Setzt mir für dieſen Preis alle eure Schätze hin, ihr Könige der Erde, und lächelnd will ich das Beſſere bewahren.

Neue Verlagsbücher
von Orell, Füßli und Compagnie in Zürich,
zur Jubilate-Meſſe 1807.

Anthologie, lyrische; herausgegeben von Friedr. Matthisson. 19r und 20r Theil.

Und als Fortsetzung derselben

— — — epigrammatische; herausgegeben von J. C. F. Haug und J. C. Weisser. 1r u. 2r Theil. 12. auf Schreibpr. und Velinpr.

Brun, Friederike, geb. Münter, Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien, in den Jahren 1801, 1802, 1803. nebst Anhang vom Jahr 1805. 1r Bd. 8.

— dasselbe — auf Velinpapier.

Buchholz, Carl August, Emanuels Lehrjahre; oder des Lebens Ansichten; ein psychologischer Roman. 2 Theile. 8.

— dasselbe — auf Velinpapier.

Entomologie, helvetische; oder Verzeichniss von Schweizerinsekten, nach einer neuen Methode geordnet. 2r Bd. gr. 8. mit illum. Kupfern, auf engl. Velinpapier.

— dieselbe — auf holländ. Papier.

Entomologie, helvetique, ou Catalogue des Insectes de la Suisse, rangée d'après une nouvelle Methode, avec fig. color. Vol. II. gr 8. sur papier velin.

— le même — sur papier d'Hollande.

Fuslins, J. R., Künstlerlexikon ꝛc. 2n Theils 3r Abschnitt fol.

Haug, J. C. F., epigramamtische Spiele. 12.

Hes, J., Lehre, Thaten u. Schicksale unsers Herrn, von verschiednen Seiten beleuchtet. 2 Thle. 8.

Hess, J. R., Früchte einsamer Stunden, Bilder in abgebrochenen Linien. gr. 8.

Jacobi, J. G., samtliche Schriften. 1r Thl. mit dem Portrait des Verfassers. 8.

— dieselben — auf Velinpapier.

Meyer, J. H., die Gegend von Goldau, vor und nach dem Bergfall, am 2 Sept. 1806, mit zwey radirten Blattern und 1 Erklarungstafel. gr. 4.

Relation succincte de l'écroulement de la montagne au dessus de Goldau, Canton de Schwyz, le 2 Sept. 1806. avec 2 Gravures et une feuille d'explication.

— le même — figures coloriées.